This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

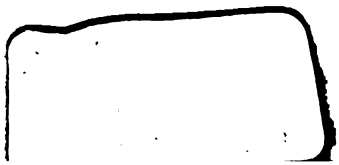
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

C57
Per. 3977 d. 179/1



es Lateinischen in der Schule und
s XVIII. Jahrhundert hindurch in
ner, oder ob allgemeine Apathie
, genug das nationale Leben und
ienen in einen Schlaf verfallen zu
n, wenn es überhaupt noch mög-
nd langsam erfolgen konnte. Doch
te fortwährend den Patriotismus,
rten die zahlreichen Schriftsteller
n weniger zahlreichen protestanti-
rteien, im dogmatischen und poli-
ermüdet, ihre vom Hauche des
abgestumpften polemischen Waffen
einander in gleicher Gesinnung auf
d es wäre schwer zu sagen, ob ein
her war. Diese patriotische Gesin-
hende Apathie mehr und mehr ver-
Wissenschaft und Kunst stets mehr
Eisdecke, welche auf dem nationalen
r lagerte, durchbrechen. Und dies
tzten Decennium des vorigen Jahr-
mit dem revolutionären und napo-
814 jedes andere Streben in den

h in Ungarn die schöne Literatur
weckend, stärkend und verbreitend.
um so mehr die schöne Literatur
testen Zeiten, selbst unter der inten-
hen, immer fortbestanden hatte und
hervorragende Geister gepflegt wor-
Freude, sowohl die Trauer um die
nung auf eine bessere Zukunft kann
es singen. An die schöne Literatur
issenschaft an, denn Sprache und
ssen. Und hatte auch schon früher

LITERARISCHE

BERICHTE

UNGARN

PAUL HUNFALVY

LITERARISCHE

BERICHTE

AUS

UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN, DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT, DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN, SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY

ORD. MITGL. DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BUDAPEST, CORR. MITGL. DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN UND DER FINNISCHEN LITERATUR-GESELLSCHAFT ZU HELSINGFORS, EHRENMITGLIED DER GELEHRTEN ESTHNISCHEN GESELLSCHAFT ZU DORPAT UND DER SOCIÉTÉ DE PHILOLOGIE ZU PARIS.

BUDAPEST.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

1877.

EINLEITUNG.

Die Geschichte erzählt uns, dass am 6. Julius 1436 zu Iglau in Mähren die Compactaten, d. h. die Vereinbarungspunkte, welche das Concil von Basel den Hussiten zugestanden hatte, lateinisch, böhmisch, deutsch und ungarisch verkündet wurden. Wir haben auch eine ungarische Uebersetzung der vier Evangelien, welche 1466 zu Tatros in der Moldau abgeschrieben, wenn nicht verfertigt worden ist, und mehrere Bücher des Alten Testamentes aus derselben Zeit. Von Mähren bis in die Moldau war also damals die ungarische Zunge hörbar. Dies ist aber nur *ein* Moment jener Zeit; das zweite und wichtigere Moment war und ist, dass das Christenthum und seine Ideen überall in der Landessprache zum Volke reden mussten, wenn sie in sein Inneres eindringen wollten. Wie gross auch die Herrschaft der lateinischen Sprache durch das ganze Mittelalter in dem zur occidentalischen Kirche gehörenden Europa war, diese Herrschaft hatte sich doch nur des äusseren politischen und kirchlichen Lebens bemächtigt; auch die lateinische Wissenschaft, als ein Schmuck des äusserlichen Lebens, blieb den Völkern ziemlich fremd. Sowohl Leid als Freude, sowohl die Trauer um die Vergangenheit, als auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft konnten überall nur in der Sprache des Volkes singen. Lateinische Dichter, wie Janus Pannonius († 1472) oder Joannes Bocatius (circa 1590-1612) konnten auf das Volk selbst keinen Eindruck machen. Trotzdem war die Herrschaft des Lateinischen in Ungarn ausschliesslicher, als irgendwo in Europa, so dass Galeoti, der Hofgelehrte des Matthias Corvinus, sagen konnte: Die Deutschen, Böhmen, Polen schreiben wohl

meistens lateinisch, aber manchmal doch auch in ihrer Muttersprache; Ungarn schreibt allein in der ganzen Christenheit nur in lateinischer Sprache. Und doch, fügt er hinzu, hat das Ungarische nicht so verschiedene Dialecte wie das Italienische, wo der Edelmann den Bauer und der Neapolitaner den Toscaner nicht versteht; im Gegentheil, hier in Ungarn verstehen Alle einander. — Wie gross aber auch die Herrschaft des Lateinischen in Ungarn gewesen sein mag: je lebhafter das innere Leben sich äusserte, um so mächtigere Knospen trieb die vaterländische Sprache schon im XV. Jahrhundert, bis endlich das XVI. die Fesseln löste, welche das lateinische Mittelalter so fest um die occidentalischen Nationen geschmiedet hatte. Allein die Wissenschaft als solche, so weit sie unter den Gelehrten verkehrte, blieb auch im XVI. und XVII. Jahrhundert noch lateinisch, und zwar wieder in Ungarn ausschliesslicher als anderswo. Mit grossem Schmerze machte Johann Apátzai Tsere die Entdeckung, dass die Ungarn hinter den Franzosen, Engländern, Belgiern und anderen Nationen in den Wissenschaften deswegen so weit zurückbleiben, weil sie diese nicht in ihrer Muttersprache lernen können, und er fasste, um diesem grossen Uebelstande in etwas abzuhelfen, den Entschluss, eine Encyklopädie der Wissenschaften in ungarischer Sprache zu schreiben, was er auch ausführte. Seine ungarische Encyklopädie wurde 1653 zu Utrecht gedruckt. Es ist aber schwer gegen Vorurtheile und Gewohnheit zu kämpfen; Apátzai's Eifer hatte keinen Erfolg, auch schon deshalb nicht, weil sein Wirken als Lehrer in Alba-Julia (Weissenburg) und Kolozsvár (Klausenburg) nur kurze Zeit dauerte (er starb 1659). Selbst Benkő (in seiner Transsilvania sive Magnus Transsilvaniae Principatus II. Vindobonae, 1778. Seite 272) hatte noch keine bessere Anerkennung für ihn, als folgende: «Apátzai behandelte in Kürze alle Wissenschaften in ungarischer Sprache und bildete sogar die Kunstausdrücke in derselben; der gute Mann wollte damit das Eis brechen zum leichtern Schöpfen der Kenntnisse!» Das Eis war aber überhaupt sehr dick über dem wissenschaftlichen Leben, nicht nur zu Apátzai's, sondern auch noch ein Jahrhundert später, zu Benkő's

Zeiten. Ob nun die Herrschaft des Lateinischen in der Schule und im öffentlichen Leben, welche das XVIII. Jahrhundert hindurch in Ungarn grösser war als je vorher, oder ob allgemeine Apathie jenes Eis vermehrte und stärkte, genug das nationale Leben und die ungarische Wissenschaft schienen in einen Schlaf verfallen zu sein, aus welchem das Erwachen, wenn es überhaupt noch möglich, jedenfalls nur sehr spät und langsam erfolgen konnte. Doch die lateinische Literatur nährte fortwährend den Patriotismus, und in dieser Hinsicht wetteiferten die zahlreichen Schriftsteller des katholischen Clerus mit den weniger zahlreichen protestantischen Autoren. Als beide Parteien, im dogmatischen und politisch-hierarchischen Kampfe ermüdet, ihre vom Hauche des Humanismus erweichten und abgestumpften polemischen Waffen ruhen liessen: begegneten sie einander in gleicher Gesinnung auf dem Felde der Geschichte, und es wäre schwer zu sagen, ob ein Bél oder ein Pray patriotischer war. Diese patriotische Gesinnung musste aber die herrschende Apathie mehr und mehr verbannen und das Interesse für Wissenschaft und Kunst stets mehr erwärmen, folglich auch die Eisdecke, welche auf dem nationalen Leben wirklich oder scheinbar lagerte, durchbrechen. Und dies geschah denn auch seit dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, obwohl die Kriege mit dem revolutionären und napoleonischen Frankreich bis 1814 jedes andere Streben in den Hintergrund drängten.

Wie überall, so ging auch in Ungarn die schöne Literatur voran, den nationalen Geist erweckend, stärkend und verbreitend. Diese Rolle musste bei uns um so mehr die schöne Literatur übernehmen, weil sie seit den ältesten Zeiten, selbst unter der intensivsten Herrschaft des Lateinischen, immer fortbestanden hatte und von Epoche zu Epoche durch hervorragende Geister gepflegt worden war. Denn sowohl Leid als Freude, sowohl die Trauer um die Vergangenheit als auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kann ja nur in der Sprache des Volkes singen. An die schöne Literatur lehnte sich zuerst die Sprachwissenschaft an, denn Sprache und Poesie sind untrennbare Genossen. Und hatte auch schon früher

das gemeine Leben nicht aller Kenntnisse entbehren können, die ihm ebenfalls in ungarischer Sprache zugeführt werden mussten: so begann nun der nationale Geist seine Ansprüche auch an die eigentliche Wissenschaft zu machen. Was 1653 APÁTZAI so lebhaft gefühlt hatte, der Nachtheil, dass man zu den Wissenschaften nur ausschliesslich auf dem Wege des Lateinischen gelangen konnte, musste in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts um so schmerzlicher empfunden werden, je isolirter damals die lateinisch-ungarische Wissenschaft bereits in Europa dastand, und je weniger sie in dieser ihrer Vereinzelung an den Riesenfortschritten der nächsten Nachbarn theilnehmen konnte. So lange die Wissenchaft wenigstens in Deutschland von den Lehrstühlen der Universitäten in lateinischem Gewande gelehrt wurde, so lange hatte das Latinisiren in Ungarn noch einige Berechtigung; nachdem aber die Wissenschaft auch dort national geworden, — anderswo, in Italien, Frankreich, England, war dieser Umschwung bereits früher eingetreten — erschien das lateinische Dociren in Ungarn nur noch als ein europäisches Curiosum. Für Ungarn war aber dieses Curiosum höchst gefährlich, denn es verhinderte dessen Theilnahme an der europäischen Entwickelung. Ungarn liegt zu sehr an der Heerstrasse der welthistorischen Begebenheiten, als dass es sich von der allgemeinen europäischen Entwickelung, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen, ferne halten könnte; es muss mitthun, oder die Begebenheiten schreiten über dasselbe hinweg. Nicht nur LESSING, GOETHE, SCHILLER, sondern auch KANT, FICHTE, ja sogar auch die Mathematik und die Naturwissenschaften hatten für das latinisirte Ungarn nicht existirt. Aber das nationale Ungarn konnte und musste von ihnen lernen; es konnte und musste sie zuerst nachahmen, um später Aehnliches zu leisten wie sie, wenn sich dazu hinlänglich Geschick und Geist fände.

Und es war dies eigentlich gar nichts Neues für Ungarn, welches, trotzdem dass es durch die österreichischen Provinzen vom Occident ferne gehalten wurde, mit diesem so zu sagen in ununterbrochenem Verkehr gestanden hatte. Das protestantische Ungarn —

und zwar nicht nur der evangelische, sondern auch, und sogar noch mehr, der reformirte Theil desselben — sandte seit der Reformation seine Jünglinge und Männer, die zunächst für den Dienst der Kirche bestimmt doch im Allgemeinen der Wissenschaft huldigten, nach Deutschland und noch mehr nach Holland und in die reformirte Schweiz ; auch England blieb nicht unberührt. Wir haben ja eben hier bereits erwähnt, dass die erste ungarische Encyklopädie der Wissenschaften in Utrecht gedruckt wurde. Als man bei uns MILTON'S *Paradise lost*, FENELON'S *Télémaque*, VOLTAIRE'S *Henriade* u. s. w. in Prosa oder Versen in's Ungarische übersetzte, war gewiss der geistige Verkehr zwischen unserem Lande und dem Occident grösser und inniger, als zwischen diesem und den österreichischen Provinzen, in denen die Gegenreformation vollkommen durchgedrungen war. Der Glanz des heutigen deutsch-wissenschaftlichen Wien lässt das Wien des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht in seinem wahren historischen Lichte erscheinen; die Gegenwart täuscht uns über die Vergangenheit. Wenn nun Ungarn sich mehr an die deutsche Literatur hielt, so that die «Hungaria rediviva» nur das, was sie bei den veränderten europäischen Umständen thun musste. Allein auch so blieb die englische, die französische Literatur nicht ausgeschlossen; beide sind gewiss heutzutage bei uns mehr bekannt, als sie es im vorigen Jahrhunderte gewesen. Die nationale ungarische Wissenschaft, wie nahe ihr auch die deutsche stehen mag, ignorirt doch die älteren europäischen Literaturen nicht. Denn neben dem allgemeinen grossen Verkehr, welcher im heutigen Europa stattfindet, und neben der grossen Reiselust, welche namentlich auch in Ungarn fast über Gebühr herrscht, senden die Reformirten und die Unitarier noch immer Jünglinge nach England und Schottland, von denen Mancher daselbst nicht ohne Frucht für sein späteres Wirken studirt. Es ist wohl keine übertriebene Behauptung, dass Ungarn das Ausland vielleicht unter allen Ländern Europas am besten kennt.

Aber eben so gewiss kennt das Ausland Ungarn nicht. So lange die Sprache der Wissenschaft im ganzen katholischen und

protestantischen Europa, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch auf den gelehrten Kathedern noch lateinisch war, stand der unvermeidlichen europäischen Solidarität kein Hinderniss im Wege. Was NEWTON, LEIBNITZ lateinisch schrieben, das konnte der Sprache wegen überall verstanden werden, wo die Schule lateinisch sprach; und umgekehrt, ein ungarischer NEWTON oder LEIBNITZ, in welch immer verjüngtem Massstab gedacht, hätte auch von dem grossen NEWTON und LEIBNITZ verstanden werden können. Heute findet diese Reciprocität nicht statt. Wir in Ungarn verstehen *vielleicht*, was die englische, französische, deutsche Literatur Vorzügliches erzeugt, aber unsere Erzeugnisse, welchen Werth sie immer haben mögen, werden in England, Frankreich, Deutschland *gewiss nicht* verstanden.

In dieser Hinsicht zeigen alle literarischen Perioden der Menschheit eine gewisse Gleichheit. Der Grieche schien kein Interesse an dem zu finden, was die barbarischen Völker dachten und schrieben; ebenso wenig kümmerte sich der Römer um das geistige Leben derjenigen Völker, welche er besiegte oder nicht besiegte, wenigstens lesen wir nirgends von JULIUS CAESAR, dass er die keltische, oder von TACITUS, dass er die germanische Sprache hätte kennen wollen. Aber schon die Römer studirten das Griechische, die Griechen jedoch glaubten nicht das Römische studiren zu müssen. In dem neuern Europa schien die italienische, die spanische Literatur der andern europäischen Literaturen entbehren zu können, die Engländer studirten aber schon sowohl das Italienische als auch das Spanische. Wiederum die Engländer schienen eine Weile des Französischen, und die Franzosen des Englischen entrathen zu können; bald jedoch kamen sie zu dem Bewusstsein, dass sie von einander Vieles zu lernen haben. Aber beide, Engländer und Franzosen, kümmerten sich lange Zeit nicht um die deutsche Literatur, bis sich diese endlich so hoch emporschwang, dass es für Jene unmöglich ward sie ohne eigenen grossen Schaden noch länger zu ignoriren. Die ungarische Literatur ist weit entfernt von der Vermessenheit zu glauben, dass sie je eine solche europäische Wichtigkeit erlangen werde, welche das Ausland veran-

lassen müsste, sich mit dem Medium derselben, der ungarischen Sprache bekannt zu machen, um unmittelbar zu ihr zu gelangen. Giebt es doch des Lesens- und Lernenswerthen so viel, dass schon eine oberflächliche Uebersicht der ungeheuern Masse die Spannkraft des einzelnen Geistes weit übersteigt. Und dennoch, wenn es wahr ist, — was kaum geläugnet werden kann — dass eine Solidarität aller, um so mehr der gesitteten Völker auf dem ganzen Erdball besteht, so muss die Solidarität der europäischen Völker um so grösser sein, je mehr sie mit einander verkehren. Ungarn aber und die ungarische Nation liegen so zu sagen im Herzen Europa's, an den Ufern der mittleren Donau, welche von jeher die Heerstrasse aus dem Orient in den Occident gebildet hat. Die Entwicklung und die Fortschritte Ungarns und der ungarischen Nation können demnach dem übrigen Europa nicht gleichgiltig sein; somit darf auch die ungarische Literatur auf das Interesse des Auslandes Anspruch machen.

Vor einigen Jahren äusserte der französische Gelehrte RENAN, der correspondirendes Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften ist, sein Bedauern darüber, dass er die Bücher, die er von der Akademie zugeschickt bekommt, nicht verstehe, und sein Bedauern brach in Unwillen darüber aus, dass auch solche Nationen, wie die ungarische, eine wissenschaftliche Literatur zu erzeugen wagen. Diese Nationen mögen in ihren besondern Idiomen wohl Lieder singen, Märchen und Erzählungen zur eigenen Unterhaltung schreiben, ja sogar ihre Sprache wissenschaftlich behandeln, allein die eigentlichen Wissenschaften sollten sie mit ihren Idiomen unberührt lassen, und vielmehr, wenn sie wissenschaftlich etwas zu leisten vermögen, dies in einer der drei Weltsprachen, der deutschen, französischen oder englischen thun. — Das ist der gewöhnliche Egoismus des Mächtigeren, der wohl die Rücksicht des Schwächern für sich in Anspruch nimmt, selbst aber keine Rücksicht für diesen haben zu müssen wähnt. Es wollen aber Alle leben und wachsen. Und sie thun dies zuerst für sich selbst, um ihr Bestehen zu sichern; sind sie aber erwachsen, so übernehmen sie auch die Pflichten, welche aus der Existenz eines

jeden physischen oder moralischen Individuums mit Nothwendigkeit entspringen. Jede Literatur muss Alles anstreben, was dem menschlichen Geiste erstrebbar ist. Damit bethätigt sie nicht nur das Recht ihrer Existenz, sondern sie erfüllt auch die Pflicht, welche die Solidarität allen europäischen Nationen, grossen wie kleinen, auferlegt. Können wir auch den Unwillen RENAN's, den Andere vielleicht ebenfalls theilen, nicht billigen, so wollen wir mit den «Literarischen Berichten aus Ungarn» dennoch auch diesen möglichst entwaffnen. Wir finden aber, dass selbst aus dem Unwillen RENAN's ein Interesse an den Erzeugnissen unserer Literatur hervorleuchtet.

Und ein solches Interesse ist auch in anderer, wohlwollenderer Form schon zu wiederholten Malen zu Tage getreten. Man wünscht genauere Kunde über Ungarn und über dessen geistige Bestrebungen zu erhalten. Dieser Wunsch wurde insbesondere durch die beiden internationalen Congresse, den der europäischen Statistiker und den der Archäologen und Anthropologen, welche im September 1876 in Budapest tagten, ausgesprochen. Das lebhafte Verlangen nach hinreichender Belehrung über die ungarische Literatur und das gesammte geistige Leben der Nation, welchem Genüge zu leisten wir bis zur Stunde unterlassen haben, klang fast wie ein Tadel; und wir fühlen selbst, dass wir diesen Tadel verdienen. Die Nichterfüllung dieser Pflicht gegen das Ausland war zugleich ein uns selbst zugefügtes Unrecht.

Denn wenn auch Niemand das Verlangen hätte mit unsern literarischen Zuständen bekannt zu werden, so erheischt es doch unser eigenes wohlverstandenes Interesse, dass wir nicht stumm dastehen im grossen Getriebe des heutigen Europa und besonders jetzt, wo unser Land berufen ist unmittelbarer als vordem in die allgemeine Politik einzugreifen. Das «allgemeine europäische Concert» ist keine leere Phrase; der Ausdruck verlangt im Gegentheil einen vollen Inhalt. Die handelnden Individuen im grossen Concerte müssen nicht nur gleiche oder sich ergänzende Zwecke haben; sie müssen auch ihr inneres Wesen gegenseitig kennen, wegen der nothwendigen Zuversicht, dass von diesem Wesen

kein disharmonisches oder gar feindseliges Dreinspielen zu befürchten sei.

Die «Literarischen Berichte aus Ungarn» wollen die bisher vernachlässigte Pflicht fortan erfüllen, und nicht nur einem vielfach geäusserten Verlangen des Auslandes entsprechen, sondern auch unserem eigenen wohlverstandenen Interesse dienen. Die «Berichte» werden in schlichter, objectiver Weise die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des ungarischen National-Museums, der Kisfaludy-Gesellschaft, der historischen, naturwissenschaftlichen und anderer Gesellschaften und Institute bekannt machen, die Werke einzelner Schriftsteller in längerer oder kürzerer Fassung besprechen und eine laufende Bibliographie mittheilen; endlich auch dasjenige, was im Auslande über Ungarn geschrieben wird, in möglichster Kürze berücksichtigen.

Sie werden, um die Einsicht zu erleichtern, und weil es oft der Zusammenhang der Gegenstände erfordert, bis 1848 zurückgreifen, manchmal auch über diese Epoche zurückgehen. Ihre Hauptaufgabe bleibt aber: Das bekannt zu machen und wiederzugeben, was die Gegenwart auf dem Felde der allgemeinen Literatur und der besonderen Wissenschaften hervorbringt. Auch der Kunst werden wir zuweilen erwähnen, denn auch diese regt bei uns ihre Flügel, obwohl sie des belebenden Sonnenscheins der werkthätigen (das heisst der kaufenden) Theilnahme eines reichen und gebildeten Publicums noch sehr entbehrt.

Uebrigens können und wollen die «Berichte» nichts Anderes sein, als was ihre Benennung ausdrückt; sie werden natürlich nicht selbst Wissenschaft machen, sondern nur das abspiegeln und *deutsch* wiedergeben, was *ungarisch* geschrieben und publicirt wurde. Ebenso wenig wollen und werden sie Politik treiben, aber sie werden zuweilen falsche Angaben über Ungarn durch Darstellung des wahren Sachverhaltes berichtigen; nur insofern wollen sie sich auf Politik und Polemik einlassen.

SKIZZE DER CULTURZUSTÄNDE UNGARNS.

Die ungarische Nation darf mit Genugthuung auf ihre Vergangenheit zurückblicken. Nicht in den Thaten des Heldenmuthes und des Waffenglückes, nicht in Eroberungen und Siegen sucht sie dazu die Berechtigung; sie findet dieselbe in der Stellung, welche sie in der Reihe der Culturvölker eingenommen, und in den grossen Diensten, welche sie der europäischen Civilisation geleistet hat.

Geleitet in dieser Hinsicht auch vom Selbsterhaltungstriebe, hat sie jederzeit, oder wenigstens in kritischen Momenten, ihre wahren Interessen mit richtigem Instincte erkannt. Kaum ein Jahrhundert nach der Ansiedelung in ihrem heutigen Vaterlande, durchdrungen von der Nothwendigkeit der Annahme des Christenthums, wies sie die Annäherung der orientalischen Kirche zurück und öffnete sie durch ihren Anschluss an die occidentalische Kirche ihr Reich dem italienischen und deutschen Einfluss, welcher hier Jahrhunderte hindurch herrschend blieb, während die slavischen und griechischen Anknüpfungen keine dauernden Verbindungen herzustellen vermocht und weder in unserer staatlichen, noch in unserer culturellen Entwickelung bleibende Spuren zurückgelassen haben.

Ja, als in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts das geschwächte deutsche Reich durch den mächtigen Böhmenkönig ernstlich bedroht wurde, hat die ungarische Nation die Gefahr von demselben abgewendet. Durch ihr Bündniss mit Rudolf von Habsburg sicherte sie diesem den Sieg in der entscheidenden Schlacht auf dem Marchfelde (am 26. August 1278) und ermög-

lichte dadurch die neue Consolidirung des Reiches. Im XIV. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des folgenden erhob sie italienische und deutsche Herrscher auf ihren Thron. Nach dem Unglückstage von Mohács suchte sie in einem engeren Verbande mit dem Westen die Mittel zur Abwendung des inneren Zerfalles und zur Abwehr des äusseren Feindes. Wie sie gegen diesen Feind, die Türken, gekämpft, wie sie dritthalb Jahrhunderte hindurch ihr Blut vergossen, wie sie dem Westen als Schutzwall gedient hat, ist allbekannt. Und MICHELET konnte wohl mit Recht fragen: «*Quand donc paierons-nous notre dette à ce peuple béni, sauveur de l'Occident?*»

Und während sie so um ihren Bestand kämpfte, war sie noch zu einem anderen Kampfe gezwungen, zum Kampfe für ihre staatliche Selbständigkeit und ihre verfassungsmässigen Institutionen. Und indem sie allein ihre uralte Verfassung aufrecht erhielt, während ringsumher allenthalben der fürstliche Absolutismus zur Herrschaft gelangte, hat sie damit auch auf die Zukunft der mit ihr unter Einem Herrscher stehenden Völker nicht in geringem Masse eingewirkt.

Indem die Nation dergestalt mit ihren Waffen und ihrer Politik der westeuropäischen Civilisation diente, wusste sie sich selbst auf die Höhe derselben zu erheben. Keine Nation Europas hat sich dem Christenthum so leicht unterworfen, wie die ungarische, keine hat den Culturprocess, welchen dasselbe mit sich brachte, in so kurzer Zeit vollendet. Im Jahre 973 erschienen die ersten christlichen Missionäre in Ungarn und ein halbes Jahrhundert später ist dieses bereits ein durch und durch *christlicher* Staat. Die Kirche gelangt hier zu einer ebenso blühenden Entwickelung, überzieht das Land mit einem Netze reicher Stiftungen und glänzender Dome, zahlreicher Klöster und gelehrter Schulen in eben dem Masse, wie sie es in Deutschland und Frankreich gethan.

Die Mongoleninvasion und die Thronstreitigkeiten schlagen zwar tiefe Wunden; diese aber heilen rasch unter der ruhmreichen Herrschaft der ANJOU'S (1308-1382), welche Ungarn in die

Reihe der mächtigsten und gebildetsten Staaten Mitteleuropa's erhoben. Freilich erbleicht dieser Glanz nur zu bald. Doch erneuert sich derselbe ein Jahrhundert später durch einen auch seiner Geburt nach ungarischen Herrscher. MATTHIAS HUNYADY (1458-1490), welcher die Türken so oft besiegt, Böhmen erobert, den deutschen Kaiser gedemüthigt und Jahre lang in Wien residirt hat, stellte Ungarn an die Spitze der Culturstaaten. Nächst Italien fand die Renaissance zuerst bei uns eine Heimat; ihre Literatur- und Kunstblüthe entfaltete sich hier am prächtigsten. Der Ofner Königshof machte mit seiner märchenhaften Pracht, dem Ruhm seiner Gelehrten und Künstler, dem Reichthum seiner Bibliotheken selbst dem Hofe der Mediceer den Rang streitig. Und Dank den Bemühungen gelehrter Prälaten und die Wissenschaften liebender Magnaten drangen die Sonnenstrahlen der Cultur auch in die fernsten Theile des Landes.

Nach MATTHIAS' Tode ging die politische Macht des Landes zu Grabe, aber sie nahm die Cultur-Errungenschaften nicht mit sich hinab. Fremde Gelehrte, ein BALBI und CALCAGNINI, ein ZIEGLER und GRYNAEUS, lassen sich noch immer gerne in unserem Vaterlande nieder. Ein BEROALD und CAMERS finden unter den ungarischen Prälaten und Magnaten zahlreiche Mäcene, denen sie ihre Werke widmen, ein BEMBO und ERASMUS von Rotterdam reichlich Männer, die sie ihrer intimen Freundschaft würdigen können.

Ja, nach der Catastrophe von Mohács (1526), in den trüben Tagen der Türkenherrschaft, der Bürgerkriege und Religionskämpfe gewahren wir auf dem Felde der nationalen Cultur keineswegs Verfall, sondern vielmehr Aufschwung. Wir sehen sämmtliche Glieder des nationalen Organismus in potenzirter Lebensthätigkeit. Katholische Prälaten befestigen ihre in Folge des kirchlichen Schisma und ihrer Verarmung erschütterte Stellung durch ihre geistige Ueberlegenheit. Die OLÁH und DRASKOVICS, VERANCSICS und PÁZMÁNY stehen in der Reihe der hervorragendsten Männer ihrer Zeit und rühmen sich der Verehrung Europas. Andererseits bringen die Verbreiter der neuen Lehre auch die Gelehrsamkeit

der deutschen Hochschulen mit sich und bedienen sich, nach dem Vorgange der Reformatoren, der Presse als eines wirksamen Werkzeuges. In der Reihe der siebenbürgischen Fürsten sind STEPHAN BÁTHORY, GABRIEL BETHLEN und GEORG RÁKÓCZY I. grossherzige Gönner der Wissenschaft. Wetteifernd errichten die Magnaten auf ihren Gütern und die Städte innerhalb ihrer Mauern Schulen und senden die begabteren Schüler derselben behufs höherer Ausbildung ins Ausland.

Die Druckereien des westlichen Europa fördern eine grosse Anzahl Werke ungarischer Schriftsteller zu Tage. In Ungarn selbst, wo die unter MATTHIAS (1473) entstandene Druckerei nach kurzem Bestande einging, arbeitete die Druckerpresse im XVI. und XVII. Jahrhundert an 29 verschiedenen Orten.

Die Sprache der Schule und der Wissenschaft ist auch bei uns die *lateinische*. Aber der allgemeine Aufschwung wirkt auch auf die Nationalsprache zurück. 1531 erscheint in Krakau das erste ungarische Druckwerk, fünf Jahre später in Wien die ungarische Uebersetzung des neuen Testaments, 1539 aber zu Új-Sziget in Ungarn die erste ungarische Grammatik. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kennen wir 1700 ungarische Druckwerke, während die lateinischen und deutschen Publicationen der ungarländischen Schriftsteller nahezu die zehnfache Zahl erreichen.

Am Beginn des XVIII. Jahrhunderts tritt ein auffallender Verfall ein. Wir sind unvermögend den riesigen Fortschritten des Westens zu folgen. Wir sinken zwar nicht, aber wir bleiben zurück. Und während allenthalben, insbesondere aber in Deutschland, Frankreich und England auf sämmtlichen Gebieten des geistigen Lebens eine neue Zeit anbricht, führen wir sozusagen das Leben des Mittelalters fort.

Dies ist das Ergebniss des Zusammenwirkens zahlreicher Ursachen. Ungefähr der dritte Theil des Landes nebst der Hauptstadt schmachtete durch anderthalb Jahrhunderte in türkischer Knechtschaft und wurde nach seiner Befreiung beinahe als Wüste, spärlich bevölkert, baar aller Institutionen der christlichen Cultur, dem Lande wieder einverleibt, dessen übrige Theile unter

den fortwährenden Kriegen ebenfalls viel gelitten hatten. Während ferner die Culturbewegungen in anderen Staaten von den Höfen auszugehen pflegten, erfuhren dieselben bei uns von dorther lange Zeit hindurch eher Hemmung als Förderung. Endlich übte in neueren Zeiten die volkswirthschaftliche Ausbeutung unseres Vaterlandes durch Oesterreich und die dadurch bewirkte völlige Stockung der Industrie und des Handels sowohl auf den nationalen Wohlstand, als auch auf die von demselben unzertrennlichen Culturzustände eine nachtheilige Rückwirkung.

Demungeachtet bemüht sich die Nation, vom zweiten Viertel dieses Jahrhunderts angefangen, mit grosser Kraftanstrengung die Versäumnisse nachzuholen. Auf politischem und socialem, auf national-ökonomischem und culturellem Gebiete beginnt eine lebhafte Bewegung, welche nicht mehr erstickt werden konnte.

Aber die patriotische Opferwilligkeit Einzelner und die Thätigkeit privater Vereine vermag die Nationen nie dahin zu bringen, dass sie den erhöhten Ansprüchen der Gegenwart genügen. Nur die politische Freiheit, das Selbstverfügungsrecht und das selbständige Staatsleben machen dies möglich. Die Richtigkeit dieses Satzes hat sich vielleicht nirgends so augenfällig erwiesen wie in Ungarn, welches seit 1867, innerhalb eines kurzen Jahrzehnts, auf sämmtlichen Gebieten des Culturlebens grosse Ergebnisse aufzuweisen vermag.

Dies wird die vorliegende Skizze darlegen, welche in gedrängter Kürze ein Bild von dem Stande des *öffentlichen Unterrichts*, von der Thätigkeit der *wissenschaftlichen Vereine*, von den *Literatur-* und *Kunst*-Zuständen unseres Vaterlandes zu geben beabsichtigt.*

I.

In Ungarn war der öffentliche *Unterricht* bis in die neueste Zeit in den Händen der Kirchen. Die Schulen hatten, von der

* Wir müssen bemerken, dass wir hier nur von Ungarn im engeren Sinne und von Siebenbürgen sprechen, Croatien dagegen in unsere Darstellung nicht einbeziehen.

Universität angefangen bis zur Volksschule hinab, einen confessionellen Charakter. Unter den Staatsausgaben kam die Rubrik des öffentlichen Unterrichts nicht vor. Die Mittel zur Erhaltung der Unterrichtsanstalten boten theils die speciellen Stiftungen und der aus dem Vermögen des aufgehobenen Jesuitenordens gebildete Studienfond, theils die Kirchen und Gemeinden.

Sowohl die katholische als auch die protestantische Kirche erfüllten ihre Culturmission mit grosser Opferwilligkeit.

Die hauptstädtische *Universität* selbst verdankt ihren Ursprung der Freigebigkeit patriotischer Kirchenfürsten. Der Primas Peter Pázmány legte (1635) den Grund zu ihr durch eine Stiftung von 100,000 Gulden. Damals bestand dieselbe nur aus einer theologischen und philosophischen Facultät, welchen (1667) aus Stiftungen der Nachfolger Pázmány's die juridische hinzugefügt wurde. Durch die medicinische Facultät vervollständigte sie Maria Theresia, indem diese Herrscherin zur Deckung der vermehrten Ausgaben ein erledigtes Kirchenbenefiz verlieh. Die solcherweise vollständig gewordene Universität wurde 1777 von Tyrnau nach Ofen und sieben Jahre darauf nach Pest verlegt. Hier nahm die Zahl der Studirenden fortwährend zu; im Jahre 1851 zählte sie deren 695, im Jahre 1863 schon 1394 (und seitdem nimmt sie unter den Universitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie nach der Wiener die erste Stelle ein); im Jahre 1867 betrug die Zahl der Studirenden 2116. Aber erst nach diesem Jahre erhebt sie sich auf das Niveau der grossen europäischen Hochschulen. Seither wurden 17 neue ordentliche Lehrstühle errichtet, eine Bildungsanstalt für Mittelschul-Professoren organisirt, eine neue Prüfungs- und Rigorosenordnung ins Leben gerufen. Während der Lehrkörper im Jahre 1867 blos aus 91 Personen bestand, war derselbe im Jahre 1875 auf 151, die Zahl der Universitätshörer aber im ersten Halbjahre 1876-77 auf 2862 gestiegen. Während sich im Jahre 1867 die Gesammtausgaben der Anstalt auf 255,410 Gulden beliefen, beziffert sich die Dotation der Universität im Staatsbudget für 1877 mit 434,439 Gulden.

Wir müssen noch hervorheben, dass die Universität hinsichtlich ihrer Baulichkeiten bis zum Jahre 1867 beinahe in demselben Zustande stagnirte, in welchem sie sich zu Anfang des Jahrhunderts befunden hatte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, vergrösserte die Regierung vor Allem das Hauptgebäude durch Flügelbauten. Sie errichtete ferner eine neue *chemische Anstalt* (1871), welche, was Zweckmässigkeit und die Befriedigung der wissenschaftlichen Ansprüche betrifft, mit jeder ähnlichen Anstalt des Auslandes den Wettstreit besteht, ja für verschiedene seither in Europa errichtete derartige Anstalten (Birmingham, Aachen, Strassburg, Moskau u. a. m.) als Muster gedient hat. Der grosse Hörsaal derselben zählt 300 Sitzplätze. Die Baukosten beliefen sich auf 264,066, die Einrichtungskosten auf 108,013 Gulden. Beinahe nach demselben Massstabe und nicht minder zweckmässig wurde die neue *physiologische Anstalt* mit einem Kostenbetrage von 395,381 Gulden erbaut und eingerichtet. Die Bau- und Einrichtungskosten der prächtigen *Universitätsbibliothek* betrugen 700,000 Gulden. Die innerhalb acht Jahren (1868-1875) für Universitätszwecke verausgabten Bau- und Einrichtungskosten ergeben die Summe von *drei Millionen* und 24,277 Gulden.

Gegenwärtig sind eine *chirurgische Klinik* und eine *anatomische Anstalt* im Bau begriffen, während später ein grossartigeres Etablissement, bestehend aus mehreren Anstalten, zur Aufnahme verschiedener, theils haupt-, theils hilfswissenschaftlicher Zweige des medicinischen Studiums errichtet werden soll.

Vor fünf Jahren (1872) wurde in *Klausenburg*, wo seit 1775 eine medicinisch-chirurgische Facultät bestanden hatte, eine zweite Universität ins Leben gerufen. Diese unterscheidet sich in ihrer Organisation von der Budapester Universität nur dadurch, dass sie der theologischen Facultät entbehrt. In der ersten Hälfte des Universitätsjahres 1876-77 betrug die Professorenzahl daselbst 43, die Hörerzahl 375.

Dagegen besitzt das Land nur *eine* polytechnische Hochschule, das *Josephs-Polytechnikum*, welches sich aus der im Jahre 1844 gegründeten Industrieschule entwickelt hat, 1869 von Ofen nach

Pest verlegt wurde und Facultäten für Chemiker, Ingenieure, Architekten und Maschinen-Ingenieure in sich fasst. Diese Anstalt zählte im Jahre 1867 blos 17 Professoren und 250 Schüler. Im ersten Halbjahr 1876-77 betrug die Zahl der Professoren 40, die der Schüler 709. Die Dotation für 1877 beziffert sich mit 190,000 Gulden. Das bedeutendste zeitschriftliche Organ der technischen Wissenschaften in Ungarn sind die von einigen Professoren dieser Lehranstalt herausgegebenen «Műegyetemi Lapok» (Polytechnische Blätter).

Den Universitäten schliessen sich in unserem Vaterlande die sogenannten *Rechtsakademien* an. In früheren Zeiten wurden die Schüler dieser Anstalten, nachdem sie sich in einem dreijährigen Lehrcurse ein Minimum juridischer Kenntnisse angeeignet, zu den Richter- und Advocaten-Prüfungen zugelassen. Heute sind höhere Ansprüche zur Geltung gelangt. Die Rechtsakademien wurden in Rechtsfacultäten mit vierjährigem Lehrcurs umgestaltet und werden nacheinander mit philosophischen Facultäten verbunden, was in Pressburg und Hermannstadt bereits zur Thatsache geworden ist. Ausser den beiden eben genannten gibt es noch drei andere königliche Rechtsakademien, in Kaschau, Grosswardein und Raab; ferner eine erzbischöfliche in Erlau, eine bischöfliche in Fünfkirchen und fünf protestantische Rechtsakademien. Im Schuljahre 1874-75 zählten diese zwölf Lehranstalten zusammen 105 Professoren und 1418 Schüler.

Ueber den Stand der *theologischen Anstalten* im Jahre 1875 besitzen wir folgende Daten. Es bestanden

24 röm.-kathol.	Anstalten	mit 133	Professoren	und 766	Schülern *
12 protestant.	»	» 98	»	» 442	»
1 unitarische	»	» 6	»	» 23	»
3 griech.-kathol.	»	» 16	»	» 243	»

Zu den Mittelschulen übergehend, gilt auch von den *Gymnasien*, was wir von den Unterrichtsanstalten im Allgemeinen bemerkt haben, dass sie ihrer Gründung und ihren Lehrkräften nach confessionellen Charakters waren. An Gymnasien war in

* Ueber die theologischen Anstalten der geistlichen Orden fehlen uns statistische Ausweise.

Ungarn auch früher kein Mangel. Im Jahre 1863 zählte das ungarische Krongebiet 126 Gymnasien, während in den übrigen Ländern der Monarchie deren nur 118 bestanden. Im Schuljahr 1874-75 belief sich die Zahl der Gymnasien in Ungarn und Siebenbürgen auf 145; an 36 derselben unterrichteten Ordensgeistliche, 53 wurden von den protestantischen Confessionen erhalten.

Die seit 1850 eingeführten *Realschulen* dagegen sind, als neuere Schöpfungen, theils städtische, theils Staats-Anstalten. Ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 75, wovon auf die Hauptstadt Budapest vier entfallen.

Sämmtliche Mittelschulen Ungarns und Siebenbürgens zählten im Schuljahre 1874-75 zusammen 1768 Professoren und 27,144 Schüler.

Die *Ausbildung von Mittelschul-Professoren* bildet eine Hauptsorge des Unterrichtsministeriums. Es bestehen zwei Präparandien für Mittelschul-Professoren, nämlich je eine an der Budapester und Klausenburger Universität; die Kosten der ersteren betragen 34,000, der letzteren 15,000 Gulden; von diesen beiden Summen entfallen 14,800 Gulden auf Stipendien. Ausserdem werden unter dem Titel Reisestipendien für Hoch- und Mittelschul-Professoren und Professurs-Candidaten jährlich 20,000 Gulden ins Budget gestellt. Uebrigens ist die Errichtung eines Seminars mit Internat im Plane.

Der Unterrichtsminister der im Jahre 1867 inaugurirten verantwortlichen Regierung, Freiherr Joseph von Eötvös, hat jedoch, wiewohl er seine Aufmerksamkeit auf alle Factoren des öffentlichen Unterrichts und der nationalen Cultur ausdehnte, im Interesse der *Volkserziehung* das Meiste gethan. Sein Werk ist jener XXXVIII. Gesetzartikel vom Jahre 1868, welcher das Volks-Unterrichtswesen in unserem Vaterlande zum ersten Male auf legislativem Wege regelte. Er entwand dasselbe zwar nicht ganz den Händen der Confessionen, verfügte aber, sofern die letzteren unvermögend wären den Anforderungen des Gesetzes zu entsprechen, die Errichtung von Staats- oder Gemeindeschulen ohne confessionellen Charakter. Er ordnete die Schulpflichtigkeit der Kinder beiderlei Geschlechts von ihrem 6. bis zu ihrem 12.

Lebensjahre an und verpflichtete sie überdies bis zu ihrem 15. Jahre zum Besuch der sonntäglichen Wiederholungsschulen. Indem er das Land in 42 Schulbezirke eintheilte, betraute er eben so viele Unterrichts-Inspectoren mit dem Vollzuge dieses Gesetzes.

Dieses Gesetz rief auf dem Gebiete der Volkserziehung eine lebhafte Bewegung hervor. Die Confessionen trachteten mit opferbereitem Eifer den vom Gesetze vorgeschriebenen Verpflichtungen nachzukommen, so dass die Errichtung von Gemeindeschulen nur ausnahmsweise nothwendig wurde. Innerhalb weniger Jahre lagen bedeutende Ergebnisse vor. Dieselben werden aus nachstehenden Zahlen klar ersichtlich.

In 11,743 Gemeinden Ungarns und Siebenbürgens bestanden im Jahre 1865 nur 13,145, im Jahre 1874 schon 15,387 Schulen.* Demnach entfiel auf je eine Gemeinde je 1.81, auf je 3.08 □ Meilen und auf je 874 Einwohner je eine Schule, während in den österreichischen Erbländern durchschnittlich auf je 2.69 □ Meilen und je 1382 Einwohner eine Schule entfällt.

Die Zahl der schulpflichtigen Kinder

zwischen	6—12 Jahren beträgt	1.543,009
»	13—15 » »	596,198
	zusammen	2.139,207

Von diesen besuchten factisch die Schule:

	6—12jährige	1.195,687
	13—15 »	251,309
	zusammen	1.497,144

also 69.98 % der Schulpflichtigen. Wiewohl dieses Verhältniss genug traurig ist, so bietet doch der Umstand Trost, dass 1869 blos 47.85 % der Schulpflichtigen die Schule besuchten, demnach die Lage innerhalb fünf kurzer Jahre sich um 20.10 % verbessert hat. Und wenn wir gleich nur mit dem Gefühle der Beschämung auf die glückliche Schweiz blicken können, so sind andererseits die Zustände auch in anderen Ländern nicht erfreulicher als bei uns, wie denn in den österreichischen Erbländern im Jahre 1875 nur 68.67 % der Schulpflichtigen die Schule besuchten.

* Davon waren blos 1556 Gemeinde- oder confessionslose Schulen.

Auch die Zahl der Lehrer wächst von Jahr zu Jahr in beträchtlichem Masse. Im Jahre 1869 gab es deren 17,769, im Jahre 1874 schon 19,610.

Auf je einen Lehrer entfallen bei uns im Durchschnitt 60.9, in den österreichischen Erblanden dagegen 68 Schüler.

Das Grundvermögen der Schulen beträgt:

in Immobilien	7.474,116	Gulden
in Capitalien	2.308,187	»
Zusammen . .	9,782,303	Gulden

Auf Schulen verwandten im Jahre 1874:

die Gemeinden	2.961,155	Gulden
die Confessionen	2.012,281	»
der Staat	591,935	»
Patrone u. s. w.	520,351	»

Die Besoldung der Lehrer erforderte 6.256,244 Gulden, es entfielen also je auf einen Lehrer durchschnittlich 319 Gulden, was natürlich nicht als genügend betrachtet werden kann. Selbst in den österreichischen Erbländern beträgt übrigens die jährliche Besoldung eines Lehrers durchschnittlich blos 467 Gulden.

Dem Uebelstande, dass es an einer hinreichenden Zahl tüchtiger Lehrer fehlt, ist die Regierung Hand in Hand mit den Kirchen bemüht durch Errichtung neuer Volksschullehrer-Präparandien und durch Reorganisirung der alten abzuhelfen.

Während im Jahre 1866-67 blos 34 Lehrer- und 5 Lehrerinen-Präparandien mit 206 Professoren und 1191 Zöglingen (darunter nur 119 weibliche) bestanden, finden wir im Jahre 1874 bereits 48 Lehrer- und 10 Lehrerinen-Präparandien * mit 486 Professoren und 1651, darunter 746 weiblichen, Zöglingen. Die Gesammtkosten der 20 Staatspräparandien betragen 540,000 Gulden, wovon ein beträchtlicher Theil auf die Verpflegung der in den Anstalten wohnenden Zöglinge und auf Stipendien entfällt.

* Darunter gehören dem Staate: 16 Lehrer- und 4 Lehrerinen-Präparandien; den Römisch-katholischen: 18 Lehrer- und 6 Lehrerinen-Präparandien; den protestantischen Confessionen 10, den Griechisch-katholischen und Israeliten 4 Lehrer-Präparandien.

Auch diese Zahlen zeigen zur Genüge, welche Wichtigkeit unser Unterrichtsministerium der Heranbildung von Lehrerinen beimisst. Der höhere Töchterunterricht ist indessen noch immer theils den Klöstern, theils Vereinen (wie der Landes-Frauenbildungsverein, der Frauen-Industrieverein) und Privat-Unternehmern anheimgegeben.

Auf dem Gebiete der *Frauenerziehung* entfalten in den letzten Jahren (seit 1860) die katholischen Prälaten eine weitgreifende Opferwilligkeit und Thätigkeit, indem sie in ihren Residenzen und den Hauptorten ihrer Diözesen solche religiöse Frauenorden einführen, welche sich mit der Mädchenerziehung befassen und gegenwärtig 52 Lehranstalten haben.

Jüngst (1875) wurde in Budapest eine *Staatsanstalt für höhere Töchterbildung* errichtet, mit einem vorbereitenden und einem vierjährigen Mittelschullehrcurs, welchem sich in der Folge ein zweijähriger Fortbildungscurs anschliessen wird.

Das Volksschulgesetz vom Jahre 1868 hat auch für die Errichtung von *Bürgerschulen* Sorge getragen. Bis jetzt wurden indessen erst 20 solcher Schulen mit 112 Lehrern errichtet.

Um unsere Rundschau auf dem Gebiete des Unterrichtswesens zu vervollständigen, müssen wir noch einige Fachschulen hervorheben.

Die *Berg- und Forst-Akademie in Schemnitz* zählt 10 ordentliche, 6 ausserordentliche Professoren und 12 Assistenten. Die Bergmannsschulen zu Schemnitz und Felső-Bánya haben zusammen 6 Lehrstühle. Die Kosten dieser drei Anstalten belaufen sich jährlich auf 105,000 Gulden.

Unsere *landwirthschaftlichen Lehranstalten* sind folgende: Die seit älteren Zeiten bestehende und auch von Ausländern besuchte *landwirthschaftliche Akademie zu Ungarisch-Altenburg* mit 15 Professoren und einem Jahresbudget von 60,000 Gulden. Ferner die seit 1867 errichteten landwirthschaftlichen Lehranstalten zu *Keszthely, Debreczin, Kaschau* und *Kolos-Monostor;* die Ackerbauschulen in *Debreczin* und *Hradek;* die Winzer-Bildungsanstalt zu *Ér-Diószeg* und die oenologische Schule zu *Tarczal,* — zusam-

mengenommen mit 38 Professoren und einem Jahresbudget von 175,150 Gulden.

Die *Budapester Thierarzneischule* mit 12 Professoren kostet dem Staate jährlich 37,000 Gulden.

Auch zur Regelung des *gewerblichen Fachunterrichtes* sind bereits die Voranstalten getroffen worden. Vorläufig sind folgende Gewerbeschulen in Wirksamkeit: die Kunstschnitzer-Schulen zu Zay-Ugrócz und Hosszúfalu; die Korbflechter-Schule zu Sommerein; die Gewerbe-Schulen zu Kézdi-Vásárhely, Trencsin, Rajecz, Privitz, Neusohl und Karpfen; endlich die höhere Maschinen-Gewerbeschule zu Kaschau.

Unter den *Handels-Lehranstalten* ist an erster Stelle zu erwähnen die durch den Budapester Handelsstand errichtete und erhaltene *Handels-Akademie*, mit einem besonderen Fachlehrcurs über Eisenbahnwesen. Von Gemeinden, Vereinen und Privatunternehmern errichtete dreiclassige Handelsschulen giebt es in der Hauptstadt und in der Provinz zusammengenommen 12.

Endlich sind unter den *humanitären Lehranstalten* insbesondere zu erwähnen: das Budapester *Blinden-Institut* und die *Taubstummen-Anstalt* zu Waitzen. Die letztere wurde 1800, das erstere 1829 gegründet, in den letzten Jahren aber wurden beide nach dem Muster der ausländischen Anstalten dieser Art umgestaltet. Die Blindenanstalt zählte im Jahre 1875-76 in 7 Classen 75 Schüler, welche in der Anstalt unentgeltlich verpflegt wurden; die Taubstummenanstalt zählte in 6 Classen 82 Zöglinge, wiewohl in der Anstalt nur 47 Landes- und 25 Stiftungsplätze bestehen. Die Ausgaben (für 1877: 32,000 und 35,000 Gulden) werden grossentheils aus den Revenuen der Stiftungen gedeckt (23,250 und 22,070 Gulden). Auf dem Wege von Spenden und Vermächtnissen flossen 1868-75 dem Blindeninstitut 32,482, dem Taubstummeninstitut 42,894 Gulden zu.

II.

Die wissenschaftliche und literarische Thätigkeit entfaltet sich in unserem Vaterlande vorzugsweise in den *Vereinen*, welche auf die Weckung und Richtung dieser Thätigkeit entscheidenden Einfluss üben. Wir können im Allgemeinen sagen, dass bis in die neuesten Zeiten, wie unsere Unterrichtsanstalten, so auch unsere wissenschaftlichen Vereine der staatlichen Unterstützung entbehrt haben. Die Opferwilligkeit der Nation hat dieselben in's Leben gerufen und am Leben erhalten.

An erster Stelle ist die *Ungarische Akademie der Wissenschaften* zu nennen, deren Gründung, Organisation und Wirksamkeit in einem besonderen Artikel dieses Heftes beleuchtet wird. Auch von den übrigen Vereinen werden die wichtigeren von Zeit zu Zeit Gegenstand specieller Besprechungen in diesen Heften werden, weshalb wir uns an diesem Orte auf eine kurze Erwähnung derselben beschränken dürfen.

Wir können dieselben in vier Gruppen theilen, je nachdem sie sich die Pflege:

a) der Linguistik und Belletristik;

b) der Geschichte und Archäologie;

c) der Naturwissenschaften und Heilkunde; oder

d) die Förderung des Unterrichtswesens zur Aufgabe gemacht haben.

Die *Kisfaludy-Gesellschaft* ist nächst der Akademie die älteste ungarische literarische Gesellschaft.

Sie wurde im Jahre 1836 von den Freunden des vorzüglichen Dichters, insbesondere Dramatikers, Carl Kisfaludy gegründet, welche sich ursprünglich zu dem Zwecke vereinigten, die Werke des Dahingeschiedenen herauszugeben und ihm ein Denkmal zu errichten. Gegenwärtig betrachtet sie die Herausgabe vorzüglicher Originalwerke aus dem Bereiche der schönen Literatur und Aesthetik, sowie gediegener Uebersetzungen ausländischer Classiker als ihre Aufgabe. Dieser Gesellschaft verdankt die ungarische Literatur die Uebersetzung der unsterblichen Werke

SHAKESPEARE'S, MOLIÈRE'S, des *Don Quixote* von CERVANTES u. m. A. Die Publicationen der Gesellschaft bilden eine Serie von nahezu 200 Bänden. Die Zahl der wirklichen Mitglieder der Gesellschaft ist auf 40 festgesetzt. Die Zahl der gründenden Mitglieder (mit Beiträgen von 100—3000 fl.) beläuft sich auf 285; das Capital der Gesellschaft beträgt 51,500 fl.

Gleicherweise zum Zwecke der Pflege der ungarischen schönen Literatur hat sich zu Anfang dieses Jahres in Budapest die *Petöfi-Gesellschaft* und in Maros-Vásárhely in Siebenbürgen die *Kemény-Gesellschaft* gebildet, welche letztere sich den Namen des unlängst dahingeschiedenen vortrefflichen Romanschriftstellers und Publicisten Baron KEMÉNY beigelegt hat.

Die seit 1875 in Budapest bestehende *Philologische Gesellschaft* hat sich die Pflege der classischen Philologie zur Aufgabe gestellt. Ihre Mitgliederzahl beträgt 206.

Wiewohl die Akademie in Betreff der Erforschung, Herausgabe und Aufarbeitung der vaterländischen Geschichtsquellen eine weitausgedehnte Thätigkeit entfaltet, hat sich doch auch die 1867 gegründete *Ungarische historische Gesellschaft* als ein erspriessliches Unternehmen erwiesen, insofern sie das grosse Publicum in die Action hereinzieht. Ausser ihren Monatssitzungen veranstaltet sie alljährlich Ausflüge in verschiedene Theile des Landes, bei welcher Gelegenheit ihre Mitglieder Archive und Bibliotheken durchforschen, wodurch sie der vaterländischen Geschichte schon jetzt einen ansehnlichen Quellenvorrath zugeführt hat. Die Zeitschrift des Vereins — «Századok» (Jahrhunderte) — ist ein reiches Magazin von historischen Abhandlungen und Denkmälern. Der Verein zählt 145 gründende und 1200 Jahresbeitrag zahlende Mitglieder, welche zugleich Abonnenten der Vereins-Zeitschrift sind.

Die seit kaum drei Jahren bestehende *Geographische Gesellschaft* zählt schon jetzt 465 Mitglieder und giebt eine Fach-Zeitschrift heraus.

In den letzten Jahren sind in allen Theilen des Landes zahlreiche wissenschaftliche Vereine entstanden, deren unmittelbarer Beruf es ist, die historischen, culturellen und naturhistorischen

Verhältnisse ihrer Umgebung zu beleuchten, ferner die daselbst vorkommenden Alterthümer und Kunstobjecte zu conserviren. Sie haben sich mittelbar als mächtige Werkzeuge zur Erweckung des wissenschaftlichen Interesses erwiesen. Es sind die folgenden:

Der *Oberungarische Museumsverein*, welcher 1872 in Kaschau entstand, findet für seine Thätigkeit sehr günstige Localverhältnisse vor, insofern gerade jener Theil des Landes an mittelalterlichen Denkmälern jeder Art überaus reich ist. Das Museum richtet sein Augenmerk hauptsächlich auf das Sammeln von Alterthümern und Münzen, besitzt aber auch eine Sammlung von Bildern und Naturalien und eine Bibliothek. Der Verein giebt Jahrbücher heraus. Seine Mitgliederzahl übersteigt 200.

Im südlichen Ungarn besteht seit 1873 der *südungarische Verein für Geschichte und Alterthümer*, welcher in Temesvár ein Museum hat. Ebendaselbst hält er seine Sitzungen mit wissenschaftlichen Vorlesungen. Er giebt jährlich gelegentlich der Generalversammlung eine Denkschrift und vierteljährlich einen Anzeiger heraus. Seine Mitgliederzahl beträgt nahezu dritthalbhundert.

Der *Eisenburger* Comitats-Verein für Alterthümer und der *Békéser* Comitats-Verein für Alterthümer und Culturgeschichte geben inhaltreiche Jahrbücher, der *Biharer* Comitats-Verein für Geschichte und Alterthümer periodische Mittheilungen heraus. Zu erwähnen sind noch: der *Pressburger* Comitats-Verein für Alterthümer, der archäologische Verein in *Gödöllö*, die historische Section des liberalen Clubs in *Szegedin*, der *Oedenburger* städtische Verein für Geschichte und Kunst; endlich die Museumsvereine im *Marmaroser*, *Csongráder*, *Ober-Albenser* Comitate, in *Jászberény* und in *Rosenau*.

Ein nicht minder reges Interesse als für die Vergangenheit des Vaterlandes zeigt sich in neuerer Zeit für die *Naturwissenschaften*. Dies beweisen klar die von der *königl. ung. naturwissenschaftlichen Gesellschaft* erreichten Resultate. Dieselbe zählte am Beginn des laufenden Jahres — im 36. Jahre ihres Bestandes — 87 gründende und 4651 ordentliche Mitglieder, die als jährliche

Mitgliedsprämie die Zeitschrift des Vereins erhalten. Kleiner, aber in Anbetracht der hierortigen Verhältnisse sehr bedeutend, ist die Anzahl der Abonnenten auf das Bücherverlags-Unternehmen des Vereins, nämlich 1458. Dieses Unternehmen giebt die bedeutendsten Fachwerke der ausländischen Literatur in sorgfältiger Uebersetzung und eleganter Ausstattung heraus. Bis jetzt sind (seit 1873) 12 Bände erschienen, Werke von COTTA, DARWIN, HELMHOLTZ, HUXLEY, LUBBOCK, PROCTOR, TYNDALL enthaltend. Die populären Vorträge des Vereins («Naturwissenschaftliche Soiréen») sind sehr besucht.

Die *Geologische Gesellschaft* zählt 380 Mitglieder, giebt eine Zeitschrift heraus und veranstaltet jährlich Ausflüge zur Erforschung der geologischen Verhältnisse der verschiedenen Landestheile.

Der *Architecten- und Ingenieur-Verein* hat 1205 Mitglieder, eine eigene Monatschrift und eine Bibliothek.

Der *Thier- und Pflanzen-Acclimatisations-Verein* in Budapest hat einen reichen Thiergarten und eine eigene Zeitschrift.

Der *Karpathen-Verein* ist 1873 mit der Aufgabe in's Leben getreten, das Tátragebirge wissenschaftlich zu beleuchten und zugänglich zu machen. Er zählt schon jetzt 1200 Mitglieder und giebt ein Jahrbuch heraus.

An dieser Stelle müssen wir auch der *ärztlichen Vereine* gedenken. Und zwar an erster Stelle der *Budapester königl. Gesellschaft der Aerzte*, welche sich 1837 zum Zwecke der Pflege der medicinischen Wissenschaften gebildet hat. Sie zählt 219 Mitglieder. Im Schosse dieser Gesellschaft entstand (1863) der *ungarische medicinische Bücherverlags-Verein*, welcher Ende 1875 79 Gründer (mit je 200 Gulden) und 557 ordentliche Mitglieder zählte. Bis Ende 1875 publicirte derselbe 33 Bände, meist Uebersetzungen fremder Meisterwerke, z. B. von NIEMEYER, BILLROTH, TAYLOR, CHARCOT und Anderen, aber auch mehrere ausgezeichnete Originalwerke.

In der Hauptstadt bestehen noch: der *Ungarische Verein der Freunde der Homöopathie* und der *Allgemeine ungarische Apotheker-Verein*, beide mit Zeitschriften.

In der Provinz wirken: *der Verein der Aerzte, Apotheker und Naturforscher im Biharer Comitate* mit einer Monatschrift; *die Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher in Klausenburg;* der *Verein der Aerzte und Apotheker im Gömörer Comitate;* die *ärztlichen Vereine des Békéser Comitates* und der *Stadt Debreczin* und mehrere andere.

An dieser Stelle sind noch zu erwähnen die jährlichen *Wander-Versammlungen der ungarischen Aerzte und Naturforscher,* welche seit 1841 gehalten werden und sich einer grossen Theilnahme erfreuen. Im vorigen Jahre (1876) fand die 19. Wander-Versammlung im Marmaroser Comitate statt.

Ausser den in den Jahrbüchern des Wandervereines erscheinenden wissenschaftlichen Vorträgen sind als wichtige Ergebnisse dieser Wander-Versammlungen jene local-historischen Monographien zu betrachten, welche die Comitate und Städte, in denen die Wanderversammlung tagt, aus diesem Anlasse zu veröffentlichen pflegen.

Auch die Interessen des öffentlichen Unterrichtes erfreuen sich der Pflege durch zahlreiche Vereine.

Ein *pädagogischer Verein,* welcher ein pädagogisches Bücherverlags-Unternehmen in's Werk setzen wird, ist soeben in der Bildung begriffen.

Der Landesverein der Mittelschul-Professoren zählt 755 Mitglieder und giebt eine eigene Zeitschrift heraus.

Für die Hebung der *Volkserziehung* wirken in der Hauptstadt: der *Landesverein für öffentliche Erziehung,* — der *Budapester Volksunterrichts-Club* — der *Bürgerschullehrer-Verein* mit einer Zeitschrift, — der *Landesverein für Kleinkinder-Bewahranstalten,* einer Kinderbewahr-Präparandie und einem Waisenhaus, — der ungarische *Landesverein der israelitischen Lehrer* mit einem Anzeiger, — der *Landes-Frauenbildungs-Verein,* mit einer Bürger- und Elementarschule, — der *Frauen-Industrieverein,* mit einer Frauen-Industrie- und höheren Töchterschule.

In der *Provinz* wirken 65 Lehrer-Vereine, von denen drei (die in der Stadt Fünfkirchen, in der Gegend von Arad und im Koloser Comitat wirkenden) eigene Zeitschriften haben.

Didaktischen und zugleich allgemeinen Literaturzwecken dient der *St. Stephans-Verein*, welcher 1847 zum Zweck der Herausgabe populärer Schriften von katholischer Richtung entstand, später aber auch grosse literarische Unternehmungen in's Leben rief; ein solches war die *Allgemeine ungarische Encyklopädie* in 13 Bänden und die ungarische Uebersetzung der grossen Weltgeschichte von CAESAR CANTU. In neuerer Zeit hat der Verein auch die Herausgabe älterer ungarischer kirchlicher Schriftsteller begonnen. Ein Hauptzweig seiner Thätigkeit ist aber die Herausgabe von Lehrbüchern für katholische Schulen. Der Verein zählte Ende 1876 340 gründende Mitglieder (à 100 Gulden) und 4100 Beitrag zahlende; seine Jahreseinnahme betrug 76,931 Gulden. Sein Vermögen repräsentirte ungefähr 200,000 Gulden. Er verkaufte in diesem Jahre 380,800 Exemplare Bücher und 34,925 Stück heilige Bilder.

Einen diesem ähnlichen Verein haben die übrigen Confessionen nicht. Aber der 1870 entstandene *ungarländische Protestanten-Verein* (rationalistischer Richtung) giebt eine «theologische Bibliothek» heraus, von welcher bis jetzt 10 Bände erschienen sind. Die Zahl ihrer Abonnenten beträgt 680.

Wir müssen noch erwähnen: den unlängst (1876) in der Hauptstadt entstandenen *Volkswirthschaftlichen Verein* mit einer eigenen Zeitschrift, und den *Philosophischen Verein* ebendaselbst; ferner den *Pressburger Toldy-Club*, den *Szegediner Dugonics-Club* (mit Zeitschrift) und den *Székler Verein für Bildung und Volkswirthschaft* zu Sepsi-Szt.-György, welcher kürzlich einen Preis von 1000 Gulden für eine gründliche Darstellung der culturellen und volkswirthschaftlichen Zustände des Széklerlandes ausgeschrieben und einen Zweigverein in Háromszék gegründet hat. *

Endlich kann ein Verein nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der sich die Förderung der Literatur durch Unterstützung

* Wir können an dieser Stelle nicht auf die landwirthschaftlichen, gewerblichen, stenographischen u. m. dgl. Vereine, ebensowenig auf jene zahlreichen Lesevereine reflectiren, welche blos durch Anschaffung von Büchern und Zeitungen auf die Verbreitung der Bildung wirken.

ihrer Arbeiter zur Aufgabe gemacht hat. Dies ist der *Schriftsteller-Unterstützungsverein*, welcher erkrankte Schriftsteller, so wie auch Witwen und Waisen derselben unterstützt. Er trat im Jahre 1862 in's Leben. Aus nationalen Spenden kam ein Capital von 168,000 Gulden zusammen, also um ein Beträchtliches mehr als dasjenige, worüber der österreichische Zweigverein der «Schiller-Stiftung» verfügt. Uebrigens bemerken wir, dass das ungarische Publicum auch vor dem Inslebentreten jenes Vereines seine Dankbarkeit und Pietät gegen die grossen Schriftsteller der Nation bei mehreren Gelegenheiten mit beispielloser Opferwilligkeit an den Tag gelegt hat. Im Jahre 1854 wurden für die Waisen des Dichters JOHANN GARAY 10,000, im Jahre 1857 für die Waisen des grossen Dichters MICHAEL VÖRÖSMARTY 103,000 Gulden gespendet.

Die Sprache, in welcher die oben aufgezählten Vereine und Gesellschaften ihre Vorträge halten und ihre Arbeiten herausgeben, ist die *ungarische*. Wissenschaftliche und literarische Vereine, die sich einer der anderen vaterländischen Sprachen bedienen, sind nur in geringer Anzahl vorhanden.

Ein solcher ist der seit 1843 in Hermannstadt bestehende *Verein für siebenbürgische Landeskunde*, welcher die historische, archäologische und naturhistorische Erforschung Siebenbürgens und insbesondere des von den Sachsen bewohnten Gebietes zu seiner Aufgabe gemacht hat. Er giebt eine Vierteljahrschrift unter dem Titel «Archiv» heraus, zählt 32 correspondirende und Ehren-, ferner 534 ordentliche Mitglieder, welche Jahresbeiträge zahlen. Sein Stammcapital beträgt 7000 Gulden.

In *Pressburg* besteht ein *Verein für Naturkunde* mit einer Bibliothek und Sammlungen.

Der *Rumänische Literatur-Verein* in *Hermannstadt* und der *serbische* in *Neusatz* entfalten eine geringe Thätigkeit.

Der *St. Adalbert-Verein der Slovaken* beschränkt sich auf die Herausgabe von Volksschriften und Schulbüchern.

III.

Nach den Vereinen für Literatur und Wissenschaft müssen wir fünf Anstalten erwähnen, welche die verantwortliche ungarische Regierung gleich nach ihrer Constituirung dem Beispiele anderer Culturstaaten folgend, in's Leben zu rufen beflissen war, deren Thätigkeit von wissenschaftlichem Belange ist und in literarischen Publicationen gipfelt; nämlich: das statistische Bureau, die meteorologische Anstalt, die geologische Anstalt, die Commission für Kunstdenkmäler und die chartographische Abtheilung der Staatsdruckerei.

Vor nahezu dreissig Jahren, im Jahre 1848, errichtete die erste verantwortliche ungarische Regierung im Ministerium des Innern ein *statistisches Bureau*, welches jedoch alsbald durch die kriegerischen Ereignisse in seiner Thätigkeit gestört wurde und demzufolge nicht in der Lage war ein bleibendes Ergebniss aufzuweisen. Die Aufgaben desselben übernahm nachher das k. k. statistische Centralbureau in Wien, welches seine Thätigkeit auch auf Ungarn ausdehnte und (nach den Worten des jetzigen Chefs des ungarisch statistischen Bureaus) «mit mehr Energie als Erfolg, mit mehr Fachkenntniss als Ergebniss bemüht war die statistisch darstellbaren Verhältnisse Ungarns ersichtlich zu machen». Während dieser Zeit entstand im Schosse der ungarischen Akademie der Wissenschaften eine statistische Commission, welche 1865 beim königl. ung. Statthaltereirath die Errichtung eines statistischen Bureaus betrieb. Dieser Wunsch kam jedoch erst 1867 zur Verwirklichung, als im Schosse des Ministeriums für Ackerbau, Gewerbe und Handel eine besondere *statistische Fachsection* mit 14 Beamten (1 Director, 2 Secretäre, 2 Concipisten, 2 Hilfs-Concipisten, 5 Rechnungsbeamten, 1 Chartograph, 1 Kanzleileiter) errichtet und in Verbindung damit ein *ungarischer statistischer Landesrath* organisirt wurde. Diese Fachsection begann ihre Publicationen bereits 1868 in der Form von «Amtlichen statistischen Mittheilungen» und «Jahrbüchern», welche gleichzeitig in zweierlei Ausgaben — einer ungarischen und einer ungarisch-deutschen —

erscheinen. Ausserdem arbeitete sie die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1870 in einem grossen Werke (1871) auf und publicirte anlässlich des im September 1876 in Budapest gehaltenen internationalen statistischen Congresses bedeutende Arbeiten in französischer und ungarischer Sprache. Für das statistische Bureau waren bis 1874 56,870 Gulden in's Staatsbudget eingestellt, welche Summe seitdem, in Anbetracht der Finanzlage, auf 40,000 Gulden herabgesetzt wurde, wodurch das Bureau in die Nothwendigkeit gerieth, seine literarischen Publicationen beträchtlich einzuschränken.

Im Zusammenhange hiemit erwähnen wir, dass auch die *Hauptstadt Budapest* ein *statistisches Bureau* besitzt, welches wöchentliche und monatliche Mittheilungen, so wie auch umfangreichere Arbeiten publicirt. Aus der Reihe der letzteren heben wir die Aufarbeitung der Ergebnisse der Volkszählungen von 1857 und 1870, zusammen in zehn (jedoch nur lithographirten) Bänden, hervor.

Die *kön. ung. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus* (mit einem Director und zwei Observatoren) hat ihr Observatorium in der Ofner Festung und ist seit 1871 in Thätigkeit. 1874 waren ihr 79 Beobachtungs-Stationen untergeordnet, von denen eine (die Rustschuker) ausserhalb des Territoriums der ungarischen Krone liegt. Die Anstalt publicirt Jahrbücher mit zweierlei (ungarischem und deutschem) Text. Ihre jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 13,400 Gulden.

Im Zusammenhange hiemit ist zu erwähnen, dass eine *Landes-Sternwarte* noch nicht existirt. Die mit der Budapester Universität, dem Erlauer erzbischöflichen Lyceum und der Carlsburger bischöflichen Bibliothek verbunden gewesenen Sternwarten sind aufgelassen worden. Die Opferwilligkeit eines Privatgutsbesitzers, Nikolaus Konkoly, hat zu Ó-Gyalla (im Komorner Comitat) die einzige mit vorzüglichen Instrumenten versehene und mit Erfolg thätige Sternwarte errichtet, deren Beobachtungen die Akademie zu veröffentlichen pflegt.

Im königl. ungar. Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und

Handel wurde 1868 eine *ungarische geologische Section* errichtet, welche, insolange als bezüglich der Organisation einer selbständigen geologischen Landesanstalt definitive Vorkehrungen getroffen würden, vereint mit zwei von der Wiener geologischen Reichsanstalt nach Ungarn zu entsendenden geologischen Sectionen die geologische Aufnahme des Landes zu bewerkstelligen berufen war.

Die ungarische geologische Section begann ihre Thätigkeit mit der Aufnahme der Umgegend von Ofen und von Totis (welche sie auch im folgenden Jahre fortsetzte), während die beiden Wiener Sectionen ihre bereits vor längerer Zeit begonnenen Aufnahmen in den Karpathen fortsetzten. Indessen wurde 1869 der *ungarische geologische Anstalt* errichtet, welche seitdem die sämmtlichen geologischen Aufnahmen besorgt. Das Personal der Anstalt besteht aus einem Director, zwei Chef-Geologen, zwei Sections-Geologen, zwei Hilfs-Geologen, zwei Praktikanten und einem Kanzlisten. Die Anstalt giebt Jahrbücher mit zweierlei Text (ungarisch und deutsch) heraus; ihre Ausgaben sind für 1877 mit 26,300 Gulden im Staatsbudget eingestellt.

Ungeachtet der von Tataren und Türken verübten Verwüstungen, ungeachtet der Zerstörungssucht und der geschmacklosen Umgestaltungsarbeiten der neueren Generationen, ist Ungarn reich an *mittelalterlichen Kunstdenkmälern*.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat seinem 1872 dem Reichstage vorgelegten Berichte über den Stand des Unterrichtswesens ein (jedoch keineswegs vollständiges) Verzeichniss der vaterländischen Kunstdenkmäler und alten Bauüberreste beigeschlossen, welches 853 Nummern umfasst. Darunter sind 4 in altchristlichem, 263 in romanischem und Uebergangs-, die übrigen in gothischem Styl gehalten.

Da sich der Wirkungskreis der 1854 in Wien errichteten «k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale» auch auf Ungarn erstreckte, haben die «Mittheilungen» derselben, unter der Mitwirkung mehrerer ungarischer Fachmänner, die Bekanntmachung jener Kunstdenkmäler begonnen. Als 1866 die Agenden der Centralcommission, soweit sie die

Länder der ungarischen Krone betrafen, der archäologischen Commission der ungarischen Akademie übertragen wurden, entfaltete diese im Interesse der Erforschung, Bekanntmachung und Erhaltung der Baudenkmäler eine grosse Thätigkeit, bis endlich 1872 die *provisorische Landescommission für ungarische Kunstdenkmäler* errichtet wurde, und derselben 1873 für Erhaltung historisch bedeutsamer Kunstdenkmäler 15,000, für Erforschung, Ausgrabung, Aufnahme, Publication und Beaufsichtigung solcher Denkmäler aber 20,000 Gulden votirt wurden, In neuerer Zeit pflegen jedoch unter diesen beiden Titeln zusammen genommen blos 18,000 Gulden bewilligt zu werden. Die diesbezüglichen wissenschaftlichen Publicationen wurden in den Händen der archäologischen Commission belassen, welcher zu diesem Zwecke jährlich 5000 Gulden zur Verfügung gestellt werden.

Uebrigens wünschte der Staat die von ihm, sei es überhaupt, sei es zu bestimmten Zwecken bewilligten Summen in der Regel nur als Subventionen zu betrachten, welche derselbe zur Erhaltung, beziehungsweise Restauration der Baudenkmäler, die sich im Besitze einzelner Gemeinden, Kirchen oder Privaten befinden, beiträgt. Und letztere haben in der That zur Lösung der pietätvollen Aufgabe mit opferwilligem Eifer mitgewirkt. Lediglich die Restauration *zweier Profanbauten* fiel gänzlich dem Staate zur Last. Die eine ist das *Burgcastell zu Vajda-Hunyad* (in Siebenbürgen), welches, durch den Gubernator Johannes Hunyady mit verschwenderischer Pracht im altgothischen Style erbaut, grossentheils unversehrt erhalten geblieben war, aber in neuerer Zeit, durch wiederholte Feuersbrünste der Bedachung beraubt, viel gelitten hatte. Nachdem die Restaurationspläne durch unsern vaterländischen Künstler Franz Schultz ausgearbeitet waren, wurde mit den durch die Legislative bewilligten 216,000 Gulden das Dach fertig gemacht und die stylgemässe Restauration begonnen.

An die Restauration der am Donaustrande und in Trümmern liegenden *Visegráder Königsburg*, welche in ihren Mauern den glänzenden Hofstaat der Anjou's beherbergt hatte, konnte gar

nicht gedacht werden. Man musste sich auf die Restaurirung des unterhalb der Hochburg am Fusse des Berges stehenden Donjons und auf die Herstellung eines gefahrlosen und bequemen Zuganges zu den Ruinen der Burg selbst beschränken.

Dagegen wurde die stylgemässe Restauration der culturhistorisch bedeutenden Kirchen unseres Vaterlandes theils ganz auf eigene Kosten einzelner Kirchenfürsten, theils mit Unterstützung des Religionsfondes bewerkstelligt. Wir müssen uns an dieser Stelle auf die Erwähnung der hervorragenderen beschränken.

An erster Stelle ist der *Kaschauer Dom* zu nennen, das glänzendste und grossartigste Meisterwerk der architectonischen Kunst in unserem Vaterlande. Der Bau wurde um 1270 von STEPHAN V. begonnen, durch die Gemahlin CARL ROBERT's fortgesetzt und durch König MATTHIAS vollendet. Er kann sich, wenn auch nicht an Grösse, so doch was Schönheit des Planes und der Details betrifft, kühn mit den monumentalen Domen des Auslandes messen. Das im XVIII. Jahrhundert im Renaissancestyl umgestaltete Innere desselben begann Bischof IGNAZ FÁBRY im Jahre 1859 unter Mitwirkung der Commune restauriren zu lassen. Diese Arbeit wurde 1865 vollendet. Neuerlich wurde die Restauration der äusseren Theile des Gebäudes nothwendig und sind in dieser Hinsicht bereits die nöthigen Voranstalten getroffen worden.

Ebenso ist 1864 das Innere der schönen romanischen Kirche zu *Leiben* (Lébény, im Wieselburger Comitat) aus den Spenden des Patronatsherrn, des Pfarrherrn und der Gläubigen im Betrage von 30,000 Gulden, nach den Plänen des Architecten ESSENWEIN restaurirt worden und wurde unlängst die Restauration des Aeusseren derselben auf Staatskosten begonnen.

Nachdem in der gothischen Krönungskirche zu *Pressburg* das Sanctuarium nach den Plänen JOSEPH LIPPERT's grossentheils aus Beiträgen der städtischen Bürgerschaft 1869 restaurirt worden, sind jetzt, nachdem aus dem Religionsfonde 105,000 Gulden votirt wurden, die Restaurationsarbeiten im Schiffe der Kirche in Angriff genommen worden.

Die romanische Kirche der *Abtei zu Jánosi* (im Gömörer Co-

mitat) ist unlängst (1876), Dank den eifrigen Bemühungen ihres Abtes FLORIAN RÓMER, mit Unterstützung der Commission für Kunstdenkmäler und des Religionsfondes, aus freiwilligen Spenden stylgemäss restaurirt worden. Für die Restauration der *Harinaer romanischen* und der *Leutschauer gothischen katholischen Pfarrkirche* waren ins Staatsbudget für 1871 8000 Gulden eingestellt.

Für die stylgemässe Wiederherstellung der *Ofner Festungs-Pfarrkirche* hat Se. Majestät der König 1873 aus den Revenuen der vacanten Bisthümer 100,000 Gulden bewilligt. Die diesbezüglichen Arbeiten sind im Gange.

Der gegenwärtige Reichsprimas JOHANN SIMOR hat als Raaber Bischof eine gothische Kapelle der Hauptkirche zu Raab und eine ähnliche Kapelle des bischöflichen Palastes daselbst prachtvoll restauriren lassen (1857), neuestens aber in Gran den kapellenartigen romanischen Bau im Schlosse, welchen die Tradition mit STEPHAN dem Heiligen in Verbindung bringt (1875) und ebendaselbst die 1506 vom Cardinalprimas BAKACS im edlen Renaissancestyle erbaute Kapelle (1876).

Der Kalocsaer Erzbischof LUDWIG HAYNALD hat als siebenbürger Bischof die gothische Cathedrale zu Carlsburg restauriren und vor einigen Jahren die Grundmauern der verfallenen Cathedralkirchen in Kalocsa und Bács ausgraben lassen. Der Erlauer Erzbischof JOSEPH SAMASSA hat als Zipser Bischof die neben seiner Cathedrale befindliche Zápolya-Kapelle (1872), und der Neusohler Bischof ARNOLD IPOLYI die Kirche der h. Elisabeth und die neben der Kirche des h. Michael befindliche gothische Kapelle der h. Barbara (1876) in Neusohl restauriren lassen.

Aber unter allen Kunstdenkmälern, deren Wiederherstellung, Dank der in neuerer Zeit hervorgetretenen edlen und wahrhaft kirchlichen Richtung, bis jetzt in Vollzug gesetzt worden ist, nimmt, was den Umfang der Arbeiten und die Bedeutsamkeit des Kunstdenkmales betrifft, die erste Stelle die Kirche der Martinsberger Benedictiner-Abtei ein, welche von STEPHAN dem Heiligen erbaut, aber seitdem mehrere Male umgestaltet und das letzte

Mal (1831) völlig ihrer ursprünglichen Form entkleidet und verstümmelt worden ist. Der gegenwärtige Erzabt Chrysostomus Kruesz hat die stylgemässe Restauration derselben, nach den Plänen des Oedenburger Architecten Franz Storno, 1868 beginnen und mit einem Aufwande von mehr als 200,000 Gulden in allen ihren Theilen, einschliesslich der ganz neuen Ausstattung der Kirche, consequent durchführen lassen. Nachdem die Arbeiten 1875 zur Vollendung gediehen waren, liess er, anlässlich der 1876 stattgefundenen Einweihung der Kirche, die Geschichte derselben und ihrer Restauration in einem mit 15 Kunstblättern geschmückten, glänzend ausgestatteten Werke herausgeben.

Schliesslich können wir die seit 1863 in der k. k. Staatsdruckerei bestehende *chartographische Anstalt* nicht unerwähnt lassen. Ihr eigentlicher Zweck ist die Vervielfältigung der Catastral-Aufnahmen zu den verschiedensten öffentlichen und privaten Zwecken, sowie die Anfertigung von General- und Special-Karten für Schule und Gewerbe. Seitdem sie (1873) mit der topographischen Section des Communications-Ministerium vereinigt worden, besteht ihr Personal aus einem Chef, einem Custos der Kartensammlung, zwei Catastral- und drei topographischen Ingenieuren, sechs Chartographen, sechs Lithographen und einem Kupferstecher.

Seit der Entstehung der Anstalt wurden in derselben auf Grund von Originalaufnahmen verschiedene Karten in mehreren tausend Blättern angefertigt, von denen besonders erwähnenswerth sind: die Specialkarte von Ungarn in 12 grossen Blättern, die Verwaltungskarte des ungarischen Staates auf 4 Blättern, die Specialkarte von Siebenbürgen in 25 Blättern mit Farbendruck, Uebersichtskarten sämmtlicher Krongüter auf mehr als 40 Blättern, Uebersichtskarten der Comitate, auf Grund der Catastral-Aufnahmen angefertigte Communalkarten, die Uebersichtskarte der ungarischen Staatsforste, eine die stufenweise Bildung der Theissdurchschnitte darstellende Karte auf 147 Blättern, welcher auf der Wiener Weltaustellung die höchste Auszeichnung zuerkannt wurde, eine Karte des Tátragebirges in Farbendruck und galvano-

plastischer Copie des vom Director EMERICH PÉCHY angefertigten Originalreliefs, welche vom Pariser geographischen Congress 1875 die höchste Auszeichnung erhielt, eine Karte des Budapester Gebiets auf 45 Blättern und unzählige andere statistische, telegraphische, archäologische, geologische Karten zu Schul- und anderen Zwecken. Ausser den Karten verfertigt diese Section die Zeichnungen und Platten zu den Staatspapieren, sowie die vom Unterrichts-Ministerium zu Schulzwecken herausgegebenen Anschauungsbilder und Modelle.

Die Erhaltung der Section belastet den Staatschatz in keiner Weise, indem die Einnahmen der Staatsdruckerei (1876: 622,935 Gulden) die Ausgaben derselben (550,611 Gulden) beträchtlich übersteigen.

IV.

Unter den *wissenschaftlichen Sammlungen des Landes* steht an erster Stelle das in der Hauptstadt befindliche *ungarische National-Museum*, zu welchem Graf FRANZ SZÉCHENYI im Jahre 1802 den Grund legte, indem er seine aus nahezu 30,000 Bänden bestehende, beinahe ausschliesslich Hungarica enthaltende Bibliothek und Handschriftensammlung dem Lande schenkte. Durch diese hochherzige That wurde die Idee der Gründung einer Anstalt angeregt, welche nebst der Bibliothek auch Münzen- und Alterthümer-, Gemälde- und Naturalien-Sammlungen, mit *hauptsächlicher* Rücksicht auf vaterländische Gegenstände, enthalten und somit alles Dasjenige in sich vereinigen sollte, was geeignet ist, die Vergangenheit des Vaterlandes, sowie dessen Natur- und Cultur-Verhältnisse zur Anschauung zu bringen. Dieser Aufgabe ist das Museum bis heute treu geblieben, wiewohl es natürlicherweise die Grenzen derselben auch überschritten hat.

Von den ersten Jahren des Jahrhunderts angefangen haben sich, trotz der grossen Weltkriege, Patrioten jedes Standes beeilt, mit ihren Spenden die Verwirklichung der Idee zu befördern. Unter Anderen hat der Erlauer Erzbischof LADISLAUS PYRKER seine

aus 196 Nummern bestehende Gemäldesammlung geschenkt. Auch durch Kauf gelangte die Anstalt in den Besitz grosser Sammlungen. So votirte der Reichstag vom Jahre 1836 125,000 Gulden Conventions-Münze — welche ausschliesslich durch den Adel gezahlt werden sollten — behufs Ankaufes der JANKOVICH'schen Bücher-, Handschriften-, Münzen-, Waffen- und Alterthümer-Sammlung. Derselbe Reichstag bewilligte in ähnlicher Weise eine halbe Million Gulden C.-M. zur Errichtung eines Museal-Gebäudes, welches 1846 die Sammlungen in sich aufnahm.

Diese haben sich seitdem fortwährend vermehrt; auch die wissenschaftliche Anordnung derselben ging ununterbrochen vorwärts, wiewohl dies, wegen der geringen Höhe des Musealfondes und der geringen Anzahl des Personales, eine lange Zeit hindurch nur in bescheidenen Proportionen stattfinden konnte. Selbst im Jahre 1866 bestand der Beamtenkörper der Anstalt nur aus neun Personen und die Ausgaben derselben erreichten kaum den Betrag von 20,000 Gulden. Mit dem Inslebentreten der verantwortlichen ungarischen Regierung brach auch für das Museum eine neue Epoche ein. Das Custoden-Personal zählt jetzt bereits 21 Mitglieder, neben welchen zahlreiche Diurnisten arbeiten. Für die Ausgaben der Anstalt aber werden jährlich 90,000 Gulden bewilligt.

Von den einzelnen Abtheilungen, deren Zunahme und Anordnung, können wir hier nur kurz sprechen.

Die *Széchenyi'sche Landes-Bibliothek* wurde von 1869 bis 1875 nach dem Münchner System auf's Neue geordnet, ein Zettelcatalog und ein Fachrepertorium angefertigt. Die Bibliothek umfasst ungefähr 200,000 Bände Druckwerke, 16,000 Handschriften und 50,000 Urkunden. Die Proportionen ihrer Zunahme werden daraus ersichtlich, dass sie während der letzten drei Jahre (1874-76) um 22,311 Druckwerke, 771 Handschriften, 21,606 Urkunden vermehrt wurde. Einen beträchtlichen Theil der Druckwerke ergaben die durch die vaterländischen Druckereien im Sinne des Gesetzes einzuliefernden Pflichtexemplare. Die grosse Anzahl der Urkunden erklärt sich aus dem Umstande, dass in neuerer Zeit mehrere alte Familien ihre reichen Archive dem Museum übergeben haben.

Die Bibliothek ist täglich von 9-2 Uhr dem Publicum geöffnet, welches dieselbe von Jahr zu Jahr in zunehmendem Masse in Anspruch nimmt. Während die Bibliothek im Jahre 1867 nur von 5841 Lesern besucht wurde, benützten 1874 schon 11,730 Leser 26,836 Druckwerke und 450 Handschriften, 1876 aber 15,502 Leser 34,107 Druckwerke und 883 Handschriften. Die Bibliothek veröffentlicht seit 1876 eine Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft und Bibliographie.

Auch die Einrichtung und die dem heutigen Stande der Archäologie entsprechende Anordnung der *Antiquitäten-Sammlung* ist ein Werk der letzten Jahre. 1866 bestand dieselbe aus beiläufig 90,000 Münzen, 2018 prähistorischen, 2536 römischen und einer noch grösseren Anzahl von mittelalterlichen Gegenständen. Die Sammlungen werden durch Kauf und Geschenke fortwährend vermehrt; z. B. 1874 und 1875 um 8774 Gegenstände.

Namentlich hat sich die Sammlung prähistorischer Gegenstände beinahe vervierfacht, da sich in unserem Vaterlande seit einigen Jahren auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie eine lebhafte Thätigkeit bemerkbar macht. Die Fachmänner hatten Gelegenheit die wissenschaftliche Bedeutung dieser Ergebnisse zu würdigen, als der internationale Congress der Prähistoriker und Archäologen seine VIII. Session im September 1876 in Budapest hielt, wo die Ausstellung der prähistorischen Funde Ungarns durch ihren Reichthum überraschte.

Die Wichtigkeit der römischen Alterthümer unseres Museums ist schon seit lange bekannt. Dieselben nehmen in Mommsen's Publicationen einen ansehnlichen Raum ein und wurden 1873 durch Romer und Desjardins in einem Prachtwerke — *Monuments Epigraphiques du Musée National Hongrois*, mit 55 Albertotyp-Tafeln — bekannt gemacht.

Die *Gemälde-Sammlung* besteht gegenwärtig aus 636 Nummern, grösstentheils Werke neuerer vaterländischer Künstler. Die älteren Stücke der Sammlung wurden der Landes-Bildergallerie einverleibt, mit Ausnahme der älteren ungarischen Porträts. Der Gemälde-Sammlung reiht sich eine bescheidene Statuen-

sammlung an, während die Gypsabgüsse der bedeutendsten Denkmäler der griechischen und römischen Plastik in der Antiquitätensammlung aufgestellt sind.

Die *naturhistorische Abtheilung* bestand anfänglich ausschliesslich aus ungarländischen Gegenständen; seit neuerer Zeit indessen besitzt dieselbe unzählige Exemplare naturhistorischer Objecte aus allen Theilen der Welt, welche den Anforderungen der Wissenschaft entsprechend geordnet sind. So wurde die zoologische Sammlung 1868 mit 84,948 Exemplaren bereichert, welche gelegentlich der österreichisch-ungarischen Expedition nach Ost-Asien durch ein Mitglied derselben, unserem Landsmann JOHANN XANTUS gesammelt wurden. Auch seitdem hat sich dieselbe ansehnlich vermehrt; so 1874-75 um 22,980 Exemplare und eine in 975 Gläsern verwahrte Spinnensammlung.

Die *botanische Sammlung*, welche 1870 weit über eine halbe Million Exemplare enthielt, wird durch Reisen des Custos und durch Tausch fortwährend vermehrt.

Die *mineralogische und geologische Sammlung* ist zwar an ungarländischen Gegenständen am reichsten, jedoch auch in anderer Beziehung durchaus nicht arm. Die *allgemeine* paläontologisch-geologische Sammlung gehört zu den vollständigsten. Die Mineralien-Sammlung aber nimmt, insbesondere seitdem sie (1870) in den Besitz der berühmten fürstlich LOBKOWITZ'schen Sammlung (18,709 Mineralien und 22,508 geologische Objecte) gelangt und systematisch aufgestellt worden ist, nach dem Urtheile ausländischer Fachgelehrter, hinsichtlich ihres inneren Gehaltes unter sämmtlichen europäischen Mineralien-Sammlungen die dritte Stelle ein; ebenso findet ihre zweckmässige Aufstellung die grösste Anerkennung.

Wir müssen noch erwähnen, dass die naturhistorische Abtheilung seit Anfang dieses Jahres eine Fachzeitschrift mit zweierlei (ungarischem und deutschem) Text erscheinen lässt.

Im Jahre 1870 wurde das Museum um eine neue Abtheilung, die *ethnographische Sammlung* vermehrt, zu welcher der Grund durch die gelegentlich der erwähnten ostasiatischen Expedition auf Kosten

der ungarischen Regierung gekauften 5107 Gegenstände gelegt wurde. Im Jahre 1864 kamen zu diesen die von unseren Landsleuten Theodor Duka und Benjamin Kállay geschenkten bedeutenden Sammlungen ost-indischer und serbischer Gegenstände hinzu.

Für sämmtliche Abtheilungen des National-Museums legt das Publicum ein grosses Interesse an den Tag. Die Zahl der Besucher ist fortwährend im Zunehmen, insbesondere seitdem die Sammlungen in Folge der Einführung der Wasserheizung auch im Winter geöffnet werden können. 1870 war die Zahl der Besucher 136,633; 1876 stieg sie bis auf 199,254.

Eine dem Ungarischen National-Museum ähnliche Aufgabe und Organisation hat das in *Klausenburg* bestehende *Siebenbürgische Museum.*

Graf Joseph Kemény, ein vorzüglicher Geschichtsforscher und eifriger Sammler, beantragte schon auf dem 1841er siebenbürgischen Landtag die Errichtung eines Museums, zu dessen Begründung er seine reiche Sammlung offerirte. Aber die Verwirklichung des Planes stiess auf unüberwindliche Hindernisse. Nach seinem 1856 erfolgten Tode und nachdem er seine Sammlung in seinem Testamente zu demselben Zwecke gewidmet hatte, versuchte Graf Emerich Mikó die Verwirklichung des Museums im Vereinswege. Er selbst widmete seinen 12 Morgen fassenden Klausenburger Park mit dem darin stehenden Hause zur Aufnahme der Sammlungen. Sein Aufruf fand in Siebenbürgen und in Ungarn allenthalben begeisterte Aufnahme. In den letzten Decembertagen 1859 hielt der Museumsverein seine constituirende Versammlung, welche den Charakter eines grossen Nationalfestes trug. Die Summe der Spenden belief sich damals schon auf 187,475 Gulden und die auf zehn Jahre zugesagten Jahresbeiträge auf 5100 Gulden. Die Bibliothek, Alterthümer- und Naturalien-Sammlung wurde schon im folgenden Jahre eröffnet. Das Stammcapital beträgt gegenwärtig 214,236 Gulden. Die Anstalt schreibt auch Preise aus und hat eine eigene Zeitschrift.

Ebenfalls in Siebenbürgen, in Hermannstadt, besteht seit

dem Anfang dieses Jahrhunderts das von Baron Samuel Bruckenthal († 1803) ins Leben gerufene Museum, welches eine Bibliothek, Gemälde-, Münzen- und Mineralien-Sammlung umfasst. Der Gründer verfügte in seinem Testamente, dass seine Sammlungen dem Publicum an gewissen Tagen der Woche offen stehen sollen; zur Vermehrung derselben und zur Besoldung des Aufsichtspersonals vermachte er 36,000 Gulden.

Im Schosse der oben angeführten *Provinzial-Vereine*, ferner an mehreren höheren wissenschaftlichen Anstalten (Pressburg, Debreczin, Erlau u. s.w.), endlich in verschiedenen bischöflichen Residenzen und Klöstern (Gran, Martinsberg u. s. w.) befinden sich ebenfalls beachtenswerthe archäologische und naturhistorische Sammlungen. Es giebt in Ungarn beiläufig 50 Orte, wo die Ueberreste der alten Zeit gesammelt und dem Studium zugänglich gemacht werden. Die alten Cathedralkirchen aber, vornehmlich in Gran, Raab, Zips, Carlsburg, sind an kirchlichen Kunstgegenständen reich. Einen Theil der Graner Kunstschätze hat Bock in einem Prachtwerke zur weiteren Kenntniss gebracht.

In unserem Vaterlande fehlt es auch an *Privatsammlern* nicht, deren Säle als reiche Museen angesehen werden können. Wir sprechen nicht von den alten Familien, wie die Eszterházy's, Pálffy's u. s. w., in deren Schatzkammern sich die Kunstobjecte seit Jahrhunderten anhäufen; wir wollen lediglich die gegenwärtig ebenden Sammler nenne n. — Der Museumsdirector Franz Pulszky, der Neusohler Bischof Arnold Ipolyi, der Richter am obersten Gerichtshofe Georg Ráth, der Graf Emanuel Andrássy besitzen Kunst- und Alterthümer-Sammlungen von hohem Werthe. Die botanische Sammlung und Fachbibliothek des Kalocsaer Erzbischofs Ludwig Haynald gehört nach dem Urtheil ausländischer Fachmänner zu den bedeutendsten des Continents.

Bis auf die jüngte Zeit existirte bei uns keine bedeutendere *Kunstsammlung*. Die vorhin erwähnte Bruckenthal'sche und

PYRKER'sche Gemäldesammlung kann weder hinsichtlich der Anzahl noch hinsichtlich des Kunstwerthes ihrer Gemälde bedeutend genannt werden. 1865 liess der Fürst PAUL ESZTERHÁZY seine bisher in Wien aufbewahrt gewesene sehr bekannte Bildergallerie, nebst der dazu gehörigen Handzeichnungen- und Kupferstich-Sammlung im Palast der ungarischen Academie in Pest aufstellen und dem ungarischen Publicum öffnen. Als sich einige Jahre darauf die Kunde verbreitete, dass die Gallerie veräussert werden solle, wandten sich sechzig Municipien mit dem Ansuchen, dieselbe auf Staatskosten anzukaufen, an das Abgeordnetenhaus; mehrere derselben wünschten freiwillige Beiträge beizusteuern, so die Stadt Pest 60,000 Gulden. 1870 ging die aus 650 Oelgemälden, 3535 Original-Handzeichnungen und 51,301 Kupferstichen bestehende Sammlung in das Eigenthum des Staates über und bildet die *Landes-Bildergallerie*. In derselben sind die vorzüglichsten Malerschulen vertreten: die altdeutsche Schule durch CRANACH, AMBERGER und LUCIDEL, die Glanzperiode der italienischen Malerei durch einen RAFAEL, CORREGGIO, LUINI, FRANCIA und den schönsten existirenden RUDOLFO GHIRLANDAJO, die niederdeutsche Schule durch RUBENS, VAN DYK, REMBRANDT, TENIERS. Ihren Glanzpunkt bildet aber unstreitig die spanische Schule, sie weist sechs Gemälde von MURILLO auf, denen sich Werke von RIBERA, ZURBARAN, VELASQUEZ anschliessen. Unter den Handzeichnungen finden sich in grosser Anzahl Werke von Meistern ersten Ranges, während die Kupferstichsammlung schöne Exemplare von DÜRER, MARC ANTONIO, REMBRANDT und Anderen bewahrt.

Demungeachtet bestand eine auffallende Lücke dieser Bildergallerie darin, dass die der Renaissance vorangehende Zeit in derselben kaum vertreten war. Diesem Mangel half der jetzige Neusohler Bischof ARNOLD IPOLYI als Erlauer Domherr (1872) ab, indem er der Landes-Bildergallerie die *sechzig* werthvollsten (in der Geschichte der italischen Malerei von CROWE und CAVALCASELLE theilweise besprochenen) Stücke seiner mit grossen Kosten und planmässig gesammelten prärafaelitischen Gemäldesammlung zum Geschenke machte. Dieselben machen in instructiver Weise

die Entwickelung der Malerei von der byzantinischen Technik bis zum 16. Jahrhundert in Werken von MARGARITONE d'AREZZO, GIOTTO, LIPPO MEMMI, CRANACH, SCHÄUFLEIN, ZEITBLOOM u. A. ersichtlich. Das werthvollste Stück ist ein Theil eines Alfresco-Wandgemäldes von GIOTTO aus der Kirche von Assisi, welches aus der Sammlung RAMBOUX hierher gelangte.

Im vorigen Jahre kam in *Gran* durch die Opferwilligkeit des Cardinalprimas JOHANN SIMOR eine bedeutende Gemäldesammlung aus Werken älterer und neuerer Meister zu Stande.

Bibliotheken besitzt das Land in grosser Anzahl in Verbindung mit Museen, wissenschaftlichen Vereinen und Lehranstalten, in bischöflichen Residenzen, Klöstern und Magnaten-Palästen. Ein Theil derselben stammt aus dem XVI. Jahrhundert; zum grössten Theil aber kamen sie im vorigen Jahrhundert zu Stande.

Die Bibliothek des ungarischen National-Museums zählt, wie bereits erwähnt, über 200,000 Bände, nahezu 150,000 Bände die Bibliothek der Budapester Universität; gegen 100,000 Bände die Bibliotheken der ungarischen Akademie, des Graner Erzbisthums und der St.-Martinsberger Benedictiner-Abtei. Ausserdem könnten wir 30 Bibliotheken anführen, deren Bändezahl zwischen 20—60,000 schwankt.

Wie sich unter den Incunabeln zahlreiche finden, welche der ausländischen Bibliographie unbekannt sind, so enthalten auch die Handschriften viel neuen Stoff zur Geschichte mehrerer Länder Europas. Wir werden noch Gelegenheit haben, in diesen Berichten darauf zurückzukommen.

Von der Bibliothek des National-Museums sprechend, haben wir die von Jahr zu Jahr in grossen Proportionen zunehmende Leserfrequenz derselben hervorgehoben. Dieselbe Thatsache bezeugen auch die Ausweise anderer Bibliotheken. So haben die Budapester Universitäts-Bibliothek im Jahre 1874-75 (im alten Local) während 9½ Monaten 15,942, im Jahre 1876-77 (im neuen Local) dagegen, ebenfalls während 9½ Monaten, 38,011 Leser besucht.

Nicht minder zahlreich und werthvoll sind die im Lande

vorfindlichen *Archive*. Das alte königliche Archiv ging 1526 zu Grunde. Seitdem residirten die Könige Ungarns in Wien und das dortige Hofarchiv enthält eine ansehnliche ungarische Abtheilung.

Die Archive der obersten Landesbehörden (Hofkanzlei, Statthaltereirath, siebenbürgisches Gubernium, ungarische und siebenbürgische Hofkammern u. s. w.) befinden sich in Budapest und wurden hier 1875 zu einem *Landesarchive* vereinigt, dessen Anordnung nach den heutigen Ansprüchen der Archivwissenschaft gegenwärtig im Gange ist. Der Stoff ist, was seine Menge und seinen historischen Werth betrifft, gleich bedeutend. Es besitzt zwar aus der Zeit vor der Mohácser Catastrophe (1109-1526) nur beiläufig 24,000 Urkunden, aber die Zahl der Schriftstücke aus der darauf folgenden Periode wird auf 12 Millionen berechnet. Der Beamtenstand des Archivs zählt 18 Personen; die Dotation desselben beziffert sich für 1877 auf 27,073 Gulden.

Die Archive der in den westlichen und nördlichen Landestheilen gelegenen Städte (Pressburg, Oedenburg, Bartfeld, Kaschau u. a.), der Erzbisthümer, Bisthümer, Capitel und Klöster (insbesondere Gran, Veszprim, Raab, Martinsberg — letzteres bewahrt den Original-Stiftungsbrief Stephan des Heiligen aus dem Jahre 1000 auf —), endlich einzelner Familien (die Eszterházy, Pálffy, Erdödy u. v. A.) enthalten bis in das XI. Jahrhundert zurückreichende Urkundenschätze und bergen insbesondere vom XIV. Jahrhundert angefangen ein reiches Material. Alle diese Archive stehen dem Geschichtsforscher offen und es macht sich in deren Ausbeutung und Verwerthung eine lebhafte Thätigkeit bemerkbar.

V.

Der hinsichtlich der Lehranstalten, wissenschaftlichen Vereine und Sammlungen bemerkbare Aufschwung wirkt auch auf die Zunahme *der literarischen Production* und des Lesepublicums zurück.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, uns auf eine wenn auch nur skizzenhafte Darstellung des heutigen Stan-

des der vaterländischen Literatur einzulassen. Dies wird auch in diesen Blättern für jedes Fach besonders geschehen. Hier wollen wir uns lediglich mit den in Zahlen ausdrückbaren Ergebnissen, welche auf das Culturleben des Landes einiges Licht werfen, beschäftigen.

Seitdem der erwachte Nationalgeist die Fesseln der lateinischen Sprache abgestreift hat, behauptet die ungarische Sprache eine dominirende Stellung in der Literatur; die Zahl der in den übrigen vaterländischen Sprachen erschienenen Werke und Zeitschriften ist verhältnissmässig bedeutend geringer.*

Während 1831 nur 184, 1853 336 und 1874 946 ungarische Werke erschienen sind, zählt die «Ungarische bibliographische Zeitschrift» im Jahre 1876 schon 1170 ungarische Werke auf. Hievon entfallen auf die schöne Literatur 159, auf Geschichte und Geographie 138, auf Rechts- und Staatswissenschaft 132, auf Mathematik, Natur- und ökonomische Wissenschaften 79 u. s. w.

Neben den 1170 ungarischen Werken sind angeführt: deutsche Werke 134, slovakische 34, in anderen Sprachen erschienene 75.

Interessant ist das Zahlenverhältniss der von der «Oesterreichischen Buchhändler-Correspondenz» im Jahre 1876 aufgezählten Werke. Demgemäss sind in der österreichisch-ungarischen Monarchie erschienen: deutsche Werke 2059, *ungarische* 991, slavische 941, in den übrigen Sprachen 472.

* Wir müssen hier das Zahlenverhältniss der verschiedenen Nationalitäten Ungarns ersichtlich machen, im Voraus bemerkend, dass die Volkszählung vom Jahre 1870 in dieser Beziehung keine verlässlichen Ergebnisse liefert und die ungarischen Statistiker in manchem Punkte von einander abweichen. Den Mittelweg hält Dr. KONEK (1868) in seinen Berechnungen ein. Nach diesen sind unter den 15.417,327 Bewohnern des ungarischen Kron-gebietes:

Ungarn	6.176,612	oder	40.1 %
Rumänen	2.608,120	»	16.9 »
Serben und Croaten	2.380,985	»	15.5 »
Deutsche	1.898,202	»	12.3 »
Slovaken	1.835,334	»	11.9 »
Ruthenen	469,420	»	3 »
Verschiedene	48,654	»	0.3 »

Zum Verständniss dieser Zahlen müssen wir hervorheben, dass das ungarische Element 17 %, das slavische Element dagegen 43 % der Gesammtbevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie ausmacht.

Obgleich in Ungarn Werke, welche die Fortschritte der Wissenschaft befördern, nicht in grosser Anzahl erscheinen und auf ein verhältnissmässig kleines Publicum rechnen können, zeugt doch vom Sinn für gründlichere Studien die Thatsache, dass die Bücherverlags-Unternehmungen der Akademie und der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, durch welche (wie wir erwähnt haben) vorzügliche Werke des Auslandes in ungarischer Uebersetzung herausgegeben werden, etwa *anderthalbtausend* ständige Pränumeranten zählen.

Die *Zeitungs-Statistik* stellt uns einerseits die grossartige Zunahme des Bedürfnisses nach geistiger Nahrung, andererseits die Stellung der ungarischen Sprache und Nationalität gegenüber den übrigen Nationalitäten des Landes klar vor Augen.

Die erste ungarisch geschriebene Zeitung erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg. 1830 gab es deren 10. Diese Zahl stieg in den Jahren 184$^{8}/_{9}$ auf 80, fiel aber nach der Unterdrückung des Freiheitskampfes, Anfang 1850 an der Schwelle der eingetretenen Reaction, auf 9. Im Jahre 1867, nach Wiederherstellung der Verfassung, erschienen zufolge eines eigenthümlichen Zusammentreffens der Umstände wieder 80 ungarische Zeitschriften, welche Zahl fortwährend und in grossen Proportionen zunahm. Anfang 1877 erschienen bereits 268 ungarische Zeitungen und zwar 128 in der Hauptstadt, 139 in der Provinz an 71 Orten und *eine* im Auslande (in Bukarest). Von den 268 Zeitungen sind 17 politische Tagesblätter, 25 Kirchen- und Schulzeitungen, 53 Fachblätter und 53 periodische Zeitschriften.

Neben den 268 ungarischen Zeitungen erscheinen in den übrigen Landesprachen zusammen 146 Zeitungen, und zwar: 85 deutsche, 42 slavische, 13 rumänische, 4 italienische, je 1 französische und hebräische. Während sonach in Ungarn 412 Zeitungen erscheinen, gab es deren im grossen Russland zu Anfang 1877 blos 377.

Das Publicum der Zeitungen und Zeitschriften, beziehungsweise die Zahl der durch die Post versandten Exemplare betreffend, sind wir durch die Freundlichkeit der königlich ungarischen Postverwaltung in der Lage, folgende Daten mitzutheilen. 1875 wurden versandt:

ungarische	Zeitungen	und	Zeitschriften	11.087,825
deutsche	»	»	»	5.926,911
anderssprachige . .	»	»	»	1.949,797
			zusammen	18.964,533

Und zwar *politische* Blätter:

ungarische	6.976,960
deutsche	5.460,146
anderssprachige . .	1.385,030
zusammen . .	13.822,136

Belletristische und Fachzeitschriften:

ungarische	3.822,291
deutsche	387,813
anderssprachige . .	536,474
zusammen . .	4.746,578

Zu erwähnen ist noch, dass 1875 aus dem österreichischen Gebiet 7.077,772, aus dem Ausland aber 766,802 Stück Zeitungen und Zeitschriften angekommen sind.

VI.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern ist die höhere Cultur mit der Blüthe der *Künste* Hand in Hand gegangen. Diese aber ist bedingt durch die zusammenwirkende Unterstützung der Kirche, des Staates und der Einzelnen.

In unserem Vaterlande waren diese Vorbedingungen nur in sehr beschränktem Massstabe vorhanden. Darum steht auch das Kunstleben hier auf keiner hohen Stufe der Entwickelung. Und wenn wir gleich gegenwärtig z. B. an genialen Malern auffallend reich sind, so sind diese doch grossentheils genöthigt, sich im

Auslande eine Stätte zu suchen; mehrere von ihnen geniessen in Paris einen grossen Ruf, drei derselben nehmen Lehrstühle an der Münchener Akademie der bildenden Künste ein.

Doch ist die Regierung seit 1867 auch in dieser Hinsicht ihrer Pflicht eingedenk gewesen. Es wurde ein Landesrath für bildende Künste eingesetzt, bestehend aus Repräsentanten der bildenden Künste, Kunstkennern und Kunstmäcenen, welcher berufen ist, die Regierung mit seinem Rathe zu unterstützen, ihr Augenmerk auf wahrgenommene Mängel hinzulenken und deren Heilung durch seine Anträge zu befördern. Auf seine Empfehlung werden begabte Jünglinge zur Ausbildung ins Ausland geschickt, erhalten Bildhauer und Maler Aufträge. Zu diesen Zwecken werden jährlich 15,000 Gulden ins Budget gestellt. Ausser den Werken, welche auf solche Weise die Gemälde- und Sculpturen-Sammlung des National-Museums vermehren, müssen wir noch jener, die Hauptmomente der ungarischen Geschichte vergegenwärtigenden Wandgemälde Erwähnung thun, mit welchen das prächtige Stiegenhaus des ungarischen National-Museums (1874-6) geschmückt worden ist. Zu derselben Zeit wurden auch die Prunksäle der neuen Universitäts-Bibliothek und des neuen Budapester Gymnasiums mit Frescobildern decorirt. Für die Fenster einer Budapester Kirche wurden Glasgemälde verfertigt. In der Staatsdruckerei wurde ein albertotypisches Atelier eingerichtet. In der Landes-Muster-Zeichnenschule wurde ein Lehrstuhl für Holzschneidekunst errichtet und der Lehrer derselben durch mehrere Jahre an den bedeutendsten Kunstanstalten von Paris und London ausgebildet.

Aber nächst dem Ankaufe der Eszterházy'schen Gemäldegallerie ist hauptsächlich die Errichtung der *Landes-Muster-Zeichnenschule* (1871) ein Factum von grösster Tragweite. Dieselbe ist nämlich berufen, eine Akademie der bildenden Künste zu ersetzen. Zu ihren Aufgaben gehört es: in mehreren Zweigen der bildenden Kunst eine gründliche Ausbildung zu ertheilen; das Aufblühen der höheren Kunstindustrie bei uns durch zweckentsprechenden Fachunterricht zu fördern; endlich Zeichnenlehrer zu bilden. Im

Schuljahre 1875-76 wirkten an derselben 9 Professoren — man kann wohl sagen ohne Ausnahme tüchtige Maler, Bildhauer und Architekten. Die Zahl der Zöglinge betrug 119, darunter 12 weibliche. Für die Anstalt wurde auf Kosten des Studienfondes an der neuen Radialstrasse ein Prachtgebäude im florentinischen Renaissancestyl errichtet (1876).

Zur Förderung künstlerischer Zwecke wird auch im *Vereinswege* eine nicht geringe Thätigkeit entfaltet.

Im Jahre 1839 entstand der *Kunstverein*, welcher einerseits durch Ausstellungen, durch Verlosung guter Gemälde und anderer Kunstgegenstände, sowie durch Vertheilung von Kunstprämien unter seine Mitglieder Empfänglichkeit für die Kunst zu erwecken wünschte, andererseits durch Ankauf von Gemälden die Künstler unterstützte und zur Thätigkeit anspornte. Die Unterstützung welche derselbe seitens des Publicums fand, war zu verschiedenen, Zeiten eine sehr bedeutende; es gab Jahre, in welchen der Kunstverein 30,000 Gulden auf Anschaffung von Gemälden verwenden konnte.

Neben demselben trat 1861 der *ungarische Verein für bildende Künste* ins Leben, welcher sich die Aufgabe stellte, eine Lehranstalt für bildende Kunst zu errichten, Künstler ins Ausland reisen zu lassen, Preise auszuschreiben, Ausstellungen ins Werk zu setzen u. s. w. Seine Einnahmen beliefen sich schon 1869 auf 28,176 Gulden und er verwandte innerhalb acht Jahren 72,705 Gulden zum Ankauf von Kunstwerken. Dieser Verein weist seit der 1869 erfolgten Verschmelzung des Kunstvereins mit demselben noch grössere Resultate auf. Er zählte 1876 67 Stifter (mit Stiftungssummen von mindestens 1000 Gulden), 185 gründende Mitglieder (mit je 200 Gulden) und 850 Beitrag zahlende Mitglieder (jährlicher Beitrag 10 Gulden). Das Vereinsvermögen bezifferte sich auf 278,607 Gulden. Die Kunstausstellung war von 7944 Personen besucht.

Die Localitäten desselben befanden sich bis Ende 1876 im Akademiepalast. Aber bereits vor einigen Jahren hat eine lebhafte Bewegung für die Errichtung eines würdigen *Künstlerhauses*

begonnen. Trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse kamen Spenden im Betrage von ungefähr 250,000 Gulden zusammen und schon nach wenigen Monaten wird an der neuen Radialstrasse jener prachtvolle Palast eröffnet werden, welcher den Erzeugnissen der vaterländischen Kunst als würdiger Aufenthaltsort dienen und zugleich den Mittelpunkt des vaterländischen Kunstlebens bilden wird.

Im Zusammenhange hiemit muss auch erwähnt werden, dass gegenwärtig die an öffentlichen Plätzen der Hauptstadt aufzustellenden Statuen dreier grosser Männer des Landes, nämlich des Grafen STEPHAN SZÉCHENYI, des Baron JOSEPH EÖTVÖS und des Dichters ALEXANDER PETŐFI, in der Ausführung begriffen sind, nachdem die nationale Pietät im Wege freiwilliger Spenden 200,000 Gulden zu diesem Zwecke zusammengetragen hat, — demnächst aber die Ausführung des Mausoleums für FRANZ DEÁK, für welches die Spendensammlungen eben im Zuge sind, an die Reihe kommen wird.

Schliesslich wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 Ungarn durch 51 Künstler (42 Maler, 7 Bildhauer, 2 Kupferstecher) mit 155 Kunstwerken vertreten war, von denen 17 die Kunstmedaille erhalten haben.

Dem *Musikunterricht* liessen in unserem Vaterlande bis in die neuesten Zeiten ausschliesslich Privatvereine Pflege angedeihen. Dem im Jahre 1841 durch einen Verein ins Leben gerufenen *Pester National-Conservatorium* gebührt der Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben. Obwohl sein Stammvermögen kaum 50,000 Gulden und sein Jahreseinkommen kaum 6000 Gulden erreichte, war es doch im Stande unter der Leitung opferwilliger Lehrer zahlreichen Schülern Unterricht zu ertheilen. Seit 1871 wird es vom Reichstage jährlich mit 2500 Gulden unterstützt. In diesem Jahre zählte es unter der Leitung von 12 Musiklehrern 217 Schüler.

Die *Ofner Musikschule* ist ein ähnliches Privatunternehmen, welches eine jährliche Subvention von 1200 Gulden bezieht.

rinen und Schauspieler 10,000, beziehungsweise 5000 Gulden Gehalt. Auf Gasthonorare wurden 24,301 Gulden, auf Garderobe und Decorationen 43,366 Gulden verausgabt. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 575,020 Gulden.

Die Einnahme betrug 575,492 Gulden. Hievon ergaben die täglichen Brutto-Einnahmen 172,130 und die Abonnements 67,236 Gulden. Aus der Dotation des königlichen Hofhalts erhielt die Anstalt eine Subvention von 163,000 Gulden, der Reichstag aber bewilligte für dieselbe 39,000 Gulden. Das Uebrige wurde aus dem Theaterfond bestritten. Das alte Gebäude des Nationaltheaters erfuhr 1874-6 eine bedeutende innere und äussere Umgestaltung und wurde durch ein grosses Zinshaus erweitert. Der Bau kostete 600,000 Gulden.

Am 15. October 1875 wurde das zweite Budapester ungarische Theater, das *Volkstheater*, eröffnet. Um den Bau des Prachtgebäudes zu ermöglichen, schenkte die Stadt 500,000, ausserdem flossen aus Spenden 35,000 Gulden zusammen. Der Grund, der Bau und die Einrichtung kosteten 726,000 Gulden. Das Theater umfasst 1375 Sitze und für ungefähr 1000 Personen Stehplätze.

Im ersten Jahre wurden gegeben:

an 134 Abenden 15 Original-, 4 fremde Volksstücke,
» 114 » 1 » 9 » Operetten,
» 99 » 6 » 19 » Opern, Possen, Spectakelstücke u. dgl.

Unter den ungarischen Original-Volksstücken fand das «Falu rossza» betitelte Werk eines jüngst jung verstorbenen Autors, Eduard Tóth, welches 34-mal gegeben wurde, den meisten Anklang. An Tantièmen bekamen vaterländische Autoren 18,568, fremde 3454 Gulden. Das Gesammtpersonal des Theaters besteht aus 240 Individuen, darunter 11 Sänger und Sängerinen, 13 recitirende Schauspieler und Schauspielerinen.

Den Theaterbesuch veranschaulicht die Thatsache, dass von den Einnahmen auf je eine Vorstellung durchschnittlich 701 fl. 33 kr. entfielen. Die höchste Einnahme (12,700 Gulden) fiel auf den

12. April 1876, als ADELINA PATTI bei zehnfach erhöhten Eintrittspreisen im «Barbier von Sevilla» auftrat. Aus den Abonnements flossen im Laufe eines Jahres 11,850 Gulden ein.

Ebenfalls 1875 wurde der Bau des *Opernhauses* an der neuen Radialstrasse begonnen. Bau und Einrichtung desselben werden drei Millionen Gulden in Anspruch nehmen. Zur theilweisen Deckung der Kosten dienen die von der Radialstrassen-Bauunternehmung zu diesem Zwecke zu zahlenden 250,000 Gulden und die aus der königlichen Civilliste jährlich bewilligten 300,000 Gulden. Das Gebäude muss 1879 fertig werden.

Ausserhalb der Hauptstadt gibt es ständige ungarische Theater in Klausenburg, Debreczin, Arad, Fünfkirchen, Szegedin, Stuhlweissenburg und Temesvár, permanente Theatergebäude auch noch an anderen Orten. Beiläufig 60 ungarische Wander-Schauspieler-Gesellschaften geben in den kleineren Städten des Landes von Zeit zu Zeit Vorstellungen.

Stehende deutsche Bühnen gibt es in Budapest (zwei), Pressburg, Oedenburg, Temesvár, Hermannstadt und Kronstadt.

In Neusatz besteht ein serbisches und in Hermannstadt ein rumänisches Theater.

Am Schlusse unserer skizzenhaften Rundschau angelangt, können wir es dem unbefangenen Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Doch müssen wir selbst den Schein von uns fern halten, als fühlten wir uns durch die bisher erreichten Resultate unserer angestrengten Thätigkeit befriedigt; als glaubten wir, die Folgen der Ungunst des Schicksals, die durch Jahrhunderte auf uns lastete, innerhalb weniger Jahre bereits verwunden und das Niveau der glücklicheren Culturstaaten des Westens erreicht zu haben.

Den Zuständen, deren Bild wir vor den Augen des Lesers entrollt haben, fehlt es auch an Schattenseiten nicht. Dieselben fallen in die Augen und patriotischer Enthusiasmus würde sich vergebens bemühen einen Schleier darüber zu breiten. Zu Vielem

haben wir erst jetzt den Samen ausgestreut; Vieles hat als zarte Pflanze kaum Wurzel gefasst, und es ist möglich, dass es im ungünstigen Boden verkümmern oder durch hereinbrechende Stürme entwurzelt werden wird.

Indessen fühlen wir uns trotzdem zu der Hoffnung berechtigt, dass man unsere Culturbefähigung nicht in Zweifel ziehen und wenigstens dem opferwilligen Eifer die Anerkennung nicht versagen wird, mit welchem sämmtliche Factoren der Nation vereint an der Lösung der grossen Culturaufgaben des Jahrhunderts mitarbeiten.

Dr. Wilhelm Fraknói.

DIE UNGARISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Die Idee der Errichtung einer ungarischen Akademie stammt aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und kann grossentheils als eine der Kundgebungen jener nationalen Reaction betrachtet werden, welche die germanisatorischen Bestrebungen der Regierung Joseph II. angefacht hatten. Sie wurde zuerst von Georg Bessenyei, königlich ungarischem Leibgardisten am Hofe Maria Theresia's, ausgesprochen und durch Nikolaus Révai, den Begründer der ungarischen Sprachwissenschaft, der schon ein Jahrzehent vor Rask und Grimm die historische und vergleichende Forschungsmethode betrieb, näher ausgeführt. Seiner patriotischen Agitation ist es zu danken, dass der Reichstag von 1790-91 die Sache in die Hand nahm und ihr ein eigenes Gesetz widmete (1791 : LXVII); die praktische Verwirklichung der Idee blieb aber dem Reichstage von 1825 vorbehalten. Durch den unter Franz Kazinczy's Leitung in unerwarteten Dimensionen emporschiessenden Aufschwung der nationalen Literatur, wie auch durch die nicht mehr zum Schweigen zu bringende öffentliche Meinung gezeitigt und gereift, besonders durch die einschlägigen Schriften Georg Fejér's und des Grafen Ladislaus Teleki sen. vorbereitet, kam die Idee auf diesem Reichstage zum Durchbruch, wäre jedoch wahrscheinlich noch immer nicht zur praktischen That geworden, wenn nicht das epochale Auftreten des jungen Grafen Stephan Széchenyi erfolgt wäre, der dem ins Leben zu rufenden Institute sein Einkommen von einem ganzen Jahre zur Verfügung stellte (60,000 Gulden Conv.-Münze = 126,000 Mark), indem er zart-

witzig bemerkte, er habe der Freunde genug, die ein Jahr lang für ihn sorgen würden. Sein Beispiel wirkte zündend; zahlreiche Schenkungen wurden gemacht, der Fond der Akademie erreichte in einem Jahre die Summe von 175,000 Gulden (367,500 Mark) und der die Errichtung der Akademie bezweckende Gesetzartikel ward zur Thatsache (1827: XI). Das unter dem Vorsitze des Erzherzog-Palatins Joseph zur Durchführung der Vorarbeiten eingesetzte Comité arbeitete rüstig fort und am 17. November 1830 war die ungarische Akademie mit einem Fond von nahezu 300,000 Gulden (630,000 Mark) constituirt.

Die Männer, die das Institut ins Leben riefen, ja auch die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die darin als erste Mitglieder Platz nahmen, hatten weniger theoretische, streng wissenschaftliche, als vielmehr praktische Zwecke im Auge. Die Sprache der Administration, der Gesetzgebung, des öffentlichen Unterrichts war die aus dem Mittelalter überkommene lateinische. Es wurden sogar die Bücher einzelner Domänen-Verwaltungen lateinisch geführt und Blumauer's Hohn war jedenfalls begründet, wenn er in seiner travestirten Aeneide den das unbekannte Italien betretenden und lateinisch reden hörenden Aeneas ausrufen liess: «Fürwahr! es wohnen hier Lateiner oder — Ungarn». Für die Nation handelte es sich also in erster Linie darum, die vernachlässigte ungarische Sprache so weit zu vervollkommnen, dass sie auf allen erwähnten Gebieten an die Stelle der lateinischen treten könne. Und eben dies ward als die Hauptaufgabe der ungarischen Akademie erachtet. Sie sollte Wörterbücher, ja auch Wörter schaffen, die ungarische Terminologie für alle Zweige des Wissens begründen, ungarische Werke über die verschiedensten Zweige der einzelnen Wissenschaften veröffentlichen. Dieser leitende Gedanke war auch in ihren Statuten formulirt, welche ihr unter Anderem die Aufgabe stellten: die Wissenschaften einzubürgern und zu verbreiten. Dabei sollte sie die ungarische Literatur überhaupt fördern, theils durch Herausgabe gediegener Werke des Auslandes in ungarischer Uebersetzung, theils durch Preisvertheilungen an Autoren von Originalwerken.

Vorzüglich war es die Hebung der dramatischen Literatur, worauf die Akademie im ersten Jahrzehent ihres Bestandes ihr Hauptaugenmerk richtete, womit zugleich die Bestrebungen, die nationale Bühne in der Hauptstadt des Landes zu begründen, unterstützt werden sollten. Die Akademie veröffentlichte im Laufe weniger Jahre ein Repertoire von 35 Bänden auswärtiger und ungarischer Dramen, und hat noch gegenwärtig jährlich einen Preis von 100 Ducaten (950 Mark) und in jedem zweiten Jahre einen von 200 Ducaten (1890 Mark) an Originaldramen zu vertheilen. Der erstere ist vom Grafen Joseph Teleki, der letztere vom Grafen Guido Karácsonyi gestiftet und dieser letztere darf in gewissen Fällen — wenn die Dramen-Concurrenz zweimal nach einander kein günstiges Resultat ergab — zur Honorirung dramaturgischer Werke verwendet werden. Da die nationale Bühne (Drama, Oper und Volksstück) nunmehr als begründet zu betrachten ist, scheinen die akademischen Dramenpreise so ziemlich überflüssig geworden zu sein, müssen jedoch im Sinne der Gründer ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäss verwendet werden.

Der specifische Beruf der ungarischen Akademie ist jedenfalls die Förderung, und zwar die wissenschaftliche Förderung der ungarischen Sprache, und der Erfüllung dieses Berufes hat sie vom Anfang an ihre besten Kräfte zugewendet, obwohl nicht geleugnet werden darf, dass in den unter ihrer Aegide, in der ersten Periode ihres Bestehens ans Licht getretenen Arbeiten hin und wieder auch viel Dilettantismus mit unterlaufen ist. Die Akademie beschloss schon im Jahre 1834 die Sammlung und Herausgabe der alten Sprachdenkmäler, die Archive und Bibliotheken des In- und Auslandes wurden durchforscht, und von 1838 bis 1848 waren die wichtigsten Codices des Mittelalters und der Renaissance publicirt. Zuletzt wurden grammatische und lexikographische Studien betrieben. Es erschienen: 1832 die Regeln der ungarischen Orthographie und der Suffigirung, 1843 die Regeln der Wortfügung, 1846 das System der ungarischen Sprache. An Wörterbüchern veröffentlichte die Akademie: 1834 eine philosophische und eine mathematische Terminologie, 1835-38 ein ungarisch-

deutsches und ein deutsch-ungarisches Taschen-Wörterbuch, 1838 ein Wörterbuch der Provinzialismen, 1843 und 1847 eine rechtswissenschaftliche Terminologie. Mit der Abfassung des grossen Wörterbuches der ungarischen Sprache («Nagy Szótár») wurden 1845 Gregor Czuczor und Johann Fogarasi betraut, und das sechs Quartbände umfassende Werk erschien vollständig in den Jahren 1862-74. Czuczor starb 1866, Fogarasi arbeitet noch, im Auftrage der Akademie, an einem Supplementbande.

Im Interesse der ungarischen Sprachforschung wurden auch Reisen veranstaltet, so 1836 die Reise Alexius Gegő's in die ungarischen Colonien der Moldau, 1844 die Reise Johann Jerney's in die Ursitze der Ungarn zwischen der Donau und dem Dniester, nach Bessarabien und an das Asowische Meer, 1842-47 die zweite Reise Anton Reguly's nach dem Uralgebirge, in wissenschaftlicher Hinsicht von der grössten Tragweite, 1862-63 die Reise Hermann Vámbéry's nach Mittelasien, 1871 die Reise Gabriel Bálinth's nach der Mongolei.

Ursprünglich hatte die Akademie sechs Classen, je eine für Sprachwissenschaft, Aesthetik, Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften; aber nur die ordentlichen Mitglieder waren in die Classen eingetheilt, die übrigen gehörten überhaupt der ganzen Akademie, besser gesagt, sie gehörten keiner einzelnen Classe an. Eine Autonomie der Classen konnte nicht aufkommen, da jeder Beschluss derselben der Gesammtakademie unterbreitet werden musste, von ihr discutirt und öfters umgestossen wurde; in Fachfragen gaben somit immer Diejenigen den Ausschlag, die nicht Fachmänner waren. Ausserdem fanden fast ausschliesslich Berathungen über laufende Angelegenheiten in den Sitzungen statt; es gab keine wissenschaftlichen Vorträge, folglich auch keinen wissenschaftlichen Ideenaustausch. Diese Umstände konnten nur dem im neuerrichteten Institute ohnehin stark vertretenen Dilettantismus Vorschub leisten; und Franz Toldy, der es im Jahre 1844 durchsetzte, dass jedes Mitglied einer bestimmten Classe eingereiht, jede Fachfrage der Competenz der bezüglichen Classe untergeordnet und gesonderte

Classensitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen organisirt wurden, ist als Reformator der Akademie zu betrachten. Dieser, im Interesse des echt wissenschaftlichen Fortschrittes unumgänglich nothwendigen Verwandlung ist es auch hauptsächlich zu danken, dass nach der Revolution von 1848-49, als die Wiener Regierung alles Vereinsleben in Ungarn lahm legte, die Akademie schon vom 10. Juni 1850 ab ihre Classensitzungen, wenn auch nicht öffentlich, wieder aufnehmen durfte.

Ja, es gelang dem patriotischen Eifer im Jahre 1858 die gesammte Wirksamkeit der Akademie und die Oeffentlichkeit der Sitzungen wieder herzustellen. Die Statuten mussten zwar etwas österreichisch zugeschnitten werden, was aber die Akademie keineswegs hinderte, auf dem ihr vom Genius der Nation und vom Interesse der Wissenschaft vorgezeichneten Wege rüstig fortzuschreiten. Die Lücken im Personalstande wurden ausgefüllt, die zehn Jahre lang zurückgehaltenen Preise ausgetheilt, Deputationen aus allen Gegenden des Landes erschienen in der festlichen Jahressitzung, welche damals im Prunksaal des National-Museums abgehalten wurde und allgemeiner Jubel des ganzen Volkes begrüsste das wieder erstandene Institut. Der Ausspruch, den der Präsident, Graf Emil Dessewffy, bei dieser Gelegenheit in seiner Eröffnungsrede that: «jeder Akademiker sei nicht nur ein Jünger der Wissenschaft, sondern zugleich eine Schildwache der Nationalität», ward zum geflügelten Worte.

Die Akademie war dem Publicum gegenüber noch geschlossen, ihre Wirksamkeit beschränkte sich noch auf die Publiçation der in den Sitzungen gehaltenen Vorträge, aber die freudige Hoffnung, dass sie in Kurzem ihrer vollen Wirksamkeit zurückgegeben werden dürfte, und der feurige Wunsch, dass sie ihre Bestimmung fortan je vollständiger erreichen möge, wozu derzeit ihre ungenügenden Mittel freilich nicht hinreichen konnten, um so weniger, da sie sammt ihrer Bibliothek nur in einem Privathause, in gemietheten engen Localitäten untergebracht war, diese Hoffnung, dieser Wunsch gaben der Nation eine neue Spannkraft. Es wurde allgemein das Bedürfniss empfunden, die materiellen Mittel der Akademie zu

vermehren, ihr vor Allem die Möglichkeit zu verschaffen, sich ein eigenes, ihren Zwecken entsprechendes Haus zu bauen, und im Jahre 1857 ergoss sich — ohne einen Aufruf, blos auf das von Munde zu Munde gehende Wort hin: «Die ungarische Wissenschaft hat kein Heim,» — wie auf einen Schlag der Strom der freiwilligen Beiträge; Alt und Jung, Reich und Arm, Alles steuerte nach seinen Kräften bei; die Subscriptionslisten wiesen neben grossen Posten, wie der von 80,000 Gulden des Baron Simon Sina, unzählbare kleine Posten, sogar mit je 10 Kreuzern auf, und es kann mit Recht behauptet werden, dass der Palast der ungarischen Akademie, eine der hervorragendsten und schönsten Monumentalbauten der Hauptstadt Ungarns, aus den Hellern der Nation erstanden ist. Der officielle Aufruf des Präsidenten zur Subscription erfolgte unter der Pression der allgemeinen Agitation, als die Sammlungen schon stark im Gange waren. Die Sammlungen für den Palast ergaben in runder Summe im Ganzen eine Million Gulden (zwei Millionen Mark). Welch' charakteristischer Gegensatz! Auf die ungarische Akademie wurde nicht ein Heller aus Staatsgeldern verwendet, Ungarn hingegen musste sehen, dass die Dotation der in Wien von Staatswegen errichteten österreichischen Akademie dem Steuerertrage der ganzen Monarchie, also auch Ungarns, entnommen wurde. Ausserdem war die österreichische Akademie steuerfrei, die ungarische musste Steuern zahlen wie ein Privatmann. Der Palast wurde nach dem Plane des Berliner Architekten Stüler erbaut, dessen gelungene Marmorbüste, von dem ungarischen Bildhauer Nikolaus Izsó verfertigt, die Treppenhalle ziert; der Palast selbst wurde mit der am 11. December 1865 gehaltenen feierlichen Jahressitzung der Akademie eröffnet.

Nach der Wiederherstellung der ungarischen Constitution und der gesetzlichen Regierung im Jahre 1867 musste natürlicherweise auch der Wunsch rege werden, die Statuten der Akademie einer Revision zu unterwerfen und den Forderungen des nationalen und wissenschaftlichen Interesses gemäss umzuformen. Die definitive Reorganisation der Akademie ging 1869 vor sich, und die neue Akademie unterscheidet sich von der früheren — um nur

die Hauptmomente hervorzuheben — einerseits durch die vollständige Autonomie der einzelnen Classen, andererseits durch die garantirte Aufnahme von Akademikern in den Directionsrath und die Theilnahme der ganzen Akademie an der Präsidentenwahl.

Nach den alten Statuten wurden die Präsidenten von dem Directionsrath, und zwar ausschliesslich aus der Mitte der Directoren, gewählt. Dieser Directionsrath bestand ursprünglich aus den grösseren Fundatoren der Akademie und ergänzte sich aus den Reihen neuerer Fundatoren, hochgestellter Würdenträger, Magnaten, Prälaten, überhaupt angesehener Persönlichkeiten — die zufälligerweise eben auch Akademiker sein konnten — durch eigene Wahl. Die Mitglieder des Directionsrathes hatten ausserdem auch bei der Wahl der Akademiker und der Beamten der Akademie Sitz und Stimme. Der Directionsrath entschied in letzter Instanz über alle Angelegenheiten der Akademie; die Akademie selbst hatte nur das Recht Anträge zu stellen und seiner Genehmigung zu unterbreiten. Der neue Directionsrath hat ebenfalls, wie der alte, die Finanzen der Akademie zu verwalten; zu seiner Competenz gehört die Bewilligung oder Herabminderung des Budgets der einzelnen Classen, die endgiltige Feststellung des ganzen Budgets der Akademie, die Bemessung der Gehalte der Beamten und Bediensteten, die Verfügung über den Palast und das Zinshaus, sowie über die Verwaltung der Gelder der Akademie (derzeit werden diese durch das Allgemeine ungarische Bodencredit-Institut verwaltet); alle übrigen, nicht materiellen Angelegenheiten jedoch werden ohne sein Zuthun selbständig durch die Akademie, in erster Linie namentlich durch deren Classen besorgt. Die Mitglieder des Directionsrathes sind nur bei der Wahl des Präsidenten und des General-Secretärs stimmberechtigt. Ausserdem besteht der jetzige Directionsrath nicht blos aus Fundatoren und anderen angesehenen Persönlichkeiten, die nicht Akademiker sind, sondern er muss zur Hälfte aus Akademikern bestehen, und diese werden nicht durch ihn, sondern durch die Akademie gewählt. Die Zahl seiner Mitglieder ist auf 24 festgesetzt, wozu noch die zwei Präsidenten

und der General-Secretär hinzukommen, welche drei immer zugleich Akademiker sein müssen.

Die Wahl der Präsidenten muss der königlichen Bestätigung unterbreitet werden.

Die Akademie besteht aus inneren und auswärtigen Mitgliedern. Die inneren Mitglieder zerfallen in drei Kategorien: Ehrenmitglieder, deren Maximalzahl 24 ist; ordentliche Mitglieder, der eigentliche Kern der Akademie mit der Maximalzahl 60; correspondirende Mitglieder in unbeschränkter Zahl. Alle, sowohl die inneren als auch die auswärtigen Mitglieder, sind je einer Classe zugetheilt, deren es drei giebt: die erste oder sprach- und schönwissenschaftliche Classe mit 6 Ehren- und 12 ordentlichen Mitgliedern; die zweite oder philosophisch-historisch-socialwissenschaftliche Classe mit 9 Ehren- und 24 ordentlichen Mitgliedern; endlich die dritte oder mathematisch-naturwissenschaftliche Classe mit ebensoviel Ehren- und ordentlichen Mitgliedern wie die zweite Classe. Jede Classe hat ihren eigenen Präsidenten und Secretär.

Den Classen sind verschiedene ständige Commissionen untergeordnet, in welche auch Nicht-Akademiker aufgenommen werden können. Diese Commissionen sind:

1. Die sprachwissenschaftliche Commission, deren Hauptaufgabe die Förderung der ungarischen Sprachwissenschaft sowohl im engeren als auch im weiteren Sinne bildet, im weiteren Sinne namentlich das Studium der verwandten altaischen Sprachen. Die Commission sorgt für Ausarbeitung und Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern, Abhandlungen, alten Sprachdenkmälern, Corpus Grammaticorum, Corpus Poetarum. Kleinere Arbeiten veröffentlicht sie in ihrer von Paul Hunfalvy redigirten Zeitschrift: «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftliche Mittheilungen»), von der bis jetzt dreizehn Bände erschienen sind. Wir erwähnen hier, aus der zweiten Periode der Akademie — behufs vorläufiger Vervollständigung der oben citirten Serie von Werken aus ihrer ersten Periode — nur folgende sprachwissenschaftliche Publicationen: «Finnische Sprachlehre» von Stephan Fábián; «Chrestomathia Fennica» von Paul Hunfalvy; «Kalewala», ins

Ungarische übersetzt von FERDINAND BARNA; «Magyarisch-ugrisches vergleichendes Wörterburch» von JOSEPH BUDENZ (erste Hälfte); «Vocabularium ceremissicum utriusque dialecti» von demselben; «Moksa- und erza-mordwinische Sprachlehre» von demselben; «Dschagataj-türkisches Vocabularium» von HERMANN VÁMBÉRY, mit Erläuterungen von JOSEPH BUDENZ; «Ueber die konda-wogulische Sprache» von PAUL HUNFALVY; «Fremde und fehlerhafte Redeweisen im Ungarischen» von ALEXANDER IMRE; «die Zeitformen des ungarischen Verbums» von GABRIEL SZARVAS; «Principien des richtigen ungarischen Sprachgebrauches» von EMIL THEWREWK.

2. Die historische Commission, deren Aufgabe die Erforschung, Sammlung und Herausgabe ungarischer Geschichtsquellen ist. Ihre hauptsächlichsten Publicationen sind die «Monumenta Hungariae Historica», in vier grossen Abtheilungen: «Diplomataria» (bis jetzt 26 Bände), «Scriptores» (bis jetzt 32 Bände), «Monumenta comitialia» (6 Bände), «Acta extera» (5 Bände). Hiezu sind noch zu rechnen: das «Archivum Rákóczianum» (7 Bände) und die «Urkunden aus der türkisch-ungarischen Periode» (9 Bände) u. s. w. Die Sichtung und Verarbeitung dieser Schätze verdankt die Akademie Männern wie WILHELM FRAKNÓI, ARNOLD IPOLYI, Baron ALBERT NYÁRY, ARON SZILÁDY, ALEXANDER SZILÁGYI, COLOMAN THALY, FRANZ TOLDY, GUSTAV WENZEL und Anderen.

3. Die archäologische Commission mit dreierlei Publicationen: *a)* «Monumenta Hungariae Archaeologica» bis jetzt 3 Bände; *b)* kleinere Arbeiten: «Archäologische Mittheilungen» («Archaeologiai Közlemények»), bis jetzt 10 Bände: *c)* «Archäologischer Anzeiger» («Archaeologiai Értesitő»), bis jetzt 10 Bände. Hauptrepräsentanten dieses Faches sind: EMERICH HENSZLMANN, ARNOLD IPOLYI, Baron ALBERT NYÁRY, FLORIAN RÓMER.

4. Die statistische und national-ökonomische Commission, welche die «Statistischen und national-ökonomischen Mittheilungen» («Statisztikai és Nemzetgazdasági Közlemények») herausgibt, wovon bis jetzt 14 Bände in zwei Serien erschienen. Hauptrepräsentanten dieses Zweiges der Wissenschaften sind: CARL GALGÓCZY, JOHANN HUNFALVY, JULIUS KAUTZ, CARL KELETI, ALEXANDER KONEK,

Ladislaus Korizmics, Graf Melchior Lónyay, Vincenz Weninger u. A. m.

5. Die mathematische und naturwissenschaftliche Commission, deren Arbeiten in den «Mathematischen und naturwissenschaftlichen Mittheilungen» («Mathematikai és természettudományi Közlemények») erscheinen, von denen bis jetzt 13 Bände veröffentlicht wurden. Hauptrepräsentanten sind: *a)* für Anatomie und Physiologie: Coloman Balogh, Eugen Jendrassik, Joseph Lenhossék, Ludwig Thanhoffer u. A.; *b)* für Zoologie: Johann Frivaldszky, Johann Kriesch, Theodor Margó u. A.; *c)* für Botanik: Friedrich Hazslinszky, Ludwig Jurányi, Julius Klein u. A.; *d)* für Mineralogie und Geologie: Max Hantken, Karl Hoffmann, Anton Koch, Joseph Krenner, Joseph Szabó u. A.; *e)* für Physik: Baron Lorant Eötvös, Coloman Szily, Joseph Sztoczek u. A.; *f)* für Chemie: Carl Than, Vincenz Wartha u. A.; *g)* für Meteorologie: Guido Schenzl.

Keiner Classe untergeordnet, sondern im Auftrage der ganzen Akademie wirkt:

6. Die Bücherverlags-Commission, deren Aufgabe es ist, wissenschaftliche Werke und grosse Schriftsteller einem grösseren Publicum zugänglich zu machen. Die Bücher, die sie veröffentlicht, erscheinen in drei Serien (Geschichte, Literatur, Rechts- und Staatswissenschaft), und sind theils Uebersetzungen, theils Originalwerke. An Uebersetzungen erschienen unter anderen aus dem Deutschen: Curtius' «Griechische Geschichte», Mommsen's «Römische Geschichte», Bluntschli's «Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik», Gneist's «Rechtsstaat», Goethe's «Lyrische Gedichte»; aus dem Englischen: Macaulay's «Englische Geschichte», Carlyle's «Französische Revolution», Lewis' «Geschichte der Philosophie» und «Goethe's Leben», Maine Summer's «Ancient Law», Todd's «Parliamentary Government», Stuart Mill's «Logik», Max Müller's ältere und neuere Vorlesungen über Sprachwissenschaft; aus dem Französischen: Boissier's «Cicero und seine Freunde», Nisard's «Geschichte der Renaissance»; an Originalwerken: Paul Hunfalvy's «Ethno-

graphie», CARL KELETI's «Statistik von Ungarn», JULIUS PAULER's «Geschichte der WESSELÉNYI'schen Verschwörung».

Die Publicationen der letztgenannten Commission bezwecken die Verwirklichung jener Aufgabe der Akademie, welche auch in die neueren Statuten aufgenommen wurde und in der Verbreitung der Wissenschaft und Literatur besteht. Der erste Paragraph der Statuten lautet: «Die ungarische Akademie der Wissenschaften ist ein der besonderen Protection Sr. kaiserl. und apost. königl. Majestät unterstehendes Institut (bis 1848 war der Palatin Protector der Akademie), mit dem Zwecke, die Wissenschaft und Literatur in ungarischer Sprache zu fördern und zu verbreiten.» Die nächstfolgenden Paragraphe präcisiren die Mittel, durch welche die Akademie diesen doppelten Zweck erreichen soll. Diese Mittel sind: Förderung wissenschaftlicher Forschungen, Experimente und Entdeckungen, Herausgabe von Büchern, Erforschung und Bekanntmachung historischer, sprachlicher, literarischer und artistischer Denkmäler, Veranstaltung wissenschaftlicher Reisen, vorzüglich in Ungarn selbst, Ausschreibung und Vertheilung von Preisen, Offenhaltung der Bibliothek sowohl für Gelehrte wie für das Publicum, materielle Beförderung der Thätigkeit ausgezeichneter Gelehrten.

Einige Kategorien der regelmässigen Publicationen der Akademie haben wir bereits erwähnt; wir wollen nun noch ihre übrigen regelmässigen Publicationen aufzählen.

Die erste Stelle unter den Publicationen der Akademie nehmen ihre «Jahrbücher» («Évkönyvek») ein, von denen bis 1876 14 Quartbände erschienen sind. Neben den «Jahrbüchern» sind die «Abhandlungen» («Értekezések») zu erwähnen, die seit 1860 in drei Serien erscheinen, vor 1869 unter dem gemeinsamen Titel: «Anzeiger» («Értesitő»), von 1840 bis 1877 56 Bände. Ein «Anzeiger» erscheint auch seit 1869, enthält aber nur die Verhandlungen der verschiedenen Sitzungen und kurze Auszüge jener Vorträge, die nicht bestimmt sind, unter die vollumfänglich erscheinenden Abhandlungen aufgenommen zu werden. Eine regelmässige Publication bilden noch die wissenschaftlichen Hand-

bücher, mit deren Abfassung einzelne tüchtige Gelehrte betraut werden, und der Almanach, enthaltend einen ausführlichen astronomischen Kalender, die Statuten und die Geschäftsordnung der Akademie, die Verzeichnisse ihres Personalstandes, ihrer Publicationen, ihrer verstorbenen Mitglieder und anderweitige Ausweise.

Zu erwähnen ist noch die Herausgabe populär gehaltener wissenschaftlicher Handbücher für das gebildete Publicum, deren Ausarbeitung durch Ausschreibung von Preisen, der sogenannten Damenpreise, bezweckt, jedoch wenn die Concurrenz kein günstiges Resultat liefert, einzelnen Schriftstellern, deren Fähigkeit der Akademie bekannt ist, übertragen wird. Von den bis jetzt erschienenen Handbüchern sind die allgemeine Physik und die physikalische Geographie, beide von JULIUS GREGUSS, besonders hervorzuheben.

Zwei Zeitschriften, obwohl sie nicht unmittelbar von der Akademie herausgegeben werden, müssen doch auch unter ihren regelmässigen Publicationen angeführt werden, denn sie erscheinen mit Hilfe ihrer Subvention und die betreffenden Redacteure sind von ihr ernannt. Die eine dieser Zeitschriften ist die «Budapester Revue» («Budapesti Szemle»), in zweimonatlichen Halbbänden, eine Art «Revue des deux Mondes» in verjüngtem Massstabe; Redacteur ist PAUL GYULAY. Die andere ist der «Ungarische Sprachwart» («Magyar Nyelvör»), in monatlichen Heften; Redacteur ist GABRIEL SZARVAS. Die erste Zeitschrift steht jetzt im fünften, die zweite im sechsten Jahrgange.

Unter den ständigen Preisen ist zunächst

1. Der grosse akademische Preis von 200 Ducaten (1890 Mark) zu nennen, welcher alljährlich dem besten Werke zuerkannt wird, das während der abgelaufenen sechsjährigen Periode auf dem Gebiete des eben an der Reihe der Preisbetheiligung befindlichen Faches im Druck erschienen ist. Hierüber entscheiden in erster Linie die betreffenden Classen. Es werden sieben Fächer unterschieden, nämlich das historische, naturwissenschaftliche, mathematische, philosophische, socialwissenschaftliche, sprachwissenschaftliche und schönwissenschaftliche Fach. Die beiden

letzteren Fächer kommen auf einmal in einem Jahre in Betracht, so dass in jedem sechsten Jahre, wenn die erste Classe zu entscheiden hat, zwei grosse Preise zur Vertheilung gelangen. Das nächstbeste Werk erhält

2. den zweiten oder MARCZIBÁNYI-Preis von 50 Ducaten (472½ Mark).

In diesem Jahre, 1877, concurriren um den grossen akademischen und den MARCZIBÁNYI-Preis die 1871-1876 erschienenen philosophischen Werke, im Jahre 1878 die 1872-1877 erschienenen socialwissenschaftlichen, im Jahre 1879 die 1873-1878 erschienenen sprachwissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen, im Jahre 1880 die 1874-1879 erschienenen historischen, im Jahre 1881 die 1875-1880 erschienenen naturwissenschaftlichen, im Jahre 1882 die 1876-1881 erschienenen mathematischen Werke, worauf der Turnus von Neuem beginnt.

Die übrigen ständigen Preise sind:

3. Der SÁMUEL-Preis, 15 Ducaten (141¾ Mark), für philosophische Abhandlungen.

4. Der zweite MARCZIBÁNYI-Preis, 40 Ducaten (378 Mark), in jedem zweiten Jahre für eine Arbeit aus dem Bereiche der Sprachwissenschaft.

5. Der VITÉZ-Preis, 40 Ducaten (378 Mark), in jedem zweiten Jahre abwechselnd für historische und für naturwissenschaftliche Arbeiten.

6. Der GOROVE-Preis, 60 Ducaten (567 M.), in jedem vierten Jahre für Arbeiten auf dem Gebiete der Ethik, Aesthetik und ungarischen Culturgeschichte.

7. Der Damenpreis, von 48 Damen gegründet, 1200 Gulden (2400 M.) jährlich, für vier populär geschriebene wissenschaftliche Handbücher, so lange, bis 40, die hauptsächlichsten Zweige des Wissens umfassende Handbücher zu Stande kamen.

8. Der TELEKI'sche Dramenpreis, 100 Ducaten (945 M.) jährlich, abwechselnd für Tragödien und für Comödien.

9. Der KARÁCSONYI'sche Dramenpreis, 200, eventuell 400 Ducaten (1890, 3780 M.), in jedem zweiten Jahre, abwechselnd

für ernste Schauspiele (auch Trauerspiele inbegriffen) und für alle Arten des Lustspiels.

10. Der NÁDASDY-Preis, 100 Ducaten (945 M.), in jedem zweiten Jahre für erzählende Dichtungen.

11. Der FÁY-Preis, zu Ehren ANDREAS FÁY's durch die erste vaterländische Sparcasse gegründet, 3000 Gulden (6000 M.), in jedem dritten Jahre, für ein wissenschaftliches Werk oder für eine Entdeckung oder Erfindung.

12. Der FEKÉSHÁZY-Preis, 500 Gulden (1000 M.), in jedem fünften Jahre, für ein nicht in ungarischer Sprache geschriebenes, aber die Kenntniss der ungarischen Sprache und Literatur verbreitendes Werk.

13. Der SZTROKAY-Preis, 100 Ducaten (945 M.), in jedem zweiten Jahre, für ein rechts- oder staatswissenschaftliches Werk.

14. Der DÓRA-Preis, (50 Ducaten (472½ M.), in jedem dritten Jahre, für eine handelswissenschaftliche Abhandlung.

15. Der OLTVÁNYI-Preis, 200 Gulden (400 M.), in jedem vierten Jahre, für geschichtliche Arbeiten, welche die katholische Kirche Ungarns betreffen.

16. Der SZILÁGYI-Peis, 1000 Gulden (2000 M.), in jedem zehnten Jahre, für ein geschichtliches Werk über Ungarn.

17. Der BÉZSÁN-Preis, 1200 Gulden (2400 M.), in jedem dritten Jahre, abwechselnd für ein Werk mathematischen oder naturwissenschaftlichen, und für ein solches geschichtlichen, archäologischen, philosophischen oder verwandten Inhalts.

18. Der ÉDL-Preis, 300 Gulden (600 M.), jährlich, ein Stipendium für einen Candidaten der Medicin.

19. Der HOLZER-Preis, 300 Gulden (600 M.), jährlich, ein Stipendium für einen Polytechniker.

Als Mittel zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse dient der Akademie auch ihre Bibliothek in erspriesslicher Weise, obwohl diese unter den öffentlichen Bibliotheken Budapests nur den dritten Rang einnimmt, denn sowohl die Bibliothek des National-Museums, als auch jene der Universität sind reichhaltiger. Die Bibliothek der Akademie verdankt ihren Ursprung denselben Ele-

menten, welche die Akademie selbst in's Leben riefen, nämlich freiwilligen Beiträgen. Sie entstand ursprünglich aus verschiedenen Privatbibliotheken, die der Akademie geschenkt wurden, von denen die gemeinschaftliche Bibliothek der Grafen ADAM, JOSEPH, LADISLAUS und SAMUEL TELEKI als grösste und werthvollste — sie enthielt 33,000 Bände, — dann eine gräfl. BATTHYÁNY'sche Bibliothek von 15,000 Bänden besonders hervorzuheben sind. Die Bibliothek der Akademie enthält jetzt im Ganzen über 100,000 Bände und eine ansehnliche Handschriften-Sammlung. Seit 1868 erhält sie vom Staate eine jährliche Subvention von 5000 Gulden (10,000 Mark).

Nun noch einige statistische Daten über den Personalstand und das Vermögen der Akademie.

Die Akademie hatte Ende 1876 insgesammt 316 Mitglieder, und zwar 96 auswärtige und 220 innere, von letzteren 16 Ehren-, 51 ordentliche, 153 correspondirende Mitglieder; es gibt somit unter den Ehrenmitgliedern 8, unter den ordentlichen Mitgliedern 9 vacante Sitze.

Diese Gesammtzahl vertheilt sich folgendermassen auf die einzelnen Classen: die erste Classe hat 5 Ehren-, 12 ordentliche, 36 correspondirende, 27 auswärtige, zusammen 80 Mitglieder; die zweite hat 7 Ehren-, 22 ordentliche, 55 correspondirende, 32 auswärtige, zusammen 116 Mitglieder; die dritte hat 4 Ehren-, 17 ordentliche, 62 correspondirende, 37 auswärtige, zusammen 120 Mitglieder.

Im Directionsrathe sind drei Plätze unbesetzt, und zwar einer für Akademiker, zwei für Nicht-Akademiker.

Die Todtenliste der Akademie, worin auch die Mitglieder des Directionsrathes verzeichnet sind, weist vom 21. November 1830 bis 12. October 1876 331 Todte auf.

Der erste Präsident der Akademie ist zur Zeit Graf MELCHIOR LÓNYAY, ihr zweiter Präsident ANTON CSENGERY, General-Secretär JOHANN ARANY, Ober-Bibliothekar PAUL HUNFALVY; Classen-Präsidenten sind: FRANZ PULSZKY für die erste, MICHAEL HORVÁTH für die zweite, JOSEPH SZTOCZEK für die dritte Classe. Classen-Secre-

täre sind: Paul Gyulai in der ersten, Wilhelm Fraknói in der zweiten, Joseph Szabó in der dritten Classe.

Die Akademie hatte seit ihrem Bestehen bis jetzt 4 erste Präsidenten, ebensoviel zweite Präsidenten und ebensoviel General-Secretäre. Erste Präsidenten waren: Graf Josef Teleki, von 1830 bis 1855; Graf Emil Dessewffy, von 1855 bis 1866; Baron Joseph Eötvös von 1866 bis 1871; Graf Melchior Lónyay, seit 1871. Zweite Präsidenten: Graf Stephan Széchenyi, von 1830 bis 1855 Baron Josef Eötvös, von 1855 bis 1866; Graf Melchior Lónyay, von 1866 bis 1871; Anton Csengery seit 1871. General-Secretäre: Gabriel Döbrentei, von 1831 bis 1835; Franz Toldy, von 1835 bis 1861; Ladislaus Szalay, von 1861 bis 1864; Johann Arany, seit 1865.

Die Präsidenten werden immer auf drei Jahre gewählt, und es ist bezeichnend, dass die Akademiker, als sie ihr Recht, bei der Präsidentenwahl mitzustimmen, zum ersten Male ausübten, jene beiden Präsidenten wiederwählten, die früher vom Directionsrath gewählt worden waren.

Rücksichtlich der auf das Vermögen der Akademie bezüglichen Daten wollen wir uns blos auf die Hauptposten beschränken. In der Bilanz vom 31. December 1876 erscheint das Gesammtvermögen der Akademie mit 1.774,993 Gulden (3.549,986 Mark) beziffert. Der Werth ihrer beiden Gebäude, des Palastes und des sogenannten Zinshauses, ist darin mit 1.068,117 Gulden (2.136,234 Mark) angesetzt. Diese beiden Gebäude bilden eine beträchtliche Quelle des Einkommens der Akademie, denn in den oberen Stockwerken des Palastes ist die ungarische Landes-Gemäldegallerie — die durch den ungarischen Staat im Jahre 1870 angekaufte, ehemals fürstlich Eszterházy'sche Gemäldegallerie — untergebracht, und das vier Stockwerke hohe Zinshaus ist an Privatparteien vermiethet.

In Werthpapieren ist fast eine halbe Million des Vermögens nämlich 472,000 Gulden (944,000 Mark) angelegt, davon 451,000 Gulden (902,000 Mark) in Pfandbriefen des Allgemeinen Ungarischen Bodencredit-Institutes. August Greguss.

DIE UNGARISCHE SPRACHWISSENSCHAFT.

HISTORISCHER ÜBERBLICK.

Die augenscheinliche Isolirtheit unserer Nation und die auffällige Verschiedenheit ihrer Sprache von den Sprachen aller anderen Nationen, in deren Mitte sie sich befindet, mussten sehr bald zur Bildung eigener historischer Hypothesen und zur Aufstellung besonderer linguistischer Ansichten Veranlassung geben. Gleich in den ältesten Chroniken machte sich die Hypothese geltend, dass die Ungarn von den Hunnen abstammen; und sie ward von einer andern Hypothese unterstützt, welche die Székler in Siebenbürgen für directe Ueberbleibsel der Hunnen Attila's erklärte. Nun ist aber die Sprache der Székler, einige geringe Provincialismen abgerechnet, identisch mit der Sprache der eigentlichen Ungarn oder Magyaren: folglich, glaubte man, müssten auch *Diese* Nachkommen der alten Hunnen sein. Man pflegte den geschichtlichen Verlauf so darzustellen, als wäre das Erscheinen der Hunnen im alten Pannonien der erste Auszug aus dem mythischen Scythien, das Auftreten der Avaren der zweite, endlich die Einwanderung der Magyaren unter der Anführung des Almus und seines Sohnes Árpád der dritte Auszug gewesen; wobei die Analogie des Auszuges der Israeliten aus Egypten nicht ausser Acht gelassen wurde. Unter dieser Form kam die Hunnen-Hypothese aus den Chroniken in das Geschichtswerk des Bonfinius (Rerum Hungaricarum Decades), der am Hofe des Königs Matthias Corvinus lebte, so wie in die ungarisch geschriebenen Geschichten des Caspar Heltai und des Stephan Székely, welche um die Mitte des XVI. Jahrhunderts schrieben. Die genannte Hypothese fand

auch Aufnahme im Rechts-Codex des STEPHAN v. VERBŐCZ (Tripartitum Opus juris Consuetudinarii Inclyti regni Hungariae), welcher unter VLADISLAUS II., MATTHIAS' Nachfolger, verfasst und approbirt, bis in die neueste Zeit als Rechtsregel und Rechtsquelle gegolten hat. Kein Wunder also, dass die Hunnen-Hypothese in der landläufigen Auffassung so tiefe Wurzeln geschlagen hat; sie konnte dies um so mehr, als sie auch der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln schien. Attila, die Geissel Gottes, König der Ur-Magyaren, — welch' grossartiges Bild! Uebrigens ist dergleichen kindische Eitelkeit nicht ausschliessliches Eigenthum der Ungarn; sie findet sich überall wieder, bei grossen und kleinen Nationen, mit dem einzigen Unterschiede, dass ihr Stammheros hier Attila, dort Arminius, anderswo Dschengis-Chan u. s. w. heisst.

Leider konnte man keine Argumente aus der Sprache der Hunnen aufweisen, denn diese, ja selbst die Sprache der späteren Avaren, ist uns absolut unbekannt; aus einigen Nominibus propriis aber lässt sich keine Sprache construiren, oder auch nur sicher errathen, wenn nicht anderes Material hinzutritt. Die Rückschlüsse aus der ungarischen Sprache auf die hunnische konnten demnach nur ins Leere geführte Schläge sein.

Nach einer nicht ganz unverbürgten Nachricht hat schon der berühmte JANUS PANNONIUS († 1472) eine ungarische Grammatik geschrieben. Da wir diese nicht kennen, so ist für uns die des JOANNES SYLVESTER PANNONIUS, gedruckt 1539 in Sárvár-Ujszigeth, in der vom Grafen THOMAS NÁDASDY errichteten Typographie, die älteste. Das Buch ist eine ungarisch-lateinische Grammatik (Grammatica Hungaro-Latina), welche beide Sprachen parallel behandelt. Der gelehrte Verfasser findet nun mehrfach Veranlassung, den Unterschied zwischen der ungarischen und lateinischen Sprache zu bemerken und zugleich die Aehnlichkeit der ersteren mit der hebräischen hervorzuheben, namentlich bei der Bildung der Nomina mit den Possessiv Suffixen (ungarisch atyá-m, atyá-d u. s. w., hebräisch ab-i, ak-eka u. s. w. statt *mein* Vater, *dein* Vater, *meus* pater, *tuus* pater u. s. w.) und beim Verbum, wenn dieses nebst dem Subject auch das Object ausdrückt (unga-

risch lát-*l*-ak = ich sehe dich, lát-*já*-tok = ihr sehet ihn, es, sie u. s. w. im Hebräischen das Verbum mit Suffixis, z. B. ketala-ni er hat mich geschlagen). SYLVESTER übersieht freilich *den* Unterterschied, dass im Hebräischen das Object-Suffix als Encliticum an die volle Verbalform tritt, im Ungarischen aber das Object nicht als Suffix angehängt, sondern vor das Subject-Suffix gestellt und der Verbalform einverleibt wird (das Object *l* = dich, *ja* = ihn, es, sie steht vor dem Subject *k* = ich, *tok* = ihr). Auch an anderen Stellen bemerkt SYLVESTER das gleiche Verfahren der ungarischen und hebräischen Sprache und behauptet demzufolge mit Zuversicht die Aehnlichkeit oder Verwandtschaft (affinitas) der beiden. Diese Aehnlichkeit konnte auch den nachfolgenden Grammatikern nicht entgehen, und indem sie die Sprachen in orientalische und occidentalische eintheilten, mussten sie die ungarische zu den orientalischen rechnen, wie es STEPHAN KATONA GELEJI 1645, GEORG CSIPKÉS KOMÁROMI 1653 und so fort alle Anderen thun. «Die ungarische Sprache», so äussert sich der Erstere, «ist eine orientalische, denn sie ist eine Ursprache und hat, so weit ich weiss, mit keiner anderen eine Verwandtschaft, ausser mit der hebräischen.» — Wir sehen also, dass die Hypothese der Abstammung der Magyaren von den Hunnen, welche die Chroniken und die Geschichtsbücher aufrecht hielten, und die linguistische Ansicht über die Aehnlichkeit und Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der hebräischen, welche von SYLVESTER angefangen alle ungarischen Grammatiker theilten, ganz friedlich neben einander herliefen und sich im Grunde auch nicht widersprachen. Hatte man doch Árpád von Attila, die Hunnen und Magyaren von Hunor und Magor, beide aber von Nimrod, dem Jäger des Herrn, und diesen endlich von Japhet abgeleitet, und somit den Stammbaum von Árpád bis Noe ohne die geringste Unterbrechung aufgestellt; was war demnach natürlicher, als die sich aufdrängende Aehnlichkeit der beiden orientalischen Sprachen, der ungarischen und der hebräischen.

Neben den eigentlich grammatikalischen Werken entstanden auch lexikalische Arbeiten. GABRIEL PESTINUS PANNONIUS gab schon

1538 in Wien eine: «Nomenclatura sex linguarum, Latinae, Italicae, Gallicae, Bohemicae, Ungaricae et Germanicae» heraus, welche bis 1619 von verschiedenen Redacteuren ungefähr achtmal wiederholt wurde. In CALEPINUS weit verbreitetem «Dictionarium undecim linguarum», (Basel, 1590) erschienen zuerst auch die polnischen, ungarischen und englischen Wörter und Redensarten. Der unbekannte Verfasser des ungarischen Theiles besass eine umfassende Kenntniss des ungarischen Wortschatzes. CALEPINUS wurde bis 1682 immer wieder aufgelegt. Eben so des HIERONYMUS MEGISERUS «Thesaurus Polyglottus» seit 1603. — ALBERT MOLNÁR von Semtz gab 1604 zu Nürnberg ein «Lexicon Latino-Hungaricum» heraus, welches bis 1708 ebenfalls mehrmals, auch mit der griechischen Sprache vermehrt, erschien. Da die genannten Lexica allesammt im Auslande gedruckt wurden, so konnte ihre Verbreitung daselbst um so leichter stattfinden.

Die historische Hypothese, gestützt auf sprachliche Studien, begann in demselben (XVII.) Jahrhunderte die üppigsten Zweige zu treiben, und zwar vor Allem durch die Gelehrsamkeit des CHRISTOPHORUS FRANZ OTROKOCSI. Als evangelischer Prediger zu Rimaszécs, war er auch Einer von denjenigen, welche 1673 vor das ausserordentliche Gericht des Cardinals KOLONICH nach Pressburg citirt und zur Galeeren-Sclaverei verurtheilt, aus derselben aber durch die Vermittelung der holländischen Generalstaaten befreit wurden. Es war dies die traurige Periode der Religions-Verfolgungen, durch welche der Protestantismus auch in Ungarn ausgerottet werden sollte, wie es seit 1622 in Böhmen und in den anderen österreichischen Erbländern geschehen war. OTROKOCSI hielt sich nun lange Zeit in Holland und England auf, wo ihm die Mittel der damaligen Gelehrsamkeit zu Gebote standen. 1693 gab er zu Franeker sein Werk «Origines Hungaricae» heraus, in welchem er «*den wahren Ursprung und das Alter der ungarischen Nation aus den alten Monumenten und Sprachen ans Licht brachte.*» Auf hebräische und griechische Wörter, die er durch ähnlich klingende ungarische Ausdrücke erklärt, stützt er seine Beweise, die jeden des Ungarischen unkundigen Leser in Staunen versetzen,

dem Ungarn aber höchst plausibel erscheinen mussten, wenn er hinter der Wortspielerei wahre Gelehrsamkeit vermuthete. Aus dem hebräischen ur (leuchten) wird nicht nur das ungarische *úr* (Herr), sondern auch das classische Hera und heros erklärt. Megara ist eben so viel wie das Wort *magyar* und Ias ist = *jász*, die ungarische Benennung der Jazyger zwischen der Donau und Theiss, deren Hauptort Jász-Berény heisst. Die uralten Chones sind die nachherigen Hunnen; auch Herkules war ein magyarischer Held sowie Ilium eine ungarische Veste und Helena die Fee Ilona in den ungarischen Mährchen. Nach der Sprachverwirrung kamen, laut Otrokocsi's Wissen, die Ungarn an den Jaxartes, von da in das westliche Asien, nach Egypten, Griechenland und endlich nach Pannonien; sie hatten demnach unter allen Völkern die glänzendste Vorgeschichte, was der gelehrte Mann mitunter durch eben so ergötzliche wie überraschende Worterklärungen beweist. Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, dass Otrokocsi von anderweitigen Nachrichten nicht die geringste Kunde hatte, was auch von den früher erwähnten Grammatikern Stephan Katona und Georg Csipkés Komáromi gilt. Es scheint, dass der literarische Verkehr unter den damaligen Gelehrten, trotz ihres Lateinschreibens, doch sehr gering gewesen sein muss, und dass Bücher, in dem einen Lande geschrieben und gedruckt, nicht leicht in dem anderen bekannt wurden.

Seit Aeneas Sylvius oder Papst Pius II. und Matthias Corvinus, der mit dem Grossfürsten von Moskau, Ivan dem Schrecklichen, in einer gesandtschaftlichen Verbindung stand, war die Kunde verbreitet, dass es im Nordosten Russlands ein Volk gebe, dessen Sprache von den Magyaren verstanden werden könne; ja dass Matthias sogar Kundschafter dahin gesandt habe, um diese Leute zur Uebersiedlung nach Pannonien zu vermögen. Und hätte der König länger gelebt (er starb 1490), so berichtet uns Bonfinius, so würde er seine Absicht gewiss ausgeführt haben. — Sigmund Herberstein war Gesandter des deutschen Kaisers Maximilian am Hofe zu Ofen unter Vladislaus II., dem Nachfolger des Matthias, und unter Ludwig II., der 1526 bei Mohács fiel.

Derselbe HERBERSTEIN war dann auch Gesandter in Moskau, 1516 und 1529, und gab 1556 in Basel eine Beschreibung Russlands heraus («Rerum Moscovitarum Commentarii»), zu der er die Vorrede in Wien 1549 geschrieben hatte. In dieser Beschreibung schildert HERBERSTEIN auch die transuralische Provinz Juharien, aus welcher die Ungarn hergekommen, Pannonien eingenommen und unter der Anführung *Attila's* einen grossen Theil Europas besiegt hatten. «Man sagt mir,» so fährt HERBERSTEIN fort, «dass die Juharier noch heute mit den Ungarn dieselbe Sprache reden, ob es aber an dem sei, weiss ich nicht, denn ich konnte keinen Menschen aus jener Gegend erhalten, mit dem mein ungarischer Diener gesprochen hätte.» Dies wussten nun weder die ungarischen Grammatiker noch OTROKOCSI; sie kannten demnach nicht die Decades des BONFINIUS, die seit 1568 mehrmals herausgegeben worden waren, und nicht die Commentarien HERBERSTEIN's. Um so erklärlicher war es, dass OTROKOCSI auch von einem anderen Umstand keine Kenntniss erhalten hatte. Die Aehnlichkeit der ungarischen und finnischen Sprache hatte bereits AMOS COMENIUS bemerkt. Der in vielen Ländern gekannte Pädagoge hatte nämlich von OXENSTIERNA den Auftrag erhalten, auch das schwedische Schulwesen zu reformiren. Da war es ihm wohl unmöglich, nicht auf das Finnische aufmerksam zu werden, da die finnischen Soldaten einen Hauptbestandtheil der siegreichen schwedischen Armeen ausmachten. Dann wurde er von SIGMUND RÁKÓCZI nach Sáros-Patak berufen, wo er einige Jahre (bis 1657) lehrte. Hier musste COMENIUS mit dem Ungarischen bekannt werden. Ein Mann, wie dieser, der den Unterricht auf die Anschauung und die Muttersprache basirte, war sehr geeignet, den Unterschied und die Uebereinstimmung der Sprachen aufzufassen; unseres Wissens ist er der Erste, welcher auch die Aehnlichkeit der ungarischen und finnischen Sprache hervorgehoben hat. Allein das hatte nicht die geringsten Folgen für unsere Sprachwissenschaft; nur auf Umwegen erfuhr man hier etwas davon, und zwar, wie wir nachher sehen werden, indem man sich die Freiheit nahm, die bemerkte Aehnlichkeit zu bezweifeln.

Ein berühmter Zeitgenosse Otrokocsi's war der Schwede Olav Rudbeck, der die gothische (d. h. die skandinavische) Sprache zur Aufhellung dunkler Stellen der Heiligen Schrift zu verwenden wusste und eine Analogie zwischen der gothischen und chinesischen, sowie zwischen der finnischen und ungarischen Sprache fand.* Rudbeck kannte das Ungarische nur aus den Wörterbüchern des Calepinus und Megiserus, hatte aber eine nicht unklare Vorstellung von den Gesetzen der Lautveränderungen, so dass seine aufgestellten finnischen und ungarischen Wortvergleichungen fast immer zutreffen. Durch diese veranlasst fand er beide Sprachen einander so nahe stehend, dass er sie für verwandt ansehen musste. Allein seine gothischen, hebräischen und chinesischen Worterklärungen athmen doch denselben Geist, wie diejenigen Otrokocsi's. Rudbeck fand alles gothisch, wie Otrokocsi alles magyarisch. Der jüngere Rudbeck, ein Sohn des älteren, trat in die Fusstapfen seines Vaters und behauptete, dass die Lappen unmittelbare Nachkommen Japhets seien, die zuerst Skandinavien bevölkert hätten. Wir sehen also, wie die linguistischen Ansichten der ungarischen Grammatiker ungefähr dahin zielten, wohin der jüngere Rudbeck geleitet wurde; aber die Verbindung der finnischen und der ungarischen Sprache war den Ersteren noch immer unbekannt.

Matthias Bél, ein vielgenannter Historiker, hatte wohl Kunde von der Entdeckung Rudbeck's, als er 1718 sein Werk «De veteri literatura hunno-scythica exercitatio» in Leipzig herausgab; denn in seinen genealogischen Deductionen spricht er nicht nur von Nimrod, sondern auch von Fennus, dem Stammvater der Finnen. Auch Leibnitz trat der Meinung bei, dass die Finnen Verwandte der Magyaren seien, worüber Beyer in St.-Petersburg etwas Genaueres von Bél zu erfahren wünschte. Keiner von Beiden

* Der lange Titel des Buches lautet: «Olavi Rudbeckii Specimen usus linguae Gothicae in eruendis atque illustrandis obscurissimis quibusdam Sacrae Scripturae locis; addita analogia linguae Gothicae cum Sinica, nec non Finnicae cum Ungarica. Upsaliae, 1717.» Das Buch gab sein Sohn Olav Rudbeck junior heraus.

war jedoch ein Sprachkenner; BÉL lernte nicht das Finnische und BEYER nicht das Magyarische; aber um desto längere Citate senden sie einander aus den lateinischen Scribenten, die auch nicht mehr gewusst hatten als sie selbst. BÉL lässt alles über sich ergehen (in seinem «Apparatus ad historiam Hungariae»), wenn nur die Hunnen als Stammväter der Magyaren unangetastet bleiben.

Und sie blieben unangetastet auch von STRAHLENBERG's sehr bekanntem Buche: «Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, insoweit solches das gantze Russische Reich mit Siberien und der grossen Tartarey in sich begreiffet. Stockholm, in Verlegung des Autoris, 1730.» STRAHLENBERG war in der Schlacht bei Pultawa in russische Gefangenschaft gerathen und nach Siberien abgeführt worden, wo er dreizehn Jahre lang lebte und frei herumreisen durfte. So geschah es, dass er sich unter den Wogulen, Ostjaken, Samojeden, ferner unter vielen tatarischen und mongolischen Völkern aufhalten und die Materialien zu seinem Buche sammeln konnte. Auch war ihm die einschlägige Literatur nicht fremd; so citirt er unter Anderem BÉL's Arbeit «De vetere literatura Hunno-Scythica, Lipsiae, 1718»; es waren ihm gewiss auch RUDBECK und der in Petersburg lebende BEYER bekannt. STRAHLENBERG theilt die Völker im Norden Europas und Asiens in sechs Stämme; den ersten nennt er den *Ugurischen* und rechnet zu ihm die Mordwinen, Tscheremissen, Permier, Wotjaken, die Wogulen, Ostjaken und die Barabaischen oder die Völker der Ebene am Zusammenfluss des Oby und Irtisch; dann die Lappen, Finnen, Esthen, die wenigen übriggebliebenen Liven und die Ungarn. Hieher gehörten auch die Hunnen; alle aber bildeten einst nur *ein* Volk. Der zweite Stamm ist der *Türkisch-Tatarische*, zu welchem STRAHLENBERG die Baschkiren, Kirgisen, Türken, Tschuwaschen u. m. a. rechnet. Der dritte Stamm ist der *Samojedische* u. s. w. Wir sehen hieraus, dass STRAHLENBERG bereits im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die betreffenden Völker so abtheilte, wie man sie auch heute abtheilen muss. In seiner «Gentium boreo-orientalium Harmonia linguarum» stellt er die Zahlwörter der

Székler, Finnen, Wogulen, Ostjaken zusammen, in denen er den stärksten Beweis der Zusammengehörigkeit findet. Diese Völker bilden nach STRAHLENBERG denjenigen Zweig, dessen Vorfahren die Hunnen waren. Dass er die Székler als Urmagyaren betrachtet, verdankt er BÉL's «hunno-scythischer Literatur», in welcher behauptet wurde, dass die hunnische Schrift sich bei den Siebenbürger Széklern erhalten habe. Das Interessante und sozusagen Epochemachende für unsere Sprachwissenschaft war in STRAHLENBERG's Werke der Umstand, dass es das erste Buch war, welches die Ahnung von der Zusammengehörigkeit der Finnen, Ungarn, Wogulen, Ostjaken u. s. w. durch Wortverzeichnisse zur positiven Gewissheit gebracht hat.

Fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen des STRAHLENBERG'schen Buches (1745) machte der ungarische Piarist DESERICIUS eine schöne Entdeckung in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom; er fand die Erzählung des Dominikaner-Mönches JULIANUS, der mit einigen Brüdern aus Ungarn das unbekannte Land aufzusuchen gegangen war, aus welchem die Magyaren hergezogen waren. Die Dominikaner reisten über Asans Bulgarien nach Constantinopel, von da zu Schiff nach Lichien, Alanien; nach vielen Beschwerden kam der allein am Leben gebliebene JULIANUS nach Gross-Bulgarien an der Wolga. Hier traf er ein Weib, das aus jenem Lande stammte, welches JULIANUS suchte, und das ihm den Weg dorthin anzeigte. So orientirt fand denn JULIANUS wirklich jenseits der Wolga ein Land, die sogenannte *Magna Ungaria*, mit dessen Einwohnern er sprechen konnte und die über seine Ankunft unendlich erfreut waren. Nach hinlänglichen Erkundigungen kehrte JULIANUS in die Heimath zurück, um seine Entdeckung bekannt zu machen, aber auch zugleich von dem herandrohenden Völkersturme der Tataren oder Mongolen Nachricht zu bringen. Einen kürzeren und geraderen Weg nehmend kam JULIANUS durch das Land der Mordwinen in das Gebiet der russischen Fürsten und endlich über Galizien nach Ungarn, wo er am zweiten Weihnachtsfeiertage (26. December 1237) eintraf. Das ist das «Factum Magnae Ungariae», welches auch durch PLANO CARPINI, den Ge-

sandten INNOCENTIUS IV. an den mongolischen Gross-Chan 1246, bestätigt wurde. Von diesem Lande hatten AENEAS SYLVIUS und MATTHIAS CORVINUS Kunde; zu HERBERSTEIN's Zeiten scheinen sich aber die ethnographischen Verhältnisse zwischen der Wolga, Kama und dem Irtisch bereits so sehr verändert zu haben, dass man nicht mehr dort, sondern viel nördlicher, in Juharien, ungarisch Redende vermuthete. Die «Magna Ungaria», die man sich im Südwesten von Juharien denken muss, war damals bereits tatarisirt; auf eine solche Sprachänderung deutet auch die Sage, dass die Baschkiren einst ein finnisches Volk gewesen und nachher die tatarische Sprache angenommen hätten.

DESERICIUS, dem wir die Entdeckung des höchst interressanten Schriftstückes über die «Magna Ungaria» verdanken, schrieb auch ein grosses Werk «De Initiis ac Majoribus Hungarorum» («Von den Anfängen und den Vorfahren der Ungarn»), dessen Druck bereits in Rom begonnen hatte, als er vom Papst BENEDICT XIV. in geistlichen Angelegenheiten nach Bukarest gesandt wurde. Da DESERICIUS glaubte, dass sein Buch in seiner Abwesenheit nicht gut gedruckt werden könnte, so nahm er das Manuscript mit sich. Nach Beendigung seines Geschäftes kehrte er von Bukarest in seine Heimath zurück, aber mit gebrochener Gesundheit. Die Herausgabe seines Buches überliess er demzufolge seinem Freunde MARTIN BIRÓ, Bischof von Veszprim, der es dann auch in vier Quartbänden herausgab, (Ofen, 1748, 1753 u. s. w.) Die Nachricht über Gross-Ungarn erschien im ersten Bande. Aber trotz seines Fundes blieb DESERICIUS auf dem alten, bereits ausgetretenen Wege, von der Genesis und Herodotus angefangen Alles zusammenstellend, was man in den griechischen und lateinischen Autoren über die Scythen, Amazonen, Hunnen, Avaren u. s. w. findet. Mit gelehrter Mühe beweist er, dass die Hunnen in keiner Verbindung mit den Finnen stehen, und dass die Ungarn nicht aus HERBERSTEIN's Juharien gekommen seien, denn die Stammsitze der Hunnen müsse man am Kaspischen Meere suchen. Von den Sprachen, auf die es hier angekommen wäre, hatte DESERICIUS so wenig Kenntniss, wie BÉL und wie OTROKOCSI. Es genügte aber,

den Ruhm der hunnischen Magyaren nicht durch die finnische Verwandtschaft verdunkelt zu sehen.

Der Jesuit MAXIMILIAN HELL, Astronom in Wien, wurde von CHRISTIAN VII., König von Dänemark, zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus 1769 nach Wardöhus gesandt; HELL nahm seinen Gehilfen JOHANN SAJNOVICS aus Torda in Siebenbürgen mit. Die beiden Freunde lebten fast ein Jahr lang in Finnmarken. HELL hatte ausser seinen astronomischen Beobachtungen auch Interesse für Ethnographie und eiferte SAJNOVICS zum Studium der lappischen Sprache an. Die Hilfsmittel waren LEEM's dänisch geschriebene Bücher über die Lappensprache, die astronomischen Freunde verstanden aber das Dänische nicht. Es mussten also dänische Missionäre helfen, die auch lateinisch sprachen. SAJNOVICS ermüdete oft; aber HELL wollte durchaus die Gelegenheit ausnützen. Endlich erlangte SAJNOVICS einige Kenntniss der Sprache und nun war er eifrig an der Arbeit; denn es erwachte in ihm die Ueberzeugung, dass wir nie eine bestimmte Ansicht von der Uebereinstimmung der beiden Sprachen erhalten können, wenn sie nicht entweder von einem geborenen Lappen in Ungarn oder von einem geborenen Ungarn in Lappland untersucht werden (linguae enim Ungarorum et Lapporum convenientiam, nisi aut natus Lappo inter Ungaros, aut Ungarus inter Lappones inquirat, definitam nunquam habebimus). Auf seiner Rückreise trug nun SAJNOVICS der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen seine «Demonstratio Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse» vor, die dann zu Anfang des Jahres 1770 daselbst, und noch in demselben Jahre auch zu Tyrnau mit einigen Zusätzen abgedruckt wurde. SAJNOVICS sagt mit vollem Rechte, dass die beiden Sprachen im Grunde identisch sein können, ohne dass der Lappe den sprechenden Ungarn und umgekehrt verstehe, denn die Sprachen spalten sich in Dialecte, die mit der Zeit mehr und mehr verschieden erscheinen; auch die Sprache der Lappen habe mehrere Dialecte, namentlich einen Berg- und einen Küsten-Dialect. Er findet aber die Identität des Lappischen und Ungarischen in der gleichen Aussprache oder vielmehr Betonung der

Wörter; darin, dass in beiden Sprachen dieselben Wörter vorkommen, was SAJNOVICS mit vielen Beispielen und namentlich auch mit den Zahlwörtern beweist; darin, dass eine Aehnlichkeit bei den Suffixen und Bildungssilben der Wörter stattfindet, wobei die Pronomina und die von denselben abstammenden Possessiv-Suffixe in Betracht kommen; darin, dass die Hilfszeitwörter und die Conjugation der Verba höchst übereinstimmen; endlich darin, dass auch Andere vor ihm, als: RUDBECK, STRAHLENBERG u. A. die Aehnlichkeit der lappischen mit der finnischen und dieser mit der ungarischen Sprache bemerkt und ausgesprochen haben. In der Tyrnauer Ausgabe theilt SAJNOVICS noch Einiges aus HELL's Briefen mit, den das ethnographisch-linguistische Problem ausserordentlich beschäftigte, und der in Karelien das Urvaterland sowohl der Hunnen als auch der Finnen vermuthete, — wozu freilich nur eine Wortdeutung (Karjelia soll heissen: Kar-jel = Brachium und Signum, Zeichen der Tapferkeit) Veranlassung gegeben zu haben scheint.

SAJNOVICS sprach die Hoffnung aus, dass künftighin die DESERICIUSE einer anderen Meinung sein werden, wenn sie seine Demonstratio studiren. Diese Hoffnung erfüllte auch wirklich der Jesuit GEORG PRAY, ein verdienstvoller Historiker Ungarns.

Unmittelbar nachdem BIRÓ den DESERICIUS in Ofen herausgegeben hatte, erschien in Paris das grosse vierbändige Werk von DEGUIGNES «Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tatares occidentaux u. s. w., Paris, 1756—1758», welches nach chinesischen Quellen die Geschichte dieser Völker von den ältesten Zeiten angefangen behandelt und die Hunnen selbst in der Nachbarschaft Chinas entstehen und von daher an die Wolga gelangen lässt. Diese Ansicht oder Entdeckung hatte der erwähnte PRAY in seinen «Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum ab anno ante natum Christum CCX ad annum Christi CMXCVII. Vindobonae 1761» adoptirt, in welchen er sich noch ziemlich ablehnend über die finnische Verwandtschaft äusserte. Wohl kannte er die Behauptung ECCARD's (Comment. rerum Francicarum, lib. XXXI.), dass die Ungarn und Finnen

verwandte Sprachen hätten, was der berühmte Pädagoge JOHANN AMOS COMENIUS, wie wir oben erwähnten, bereits um 1657 erkannt habe. Dadurch aufmerksam gemacht, hätte ein Hamburger Arzt, MARTINUS FOGELIUS, das Finnische mit dem Ungarischen zusammengestellt und sein Manuscript befände sich in der königlichen Bibliothek zu Hannover. ECCARD selbst habe mit höchstem Fleisse die ungarische Sprache mit der finnischen, esthnischen, livischen, lappischen, samojedischen und ostjakischen verglichen und überall gemeinschaftliche Harmonie gefunden (invenique ubique harmoniam communem). Diesem will nun PRAY nicht recht trauen; er weiss nicht, ob MARTINUS FOGELIUS und ECCARDUS hinlängliche Kenntnisse in den genannten Sprachen hatten; er hält es vielmehr mit STILTINGUS, dem Biographen des Heiligen Stephan in den Acta Sanctorum der Bollandisten, welcher das finnische und ungarische Vaterunser vergleichend, jene vermeinte Harmonie nicht bemerken konnte. PRAY selbst theilt (pag. 320 l.) ein esthnisches Lied mit, an dem er durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Ungarischen entdecken kann. Doch gibt er so viel zu, dass die Finnen einst Grenznachbarn der Kabaren, die sich, wie bekannt, mit den Ungarn in Südrussland vereinigten, gewesen sein mögen. So schrieb PRAY 1761.

Nun erschien die Demonstratio des SAJNOVICS, welche den Historiker eines Anderen belehrte. PRAY durfte den Behauptungen SAJNOVICS' glauben; auch die Mittheilungen, welche er überdies von HELL erhielt, der ein ausführliches Werk über die finnisch-ungarische Frage zu publiciren gesonnen war (was aber unseres Wissens unterblieben ist), konnten ihn darin nur noch mehr bestärken. Seine veränderten Ansichten legte er auch in den «Dissertationes historico-criticae in Annales Veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum, Vindobonae, 1774», einem vorzüglichen und stets beachtenswerthen Buche, nieder und trachtete nun auch gegen SCHLÖZER, welcher in seiner «Allgemeinen Nordischen Geschichte» (Halle, 1771) die Hunnen aus der Reihe der finnischen Völker ausgeschlossen wissen wollte, die Zusammengehörigkeit der Finnen, Ungarn und Avaren mit den Hunnen vollkommen

glaubwürdig zu machen. Wenigstens über die nahe Verwandtschaft der Finnen mit den Ungarn kann, nach PRAY, kein Zweifel mehr aufkommen. Allein bereits STEPHAN KATONA, der Verfasser der «Historia Critica Hungariae» (42 Bände, von 1778—1817), lässt in seinem ersten Bande («Historia Critica primorum Hungariae ducum», Pest, 1778), also vier Jahre nach dem Erscheinen der PRAY'schen Dissertationes, die finnische Frage abseits liegen, indem er geographisch blos bis zur «Magna Ungaria» zurückgeht und die hunnische Verwandtschaft sehr wenig, die finnische aber gar nicht berührt.

War auch die Behauptung, dass die Sprache der Lappen identisch mit der ungarischen sei, nicht haltbar: so hatte doch SAJNOVICS so Triftiges vorgebracht, dass die Sprachforscher, anstatt sich an die Schwächen der Demonstratio zu klammern, vielmehr das Lappische und Finnische genauer hätten studiren sollen, als dies dem Mathematiker SAJNOVICS möglich gewesen. Allein daran dachte Niemand, im Gegentheil, PAUL BEREGSZÁSZI meinte den rechten Weg gefunden zu haben, wenn er, HAGER gegenüber, der mit ebenfalls wenig Kenntniss SAJNOVICS durch «Neue Beweise der Verwandtschaft der Ungarn mit den Lappen, Wien, 1793» hatte ergänzen wollen, ein Buch schrieb «Ueber die Aehnlichkeit der hungarischen Sprache mit den Morgenländischen, Leipzig, 1796», welches alle Enden Asiens und Europas linguistisch durchstöbert, wie es andere Scribenten historisch gethan hatten. Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch, Persisch, Türkisch, Kurdisch, Pehlvisch, Sanscritisch, Hindostanisch, Chinesisch und Armenisch, Walachisch und Böhmisch, Deutsch und Albanesisch u. s. w., alles liegt auf demselben Plan, alles ist verwandt mit dem Ungarischen. Die Methode, welche SAJNOVICS so ziemlich getroffen hatte, wurde wieder verlassen; für BEREGSZÁSZI und seine Jünger war die Demonstratio vergebens geschrieben. Doch darf man dasselbe nicht von SAMUEL GYARMATHI sagen, der es sich zur Aufgabe machte, die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit dem Finnischen *grammatikalisch* zu beweisen («Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Finnicae originis grammatice demon-

strata, auctore SAMUELE GYARMATHI, medicinae doctore, Göttingae, 1799»).

GYARMATHI verglich zuerst das Schwedisch-lappische und das Finnische mit dem Ungarischen — er übersah aber ganz, dass *die* lappische Sprache, welche SAJNOVICS behandelt hatte, verschieden ist von der Schwedisch-lappischen, — dann, und zwar auf SCHLÖZER's Rath, wie GYARMATHI es selbst in einem Briefe an CHRISTIAN ENGEL 1798 eingesteht, verglich er das Esthnische und darauf das Wogulische, Wotjakische, Tscheremissische u. s. w., endlich schloss er noch tatarische und slavische Wortverzeichnisse an. Ein so grosses Sprachgebiet lässt sich in kurzer Zeit unmöglich derart bemeistern, dass man durch die Schale in das Innere der Sprachen dringen und sich vor der Täuschung durch den äusseren Schein bewahren könnte. Trotz aller Missgriffe war GYARMATHI's Arbeit sehr verdienstvoll, bedauern muss man jedoch, dass die ausländische Wissenschaft ausschliesslich von ihm Notiz genommen und sich sozusagen bis auf den heutigen Tag mit ihm begnügt, den eigentlichen Begründer der ungarischen wissenschaftlichen Grammatik aber, NIKOLAUS RÉVAI, ganz übersehen hat. Und doch erschien der erste Band von dessen Grammatik bereits 1803 (der zweite 1806), also nur vier Jahre nach GYARMATHI's Buch und zwar ebenfalls lateinisch. Allein dieses erschien in Göttingen und füllt nur 387 Seiten; die zwei Bände der RÉVAIschen Grammatik aber kamen in Pest heraus und zählen 976 Seiten. Doch mag vielleicht weniger der Unterschied des Umfanges, als die Verschiedenheit der Druckorte dem GYARMATHI'schen Werke zum Vortheile, dem RÉVAI'schen dagegen zum Nachtheile vor dem gelehrten Auslande gereicht haben.

RÉVAI findet die Mittel zur vollständigen wissenschaftlichen Behandlung der Grammatik zuerst in der Kenntniss sowohl der alten als der neuen ungarischen Sprache, indem die Forschung die alte Sprache in möglichst weit zurückgreifender, die neue aber in möglichst alles Bestehende umfassender Weise behandelt; dann im Studium der orientalischen, namentlich der hebräischen und der ihr zunächst stehenden Sprachen; endlich in der genauen Erfor-

schung der nördlichen Sprachen, der lappischen, finnischen und esthnischen, die der ungarischen verwandt sind; im Verlaufe des Werkes berücksichtigt er aber auch das Wogulische, Ostjakische, Permische u. s. w. RÉVAI huldigt nur darin seiner Zeit, dass er auch auf die hebräische Sprache zurückblickt; wir dürfen aber nicht vergessen, dass er lange vor BOPP's Auftreten geschrieben hat (er starb 1807). Sonst ist er von allen Vorurtheilen frei und verfährt nach der historischen Methode, die erst nach seinem Tode durch die Aufnahme des Sanskritstudiums zu allgemeiner Geltung gekommen ist. Um die Kenntniss der ungarischen Sprache zu vervollständigen, gab er in demselben Jahre (1803) den ersten Band seiner «Antiquitates literaturae Hungaricae» heraus, einen wahren Schatz an Stoff und mustergiltiger Methode. Der tüchtige Mann konnte jedoch weder die Grammatik vollenden, noch die Antiquitates fortsetzen; es fehlten ihm hiezu die Mittel und die Gesundheit, obgleich er erst in den Fünfzigen stand (er war 1749 geboren). Es ist vielleicht nicht uninteressant, wie RÉVAI sich über die Sprachverwandtschaft äussert. «Man pflegt, so schrieb er, aus der Verwandtschaft der Sprachen auf die der Nationen zu schliessen und so deren Ursprung zu ergründen. Auf diese Weise wurde unser Ursprung seit Langem von den Scythen hergeleitet; nun in neuerer Zeit wird er auf die Finnen zurückgeführt. Dies nehmen Einige übel (quidam indigne hoc ferunt), denn sie halten eine solche Wiege für zu niedrig; ausserdem scheint auch die Herkunft der Ungarn aus dem Oriente sich mit jener nördlichen Verwandtschaft nicht zu reimen. Um also unsern orientalischen Ursprung zu wahren, stellen Andere die Verwandtschaft der vielen orientalischen Sprachen entgegen. Aber auch das missfällt gar Manchen, die nicht gerne von den Juden abstammen wollen (quod ab Hebraeis deduci abhorreant). Meine Meinung ist aber folgende. Die hebräische Sprache, wie wir sie in den heiligen Büchern vorfinden, ist wohl nicht die älteste, sondern vielmehr schon ein Abkömmling einer Sprache aus vorhergehender Zeit. Aus dieser Zeit scheint Manches auch in unserer Sprache herzurühren, wenn wir sie mit der hebräischen vergleichen; denn viele

unserer Wörter haben eine einfachere Form. Wir stammen also nicht von den Hebräern ab. Was aber die finnischen Völker anbelangt, so halte ich dafür, dass sie und die Ungarn von demselben Urstamme herkommen, welcher sich jedoch im Oriente in mehrere Zweige gespalten hat, von denen die meisten durch mannigfache Schicksale bereits unterdrückt worden sind. Nur den Ungarn und Finnen ward ein besseres Los zu Theil; diese rückten zeitig in den Norden, wo sie ungestörter blieben, jene kamen nach manchen Begegnissen im Oriente in ein milderes Clima Europas. Ungarn und Finnen stammen also nicht von einander ab, sondern beider Abkunft hat dieselbe gemeinschaftliche Wurzel.»

Révai war es nur von 1802 bis 1807, seinem Todesjahre, vergönnt, als Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Landes-Universität in Pest zu wirken, und seine nächsten Nachfolger auf diesem Lehrstuhle scheinen den Geist Révai's kaum geahnt zu haben. Die Schriftsprache und die Orthographie bildete sich wohl nach seiner Grammatik; aber die *Adminicula* zur historischen Erforschung, wie sie Révai genannt hatte, nämlich das Studium der finnischen Sprachen, unterblieb gänzlich. Stephan Horvát galt eine Zeit lang für den geistigen Erben seines Meisters; er selbst bekennt sich in einem Briefe an den Historiker Christian Engel als einen Schüler Révai's und Engel's. «Deine Anerkennung meiner historischen Kenntnisse soll mich zu stets grösserem Eifer anspornen,» so schreibt Horvát 1812, «damit ich Dir auf dem geschichtlichen Felde ein würdiger Schüler werde. Wie Révai einst mein sprachliches Wissen befördert hat, so sei Du für die Geschichte mein Révai; ich will nichts unterlassen, um nach Deiner Weisung fortzuschreiten.» * Allein die Art und Weise, wie Horvát sein sprachliches und historisches Wissen verwerthete, würde wohl kaum die Billigung Engel's erfahren haben, Révai aber hätte sich darob, wie man sagt, im Grabe umwenden müssen.

Stephan Horvát schrieb mancherlei; 1825 gab er «Skizzen

* Briefe an Chr. Engel, mitgetheilt von Franz Kubinyi im «Magyar Akadémiai Értesitő» von 1855, Seite 157.

aus der ältesten Geschichte der ungarischen Nation» («Rajzolatok a magyar nemzet legrégiebb történeteiből») heraus. Die Scythen oder Ungarn kommen aus Nubien und Abyssinien; noch heute kann man auf der Landkarte Afrika's die Heimath der Magyaren, Kumanier, Petschenegen u. s. w. leicht auffinden. Nach Egypten gezogen, erbauten sie dort die Pyramiden, und HORVÁT dankt der Vorsehung, dass es ihm gestattet worden, nach vielen tausend Jahren die Schrift der Parther — denn auch diese waren Magyaren — an einer egyptischen Mumie zu lesen. Herkules, Alexander der Grosse u. s. w. sind Vollblutmagyaren; überhaupt füllt diese Nation die ganze alte Geschichte aus; sie waren überall. Was in der hebräischen, in der finnischen Sprache an die magyarische erinnert, das kam aus dieser in jene. Auch in der Heiligen Schrift wimmelt es von magyarischen Namen und Magyarismen, aber nicht sowohl im Originaltexte, als vielmehr in der Vulgata des h. Hieronymus, der ein jazygischer Gelehrter (jász tudós) gewesen. Uebrigens ist ja auch der Psalmist David ein Székler und der Apostel Paulus ein Parther, also auch ein Ungar gewesen. — In solcher Weise fährt STEPHAN HORVÁT mit vollem Ernste und grossem linguistischen und historischen Pathos fort, die Geschichte der Nation und Sprache zu skizziren, und liefert ein kaum je erreichtes, aber gewiss nirgends übertroffenes Specimen gelehrter Verrücktheit. Und doch war HORVÁT sonst ein höchst achtenswerther Mann, der als Professor — er docirte von 1833 an Diplomatik, Heraldik, von 1837 an ungarische Sprache und Literatur an der Landes-Universität — grossen Einfluss auf die Jugend übte. Dass aber sein Geist weder Sprachwissenschaft noch historische Kritik fördern konnte, liegt auf der Hand. Er starb 1846. «Seinen Tod betrauerte das Vaterland, welches in ihm einen feurigen Verbreiter der ungarischen Sprache und Nationalität, einen Vorkämpfer der Literatur, einen Erforscher der Nationalgeschichte, mit einem Worte, einen unermüdeten Gelehrten verloren hat.» So schreibt 1856 ein Biograph der ungarischen Schriftsteller.* Dass bei uns ein RÉVAI auftrat, war ein nicht ge-

* F. FERENCZY, «Magyar írók, életrajz-gyüjtemény.» Seite 198.

hofftes Glück; dass aber auch nach ihm noch OTROKOCSI's Geist mit anderen sieben schlimmeren in STEPHAN HORVÁT fahren konnte, war ein wirklich nicht erwartetes Unglück, dessen Wirkung und Folgen unberechenbar sind. Und dennoch haben wir HORVÁT vielleicht etwas Gutes zu verdanken.

ANTON REGULY (geboren 1819) lebte als Student in ST. HORVÁT's Hause und ass an seinem Tische. Der Wandertrieb erwachte in ihm (ob durch HORVÁT erregt?) und 1839 reiste er nach Hamburg, nach Kiel, Kopenhagen und Stockholm. Hier machte man ihn auf Finnland aufmerksam; er reiste also nach Abo, lernte im Innern des Landes das Finnische, ging weiter nach Lappland und kehrte 1841 nach Helsingfors zurück. Ueber Esthland reiste er dann nach Petersburg, wo er durch seine Kenntniss der finnischen Sprachen die Aufmerksamkeit der Petersburger Akademiker VON BAER, FRAEHN, KUNIG u. A. auf sich zog und ihre Zuneigung und Freundschaft gewann. Das Lesen von Büchern, wie FISCHER's «Geschichte Sibiriens», GYARMATHI's «Affinitas», KLAPROTH's «Asia polyglotta», erweckte in ihm den Gedanken, im nördlichen Ural die Wogulen und Ostjaken zu besuchen und unter ihnen ihre Sprache zu studiren. Die grossmüthige Unterstützung der Petersburger Gelehrten machte es ihm möglich, am 9. October 1843 von Petersburg über Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan in den Ural zu reisen (die Geldsendungen von Pest langten spät an und waren auch nicht hinreichend). Ebenso sicherten ihm die Empfehlungsbriefe von Petersburg eine freundliche Aufnahme auf den STRUGANOV'schen Gütern daselbst und anderswo. Von Solikamsk und Usolje reiste er nach Werchotur, Bogoslovsk und Wsevolodos-Blagodack, wo er auf den Gütern der WSEVOLACK gut aufgenommen, auch Wogulen zu seiner Belehrung erhielt. Nach dreimonatlichem Aufenthalt daselbst reiste er nach Tobolsk, dann nach Pelim, wo er wieder zwei Monate weilte. Dem Pelimfluss stromaufwärts folgend reiste er zu den nördlichen Wogulen an die Taps-ja, grosse Sosva und in den nördlichsten Ural, wo er sich längere Zeit bei einem Wogulen TJÓBING aufhielt und die besten wogulischen Texte niederschrieb. Auf diese Weise bereiste REGULY so

ziemlich das ganze Wogulengebiet. Von daher zog er zu den Ostjaken und kam am 27. September 1844 in Obdorsk an. Am 10. October verliess er Obdorsk und nach einem Ausfluge bis an die Meerenge von Waigatsch reiste er nach Beresov, wo er bis zum 3. Februar 1845 weilte und von den Jassak (Pelzwerktribut) bringenden Ostjaken eine grosse Anzahl ostjakische Texte aufzeichnete. Aus den Ural- und Oby-Gegenden über Perm und Kasan zurückkehrend, hielt er sich noch längere Zeit in den Wolgagegenden auf, wo er bei den Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen neue Studien trieb und Sammlungen machte. Mit reicher Beute beladen kehrte er nach Petersburg zurück, wo er 1846 eine ethnographisch-geographische Karte des nördlichen Uralgebietes, entworfen auf seiner Reise, lithographiren liess. Allein seine Gesundheit war untergraben, Gräfenberg half wenig, und Reguly siechte auch in Pest, so dass er kaum etwas arbeiten konnte. Er starb am 23. August 1858; sein Nachlass kam in die Sammlungen der Akademie. Bis 1848 hatte man nur einige Reiseberichte von ihm: die Sprachwissenschaft selbst erwartete noch immer die Resultate seiner Forschungen.

Reguly trat, wie wir gesehen haben, am 9. October 1843 von Petersburg aus seine Reise nach dem nördlichen Ural an; einen Tag früher, am 8. October 1843, hielt der Freiherr Joseph von Eötvös in Pest, in der XII. feierlichen Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, die Denkrede auf Alexander Kőrösi-Csoma.*

Reguly wollte jene Völker kennen lernen, welche, dem klaren Fingerzeige der Sprachen zufolge, unzweifelhafte Stammverwandte der Ungarn sind; Körösi-Csoma dagegen beabsichtigte nicht blos die Sprachverwandten der Ungarn, sondern die Urheimath der letzteren aufzusuchen — ob dem Fingerzeige der Sprachen folgend oder blos von jenem dunkeln Drange getrieben, welcher sich gerade unorientirter Menschen zu bemäch-

* S. «A magyar tudós társaság évkönyvei» («Annalen der ungarischen Gelehrten-Gesellschaft»), Band 7 (Buda, 1846), p. 32-51, denen die oben mitgetheilten Angaben entnommen sind.

tigen pflegt, wenn sie sich für irgend einen grossartigen Gedanken begeistern?

Csoma war der Sohn einer Székler Soldatenfamilie zu Egerpatak im Sepsier Stuhle. Er kam 1799 an das Collegium der Reformirten zu Nagy-Enyed, 1815 an die Universität zu Göttingen, wo auch Gyarmathi studirt hatte.

Letzterer war, zufolge seiner Klausenburger Herkunft und seiner noch zu Hause gewonnenen Kenntnisse aus der «Demonstratio» des Sajnovics, frei von gewissen Vorurtheilen; Kőrösi-Csoma dagegen war ein Széklerkind, und die ungarischen Chroniken hatten seit Jahrhunderten in den Széklern den Glauben genährt, dass sie die unmittelbaren Abkömmlinge der Hunnen Attila's seien. Es scheint, dass in Kőrösi-Csoma weder die «Demonstratio» des Sajnovics, noch die «Affinitas» des Gyarmathi, noch die Werke Révai's den Glauben des Széklers an seine hunnische Abkunft erschüttert haben; wahrscheinlich warfen auch seine Enyeder Professoren weder auf Gyarmathi noch auf Révai ein besonderes Augenmerk. Fernerhin gerieth Gyarmathi in Göttingen unter den Einfluss Schlözer's († 1809), welcher für die finnisch-ungarische Sprachverwandtschaft eintrat; Kőrösi-Csoma dagegen hörte daselbst den Orientalisten Joh. Gottfr. Eichhorn, der, als gelehrter Forscher der arabischen und hebräischen Sprache und Literatur, die Aufmerksamkeit desselben schwerlich auf die finnisch-ungarischen Völker gelenkt haben dürfte. Dazu hatte Desguignes vor Kurzem in einem grossen und berühmten Werke die Hunnen von den Westgrenzen des sinesischen Reiches nach den Wolgagegenden und von da nach Pannonien wandern lassen. Wir sehen gleichsam, wie sich in Csoma's Seele der Gedanke emporringt, dass er die Ursitze der Hunnen oder der Székler auffinden und damit die von Gyarmathi und Anderen behauptete finnisch-ungarische Verwandtschaft widerlegen müsse.

Von Göttingen 1819 heimkehrend, weilte er eine Zeit lang des Studiums der slavischen Sprachen halber in Agram. Im Frühling 1820 trat der fast dreissigjährige Mann von Nagy-Enyed aus, zu Fuss, mit geringem Gepäck seine Entdeckungsreise an. Am

21. December 1820 sandte er von Teheran einen Brief an seine Nagy-Enyeder Freunde, worin er schreibt: «Ich habe, sowohl um meine eigene Sehnsucht zu befriedigen, als auch um meiner Nation meine Dankbarkeit und Liebe zu beweisen, weder Mühe, noch Entfernung und mögliche Gefahren scheuend, *zufolge jener Leuchte* (?), welche ich in Deutschland angezündet habe, mich auf den Weg gemacht, um den Ursprung meiner Nation aufzusuchen. Der Himmel hat meine Schritte begünstigt und wenn mich nicht irgend ein grosses Missgeschick trifft, werde ich binnen Kurzem beweisen können, dass meine Ueberzeugung auf keinen falschen Grund gebaut war!» — Von Teheran reiste er nach Tibet. Unter den grössten Entbehrungen lebte er viele Jahre lang in Tibeter Klöstern unter Tibeter Büchern vergraben, denn er hoffte in der Tibeter Literatur Aufschluss über den Ursprung der ungarischen Nation zu finden. Endlich gelangte er nach Calcutta, wo er Mitglied der «Asiatic Society» wurde, aber wo ihn auch «der bitterste Augenblick seines Lebens» traf, nämlich das Bewusstsein, dass er den Ursprung der Ungarn bis jetzt fruchtlos gesucht habe. Aber nicht fruchtlos für die Wissenschaft hatte er die Tibeter Sprache gelernt, denn die «Asiatic Society» gab in Calcutta 1834 seine Grammatik und sein Wörterbuch der Tibeter Sprache heraus, durch welche Werke die Tibeter Sprache und Literatur zum ersten Mal bekannt wurde. Nachdem er sich auch die Kenntniss des Sanscrit angeeignet, machte er sich von Neuem auf den Weg. «Nach seiner Ueberzeugung war das Dsugur- (Dzungar-) Volk, welches nordöstlich von Lassa in der Provinz Cham an den Westgrenzen Sina's wohnt, dasjenige, welches er sein ganzes Leben hindurch gesucht hatte und in welchem er endlich die Nachkommen unserer Vorfahren aufzufinden hoffte.» Am 24. März 1841 kam er in Dardsiling in der Provinz Sikken an, wo er am 11. April starb.

Kőrösi-Csoma hat sich durch seine Grammatik und sein Wörterbuch der Tibeter Sprache in der europäischen Wissenschaft einen Namen gemacht, aber was die ungarische Sprachwissenschaft und den Ursprung der Ungarn anbelangt, muss eingestan-

den werden, dass seine Ueberzeugung dennoch «auf falschen Grund gebaut gewesen» und demzufolge alle seine Mühe in dieser Richtung fruchtlos geblieben sei. Er ist ein betrübendes Beispiel für die Macht des Vorurtheils; denn diesem allein ist es zuzuschreiben, dass Kőrösi-Csoma jene Lehre, welche er aus den Werken von Révai, Gyarmathi, Sajnovics daheim ohne jede Mühe schöpfen, und durch welche er bezüglich der Sprachen- und Völker-Verwandtschaften orientirt werden konnte, ausser Acht lassend oder wohl gar verachtend, sich lieber dem Ungefähr überliess. So hatte denn an seiner bewunderungswürdigen Ausdauer und seiner übertriebenen Uneigennützigkeit — denn er wollte lieber hungern, als von den Engländern den verdienten Lohn annehmen — das Sonderlingthum einen grösseren Antheil als die practische Vernunft.

Die Jahre 1848 und 1849 bewirkten im ungarischen Literaturleben eine grosse Unterbrechung, welche indessen in mancher Hinsicht auch eine Wendung herbeiführte. Es schien im Lande die Ueberzeugung allgemein werden zu wollen, dass ein nationales Leben auch ausserhalb der Politik möglich sei. Indessen überwog doch der Zweifel die Zuversicht; und der Zweifel liess bezüglich der Sprachwissenschaft seit 1850 die Frage laut werden, ob Reguly nicht dasselbe begegnet sei wie Kőrösi-Csoma. Da Reguly selbst auf diese Frage nicht antwortete, wurde der Zweifel nur um so grösser. Nach zweijähriger Pause begann die ungarische Akademie am 10. Juni 1850 wieder ihre Sitzungen oder ihr «gesellschaftliches wissenschaftliches Wirken». Und schon am 18. Januar 1851 eröffnete Paul Hunfalvy daselbst seine — mehrere Jahre hindurch sozusagen in ununterbrochener Reihe aufeinander folgenden — sprachwissenschaftlichen Abhandlungen. Indem er vor Allem die Aufgabe der ungarischen Sprachwissenschaft erörterte, gab er ein Bild des arischen, semitischen und ural-altaischen Sprachstammes, mittelst einer Charakteristik der lateinischen, griechischen und deutschen, der hebräischen und arabischen, der ungarischen, finnischen und türkischen Sprachen. Wilhelm Schott's Werk «Ueber das altaische oder finnisch-tatarische Sprachen-

jenige der Nicht-Finnisten. Einige verharrten in einer zuwartenden Stellung, wie Jos. Lugossy, dessen sprachliche, antiquarisch-culturhistorische Arbeiten zu den besten dieser Zeit gehörten. Dasselbe gilt von Aron Szilády, einem Schüler Lugossy's, der in Konstantinopel türkische Studien betrieb und bald durch seine schöne Schreibweise Aufmerksamkeit erregte.

Ausserhalb der Akademie erklärte sich zu allererst Stephan Fábián, Pfarrer zu Széplak, nachmals Domherr am Raaber Capitel, entschieden für die Ansicht der Finnisten; sodann Mansuet Riedl, Docent der ungarischen Sprache an der Prager Universität, welcher bald nachher auch seine «Magyarische Grammatik, Wien, 1858» im Sinne jener wissenschaftlichen Ansicht verfasste.

1856 begann die von Paul Hunfalvy redigirte Zeitschrift «Magyar Nyelvészet» («Magyarische Sprachwissenschaft») zu erscheinen; die neue Richtung erhielt also ausser dem akademischen Anzeiger ein eigenes Organ. Im ersten Bande des «Magyar Nyelvészet» erschien von Hunfalvy die Analyse der objectiven Conjugation, ein eclatantes Zeugniss für die Erspriesslichkeit des Studiums der verwandten Sprachen. In demselben Bande theilte Stephan Fábián einen Abriss der finnischen Grammatik und unter dem Pseudonym Philofennus finnische und ungarische Volksräthsel mit. Im zweiten Bande fand Paul Hunfalvy bei der Darstellung der Mordwinen-Sprache (nach Gabelentz) und der samojedischen Conjugation (nach Castrén, unter Mitbenützung der von Reguly mitgebrachten Notizen) wieder Gelegenheit, seine Analyse der ungarischen objectiven Conjugation zu rechtfertigen. Alexander Torkos, welcher die ungarische Volksmundart von Göcsej besprach, lag ebenfalls mit Eifer den finnischen Studien ob. Ferner erscheinen ausser dem schon genannten Mansuet Riedl, die Namen von Alexander Imre, Gr. Géza Kuun, Franz Ribáry u. m. A. im «Magyar Nyelvészet»; von 1859 angefangen tritt Joseph Budenz auf. Dieser kam ein Jahr vorher von Göttingen nach Pest und hielt sich anfänglich hier und in der Provinz, insbesondere in Debreczin auf, von wo Joseph Lugossy dessen erste ungarisch geschriebene Abhandlung in die «Magyar Nyelvészet» ein-

sandte. Fortan wurde BUDENZ der fleissigste Mitarbeiter dieser Zeitschrift, sowie der seit 1862 an deren Stelle getretenen, ebenfalls unter der Redaction PAUL HUNFALVY's von der Akademie herausgegebenen «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftliche Mittheilungen»), in denen GEORG JOANNOVICS, FERDINAND BARNA, von dem wir eine Uebersetzung der «Kalewala» haben, (Pest 1871) nebst den Erwähnten auftreten.

An der neuen Bewegung nahm REGULY keinen Antheil, indem er seiner Kränklichkeit wegen zurückgezogen lebte. Dessenungeachtet las er im Winter 1857 und im Frühjahre 1858 mit HUNFALVY die wogulischen Sagen und Lieder, um sie mit diesem vereint herauszugeben. Im Sommer 1858 aber starb er und HUNFALVY nahm am 31. März 1859 seinen Sitz als ordentliches Mitglied in der neuorganisirten Akademie mit der Abhandlung «Eine wogulische Sage» ein. Diese von HUNFALVY mit einer grammatischen Einleitung, Uebersetzung und Wörterbuch herausgegebene Schöpfungssage war in der europäischen Literatur die erste, auch ihres mythologischen Inhaltes wegen bedeutende Publication eines wogulischen Textes. Einige Jahre später (1864) gab HUNFALVY unter dem Titel «A vogul föld és nép» («Das Land und Volk der Wogulen») die wogulischen Sagen und Lieder, die er auszulegen vermochte, mit ungarischer Uebersetzung heraus, indem er zugleich die reiche Ausbeute aufzählte, welche REGULY von den Wogulen und Ostjaken heimgebracht, eine Ausbeute, wie sie Niemand vor ihm gebracht hat und auch nach ihm Niemand mehr bringen wird, da dort mit der Ausbreitung des russischen Christenthums die Verhältnisse sich sehr rasch verändern und demzufolge die mündlichen Ueberlieferungen der Vergessenheit anheimfallen.

Der grosse Werth des von REGULY mitgebrachten Schatzes wurde indessen auch durch anderweitige Publicationen aufgedeckt. JOSEPH BUDENZ gab 1862 und 1863 unter den Titeln «Csuvas közlemények és tanulmányok» («Tschuwaschische Mittheilungen und Studien»,) sodann «Cseremisz tanulmányok», («Tscheremissische Studien») die betreffenden Notizen REGULY's heraus; 1866 liess derselbe ein «Wörterbuch des Wald- und Bergdialectes des

Tscheremissischen» = «Vocabularium Ceremissicum utriusque dialecti imprimis e collectione REGULYANA» folgen; endlich gab derselbe auch «Mordwinische Mittheilungen» mit einem möglichst vollständigen Wörterbuche heraus. Alle diese sehr werthvollen Arbeiten erschienen in den «Nyelvtudományi Közlemények». Wenn wir hier nun noch die ebenfalls von HUNFALVY unter den Titeln: «A kondai-vogul nyelv» («Die Sprache der Konda-Wogulen»), 1872, und «Az északi osztják nyelv» («Die Sprache der nördlichen Ostjaken») veröffentlichten grammatischen und lexikalischen Arbeiten nennen, so können wir sagen, dass gegenwärtig die ungarische Literatur eine unvergleichlich vollständigere Kenntniss von den Völkern der Ural- und Wolga-Gegenden besitzt, als diejenige war, welche in Europa zu den Zeiten RÉVAI's und GYARMATHI's gewonnen werden konnte. Dass dem aber so ist, haben wir zum grossen Theile jenem reichen Materiale zu verdanken, welches wir in REGULY's Nachlass besitzen. Für die ungarische Sprachwissenschaft ist demnach das Ergebniss der Reise REGULY's von demjenigen der Reise KŐRÖSI-CSOMA's ein sehr verschiedenes.

Die linguistischen und ethnographischen Ansichten erfuhren in Ungarn naturgemäss eine grosse Veränderung, was am deutlichsten der Umstand beweisen kann, dass 1872 an der königlich ungarischen Universität zu Budapest ein eigener Lehrstuhl für die altaische oder streng genommen finnisch-ugrische Sprachwissenschaft errichtet wurde, welchen JOSEPH BUDENZ erhielt, der an derselben Anstalt bereits drei Jahre lang als Privatdocent für dieses Fach gewirkt hatte und bis jetzt schon einen vielversprechenden Nachwuchs herangebildet hat, welcher diesen Wissenschaftszweig cultivirt.

Derselbe hat bereits in seinen «Magyar- és finn-ugor szóegyezések» («Magyarische und finnisch-ugrische Wortübereinstimmungen») versucht, die betreffende Sprachvergleichung auf ein sicheres Fundament zu stellen. Seit 1872 ist er mit einer zweiten Ausgabe dieses hochbedeutenden Werkes in viel ausführlicherer Bearbeitung, unter dem Titel «Magyar-ugor összehasonlító szótár» («Magyarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch»), beschäftigt,

wovon bis jetzt zwei Hefte erschienen sind. Für seine zahlreichen Zuhörer an der Universität, sowie auch für das Nicht-Universitäts-Publicum, hat er bereits Grammatiken der finnischen, der lappischen und der mordwinischen Sprache, verbunden mit Lesestücken, herausgegeben. Ausser den bisher erwähnten magyarischen Arbeiten erschienen von ihm zu Anfang der siebziger Jahre in deutscher Sprache: «Ugrische Sprachstudien, I. II. Budapest.»

Das Studium der verwandten Sprachen hatte die leicht vorauszusehende Folge, dass man der ungarischen Sprache selbst eine verschärfte Aufmerksamkeit zuwandte. Nachdem die Frage des Gebrauches der ungarischen Verbalzeiten durch Paul Hunfalvy angeregt worden, trachteten Johann Fogarassy und Gabriel Szarvas dieselbe mittelst ganzer Bücher aufzuhellen. Die magyarische Sprache besitzt nämlich ein Imperfectum, Praeteritum historicum, Perfectum, Plusquamperfectum und eine dem lateinischen «amavero» entsprechende Zeitform; — dieser Reichthum an Zeitformen ist ohne Zweifel ein Beweis für die grosse Vollkommenheit der Sprache. Dass die Sprache das strengste Gefühl für diese Zeitformen besessen habe, beweisen am besten die Bibelübersetzungen, welche nach der lateinischen Vulgata gearbeitet wurden, und die bei der lateinischen Zeitform «amavi» streng unterscheiden, wo diese die Bedeutung des Praeteritum historicum und wo sie die des Perfectum hat. Aber seit der Einfluss der deutschen Sprache und Literatur auf unsere Schriftsteller sich geltend macht, ist bei diesen das Sprachgefühl getrübt worden, da die deutsche Zeitform «ich liebte» sowohl Imperfectum als auch Praeteritum historicum ist. Demzufolge ist auch der Gebrauch dieser zwei verschiedenen Zeitformen im Verschwinden begriffen. Es knüpft sich demnach an die grammatische Frage der Tempora ein bedeutendes Interesse.

Mittlerweile schritt auch das grosse ungarische Wörterbuch der Akademie, gefördert durch den unermüdlichen Fleiss der Redacteure Gregor Czuczor und Johann Fogarassy, immer weiter vorwärts. Nach des Ersteren Tode (1866), arbeitete Fogarassy allein weiter. Der erste Band erschien 1862, der sechste und letzte 1874.

Sowohl der Verkehr des öffentlichen und des Privatlebens, als auch die Bewegung des wissenschaftlichen Lebens, welche so vielfach mit dem Deutschthum in Berührung kommen, dann insbesondere die Tagespresse, welche, sozusagen von der Hand in den Mund lebend, eilfertig übersetzt und arbeitet, erzeugen den Uebelstand, dass die ungarische Sprache von aufgegriffenen fremden Ausdrucksweisen und unrichtig gebildeten neuen Wörtern, insbesondere technischen Ausdrücken überschwemmt wird, während der echte Sprachschatz, welcher sowohl in der älteren Literatur enthalten ist, als auch in der Sprache des Volkes zwar noch lebt, aber bereits im Schwinden begriffen ist, unverwerthet daliegt. Um jenen Uebelstand zu beseitigen oder doch einigermassen einzuschränken und um diesen Schatz wieder zu beleben, giebt Gabriel Szarvas seit 1871 mit Unterstützung der Akademie eine Monatschrift: «Magyar Nyelvör» («Ungarischer Sprachwart») heraus, welche die eingeschlichenen Missbräuche im ungarischen Sprachgebrauche bespricht, anstatt der unrichtig gebildeten richtig gebildete Ausdrücke empfiehlt, und schon in ihren bis jetzt erschienenen sechs Bänden eine reiche Fundgrube unzähliger werthvoller Daten, volkssprachlicher Ueberlieferungen u. s. w. bietet. Zu den eifrigsten Mitarbeitern derselben zählen ausser Joseph Budenz und Gabriel Szarvas, Georg Joannovics, Georg Volf, Albert Lehr, Sigmund Simonyi u. v. A. Für den Nachweis des Richtigen und Unrichtigen in der Sprachneuerung und überhaupt des richtigen Sprachgebrauches schrieb die ungarische Akademie einen Preis aus und theilte denselben unter die beiden Concurrenten Emil Ponori-Thewrewk und Alexander Imre. — Eine neue wohlfeile Ausgabe der alten ungarischen Sprachdenkmäler (bisher erschienen fünf Bände) und die Ausarbeitung eines sprachgeschichtlichen Wörterbuches (ein solches hatte Florian Mátyás bereits 1868-71 begonnen) ist unter der Aufsicht der linguistischen Commission fortwährend im Gange.

Auch die türkisch-tatarischen Sprachen blieben nicht ausserhalb des Bereiches der ungarischen Wissenschaft, ja sie errangen sich darin durch die bekannte Reise und die zahlreichen Bücher

HERMANN VÁMBÉRY'S eine hervorragende Stelle. Schon vorher hatten JOHANN REPICZKY und ARON SZILÁDY eine Reihe türkischer Urkunden aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn in magyarischer Uebersetzung veröffentlicht. SZILÁDY'S Hauptwerk wird indessen die ungarische Uebersetzung des Shah-Name von Firdusi sein, von welcher einzelne Theile bereits erschienen sind und ein vorzügliches Uebersetzertalent bekunden. Gegenwärtig arbeitet er im Auftrage der Akademie an der Redaction des «Corpus antiquorum poetarum Hungaricorum». Vor seiner Reise nach Mittel-Asien (1861) gab VÁMBÉRY nach einer türkischen Handschrift eine tschagataj-türkische Wörtersammlung «Abuska» heraus, welche BUDENZ mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitete. Der Letztere veröffentlichte 1865 eine Darstellung der Sprache der Khiwa-Tataren, zu welcher ihm der mit VÁMBÉRY aus Khiwa hiehergekommene Tatare MOLLAH ISAAK als Quelle gedient hat. 1867 erschienen bei Brockhaus in Leipzig VÁMBÉRY'S «Tschagataische Sprachstudien» und 1871 in Innsbruck dessen «Ujgurische Sprachmonumente», letztere mit Unterstützung der ungarischen Akademie. Einen sprachvergleichenden Versuch machte VÁMBÉRY mit seinen im 1870er Jahrgange der «Nyelvtudományi Közlemények» erschienenen «Magyar és török-tatár szóegyezések» («Magyarische und türkisch-tatarische Wortübereinstimmungen»).

Auch VÁMBÉRY, der seit einer Reihe von Jahren an der Budapester königlich ungarischen Universität als Professor der türkischen und persischen Sprache wirkt, hat durch seinen eifrigen Unterricht bereits einige ausgezeichnete Schüler herangebildet. Einer derselben ist GABRIEL BÁLINT, ein Székler, der mit Unterstützung FOGARASSY'S und des ungarischen Ministeriums sich längere Zeit in Asien bei den Tataren und Mongolen aufhielt und gegenwärtig mit der Aufarbeitung des von dorther mitgebrachten Sprachstoffes beschäftigt ist.

Ein anderer vorzüglicher Schüler VÁMBÉRY'S ist IGNAZ GOLDZIHER, dessen wissenschaftliche Thätigkeit sich auf dem Gebiete der semitischen Sprachen und Literaturen, insonderheit der hebräischen und arabischen, bewegt. Nach einem längeren Reise-

Aufenthalt in Egypten und in Arabien heimgekehrt, hat derselbe mehrere vorzügliche Abhandlungen über arabische Literatur in der Akademie vorgelesen; in den «Nyelvtudományi Közlemények» schrieb er über die Wanderungen der Hebräer und den Mythos der Hebräer. Den letztgenannten Gegenstand behandelte er eingehender in seinem deutsch geschriebenen Buche: «Der Mythos bei den Hebräern. Leipzig, 1876. Brockhaus.»

Auf dem Gebiete der semitischen Sprachwissenschaft ist ausserdem der Graf Géza Kuun thätig, von welchem mehrere schätzenswerthe Arbeiten in den «Nyelvtudományi Közlemények» erschienen sind: z. B. über die neuarabische Sprache (1865), assyrische Wortvergleichungen (1866), über die hebräische Partikel *eth* und über die Theorie der Wurzeln (1867), über die Zahlenverhältnisse des semitischen Nomens (1869), über Ascoli's arisch-semitische Studien (1870) u. s. w. Was wir aber von ihm mit dem grössten Interesse erwarten, das ist eine die Klaproth'sche berichtigende neue Ausgabe des kumanischen Wörterbuches des Petrarca, welches Graf Kuun, der sich auch mit türkischen Sprachstudien beschäftigt, in Venedig copirt hat.

Vereinzelt steht Franz Ribáry's Abhandlung über die baskische Sprache im fünften Bande der «Nyelvtudományi Közlemények» da, welche im vorigen Jahre ein Franzose, der zu diesem Zwecke das Ungarische lernte, ins Französische übersetzt hat.

Der classische Sprach- und Literatur-Unterricht an den Gymnasien hat bisher blos für den Schulgebrauch bestimmte Bücher zu Tage gefördert. Die Wirksamkeit der beiden ungarischen Landesuniversitäten (Budapest und Klausenburg) auf dem Gebiete der Philologie im engeren Sinne besprechen wir vielleicht später.

Paul Hunfalvy.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

2. Januar 1877. Gesammtsitzung und dann Sitzung der II. Classe (für philosophische, sociale und historische Wissenschaften). Den Vorsitz führte der Classen-Präsident MICHAEL HORVÁTH. Zunächst legte der General-Secretär JOHANN ARANY die um verschiedene Preise concurrirenden Arbeiten vor, deren Einsendungstermin am 31. December abgelaufen war. Es concurriren diesmal 16 Dramen um den TELEKI'schen Dramen-Preis, 11 Dramen um den KARÁCSONYI'schen Dramen-Preis, vier Arbeiten um den NÁDASDY-Preis für eine poetische Erzählung, endlich zwei Arbeiten um den Preis für eine Schilderung der «Wissenschaft, Literatur und Kunst in Ungarn von MATHIAS CORVINUS bis zur Katastrophe von Mohács.» — Die eingesendeten Werke wurden der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe zugewiesen, welche die Preisrichter zu bestellen hat.

Die Classensitzung hatte zwei Vorträge anzuhören. Der erste, von SAMUEL BRASSAY eingesendete Vortrag «Logische Studien», zerfiel in drei Theile: 1. Kritik der Definitionen der Logik; 2. Beweis der Nichtigkeit der sogenannten inductiven Logik; 3. Anführung eines Artikels aus der Logik von WHATELY, welcher gleichfalls die induktive Logik illustrirt.

Der zweite Vortrag, vom Verfasser FRIEDRICH PESTY selbst vorgelesen, erörterte «die Besitzverhältnisse des Despoten von Rascien, GEORG BRANKOVICS in Ungarn». PESTY führte, gestützt auf urkundliche Daten den Beweis, dass BRANKOVICS seine bedeutenden Güter, die er in Ungarn besass, nicht als Tauschpreis für die Uebergabe der Festung Belgrad und der übrigen serbischen Festungen an König SIGMUND (1428) sondern später als königliche Donation erhalten habe.

8. Januar. Sitzung der III. (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten JOSEPH STOCZEK. In dieser Sitzung hielt das neugewählte Mitglied der Akademie NIKOLAUS KONKOLY seinen Antrittsvortrag oder vielmehr seine Antrittsvorträge. Herr KONKOLY, Eigenthümer der Sternwarte zu Ó-Gyalla sprach über die durch ihn vorgenommenen Beobachtungen der Sonnenflecken im Jahre 1876. Er stellte an 103 Tagen Beobachtungen an, doch waren nur an 52 Tagen die Sonnenflecke sichtbar. Seine zweite Abhandlung, von der er jedoch bei dieser Gelegenheit nur den ersten

Theil vorlegte, betraf die Beobachtung der Sternschnuppen auf dem Gebiete der ungarischen Krone vom 17. Januar 1871 bis zum 31. December 1873. — Nach diesem Vortrage sprach Professor LENHOSSÉK über den von ihm construirten mikroskopischen Apparat, welcher durch die Anwendung einer Kurbel nach einander 60 Objecte zur Anschauung bringt, weshalb er diesen Apparat Polymikroskop nannte. In einer zweiten Abhandlung erörterte Professor LENHOSSÉK die Resultate neuerer Untersuchungen über die Malpighi'schen Pyramiden der menschlichen Niere und ihres Venensystems. — STEPHAN FÖLSER, Professor am Polytechnikum, las über die ebenen Schnitte von Kegel- und Cylinderflächen der zweiten Ordnung in centraler Darstellung. — Schliesslich legte GUSTAV KONDOR eine Abhandlung des Privatdocenten Dr. LUDWIG GRUBER über die Bewegung des Doppelsternes der Cassiopeja 24y vor.

15. Januar. Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten FRANZ PULSZKY. — Zunächst hielt Universitäts-Professor HERMANN VÁMBÉRY einen Vortrag über sein etymologisches Lexikon der türkisch-tartarischen Sprachen. VÁMBÉRY theilt den grossen türkischen Sprachkörper in die Sprache der Nomaden und der Sesshaften und betrachtet im Kreise der Ersteren das Jakutische und Tschagataische, im Kreise der Letzteren aber das Ujgurische als denjenigen Theil, der hinsichtlich der Form und des Materials die meiste Originalität bewahrt hat. Die in seinem Lexicon befolgten Principien betreffen erstens die Wurzelsylben, zweitens den Lautwechsel, drittens die Wortbedeutung. Das Lexikon besteht übrigens als erster Versuch nur aus 230 Artikeln. — FERDINAND BARNA besprach tadelnd den in neuerer Zeit oft vorkommenden unrichtigen Gebrauch des Hilfszeitwortes, welcher die falsche Wortstellung in der bedingten Redeweise zur Folge habe, wodurch der ganze Organismus der ungarischen Sprache ernstlicher bedroht sei, als durch einzelne unrichtig gebildete Wörter.

22. Januar. Sitzung der II. (historisch-philosophischen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten MICHAEL HORVÁTH. — In dieser Sitzung sollten zwei neugewählte correspondirende Mitglieder ihre Antrittsvorträge halten. EMERICH ZLINSZKY las auch in der That über den Einfluss der Grundbuch-Institution auf die Erwerbung und Geltendmachung von Eigenthumsrechten, der zweite angemeldete Vortrag aber, welchen WOLFGANG DEÁK über die Einnahme von Grosswardein im Jahre 1660 halten sollte, unterblieb wegen Unwohlseins des Verfassers. — Hierauf erledigte man einige laufende Angelegenheiten. Der vom Minister TISZA eingesendete Entwurf des Siegels für das Szörényer Comitat wurde der archäologischen Commission zur Begutachtung zugewiesen. Ferner zählte der Classen-Secretär Dr. FRAKNÓI eine Serie von Urkunden-Sammlungen auf, deren Herausgabe die historische Commission neuestens beschlossen hatte. — Endlich wurde mitgetheilt, dass die Akademie Sonntag am 28. Januar eine Sitzung halten werde, um dem Andenken FRANZ DEÁK's den Tribut der Pietät darzubringen.

28. Januar. Die an diesem Tage gehaltene ausserordentliche Gesammtsitzung der Akademie galt dem Andenken FRANZ DEÁK's. Sie gestaltete sich zu einer Nationalfeier, denn abgesehen von den nahezu vollzählig erschie-

nenen Mitgliedern der Akademie war ganz Ungarn im Prunksaale des Akademiepalastes vertreten. In die schmerzlichste Trauer versunken horchte das Vaterland vor einem Jahre auf die letzten Herzschläge des grossen und weisen Patrioten; und als nach Jahresfrist die ungarische Akademie der Wissenschaften dem Verblichenen, der als Rechtsgelehrter, als Meister des Styls zu ihren glänzendsten Zierden gezählt hatte, mit inniger Pietät ihre letzte Huldigung darbrachte, war der Schmerz über den unersetzlichen Verlust durch das tröstende Gefühl gemildert, dass nur das Sterbliche der schweigenden Gruft anvertraut sei, das Unsterbliche jedoch dem Vaterlande ewig erhalten bleibt. Diesem Gefühle folgten die Redner der Gedenkfeier beinahe unwillkürlich, indem sie nicht so sehr den Akademiker, als vielmehr den Patrioten Franz Deák verherrlichten.

Der Präsident der Akademie, Graf Melchior Lónyay hielt die Eröffnungsrede. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, dass die Liebe der Nation dem Verewigten über das Grab hinaus folgt, dass Deák der grösste unter Jenen war, die für die Wiedererringung der constitutionellen Freiheit des Vaterlandes litten und kämpften, schilderte er mit bere.lten Worten die hervorragendsten Charakterzüge Franz Deák's. Der erste derselben war die Vaterlandsliebe, welche die Richtung seiner Gedanken, die Grenze seiner Bestrebungen bestimmte. Ihr hat Deák alles Andere untergeordnet, nur die Wahrheit nicht; sie erhob ihn über die Parteileidenschaften; sie veranlasste ihn seiner Nation zuzurufen, dass den nichtungarischen Nationalitäten mit Mässigung zu begegnen sei. Der zweite hervorragende Charakterzug Deák's war die Achtung, die er dem Rechte zollte; das Gesetz war die Basis und die Grundlage seiner Politik. Er nahm jedoch nicht nur das gesetzliche Recht in Anspruch, sondern erfüllte auch die gesetzliche Pflicht. Der dritte Hauptzug seines Charakters endlich war die unerschütterliche Treue, die er dem Monarchen bewahrte. Nie verging er sich gegen die Krone, weder in Worten noch in Thaten. Deák wandte sich von der revolutionären Richtung ab und als später nach langjähriger Unterdrückung günstigere Gestirne zu leuchten begannen, beanspruchte er nach der einen Seite die Wiederherstellung der Rechte der Nation, nach der andern Seite die Respectirung der Rechte der Krone. Dadurch errang er das Vertrauen der Nation und das Vertrauen des Königs, deshalb konnte er der Vermittler zwischen dem Volke und der Krone sein. Daraus ist es erklärlich, dass der König bei jeder Schwierigkeit Deák's Rath einholte, und dass die Königin selbst an seinem Sarge erschien und seinem Andenken darbrachte, was den brennenden Schmerz der Männer zu lindern vermag: die Thränen der Frau! Nachdem Graf Lónyay noch hervorgehoben hatte, wie entschieden Deák für die Erhaltung und Consolidirung des Verbandes mit Oesterreich eingetreten sei, schloss er mit der Mahnung, die Nation möge stets an den Principien der Politik Deák's festhalten; dadurch werde sie sein Andenken am würdigsten ehren.

Nachdem die Eröffnungsrede beendet war, ergriff der Vicepräsident der Akademie, Anton Csengery das Wort. Csengery, der intime Freund Deák's seit den vierziger Jahren, der stylmächtige, geistvolle Publicist und Schrift-

steller, war unbedingt vor allen Anderen geeignet, das Andenken Franz Deák's zu verewigen. Zur Gedenkfeier des 28. Januar bot er der Nation ein Werk über Franz Deák, das nach Form und Inhalt des gefeierten Patrioten würdig, sich den werthvollsten Werken der ungarischen Literatur anreiht. * Csengery's Vortrag füllte beinahe drei Stunden aus und doch hatte er nur einen Auszug aus seinem soeben erwähnten Werke vorgelesen.

Csengery sagte zu Beginn seines Vortrages, man solle von ihm weder eine Biographie Deáks, noch eine Geschichte seines Zeitalters erwarten. Er habe das Feld der Wirksamkeit Deák's ermessen, und wisse, dass eine erschöpfende Biographie des gefeierten Mannes die Geschichte eines halben Jahrhunderts umfassen müsse. Denn Deák gehörte zu jenen grossen Geistern, die dem Zeitalter, in dem sie wirken, ihr Gepräge geben. Die Aufgabe möge jedoch noch so schwierig sein, so sei es doch Pflicht der Akademie, dem unvergänglichen Andenken des Verewigten einen nie modernden Kranz zu widmen, und wenn die Akademie den Vortragenden mit der Erfüllung dieser Aufgabe betraute, so habe er dies wohl nur dem freundschaftlichen Verkehr zu danken, in welchem er mit Deák stand. Erst die künftige Geschichtschreibung werde im Stande sein das Bild Deák's vollkommen rein auszuführen, denn das Auge der Zeitgenossen des grossen Mannes ist noch durch den Schmerz über den unersetztlichen Verlust getrübt. Trotz dieser ungünstigen Position wolle er aber doch dem Auftrage der Akademie entsprechend, ein Charakterbild Deák's zu bieten versuchen.

Zunächst schilderte Csengery das erste Auftreten Franz Deák's auf dem Reichstage von 1833. Das Durchschnittsmass der politischen Bildung jener Männer, welche damals die Führerrollen inne hatten, war kein bedeutendes und trat daher Deák sofort in den Vordergrund. Zur genaueren Präcisirung der Hauptzüge dieses politischen Charakters stellte ihn Csengery dem Grafen Stephan Széchenyi an die Seite. Indem Széchenyi sich bemühte der nationalen Bildung eine feste Grundlage zu geben, war er auf diesem Pfade nicht der Erste; Révay und Kazinczy waren ihm als Bahnbrecher vorangegangen. Deák dagegen war als Politiker in seiner Art ohne Vorgänger. Széchenyi entwarf das Programm der neuen Aera, durch Deák kam es zur praktischen Anwendung. Deák war hiezu durch die ganze Anlage seines Charakters prädestinirt, seine reine Vaterlandsliebe war die alleinige Quelle, aus welcher er die Kraft zu seiner segensreichen Wirksamkeit schöpfte. Csengery schilderte ferner das Wirken Deák's während der Reformbewegung und betonte nachdrücklich, dass es eine Fälschung der Geschichte wäre, wenn man die Verdienste nicht hervorheben wollte, welche Deák in Betreff der Befreiung des an die Scholle gebundenen robotpflichtigen Volkes sich erwarb. Er hat diese

* Dieses Buch ist auch in deutscher Sprache erschienen (Franz Deák von Anton Csengery. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Gustav Heinrich, Professor in Budapest. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1877.), weshalb wir uns hier auf einen kurzen Auszug des Csengery'schen Vortrages beschränken. Vom ungarischen Originale musste schon eine zweite Auflage veranstaltet werden.

Befreiung angebahnt; andere, kühnere Hände pflückten später die reife Frucht. Aus der Geschichte jener Tage erzählte der Vortragende unter Anderem Folgendes: Die Magnaten plaidirten dafür, dass den Grundherren die Gerichtsbarkeit über ihre Grundholden auch ferner überlassen bleiben solle, und beriefen sich hiebei auf das Naturrecht. Mit seinem stets treffenden Humor fragte hierauf DEÁK: «Welche Ausgabe des Naturrechtes besitzen denn die Magnaten?» Was vor 1848 zur Erleichterung des Schicksals der Bauern geschah, hatte man DEÁK zu verdanken und dass nur so viel geschah, bedauerte Niemand lebhafter als er.

Der Vortragende schilderte die Hauptmomente der Wirksamkeit DEÁK's an den einzelnen Reichstagen und in den geschichtlich denkwürdigeren Perioden bis zum Jahre 1848, dann sein Verhalten «nach dem kurzen Epos und der grossen Tragödie», ferner seine Thätigkeit im Jahre 1861 und endlich in den Jahren 1865-1867. Die Redlichkeit des Politikers DEÁK, sein Bestreben die sittliche Kraft der Nation zu beleben und zu stärken, sein moralischer Muth nach oben und nach unten, seine Mässigung, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Geistesklarheit, die Harmonie des Geistes und des Herzens DEÁK's, zwangen Alle, die ihm nahten, in gleicher Weise zur Liebe und zur Achtung. Dieser Zauber erprobte sich selbst in den höchsten Kreisen und ein ewig leuchtendes Moment im Leben DEÁK's, des «redlichen Mannes», ist das Vertrauen, mit welchem der König und die Königin den grossen, weisen Patrioten auszeichneten.

Nachdem CSENGERY seinen Vortrag geendet hatte, las WILHELM GYŐRY ein Gedicht von KOLOMAN TÓTH vor, in welchem der Nation zugerufen wird, ihren Thränen Einhalt zu thun, denn am Sarge DEÁK's rausche der Lorbeer, nicht die Trauerweide.

Ferner trug CARL SZÁSZ eine von ihm gedichtete Ode vor, welche DEÁK verherrlicht. Sie beklagt den Tod des grossen Mannes in ergreifenden Worten, sie feiert die Hauptmomente der Laufbahn des Dahingegangenen und schliesst mit einem Bilde, in welchem DEÁK mit einer gen' Himmel ragenden Pyramide verglichen ist; und gleichwie die im Inneren einer Pyramide aufbewahrten Weizenkörner, selbst wenn man sie erst nach Jahrtausenden aussäet, noch keimen, so werde das von DEÁK gewahrte Recht sich trotz aller Widerwärtigkeiten stets lebenskräftig erhalten.

Nach diesen Vorträgen brachten einige Worte des Grafen LÓNYAY die Feier zum Abschluss.

29. Januar. Gesammtsitzung der Akademie unter dem Vorsitze des Präsidenten Grafen MELCHIOR LÓNYAY. — ALEXIUS JAKAB hielt eine Denkrede auf das verstorbene Mitglied der Akademie SIGMUND SZENTKIRÁLYI. Die übrige Zeit der Sitzung war laufenden Angelegenheiten gewidmet. Namentlich wurden zwei eingesendete Denkmünzen, der eingesendete Grundriss der Poprád der katholischen Kirche und die seit der letzten Gesammtsitzung der Akademie zugegangenen Druckwerke vorgelegt.

5. *Februar.* Sitzung der III. (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten JOSEF STOCZEK. Den

ersten Vortrag hielt bei dieser Gelegenheit Professor EUGEN HUNYADY über die verschiedenen Formen der Bedingungsgleichungen der sechs auf einem Kegelschnitt gelegenen Punkte. — Nach ihm las Professor VINCENZ BORBÁS als Gast seine «Daten zur Sommerflora der Inseln Veglia und Arbe» vor. Professor BORBÁS hatte im Auftrage der Akademie botanische Forschungen in Kroatien durchgeführt und benützte dabei die Gelegenheit im Sommer 1875 und 1876 auch die dalmatinischen Inseln Veglia und Arbe zu besuchen. Auf beiden Inseln herrscht die mediterraneische Flora. Im Ganzen entdeckte Professor BORBÁS drei neue Arten, nämlich Onosma fallax, Onobrychis Visianii und Leucanthemum platylepis, ferner sechs Unterarten und eine Hybride. Auf der Insel Veglia fand er 28 Pflanzen, die in TOMMASINI's Werke nicht erwähnt sind. — PAUL GÖNCZY legte die Abhandlung FRIEDRICH HAZSLINSZKY's über die Brandpilze auf dem Weizen und die Abhandlung JOSEPH SCHUH's über die periodischen Wurzeln vor. HAZSLINSZKY's Abhandlung ist ein Theil jenes Werkes, das er im Auftrage der naturwissenschaftlichen Gesellschaft über die Kryptogamen-Flora Ungarns schreibt. SCHUH's Abhandlung war ihrem Wesen nach schon in der letzten Nummer der «Botanischen Zeitung» von 1876 enthalten, und wurde jetzt in ausführlicherer Ausarbeitung des Themas auch der Akademie vorgelegt. — Professor Dr. J. A. KRENNER legte mehrere Arbeiten des Klausenburger Universitätsprofessors ANTON KOCH vor, welche sich auf neue Fundorte des Cölestins in Siebenbürgen (Gyalu und Bács), auf die Quarzandesite des Csicsó-Berges, eines erloschenen Vulkans, auf die verschiedenen Formen des Maros-Ujvárer Salzes, auf den Adular von Vörös-patak, auf die Glaubersalztümpel von Kajántó und auf eine vom Verfasser vorgenommene chemische Analyse des Elaeolithes von Ditró beziehen. — Schliesslich überreichte NIKOLAUS KONKOLY zur Ergänzung seines Vortrages vom 8. Januar l. J. die Resultate der Sternschnuppen-Beobachtungen auf dem Gebiete der ungarischen Krone in den Jahren 1874-1876; ferner eine Abhandlung unter dem Titel: «Spectra von 160 Fixsternen.» Herr KONKOLY hat die betreffenden Beobachtungen auf seiner Sternwarte in Ó-Gyalla im Jahre 1876 ausgeführt. Interessant ist, dass er beim Sterne β im Sternbilde der Leier die hellen Linien, welche in dem von VOGL im Jahre 1871 aufgenommenen Spectrum vorhanden waren, nicht wahrnahm; jene hellen Linien konnten daher nur die Wirkung einer Protuberanz sein, die während der Beobachtung VOGL's leuchtete.

12. Februar. Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten FRANZ PULSZKY. Auf dem Programme dieser Sitzung standen blos zwei Vorträge. Zunächst las Professor IVAN TÉLFY über die Gesellschaft der «Eranisten». Zu Beginn seines Vortrages wies er darauf hin, dass das Wort «Eranos» schon in der Odyssee vorkomme und erörterte er die Bedeutung dieses Wortes; dann aber beleuchtete er den Ursprung und die Zwecke der «Eranisten», deren Gesellschaft selbst im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt noch existirte. — PAUL HUNFALVY las über einige anthropologische Vorurtheile. Zwei Behauptungen werden in der neueren Wissenschaft als feststehende Thatsachen betrachtet. Nach

MOMMSEN zogen deutsche Gelehrte den Schluss, dass in der prähistorischen Zeit in Mittel- und Nord-Europa ein braunes, vielleicht tschudisches (finnisch-ugrisches) Volk gehaust habe, das den Ackerbau nicht kannte, dessen Werkzeuge aus Stein und Knochen bereitet waren; ebenso soll auch in Ostindien vor den Indogermanen ein braunes Volk existirt haben. Die Volksstämme, welche später auftraten, sollen nach Bagehot dolichokephal, die Volksstämme der Steinzeit aber brachykephal gewesen sein. Die Dolichokephalen hätten daher die Brachykephalen verdrängt. Nach HUNFALVY's Ansicht sind diese Behauptungen nur Vorurtheile, was er durch eine Reihe von Argumenten nachwies. Auf dem anthropologischen Congress, der im Jahre 1874 in Stockholm tagte, bewies Baron DÜBEN, dass die prähistorische Bevölkerung Schwedens ebenso dolichokephal war, wie die gegenwärtige, demzufolge könne man also nicht behaupten, dass die ganze prähistorische Bevölkerung Skandinaviens finnisch gewesen sei. Durch die erwähnten Vorurtheile wurde DELAGARDE zu der Behauptung veranlasst, dass die Magyaren zu jenen Volksstämmen gehörten, welche den Ariern und Semiten vorangingen; sie seien daher ein im Greisenalter stehender Volksstamm, der aus diesem Grunde zu einer politischen Rolle nicht mehr befähigt ist und verschwinden wird, wie einst die Kelten verschwanden. Diese Behauptung von der Greisenhaftigkeit des magyarischen Volksstammes beruht auf einer willkürlich angenommenen Verwandtschaft der Magyaren mit den drawidischen und mit den turanischen Völkern. Nun wies aber der Vortragende, gestützt auf eine Reihe sprachphilosophischer Gründe nach, dass die finnisch-ugrischen, samojedischen und türkisch-tatarischen Sprachen zu den jüngeren Sprachen Europas und Asiens gehören. Die finnisch-ugrischen Volksstämme traten nur viel später auf als andere und die ältesten Spuren derselben reichen nicht über TACITUS hinaus. Es sei daher ein unbegründetes Vorurtheil, die Magyaren als einen greisenhaften Volksstamm zu betrachten.

19. Februar. Sitzung der II. (historisch-philosophischen) Classe unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten MICHAEL HORVÁTH. In dieser Sitzung hielt WOLFGANG DEÁK seinen Antrittsvortrag, welcher die Eroberung Grosswardeins durch die Türken im Jahre 1660 schilderte. Die Pforte hatte im erwähnten Jahre den Fürsten von Siebenbürgen GEORG RÁKÓCZY I. wegen angeblichen Ungehorsams seiner Fürstenwürde verlustig erklärt und ÁKOS BARCSAY zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt. GEORG RÁKÓCZY, der sich den Türken mit bewaffneter Hand widersetzte, verlor die Schlacht bei Gyalu am 22. Mai und erlag am 7. Juni seinen Wunden. ALI Pascha eroberte im Laufe des Sommers eine Festung nach der anderen und zog endlich gegen Grosswardein. Die Grosswardeiner baten bei den benachbarten Komitaten und selbst beim König LEOPOLD um Hilfe, jedoch ohne Erfolg. Zur Vertheidigung Grosswardeins wären 5000 Mann nothwendig gewesen, und doch waren nur 850 streitbare Soldaten, Bürger und Studenten vorhanden. Die Türken begannen die Belagerung am 12. Juli; sie währte 47 Tage lang, die Festungsmauern wurden in Trümmer geschossen und als die Vertheidiger 500 Mann verloren hatten, mussten die Ueberlebenden kapituliren. Der Vortragende wies dann

nach, dass die Schuld an diesem Verluste der Gleichgiltigkeit und Böswilligkeit des Wiener Kriegsrathes, keineswegs aber dem Palatin WESSELÉNYI zuzuschreiben sei, wie dies Graf JOHANN ROTTAL in einer Rede that, die er im Jahre 1699 in Eperies hielt.

ALEXANDER SZILÁGYI beleuchtete die diplomatische Thätigkeit, welche der Jesuit ALFONS CARILLO in den Jahren 1594-1598 während der Verhandlungen zwischen dem siebenbürgischen Fürsten SIGMUND BÁTHORY und dem Kaiser und König RUDOLF II. entwickelte. Aus den Correspondenzen des genannten Jesuiten führt SZILÁGYI den Nachweis, dass CARILLO nicht gegen, sondern für die Souveränität Siebenbürgens eintrat; er verfocht die Souveränität Siebenbürgens den Räthen des Kaisers gegenüber und trachtete aus diesem Lande, dann aus der Moldau und der Walachei einen Staatenbund zu bilden, welcher eine Schutzwehr der Christenheit gegen die Türkei sein sollte.

26. Februar. Gesammtsitzung der Akademie unter dem Vorsitze des Präsidenten Grafen MELCHIOR LÓNYAY. — Zunächst hielt Bischof ARNOLD IPOLYI die Denkrede über den im Jahre 1875 verstorbenen Akademiker MORITZ CZINÁR, der im Jahre 1787 in Skaliz geboren wurde. Die Eltern CZINÁR's waren Protestanten, traten jedoch im Jahre 1795 zur katholischen Kirche über, was unter den damaligen Verhältnissen auch den Religionswechsel des achtjährigen Knaben nach sich zog. CZINÁR trat später in den Benediktiner-Orden und gehörte zu den fleissigsten und gelehrtesten Mitgliedern desselben. Er war durch längere Zeit Professor der Naturwissenschaften in Pressburg, dann in Raab, wo unter Anderen auch FRANZ DEÁK sein Schüler war. Im Jahre 1843 übernahm er die Aufgabe, die Bibliothek, die Naturalien-, Münzen- und Antiquitäten-Sammlungen, sowie das Archiv der Erzabtei Martinsberg zu ordnen. Von da datiren seine hauptsächlichen Verdienste um die ungarische Wissenschaft, namentlich um die Veröffentlichung historischer Quellen, und seine Bearbeitung der FUXHOFFER'schen «Monasteriologia Regni Hungariae», die in den Jahren 1858 und 1860 in zwei Bänden erschien, war die Veranlassung, dass er im Jahre 1858 zum correspondirenden Mitglied der Akademie gewählt wurde.

Im weiteren Verlaufe der Sitzung wurden currente Angelegenheiten erledigt.

KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

31. Januar 1877. Monatsitzung. Den Vorsitz führte der Präsident der Gesellschaft MORITZ LUKÁCS. Der Secretär AUGUST GREGUSS eröffnete die Sitzung mit einer Traueranzeige. In dieser Sitzung hätte nämlich der vor einem Jahre zum Mitgliede gewählte Dichter JOHANN DÖMÖTÖR seinen Sitz in der Gesellschaft mit einen Antrittsvortrage über die neueren Erklärungen des ungarischen Versbaues (A magyar verselés ujabb magyarázatai) einnehmen

sollen. An der Erfüllung seines diesbezüglichen Versprechens habe ihn leider sein jüngst erfolgtes trauriges Ende verhindert. Die Gesellschaft nahm die Anzeige mit trauererfülltem Herzen zur Kenntniss und betraute das Mitglied ALEXANDER BAKSAY mit der Abfassung der Denkrede auf den Dahingeschiedenen.

Auf der Tagesordnung der Sitzung standen Vorträge von KARL SZÁSZ, JOSEPH LÉVAY und KOLOMAN SÜMEGI.

KARL SZÁSZ, welcher vor zwei Jahren (1875) mit den beiden ersten Abtheilungen seines grossen epischen Gedichtes «Salamon» bei der ungarischen Akademie der Wissenschaften den Nádasdy-Preis (100 Dukaten) gewonnen hatte, las diesmal aus der das Gedicht abschliessenden dritten Abtheilung desselben einige durch Glanz der Schilderungen und einschmeichelnden Wohllaut der Verse hervorragende Proben vor.

JOSEPH LÉVAY hatte ein stimmungsvolles beschreibendes Gedicht «Die Bergkapelle» (A bérczi kápolna) eingesandt, welches der zweite Präsident PAUL GYULAI vorlas.

KOLOMAN SÜMEGI hatte einen Aufsatz eingesandt, in welchem er mehrere ungedruckt gebliebene Arbeiten des Dichters ALEXANDER KISFALUDY, insbesondere dessen Rede über die ungarische Akademie (Beszéd a magyar akadémiáról) bespricht. Die Vorlesung musste jedoch auf eine spätere Gelegenheit verschoben werden, weil die noch übrige Zeit für eine geschlossene Sitzung erforderlich war.

In der *geschlossenen Sitzung* wurde vor Allem das Ergebniss der *letztjährigen Preisausschreibungen* zur Kenntniss gebracht. Der erste Preis war für die «Theorie des Romans» ausgeschrieben. Die Preisrichter fanden keine der beiden eingelaufenen Concurrenzarbeiten preiswürdig. Um den für eine «Humoristisch-poetische Erzählung» ausgeschriebenen zweiten Preis warben 31 Arbeiten. Die Preisrichter fanden 5 darunter erwähnenswerth, allein keine preiswürdig.

Hierauf wurden die neuen Preisausschreibungen festgestellt. Man einigte sich dahin, diesmal für eine *Geschichte des ungarischen Romans* einen Preis von 100 Dukaten, und für eine *kurze poetische Erzählung* in Versen, komischen oder humoristischen Inhalts, einen Preis von 25 Dukaten auszuschreiben.

Sodann wurde das *Programm* der für den 11. Februar anberaumten *feierlichen Jahressitzung* folgenderweise festgestellt: Eröffnungsrede des Präsidenten; Jahresbericht des Secretärs; «Denkrede auf Baron SIGMUND KEMÉNY» von KARL SZÁSZ; «Die Bildsäule» (A szobor), Gedicht von ALBERT SZÁSZ; «Die neue Familie» (Az uj család), Lebensbild von ZOLTÁN BEÖTHY; Bericht über die Preisausschreibungen; Schlusswort.

Schliesslich wurden die *Wahlen* zur Besetzung dreier erledigter Sitze vorgenommen. Es wurden mit Stimmenmehrheit der gediegene Essayist Graf ANTON SZÉCSEN, der geistvolle Feuilletonist ADOLF ÁGAI und der beliebte Novellist EMIL KAZÁR zu Mitgliedern gewählt.

11. Februar. Feierliche *Jahressitzung.* — Alljährlich hält die Kisfaludy-Gesellschaft an jenem Sonntage, welcher dem 8. Februar, dem Todestage des

Dichters KARL KISFALUDY zunächst fällt, eine feierliche Sitzung. Wie in jedem Jahre, so füllte auch diesmal eine äusserst zahlreiche Zuhörerschaft den Prunksaal des Akademiepalastes; die Herren hatten in der üblichen Weise vor der für die Mitglieder der Gesellschaft reservirten erhöhten Estrade, die Damen auf der Gallerie Platz genommen.

Der Präsident der Gesellschaft, MORITZ LUKÁCS, eröffnete die Sitzung mit einer glänzenden, vom Geiste des Patriotismus getragenen Festrede, in welcher er die Aufgaben der belletristischen Literatur Ungarns, und speciell die Ziele und Zwecke der Kisfaludy-Gesellschaft in anziehender, begeisternder Weise besprach. Zum Schlusse begrüsste er mit Freude die jüngst ins Leben gerufene Petőfi-Gesellschaft, die unter der Leitung JÓKAI's, grösseren Theiles jüngere Kräfte vereinigend, dieselben Zwecke zu ihrem Leitsterne wählte, denen die Thätigkeit der Kisfaludy-Gesellschaft seit einer langen Reihe von Jahren gewidmet ist, so dass beide Gesellschaften nicht als Gegner mit einander ringen, sondern als Bundesgenossen einem und demselben patriotischen Ziele zustreben werden.

Der *Jahresbericht*, den der Secretär AUGUST GREGUSS vorlas, erwähnte folgende Momente aus dem letztjährigen Wirken der Gesellschaft.

Die Kisfaludy-Gesellschaft feierte in der die letzte feierliche Jahressitzung eröffnenden Präsidentenrede das Andenken des kurz vorher dahingeschiedenen Weisen des Landes FRANZ DEÁK. Sie feierte später das 60jährige Schriftstellerjubiläum des besonders in der Uebertragung römischer Dichter ins Ungarische thätigen Veteranen der Gesellschaft, GABRIEL FÁBIÁN. Sie hat die Errichtung eines Grabmales für ihren kürzlich dahingeschiedenen letzten Präsidenten, den ungarischen Literarhistoriker FRANZ TOLDY beschlossen, zu welchem Zwecke aus freiwilligen Spenden bis jetzt 2000 fl. eingeflossen sind, während die hauptstädtische Commune eine besondere Gruft offerirte. Die Sammlung literarischer Denkmäler ist durch, bis jetzt grösstentheils unbekannt gewesene, mehrere hundert Bogen füllende Manuscripte aus dem Nachlasse des Dichters ALEXANDER KISFALUDY vermehrt worden. Die Gesellschaft hat im letzten Jahre drei ihrer Mitglieder durch den Tod verloren, einen Veteranen der ungarischen Literatur, JOSEPH SZÉKÁCS, und zwei junge Kämpen derselben, EDUARD TÓTH und JOHANN DÖMÖTÖR. In den 10 Monatsitzungen der Gesellschaft wurden zusammen 33 Vorlesungen gehalten; 20 derselben entfallen auf Mitglieder der Gesellschaft, 13 auf Gäste; die grössere Zahl derselben ist belletristisch (Original und Uebersetzung), die geringere literarhistorisch und ästhetisch. Der XI. Band der «Jahresblätter der Kisfaludy-Gesellschaft» (A Kisfaludy-társaság évlapjai), das Gesellschaftsjahr 1875-6 umfassend, ist kürzlich erschienen und den Gründern zugesandt worden. Ebenso sind sowohl den gründenden als auch den unterstützenden Mitgliedern die auf das letzte Jahr entfallenden Bücher-Prämien zugesandt worden. Demnächst erscheint der III. Band der von der Gesellschaft herausgegebenen Sammlung von Volksdichtungen der nichtungarischen Nationalitäten Ungarns in ungarischer Uebersetzung; derselbe enthält rumänische Volksdichtungen, übertragen von G. EMBER, J. GROZESCU und J. VULCANU.

In Kurzem erscheint auch der XIX. und letzte Band der ungarischen Shakespeare-Uebersetzung, welcher die erzählenden und lyrischen Gedichte SHAKESPEARE's in Uebersetzungen von W. GYÖRY und K. SZÁSZ enthalten wird.

Hierauf folgte die *Denkrede auf Baron Sigmund Kemény* von KARL SZÁSZ, welche über zwei Stunden dauerte. Wir fassen den Inhalt derselben im folgenden gedrängten Auszuge zusammen.

Die Geschichtschreibung wird den Namen KEMÉNY's im grössten Momente unserer neueren politischen Geschichte, in dem der Wiedergewinnung der Verfassung, stets neben dem Namen DEÁK's nennen, während die Geschichte unserer Literatur ihn ihren glänzendsten Namen, den Namen ZRINYI, VÖRÖSMARTY, PETŐFI, EÖTVÖS und ARANY anreihen wird.

Als tiefen Denker können wir ihn zum Beweise der Ebenbürtigkeit des ungarischen Stammes mit jeder anderen Nation anführen; als Politiker ist er ein äusserst seltenes Muster staatsmännischer Weisheit und ausdauernder, ja zäher Principientreue; als Geschichtschreiber und Zeitschilderer, als Publicist, vor allem jedoch als gestaltender Dichter verband er das glänzendste Talent mit einer wahren Leidenschaft des Suchens nach Wahrheit und seine Werke bleiben gleichmässig unvergängliche Meisterstücke der tiefen Forschung, der genialen Auffassung und der schöpferischen Gestaltung.

KEMÉNY wurde 1816 im Unteralbenser Comitate (Siebenbürgen), in dem kleinen rumänisirten Dorfe Ungarisch-Kopisch (Magyar-Kapus) geboren, wo sein Vater SAMUEL, der Sprosse eines minder wohlhabenden Zweiges der fürstlichen Familie KEMÉNY, einen Edelhof besass. Seine Studien machte er von seinem siebenten Lebensjahre angefangen am Collegium der Reformirten zu Gross-Enyed. Nach kaum beendigtem Rechtsstudium brachte er den grösseren Theil seiner Zeit in Klausenburg zu, wo eben jener berühmte Landtag versammelt war, der das bedeutendste Moment des öffentlichen Lebens Siebenbürgens in neuerer Zeit ist. Der Jüngling wurde mit den bedeutenderen Leitern des öffentlichen Lebens nicht nur bekannt, sondern auch befreundet. Der Vater des Denkredners — KARL SZÁSZ der Aeltere, Professor der ungarischen Geschichte und Rechtswissenschaft am Enyeder Collegium — war bereits früher sein Freund. DIONYS und DOMINIK KEMÉNY waren ihm verwandt. DOMINIK TELEKI und WOLFGANG VÉR, der «alte» JOHANN BETHLEN und der gewaltige NIKOLAUS WESSELÉNYI würdigten ihn gleichmässig ihrer Freundschaft. Unter diesen hat — wie es KEMÉNY selbst bekannte — der Vater des Denkredners den grössten Einfluss auf ihn geübt; nicht allein durch das Uebergewicht seiner geschichtlichen und rechtswissenschaftlichen Kenntnisse und seinen gewissermassen doctrinären Geist, sondern auch durch sein dichterisches Gemüth, welches seine Wirkung auf den Jüngling nicht verfehlen konnte, in welchem sich die historische und die poetische Auffassung bereits damals in ausserordentlicher Weise vereinigten und einander das Gleichgewicht hielten.

Der Landtag wurde am 6. Februar 1835 unerwartet und mit Gewalt geschlossen. KEMÉNY, der dort nur Zuhörer und ein Mitglied der Landtags-

jugend gewesen, eilte ebenfalls nach Hause. Er fühlte mehr als je, dass er lernen und sich bilden müsse, um seinem Vaterlande dienen zu können. Er verbrachte zwei Jahre unter Büchern. Selten entfernte er sich von seinem Dorfe. Im Jahre 1837 erschien er in Maros-Vásárhely, um auch die formale Qualification zum Auftreten im öffentlichen Leben zu erwerben; er liess sich unter die Juraten der königlichen Tafel aufnehmen und verbrachte als solcher ein Jahr. Doch er wollte weder Rechtsanwalt werden, noch die Beamtenlaufbahn betreten. Er bereitete sich zur publicistischen und schriftstellerischen Carriere vor. In welchem Sinne er dies that, bewiesen alsbald seine beinahe gleichzeitig erschienenen zwei ersten Arbeiten. Im Jahre 1839 erschienen nämlich im «Nemzeti Társalkodó» («Nationaler Gesellschafter»), dem wissenschaftlichen und literarischen Beiblatte des «Erdélyi Hiradó» («Siebenbürgischer Anzeiger») seine Studie: «*A mohácsi veszedelem okairól*» («Von den Ursachen der Katastrophe von Mohács») und gleich darauf im «Athenaeum» zwei Proben aus einem historischen Roman: «*Gyulafehérvár*» (Weissenburg oder Karlsburg) — gleichsam die Einleitung des Romans — und ein Fragment «*Izabella királyné és a remete*» (Königin Isabella und der Einsiedler).

Nie ist ein junger Schriftsteller zu grösseren Hoffnungen berechtigend, ja man kann sagen mit staunenswertherer Bildung das erstemal in der Literatur aufgetreten, als KEMÉNY mit diesen seinen ersten Arbeiten. Es wäre schwer zu entscheiden was bewundernswerther sei: ob die tiefe psychologische Auffassung, der philosophische Gehalt und die poetische Gestaltung in der historischen Abhandlung oder der historische Geist in den Romanfragmenten.

Die reichen Studien, welche er auf dem Gebiete der Politik, Rechtswissenschaft und Geschichte gemacht hatte, ergänzte KEMÉNY 1839-40 durch anderthalbjährige naturwissenschaftliche, speciell physikalische, chemische und anatomische Studien an der Wiener Universität, welche ihm, abgesehen von dem seine Wissbegier reizenden allgemeinen Interesse derselben, als Vorstudien für seine Romandichtungen nothwendig schienen. Als er 1840 von Wien zurückkehrte, schien er sich dauernd in Klausenburg, dem lebhaften und rein ungarischen Mittelpunkte des öffentlichen Lebens Siebenbürgens, niederlassen zu wollen und übernahm zugleich mit seinem Freunde, dem wackeren Publicisten LUDWIG KOVÁCS, die Leitung des «Erdélyi Hiradó.»

Seinen ersten Roman «Izabella» hat KEMÉNY nie vollendet. Er legte ihn beiseite, um den Gegenstand desselben zwanzig Jahre später von Neuem, in ganz anderer Gestalt, in «*Zord idők*» («Rauhe Zeiten») wieder aufzunehmen. Damals hatte er dasjenige bereits zu ausserordentlicher Vollkommenheit gebracht, worin er der grösste Meister war, nämlich die Kunst, das erschütternde Tragicum der grossen Ereignisse und das ergreifende Tragicum der Personen ineinander zu weben und das eine zum Hintergrunde oder zur Illustration des andern zu machen.

Sein zweiter Roman, dessen Held CAMOENS, der geniale und unglückliche Dichter der «Lusiade» war und von welchem im «Honderü» ebenfalls

eine kleine Probe erschien, sollte den Titel «*Élet és ábránd*» («Leben und Phantasie») führen, hat aber nie das Licht erblickt. Das Manuscript wurde im Jahre 1849 beim Bombardement der Festung Ofen ein Raub der Flammen.

Doch war damals bereits längst (1847) sein dritter — und zwar vollständiger, fünfbändiger — Roman «*Gyulai Pál*» («Paul Gyulai») erschienen. Derselbe ist ermüdend durch seinen übermässigen Ideenreichthum und seine Formmängel. GABRIEL KAZINCZY hat von ihm ebenso geistreich wie treffend gesagt, dass jedes einzelne Blatt desselben mehr werth sei als das Ganze.

Als KEMÉNY diesen Roman — theils in Enyed, theils in Kapus — schrieb, war seine erste grössere politische Arbeit: «*A korteskedés és ellenszerei*» («Die corrumpirende Wahlagitation und ihre Gegenmittel») schon erschienen. Er beabsichtigte anfänglich nur eine Flugschrift gegen die im Titel genannte, den sittlichen Organismus der Nation zu zerstören drohende Seuche zu richten; die Flugschrift wuchs ihm aber unter der Hand zu einem Buche an. Er zog die ganze Verfassung Ungarns in den Bereich seiner Betrachtungen und entwickelte den Plan derselben so klar, wie er damals erst im Geiste Weniger lebte. Er befasste sich eingehend mit der Wahlreform und mit den in Betreff derselben auf demokratischer Basis beantragten Gesetzvorschlägen und war er bestrebt, diese wichtigste Frage der Umgestaltung, welche als Vorbereitung und gleichsam Etappe zur parlamentarischen Regierungsform betrachtet wurde, mit so scharf analysirendem Geiste ins Reine zu bringen (gleich weit entfernt von den Vorurtheilen des Conservativismus wie von den Uebertreibungen der Demokratie), dass dieses Werk, ungeachtet seiner Formmängel, stellenweiser Ueberladung und Schwerfälligkeit, zu den ausgezeichnetesten Erzeugnissen unserer politischen Literatur zählt.

Diesem Werke KEMÉNY's wurden vielleicht mehr Auszeichnungen zu Theil, als irgend einer seiner anderen — wenn auch vollkommeneren — Arbeiten. Dass ihn die ungarische Akademie nach dem Erscheinen des ersten Heftes zu ihrem Mitgliede wählte, mag nur beiläufig erwähnt werden. Eine glänzendere Anerkennung seines publicistischen Talents waren die Anerbietungen, welche ihm gleichzeitig von zwei Seiten zu Theil wurden, nämlich vom Grafen STEPHAN SZÉCHENYI und von ANTON CSENGERY, dem Redacteur des «Pesti Hirlap».

Der grosse Reformer, der mit seinem, ihn und seine Reformpläne überflügelnden Schüler KOSSUTH in offener Fehde stand, erkannte in dem jungen Autor der «Corrumpirenden Wahlagitation und ihrer Gegenmittel» nicht nur einen grossen Verstand, sondern auch einen Geist, der Muth mit Mässigung zu paaren und weithin blickende Theorien mit praktischen Zielen zu verbinden versteht, einen Geist, der unter Allen, die bei uns auf publicistischem Felde thätig waren, dem seinigen am meisten zu entsprechen schien. Er stand daher nicht an, KEMÉNY die Redaction eines von ihm unter dem Titel «Független» («Der Unabhängige») zu gründenden Blattes anzubieten und lud ihn zu einer mündlichen Besprechung ein. KEMÉNY, dessen Ansichten von denen SZÉCHENYI's in wesentlichen Punkten abwichen, war mit sich im Reinen, dass aus der Sache nichts werden würde; er leistete jedoch der ehrenden Einla-

dung Folge und erschien zur persönlichen Unterredung. Indessen nahm er das andere der erwähnten Anerbieten an, dasjenige, welches ANTON CSENGERY im Namen derjenigen Fraction der Opposition an ihn richtete, die sich um das schon früher aus den Händen KOSSUTH's in die Hände LADISLAUS SZALAY's übergegangene «Pesti Hirlap» gruppirte, an Zahl noch gering, aber an geistiger Kraft desto gewaltiger war. ANTON CSENGERY hatte eben damals die Redaction des «Pesti Hirlap» von SZALAY übernommen.

Der journalistische Styl des Publicisten KEMÉNY hat sich beim «Pesti Hirlap» ausgebildet. Der an Ideen reiche, aber in der Form schwerfällige, im Ausdrucke oft dunkle Autor der «Korteskedés» und Leitartikler des «Erdélyi Hiradó» ging aus der Redaction des «Pesti Hirlap» als der hervor, als den wir ihn später im «Pesti Napló» gekannt haben, als Erster der ungarischen Journalisten.

Nach der Revolution resumirte KEMÉNY in zwei Flugschriften unter dem Titel «A forradalom után» («Nach der Revolution») die politischen und sittlichen Ergebnisse des grossen, zum Nachtheile Ungarns ausgefallenen Kampfes, aber etwas zu früh, als die öffentliche Meinung die scharfe Kritik des analysirenden Verstandes noch nicht vertrug. Unvergleichlich mehr Erfolg und grössere Wirkungen begleiteten seine journalistische Thätigkeit. Als der Alpdruck des Belagerungszustandes nach und nach gelinder geworden war, begann die Tagespresse zaghaft ihre bis dahin gefesselten Schwingen zu entfalten. In der Mitte der fünfziger Jahre begann bereits das Gefühl der Ermannung die Herzen zu durchdringen. Und als das «Pesti Napló» nach SZENVEY und JOHANN TÖRÖK auf kurze Zeit an SIMON BÁNFAY und von diesem an KEMÉNY überging, hatte, ungeachtet aller auch damals noch nothwendiger Behutsamkeit, die Tagespresse ihre Macht, nicht nur auf das Publicum und die Gemüther, sondern auch im Staate wiedergewonnen.

Und die Geschichte der ungarischen Journalistik hat — KOSSUTH's «Pesti Hirlap» ausgenommen — kein glänzenderes, und ausserdem, wobei auch KOSSUTH nicht ausgenommen werden kann, kein reineres Blatt als dasjenige aufzuweisen, auf welches SIGMUND KEMÉNY seinen Namen und den Namen *seines* «Pesti Napló» geschrieben hat. Das «Pesti Napló» schuf die Glanzperiode der ungarischen Tagespresse, und KEMÉNY, den DEÁK offen unterstützte, indem er seine seltenen, aber um so wichtigeren Enunciationen in seinem Blatte veröffentlichte, namentlich im Jahre 1861 die Analyse des Agramer Circulars, im Jahre 1865 den berühmten Osterartikel, — KEMÉNY, der als die Pythia dieses allverehrten Orakels galt, wurde, wie gesagt, der Erste, der Führer der ungarischen Journalisten, und sein Blatt verharrte bis 1870, also 15 Jahre hindurch, auf einer solchen Höhe der Journalistik, dass wir, obwohl es der Beschränktheit unserer staatlichen Lage zufolge in Betreff des Einflusses mit den Weltblättern nicht concurriren konnte, dennoch mit Stolz sagen dürfen: dass es ein ehrlicheres, ein edleres Blatt als das seinige nicht gegeben hat.

Dieselbe Veränderung, welche mit dem Publicisten, ging auch mit dem Romandichter KEMÉNY vor sich. In seinem Romane «Gyulai Pál» liess nur

erst die Kraft der Zeit- und Charakterzeichnung den grossen Schriftsteller ahnen; auch diese war oft mit übertriebenen und stellenweise unpoetischen Analysen überladen; die Handlung war schleppend, mit Episoden überbürdet, die Composition des Werkes mangelhaft und formlos. Diesen Gebrechen hielt zwar eine grosse Menge ausserordentlicher Schönheiten, und poetischer Details das Gegengewicht, sie konnten jedoch die Mängel nicht vergessen machen.

Allein «Gyulai Pál» war im Jahre 1847 erschienen und KEMÉNY konnte fünf Jahre später, 1852, mit einem Roman wie «*Férj és nő*» («Gatte und Gattin») vor das Publicum treten, welcher hinsichtlich der künstlerischen Form wenn auch noch nicht sein vollendetstes Werk ist, aber ganz gewiss seinem vollendetsten weit näher steht, als dem unmittelbar vorangegangenen; er hatte mit diesem *einen* Schritt die grössere Hälfte jenes steilen Abhanges überwunden, welcher ihn vom Gipfel trennte.

Die Politik nahm in diesen Jahren seine Zeit und Kraft noch weniger in Anspruch und seine Romane folgten rasch aufeinander. Sowohl «*Férj és nő*» als auch einige kleinere Romane — oder wenn man will Novellen — KEMÉNY's, welche jenem theils vorangingen, theils unmittelbar folgten, sind dem Leben der modernen Gesellschaft entnommen. Sie sind auch in Hinsicht auf Composition ausgezeichnet, aber hinsichtlich der psychologischen Analyse, der Charakter- und Gemüthszeichnung sind sie wahre Meisterstücke.

«*Férj és nő*» ausgenommen, hat KEMÉNY den Gegenstand aller seiner grossen Romane aus der Geschichte genommen und, wie natürlich, vorwiegend aus der Geschichte Siebenbürgens, welcher er sich näher fühlte und welche vielleicht auch reicher ist an poetischen, sowohl romanhaften als dramatischen Motiven. Der historische Roman war die Kunstgattung, in welcher er sich am heimischsten fühlte, in welcher er die höchste Vollkommenheit erreicht hat, so dass selbst seine Fehler darin aus seinen Vollkommenheiten entspringen; «seine Fehler», denn er konnte auch in seinen vollendetsten Werken die übertriebene Minutiosität der Detailschilderung nicht los werden. Auch seine psychologischen Analysen, seine die innersten Herzfasern und Nervenfäden auseinander lösenden Zergliederungen verdienen zuweilen denselben Vorwurf. Es sind Fehler, aber — sie entspringen aus seinen Tugenden. KEMÉNY hat die Geschichte wie das menschliche Herz mit gleicher Gewissenhaftigkeit studirt, mit gleichem Scharfsinn und auch gleichem Erfolg analysirt; die Thatsachen beider sind mit gleicher Kraft von seinem Verstande geordnet und von seiner Phantasie beleuchtet worden. Wir kennen wenige Romandichter (und unter den unsrigen keinen einzigen), welche den Geist der Geschichte und den Charakter der darin handelnden Personen besser aufgefasst, welche es besser verstanden hätten, die Ereignisse auf ihre letzten Beweggründe analysirend zurückzuführen, welche in den tausend und abertausend Fäden, aus denen die grossen wie die kleinen Ereignisse, die Katastrophen der Herzen wie die der Reiche sich weben, sicherer orientirt gewesen wären, als KEMÉNY in seinen historischen Romanen. Ihm stehen auf diesem Gebiete so eigenthümliche Vortheile zur Verfügung, wie nur Wenigen in

der Weltliteratur. Er hat ein seltene Gabe das Colorit der historischen Epochen zu treffen und die Zeit charakteristisch in ihren Personen zu schildern, sowohl in denjenigen, die wirklich in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, als auch in den von seiner eigenen Phantasie geschaffenen Gestalten.

Die Kämpfe, die Leiden, die Prüfungen und das ganze Tragicum der historischen Epoche in die Individuen zu verlegen, sie in ihnen zu schildern, das ist die hohe Kunst, welche KEMÉNY über Alles verstanden hat, das ist es, womit er unser Interesse für seine Personen, in denen er die grossen Stürme der Zeit zur Anschauung brachte, so lebendig und womit er die Geschichte selbst so klar gemacht hat, indem er dieselbe, anstatt sie in allgemeinen grossen Zügen oder im weiten Rahmen der Landesereignisse darzustellen, in den Kämpfen des individuellen Lebens sich abspielen liess und sie so unserem Herzen, unserer Theilnahme näher brachte. KEMÉNY's historische Romane, von denen dies gilt, führen — abgesehen von dem früher erwähnten, noch formlosen «*Gyulai Pál*» — die Titel: «*Özvegy és leánya*» («Wittwe und Tochter»), «*A rajongók*» («Die Schwärmer») und «*Zord idők*» («Rauhe Zeiten»).

Dieselben Vorzüge und die ganze Meisterschaft des Geschicht- und Romanschreibers finden sich auch in zwei Charakterbildern vereinigt, welche KEMÉNY gleich nach der Revolution gezeichnet hat; das eine behandelt STEPHAN SZÉCHENYI, das andere die beiden WESSELÉNYI. Sie sind eigentlich Zeitgemälde und entrollen die Geschichte unserer mit dem Jahr 1825 beginnenden staatlichen Reform in dem Rahmen einer um zwei Personen sich gruppirenden Handlung.

Mit diesen zwei Charakterbildern beginnt (1850-51) und mit «*Zord idők*» schliesst (1862) die Glanzperiode der Laufbahn KEMÉNY's als Geschichtschreiber und Romandichter. Diese zwölf Jahre boten eine ganze Reihe werthvoller Werke. Es sind dies ein socialer und drei historische Romane; vier Bände, enthaltend kleinere Romane und Novellen; die beiden Charakterbilder, zu welchen die Denkreden auf KARL SZÁSZ den Aelteren (1860) und auf VÖRÖSMARTY (1864) hinzukamen; und endlich jene historischen, literar-historischen und kunst-philosophischen Studien, die nebst den genannten Charakterskizzen und Denkreden jene beiden Bände füllen, welche PAUL GYULAI unter dem Titel «KEMÉNY ZSIGMOND tanulmányai» («Studien von SIGMUND KEMÉNY») herausgegeben hat.

Nach 1864, da er eben hier in der Kisfaludy-Gesellschaft seine schöne Denkrede auf VÖRÖSMARTY hielt, sehen wir KEMÉNY ausschliesslich auf dem Gebiete der Journalistik wirken. Ungarn ist aber nicht genöthigt zu bedauern, dass aus KEMÉNY's Hand keine weiteren selbständigen und grossen Schöpfungen auf dem Gebiete der Belletristik mehr hervorgingen, da er an einem noch viel grösseren Werke, an der Wiedergewinnung der Verfassung arbeitete. Er erlebte den Sieg (1867), an dessen Erringung er einen hervorragenden Theil hatte, noch in der Vollkraft seines Geistes. Aber bald darauf begann dieser grosse Geist zu ermatten, um einige Jahre später vollständig verdunkelt und gebrochen zu werden. Im Jahre 1869 musste er schon die factische

Redaction des «Pesti Napló» aufgeben, dessen nomineller Redacteur er noch bis 1873 blieb. Damals nahmen den Kranken, für die menschliche Gesellschaft ohnehin Verlorenen, treue Bruderhände aus dem Weltgeräusche in die abgeschiedene heimatliche Einsamkeit, wo er am 23. December 1875 aus dem Leben schied.

Die Kisfaludy-Gesellschaft nahm KEMÉNY erst 1860, als sie zu neuem Leben erwachte, in die Reihe ihrer Mitglieder auf. Er nahm seinen Sitz in derselben mit seiner Denkrede auf VÖRÖSMARTY ein. «Als EÖTVÖS im Jahre 1867 vom Präsidium, welches er sieben Jahre lang geführt hatte, definitiv zurücktrat, wandten sich — so schloss die Denkrede — die Augen der Gesellschaft auf KEMÉNY, welcher der Stolz der ganzen Literatur und des ganzen Vaterlandes, einige Jahre hindurch noch ganz besonders unser Stolz und die Krone unseres Hauptes gewesen ist.»

Der Vortrag zweier *belletristischer Arbeiten* folgte der Denkrede. «*A szobor*» («Die Bildsäule»), ein allegorisches Gedicht von ALBERT SZÁSZ, stellte die neueste Entwickelungsgeschichte des ungarischen Staates im Bilde dar. Die Bildsäule, der ungarische Staat, — dies ist der Gedankengang des Gedichtes — gestaltete sich unter den Händen des Meister SZÉCHENYI in langsamen aber sicherem Fortschritte, sein feuergeistiger Schüler KOSSUTH überstürzte die Vollendung und brach dabei die Bildsäule in Trümmer, DEÁK fügte die Trümmer wieder zusammen und führte die Bildsäule zum Gipfel der Vollendung. — «*Az uj családi*» («Die neue Familie»), Skizze von ZOLTÁN BEÖTHY, giebt ein lebensvolles Bild mit poetischer Idee. Ein alter Jäger, der rauh spricht, aber zart fühlt, findet im Walde zwei kleine Bauernkinder, die von ihrer schlechten Mutter dort böswillig verlassen worden waren. Aber sie suchen trotzdem ihre «liebe Mutter» und empfinden Furcht vor dem alten Jäger. Dieser dagegen ist froh, dass er wieder eine Familie haben werde; er nimmt die Kinder mit sich und pflegt sie in liebevoller Weise. Eines schönen Morgens entwischen sie ihm jedoch, um ihre «liebe Mutter» suchen zu gehen, gar nicht ahnend, welch eine böse Mutter diese sei. Die natürliche Anhänglichkeit der armen Kinder an ihre Mutter einerseits, die Freude des ohne Familie dastehenden alten Mannes über die «neue Familie» andererseits sind meisterhaft geschildert.

Die Sitzung schloss hierauf mit der Verkündigung des Ergebnisses der *vorjährigen* und des Wortlautes der *neuen Preisausschreibungen.*

28. Februar. Monatsitzung. Den Vorsitz führte der Präsident MORITZ LUKÁCS. Unter der sonst mehr den bürgerlichen Kreisen angehörenden Zuhörerschaft erschienen heute zahlreiche Mitglieder der Aristokratie. Auf der Tagesordnung stand der Antrittsvortrag des neugewählten Mitgliedes Graf ANTON SZÉCSEN. Dies erklärte die Theilnahme der seltenen Gäste. Der Antrittsvortrag gab ein «*Lebens- und Charakterbild des Herzogs von Wellington.*»

In unserer sich rasch entwickelnden Zeit — sagte der Vortragende — treten die Erinnerungen und Gestalten der nächsten Vergangenheit bald in den Hintergrund, so dass die heutige Welt sich weit mehr mit den älteren

Zeiten befasst, als mit den jüngst verflossenen. Auch in unserem Vaterlande mögen sich heute wohl Wenige für den berühmten englischen Feldherrn, den Herzog von WELLINGTON interessiren, der auch während seines Lebens nicht immer populär gewesen ist. Demungeachtet ist er Gegenstand allgemeiner Verehrung geworden, als Einer, der viele der vortrefflichen Eigenschaften der englischen Nation in sich vereinigte. Er war der Held der uneigennützigen Pflichterfüllung.

Indem der Vortragende das halbhundertjährige Wirken des Herzogs in seinen Hauptzügen schildert, weist er die innere Einheit dieses reichen Lebens nach. In den indischen Kämpfen, in seiner hohen militärischen Stellung, wo er Alles that, was er thun musste, mit praktischem Verstande, mit mannhaftem Muth, mit glücklichem Erfolg, in seinen Berichten nichts vergessend, nur sich selbst, in seinem spanischen Feldzug, gegenüber dem englischen Hof und NAPOLEON I., sowie auf dem hohen Posten der bürgerlichen Laufbahn: immer und überall war er der Mann der männlichen Entschiedenheit und Offenheit. Er wurde nicht von Selbstsucht und Ehrbegier geleitet und gerade das sicherte ihm seinen Ruhm, dass er auf seine Person vergass und zu denjenigen gehörte, die Alles thun, um die Popularität zu *verdienen*, aber nichts, um sie zu *gewinnen*. Seine Zeitgenossen haben ihn viel verkannt und ihm Schwächen angedichtet, die er nicht besass; aber die gegen ihn erhobenen Anklagen sind verstummt. Auch im bürgerlichen Leben, obwohl er nicht parlamentarisch geschult war und die Präcision des Ausdrucks ihm nicht völlig zu Gebote stand, knüpft sich an ihn das Andenken grosser staatsmännischer Thatsachen. Ueberhaupt habe der «eiserne Herzog» so gelebt, dass er den Menschen als Vorbild vorleuchten darf, indem sein Leben durch zwei grosse Eigenschaften geleitet ward: *durch Pflichtgefühl und Aufrichtigkeit*. Die historischen Thatsachen, auf welche der Vortrag des Grafen SZÉCSEN sich stützen musste, sind natürlich Jedermann bekannt; allein die geistreiche Art und Weise, wie der Vortragende sie schilderte, die Folgerungen, die er daraus zog, die moralischen und politischen Lehren, die er aus ihnen schöpfte: sichern seinem Essay in der ungarischen Literatur eine hervorragende Stelle.

Da die Zeit durch die anderthalbstündige Dauer dieses Antrittsvortrages ziemlich erschöpft war, wurden die weiteren zwei Nummern des Sitzungsprogrammes für die nächste Sitzung reservirt.

In einer hierauf folgenden geschlossenen Conferenz wurde beschlossen, die literarischen Publicationen der Gesellschsft fortan in erweitertem Umfange und mit reicherem Inhalte fortzusetzen und behufs der Leitung des erweiterten Verlagsunternehmens wurde eine siebengliedrige Commission gewählt, welche sich durch fünf weitere Mitglieder aus den Reihen der Gründer selbst ergänzen wird.

NATURWISSENSCHAFTLICHE GESELLSCHAFT.

17. Januar 1877. An diesem Tage hielt die naturwissenschaftliche Gesellschaft ihre diesjährige General-Versammlung. Der Präsident der Gesellschaft, Universitätsprofessor KARL THAN eröffnete die Sitzung mit einer längeren Rede, in welcher er nachwies, dass die Errungenschaften der Wissenschaften den grössten Einfluss auf das harmonische Zusammenwirken derjenigen Factoren üben, welche zur richtigen Entwickelung der socialen und politischen Verhältnisse erforderlich sind. Dass dies selbst von den hervorragendsten Führern der Nation anerkannt wird, bewies er durch Citate aus Briefen, deren Verfasser FRANZ DEÁK und LUDWIG KOSSUTH waren. Auch die naturwissenschaftliche Gesellschaft ist bemüht in dieser Beziehung ihr Schärflein beizutragen, indem sie darnach strebt, die positiven Errungenschaften der Naturwissenschaften bekannt zu machen und dadurch den geistigen Gesichtskreis des Volkes zu erweitern. Schliesslich legte er sammt allen übrigen Functionären der Gesellschaft, da der dreijährige Turnus abgelaufen ist, für den sie gewählt waren, die durch das Vertrauen der Gesellschaft vor drei Jahren ihnen übertragenen Aemter nieder.

Nach der Eröffnungsrede las der Secretär KOLOMAN SZILY einen Bericht vor, in welchem er auf die Thätigkeit der Gesellschaft während der verflossenen drei Jahre einen Rückblick wirft. Ausser drei General-Versammlungen und ausser 27 Ausschusssitzungen (der aus 24 Mitgliedern bestehende Ausschuss ist das dirigirende Organ der Gesellschaft) wurden 22 Fachsitzungen gehalten, in welchen 56 Abhandlungen zum Vortrage gelangten. Die 26 Verfasser dieser Abhandlungen gehören fast ausschliesslich der Universität, dem Polytechnikum und dem National-Museum an, während die Professoren der in Budapest bestehenden Mittelschulen (5 Gymnasien, 4 Realschulen) sich an diesen Leistungen kaum betheiligten. Ausserdem wurden an 26 Abenden naturwissenschaftliche Vorträge für das gebildete Publicum gehalten.

Was die Gesellschaft zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen während des verflossenen Trienniums gethan, wird durch folgende Daten beleuchtet. FRIEDRICH HAZSLINSZKY, Director des evangelischen Collegiums in Eperies wurde beauftragt, eine Beschreibung der Kryptogamen-Flora Ungarns und seiner Nebenländer zu verfassen; Dr. THOMAS KOSUTÁNYI, Professor an der landwirthschaftlichen Akademie zu Ungarisch-Altenburg, wurde mit der chemischen Analyse der namhafteren Tabakarten Ungarns betraut; Dr. JOSEPH A. KRENNER, Custos der Mineralien-Sammlung des National-Museums, erhielt den Auftrag, sämmtliche Mineralien der zur ungarischen Krone gehörenden Länder zu beschreiben; LIVIUS MADERSPACH, Director des Eisenwerkes Berzéte, wurde mit der Beschreibung der Erzlager Ungarns und Siebenbürgens betraut; Dr. PAUL PLOSZ, Universitätsprofessor in Budapest und Dr. GUSTAV CSANÁDY, Professor an der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Keszthely, erhielten den Auftrag die Plattensee-Weine chemisch zu untersuchen; Dr. RICHARD ULBRICHT, Professor an der landwirthschaftlichen Aka-

demie in Ungarisch-Altenburg, wurde beauftragt, die Methoden der Analysirung des Weines und Weinmostes kritisch zu prüfen; Dr. GÉZA ENTZ, Universitätsprofessor in Klausenburg, wurde mit physiologischen Studien aus dem Kreise der Protozoen betraut; ALEXANDER MOCSÁRY, Custosadjunct an der zoologischen Abtheilung des National-Museums erhielt den Auftrag, eine Monographie der Blatt- und Holzwespen Ungarns zu schreiben; dem Custos der Universitätsbibliothek JOSEPH SZINNYEY endlich wurde der Auftrag ertheilt, eine Bibliographie der naturwissenschaftlichen und mathematischen Literatur Ungarns zu verfassen. Die Honorare für diese Arbeiten betragen 11,500 Gulden und 100 Dukaten.

Ausserdem wurden im April 1875 die Herren KRENNER und PETHŐ beauftragt, die Daten des Zsadányer Meteorfalles, sowie die noch auffindbaren Reste des Meteors zu sammeln, während die chemische Analyse dieses Meteors dem Professor Dr. WARTHA, die mineralogische Untersuchung desselben dem Professor Dr. KRENNER übertragen wurde. Privatdocent Dr. WILHELM PILLITZ wurde veranlasst, die Gründe zu untersuchen, weshalb zwischen den Daten der BABO'schen Weinwage und jenen des Sacharometers Abweichungen vorkommen. LUDWIG LÓCZY, Custosadjunct am National-Museum, erhielt den Auftrag die Baráthegyer Höhle zu untersuchen und zu beschreiben. Ferner ertheilte die Gesellschaft dem Pfarrer JULIUS PUNGUR in Szilágy-Nagyfalu den Auftrag, physiologische Studien an den Grillenarten Ungarns anzustellen. Endlich ist noch zu erwähnen, dass man während des verflossenen Triennium's die systematische Beobachtung der Sternschnuppen zu organisiren begann.

Die Publicationen der Gesellschaft umfassten während des abgelaufenen Triennium's 36 Hefte des Jahrbuches der Gesellschaft (92 Bogen), neun Bände des Verlagsunternehmens (226 Bogen), von welchen drei Bände Originalwerke, sechs Bände aber Uebersetzungen ausländischer naturwissenschaftlicher Werke (von DARWIN, TYNDALL, HELMHOLTZ, PROCTOR, LUBBOCK und JOHNSON) enthalten. Die Resultate der von der Gesellschaft ertheilten Aufträge zu selbstständigen wissenschaftlichen Forschungen beabsichtigt die Gesellschaft in einer fortlaufenden Serie von Monographien zu veröffentlichen. Von diesen Monographien erschienen bisher: «Die Ebbe im Hafen von Fiume» von EMIL STAHLBERGER, — «Die Dobschauer Eishöhle» von J. A. KRENNER, — «Die Lygaeiden Ungarns» von GÉZA HORVÁTH, — «Die Spinnenfauna Ungarns» von OTTO HERMAN, und «Instructionen zur Beobachtung der Sternschnuppen» von GUIDO SCHENZL. Vier andere Monographien befinden sich unter der Presse.

Schliesslich theilte der Bericht noch mit, dass die Gesellschaft gegenwärtig 87 gründende und 4651 ordentliche, den statutenmässigen Jahresbeitrag zahlende Mitglieder zählt. *

Nach dem Secretär unterbreitete der Cassier seinen Jahresbericht.

* Die Zahl der ordentlichen Mitglieder vermehrte sich während der letztverflossenen 12 Jahre (1865-1876) in folgender Weise: 601, 605, 659, 804, 1658, 2228, 2737, 3477, 3808, 4038, 4432, 4651.

Darin wurde mitgetheilt, dass das Stammcapital der Gesellschaft gegenwärtig 23,309 Gulden beträgt. Die Gesammteinnahmen der Gesellschaft an Capitalszinsen, Staatssubvention (4000 fl.), Jahresbeiträgen der ordentlichen Mitglieder (14.440 fl.), Ertrag des Verlagsunternehmens u. s. w. beliefen sich im verflossenen Jahre auf 50,168 Gulden, die Ausgaben auf 48,403 Gulden. *

Aus dem Berichte des Bibliothekars ist hervorzuheben, dass die Bibliothek gegenwärtig 4532 Werke enthält. Während des 36jährigen Bestandes der Gesellschaft wurden auf die Bibliothek im Ganzen 19,395 Gulden (hievon im verflossenen Jahre 2012 fl.) verwendet.

Nachdem die General-Versammlung diese Berichte zur Kenntniss genommen hatte, wurden die Preisfragen für das Jahr 1877 festgestellt. Zunächst wurde die Ausschreibung einer offenen Concurrenz um einen Preis von 2000 Gulden angeordnet. Die Aufgabe für die Concurrenten wird darin bestehen, die chemischen Verhältnisse des Landes zu untersuchen und in einer auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Weise zu beschreiben. Wer concurriren will, muss unter Nennung seines Namens den Plan seines Werkes, das er zu schreiben bereit ist, oder den Plan für die in irgend einem Theile des Landes zu unternehmenden Forschungen einsenden. Die Pläne werden durch eine aus Fachmännern bestehende Commission geprüft und erfolgt die Ertheilung des Auftrages an einen der Concurrenten, seine projectirte Arbeit durchzuführen, auf Grund des Resultates dieser Prüfung.

Ausserdem wurden noch folgende Preisfragen ausgeschrieben:

Aus der *Zoologie*. Monographie der Familie der Anguilluliden; Preis 300 Gulden.

Aus der *Mineralogie*. Quantitative Analyse des in Kapnikbánya, Nagyág, Urvölgye und Szászka vorkommenden Tetraedrits; Preis 300 Gulden.

Aus der *Botanik*. Die Krankheiten der Culturgewächse mit besonderer Berücksichtigung der durch Schmarotzerpflanzen verursachten Krankheiten; Preis 300 Gulden.

Aus der *Chemie*. Vergleichende Untersuchung der chemischen Zusammensetzung der Bodenluft in den bewohnteren Theilen von Budapest, mit besonderer Rücksicht auf den Gehalt an Oxigen, Nitrogen und Kohlensäure, so dass das Resultat der Untersuchung vom Gesichtspunkte des öffentlichen Sanitätswesens verwerthet werden könne; Preis 800 Gulden.

Um diese Preise können nur Mitglieder der naturwissenschaftlichen Gesellschaft concurriren.

Schliesslich nahm man die Wahl der Functionäre der Gesellschaft für das nächste Triennium vor. Gewählt wurden: KARL THAN zum Präsidenten;

* Interessant ist der Ausweis über die Schwankungen in den Einnahmen des Betriebsfonds und über die rapide Zunahme derselben in den jüngsten Jahren. Diese Einnahmen betrugen in den letztverflossenen 25 Jahren (1852-1876): 463, 444, 523, 351, 1115, 1164, 1292, 934, 1695, 1316, 1762, 1542, 4486, 2632, 3009, 3230, 4830, 7920, 9900, 9910, 15,930 16,140, 17,280, 19,820 und 20,050 Gulden.

KOLOMAN BALOGH und JOHANN TAKÁCS zu Vicepräsidenten; KOLOMAN SZILY zum Secretär; JULIUS PETHŐ und JOSEPH PASZLAVSZKY zu Vicesecretären.

Mit diesem Acte war die General-Versammlung zu Ende.

21. Februar. Fachsitzung unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten JOHANN TAKÁCS. — Der erste Vortrag dieser Sitzung, welchen MAX HANTKEN hielt, handelte von den ungarischen Kalksteinen, insoferne HANTKEN einen Theil der Resultate seiner wiederholten mikroskopischen Untersuchungen ungarischer Kalksteine mittheilte. Vor allem besprach er den Ofner alttertiären, sogenannten Numulitenkalk, welcher überwiegend aus organischen Resten besteht. Unter diesen spielen Kalk-Algen, ferner Numuliten, Orbitoiden und andere Foraminiferen, sowie Bryozoen die Hauptrolle. Die Ofner Kalke sind theils zoogene, theils physogene Bildungen. Die in den Ofner Kalken vorkommenden organischen Reste finden sich übrigens auch im Ofner Mergel und im Kleinzeller Tegel; es sind demnach diese Bildungen insgesammt als ein zusammengehöriges Ganzes aufzufassen. HANTKEN besprach ferner noch die eocenen Miliotideen-Kalke von Urkut, die im Bakony-Gebirge vorkommenden Uterien-Kalke und den Harsányer Kalk, dessen Masse aus eigenthümlichen Körperchen besteht, die noch nicht mit Sicherheit bestimmt werden konnten.

Dr. LUDWIG THANHOFFER sprach über eine besondere Gruppe unregelmässiger, physiologischer Zustände, die auf den Athmungsprocess und hierdurch auf den Pulsschlag Einfluss üben. Je nach der Verschiedenheit der den Pulsschlag beeinflussenden Zustände sind auch die Curven, welche der Sphygmograph zeichnet, verschieden. Zur Illustrirung seines Vortrages zeigte Dr. THANHOFFER als das Resultat mehrfacher von ihm angestellter Versuche die verschiedenen, durch die erwähnten Einflüsse modificirten Curven vor.

DIE ENTWICKLUNGS-GESCHICHTE DER REFORM-IDEEN IN UNGARN.*

Erst seit dem Jahre 1848 widmen die Völker Europa's der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Ungarns eine intensivere Aufmerksamkeit. In jenem Jahre sah Europa unerwartet aus einem mittelalterlichen Staatswesen jenseits der alten Ostmark des deutschen Reiches plötzlich, ohne vermittelnden Uebergang, einen fertigen modernen Staat, eine neue Ordnung der Dinge, eine demokratische oder doch demokratisirende Gesellschaft heraustreten, so wie nach dem griechischen Mythus einst Pallas gepanzert aus dem Kopfe ihres Erzeugers hervorsprang. Und dieser neue Staat bestand sofort, auch in dieser Beziehung der gepanzerten Pallas gleichend, einen blutigen, schweren Krieg. Diesen unvermittelt nebeneinander stehenden Erscheinungen entsprechend, fassten zwei verschiedene Vorstellungen in der Begriffswelt des Westens Wurzel. Die *eine* sah das alte Ungarn mit seinen verschwenderischen Nabob-Magnaten, mit seinen lateinisch sprechenden Táblabiró's, mit seinen geknechteten Grundholden; die *andere* sah die Revolution, mit ihren Kriegen von 1848 und 1849 voll schrankenloser Freiheitsideen, voll pathetischer Heldenscenen, voll des extremsten Radicalismus. Oft wurden und werden diese zwei grundverschiedenen Vorstellungen vermengt und daraus entsprang jenes sonderbare Gemisch überschwänglicher Sympathien, blinden Hasses und ironischen Hohnes, welches in Bezug auf

* Nach Michael Horváth's Werke: «Huszonöt év Magyarország történetéből» («Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns»), von 1823 bis 1848, welches im Jahre 1863 bei Nikolaus Puky in Genf erschien.

insofern wir noch immer nicht in normalen Verfassungszuständen lebten. In der Brust der politischen Exilirten aber war das Andenken an die schweren Kämpfe, der alte Groll und Hass gewiss lebendiger und brennender als in jenen Herzen, welche die dulcedo der Heimat ruhiger schlagen machte. Die Zeit selbst war gewiss nicht *in jeder* Beziehung zur Geschichtschreibung der jüngstverflossenen Periode geeignet. Die Bestrebungen dieser Periode und die Errungenschaften der 1848er Revolution waren vorläufig zumeist auf dem Papiere geblieben. Es bedurfte der concreten Ausführung, um Ideen und Verheissungen, Männer und Thaten, Institutionen und Experimente ihrem reellen Werthe und ihrer inneren Wahrheit gemäss beurtheilen zu können. Noch war die Vorbedingung jeder gesunden ungarischen Politik, nämlich die Klärung des Verhältnisses Ungarns zu den österreichischen Erblanden, zur Monarchie, nicht erfüllt. Diese Klärung, sowie die Regelung der übrigen grossen Fragen wurde dem Geschichtschreiber, wie uns Allen, erst im jüngstverflossenen Decennium selbständigen ungarischen Verfassungslebens geboten, welches der März 1867 inaugurirte.

Wenn wir trotzdem die Tage des seither glücklich überstandenen und uns nunmehr so ferne dünkenden Verfassungsstreites, die Tage der politischen Emigration für diese Geschichtschreibung in gewisser Hinsicht als geeignet betrachten, so liegt dies wieder in der Eigenthümlichkeit des Stoffes. Tocqueville klagt in der Einleitung zu seinem Werke «L'ancien régime et la Révolution», wie schwer es ihm ward, sich das Bild der Zustände unter dem «ancien régime», der Gemeinde, der Verwaltung, der Justiz-Parlamente zu vergegenwärtigen, und welche umfassende Studien er deshalb in den alten Provincial-Archiven anstellen musste. Den kommenden Geschlechtern wird es trotz der zahlreichen gedruckten und geschriebenen Werke immer schwerer und schwerer werden, von den politischen Zuständen Ungarns vor 1848 ein klares Bild zu gewinnen. Mit der Gegenwart verglichen sind dies Zustände zweier grundverschiedener Zeiten; es liegt der Abgrund einer blutigen Revolution und einer unblutigen, doch

noch einschneidenderen Gegenrevolution, einer radicalen Classen-Umwälzung und eines tiefgreifenden volkswirthschaftlichen Umwandlungs-Processes dazwischen. Und da eben nicht positive Facta (in politischem Sinne) den Stoff der Geschichte Ungarns von 1823 bis 1848 bilden, sondern gesellschaftliche Strömungen, die Wirkung von Reden und Zeitungsartikeln, Redeschlachten in Comitatssälen und wirkliche Faustkämpfe mit blutigem Ausgange bei Ablegaten- und Vicegespans-Wahlen: so muss man sie gesehen, muss man in ihr gelebt haben, um diese politische Welt des alten Ungarn verstehen zu können. Diejenigen, welche an ihrem Treiben theilgenommen, sind wohl weniger geeignet, scharf und objectiv über das Wesen, die Bedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen zu urtheilen, da sie zumeist selbst Partei genommen haben und den alten Parteistandpunkt in der Erinnerung nicht immer überwinden können. Andererseits jedoch waren sie unmittelbar von diesen Erscheinungen und Geschehnissen impressionirt und nur sie können in Folge der Unmittelbarkeit jener Eindrücke jene vergangene Zeit richtig schildern. Ihre unüberwundene Subjectivität ist vermögender anschaulich zu gestalten, als die objective Klügelei, mit welcher wir, das spätere Geschlecht, die kritische Sonde anlegen; besonders wenn der Gestaltende Michael Horváth heisst, ein berufener Geschichtschreiber, dessen geistiges Vermögen und Superiorität, Würde und Adel ihn selbst im Exil über einseitige Parteileidenschaft erhoben. Hiemit glauben wir die Vorzüge und die Schattenseiten des Horváth'schen Werkes angedeutet zu haben, auf welche wir übrigens noch zurückkommen werden, während wir die Geschichte jenes Entwicklungs-Processes selbst verfolgen.

I.

In den erblichen Provinzen der Monarchie herrschte die tiefe Stille des patriarchalischen Regimes Franz I. Fürst Metternich führte das Staatsruder mit unumschränkter Gewalt, aber doch mit einer gewissen Mässigung. Drückender waltete die damalige

Polizeiherrschaft. In den österreichischen Erbländern konnte unter diesen Verhältnissen nicht von der geringsten politischen Regung die Rede sein. Auch über die Grenze herein drang wenig fremdländische geistige Contrebande. Der geistige Grenzcordon, Censur und Postdebit, wurden streng gehandhabt und einige Nummern der «Augsburger Allgem. Zeitung» und des «Journal des Débats» vermittelten so ziemlich Alles, was an Kunde über die politischen Geschehnisse Europa's in die Monarchie drang. Die Politik der Monarchie selbst wurde auf den Conferenzen und Congressen zu Troppau, Laibach und Verona besiegelt und das Princip der dynastischen Legitimität, des unbeschränkten Gouvernementalismus, wie der Erhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, welche der Wiener Congress vorgefunden hatte, wurden als Rettungsanker Europa's proclamirt.

Auch in Ungarn herrschte bis zu den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die tiefste Stille; das Volk war nach einem Vierteljahrhundert napoleonischer Kriege müde und ruhebedürftig geworden. Auch die Erregungen des letzten Reichstages vom Jahre 1812 waren verklungen. Doch herrschten bei weitem nicht etwa österreichische Zustände. Die alte ungarische Constitution, jener gewaltige Schirm individueller Freiheit, stand im Ganzen und Grossen ungeschmälert aufrecht und die Comitate (die Grafschaften, Gespanschaften), das eigentliche Lebensterrain des alten Ungarn, fungirten ruhig weiter. Von dem allgemeinen rastlosen Drang der europäischen Reaction hielt sich dieser alte conservative Staatskörper gänzlich fern, doch fehlte ihm auch jeder Fortschritt, jede vorwärts strebende Entwicklung. Es war eine Stagnation, wie sie in der Geschichte der europäischen Völker seit 1789 beispiellos dastand, und die wenigen Patrioten, welche einen europäischen Standpunkt einnahmen, denen das Ideal eines lebensfähigen, europäischen Staatswesens vorschwebte, härmten sich ab, weil sie die Zeugen eines rettungslosen, ruhmlosen Dahinsiechens ihrer Nation zu sein wähnten.

Zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts ward es jedoch etwas lebendiger. Die Wiener Staatsregierung wollte das

einzige constitutionelle Land, welches die grosse absolutistische Einheit störte, in ihre Kreise hineinziehen. Sie versuchte durch ihre Organe in Ungarn auf dem eigentlichen Wahlplatz des nationalen Lebens, in den Comitaten, Fuss zu fassen. Vielleicht mögen dabei auch rein gouvernementale Rücksichten massgebend gewesen sein. In einigen Comitaten gelang es ihr, durch die Administratoren, d. h. Regierungsbeamte, welche statt der Obergespäne an die Spitze der Comitatsverwaltung gestellt wurden und wohl die Macht, doch nicht das Ansehen und nicht den Einfluss der den reichsten Aristokratenfamilien angehörenden Obergespäne besassen, mit Hilfe des Beamtenkörpers die Executivgewalt in der Comitats-Congregation an sich zu reissen. In anderen Comitaten wieder liess sie durch die bestochenen Massen des untersten Bauernadels, welcher an den Bestrebungen und Kämpfen des Comitatslebens — trotz seines formalen Rechtes — bisher niemals entscheidend und ebenbürtig theilgenommen hatte, die massgebenden Factoren der Intelligenz und des Besitzes majorisiren. Wenn wir heute auf die Folgen solcher Comitatssiege zurückblicken, so scheint es sich blos um die Ausnützung des Terrains zu Gunsten concreter Regierungs-Verordnungen gehandelt zu haben, gegen deren Legalität wenig einzuwenden war, welche vielleicht ein reelles Bedürfniss nothwendiger Regierungsmacht repräsentirten und denen sonst keine besondere Tragweite innewohnte. Doch die damalige Generation betrachtete diese Dinge mit anderen Augen; sie witterte Verfassungsbruch, reactionäre Umsturzpläne, Centralisirungs-Tendenzen. Es lässt sich heute schwer bestimmen, inwieweit sie hierin Recht oder Unrecht hatte. Das Factum jedoch besteht, dass die alte Ruhe zu weichen begann und statt ihrer erwachte jener uralte gewaltige Motor aller staatlichen und socialen Umwälzungen: *das Unbehagen, die Unzufriedenheit.*

Zu diesem negativen Motor gesellte sich ein positiver, edler, gestaltender, nämlich das *Wiedererwachen und die Entfaltung der ungarischen National-Literatur.* Die Renaissance dieser Literatur wurde bekanntlich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die Officiere der ungarischen Leibgarde Maria

THERESIA's, also in Wiener Hofkreisen, initiirt. Doch bald verlor sie ihren harmlosen Charakter und unter den «Mitverschworenen» der Conjuration des Abtes MARTINOVICS (1795), deren Verbrechen übrigens blos darin bestand, VOLNEY's «Ruinen» und die «Droits de l'homme» in ungarischer Uebersetzung verbreitet zu haben, waren die hervorragenden Arbeiter dieser Literatur nahezu vollständig vertreten. Abt MARTINOVICS und seine militärischen so wie strict politischen Genossen wurden bekanntlich auf der Generalwiese in Ofen zum «abschreckenden Exempel» geköpft. Die Literaten kamen leichteren Kaufes, d. h. mit schwerem Kerker davon. Sowohl FRANZ v. KAZINCZY, die Seele des damaligen ungarischen Literaturlebens, als sein Gegner, der geniale Ortholog BACSÁNYI — ein Bauernsohn, erfüllt vom reinsten Seelenadel und den krankhaftesten französischen Gleichheitsideen, — der alte Piarist VERSEGHY, wie der jungverstorbene Dichter SZABÓ v. SZENTJÓB: sie alle sassen auf dem Karren, der den kühnen Abt und seine edlen Genossen auf die Richtstätte führte, von dort aber wurden sie in die betreffenden Festungsverliesse transportirt. Dem freundlichen, griechisch-klaren Genius KAZINCZY's war es später nicht anzusehen, dass der Dichter sieben Jahre lang zwischen den Kerkermauern von Spielberg, Kufstein und Munkács schmachtete. Mit seinem eigenen Blut, vermengt mit dem Rost des Fenstergitters, schrieb KAZINCZY Randglossen auf die ihm zugekommenen Bücher; ein selbständiges Manuscript zu verfassen ward ihm versagt. BACSÁNYI, der nach überstandener Kerkerhaft in Wien bei der Nationalbank eine Anstellung fand, ward 1809 der ungarische Uebersetzer jener napoleonischen Proclamation, welche Ungarn zur Losreissung von Oesterreich aufforderte. Obwohl in den Kämpfen der ungarischen Sprachentwicklung ein Kämpe des Orthologismus, blieb er, später nach Linz internirt, an der Seite seiner Gattin, einer deutschen Dichterin, ein entschiedener Anhänger der fortgeschrittensten politischen Ideen.

Es geschieht nicht ohne Absicht, dass wir diese Dinge erwähnen, welche scheinbar nicht hierher gehören. Und doch vermitteln sie vielleicht am anschaulichsten die Illustrirung der

Thatsache, dass die ungarische Literatur eben in ihrem Ausgangspunkte frei war von jenem Zuge hypernationaler Engherzigkeit und Reaction, welche die Producte gewisser Literaturen absolut ungeniessbar machen. Ein Hauch freien, allgemeinen Menschenthumes wehte selbst zur Zeit der äussersten Unterdrückung in der ungarischen Literatur. Dann ertönte wieder der elegische Schmerz um den Untergang der nationalen Eigenart, des alten ungarischen Ruhmes. Die Mönche Virágh und Révai stimmten mit römischer Strenge die Klage an, deren künstlerisch höchste Vollendung in den horacischen Oden Bercsényi's culminirte, am eindringlichsten jedoch erklang sie in den «Magyar századok» («Saecula Hungariae») des Benedict Virágh — in einem Geschichtswerke, welches die Geschicke und den Ruhm der ungarischen Nation von der Besitznahme des Landes unter Árpád bis zum Tode Sigmund's von Luxemburg schilderte. Als in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die schöne Literatur sich in mannigfachen Zweigen ausbreitete, wurde sie ihrem nationalen, politischen Charakter niemals untreu. «Selbst in die Liebeslieder weben sie die Gefühle des Patriotismus und der Nationalität ein» — schreibt von den ungarischen Dichtern jener Zeit Franz Toldy, der hervorragendste Kenner und Historiograph unserer Literatur.

Selbstverständlich konnte inmitten jenes allgemeinen geistigen Marasmus und der politischen Stagnation eine solche Bewegung an den Geistern nicht spurlos vorübergehen. Die Triebkeime der Bewegung und des Fortschrittes waren von Anfang an in diesen Bestrebungen gelegen. Bald sollten sie jedoch das Bild eines radicalen Umschwungsprocesses bieten. Kazinczy und seine Adepten wollten aus der theils im Provincialismus verflachten, theils veralteten und durch Entwöhnung verarmten Sprache ein neues Medium, ein wohlklingendes, reiches und geschmeidiges Organ für ein neues Geistesleben schaffen, — eine Conception, die in ihrer Kühnheit eine viel grössere Tragweite hatte, als dass nicht auch der Politiker mit ihr hätte rechnen müssen. Der Kampf, der aus diesem Grunde zwischen den linguistischen Neologen und Orthologen entbrannte, war der erste Kriegszug, den der Geist der

Neuerung gegen die altbestehende Ordnung führte. Die Campagne ward von den Neologen siegreich zu Ende geführt und die Orthologen waren lange bevor sie vom Schauplatz abtraten, auf das Haupt geschlagen. Die Geschichte der ungarischen Literatur hat die Pflicht, das Wesen und die Phasen dieses Kampfes darzulegen. Constatiren müssen wir jedoch, dass die Nachwelt, die geschichtliche Kritik, auch den Orthologen Recht angedeihen lässt, und die herrschende Richtung unserer Tage auf dem Gebiete ungarischer Sprachforschung ist eine Reaction gegen die übermässigen Neuerungen jener Periode. Doch auch der Politiker muss den Orthologen Gerechtigkeit zollen. Ihr Verdienst als nationalconservatives Gegengewicht gegen die himmelstürmerischen Neuerungen des Meisters und seiner Getreuen will uns als nothwendiges, gesundes Element erscheinen, trotzdem auch wir uns selbstverständlich der Siege des Meisters dankbar erfreuen.

Dieser Meister war der Erste in jenem leuchtenden agitatorischen Dreigestirn, welches Ungarn von 1790 bis 1849 auf seinen Bahnen geleitet hat. Er ist unstreitig der grösste Ungar seiner Zeit bis zum Erscheinen des grössten Ungars aller Zeiten, des Grafen STEPHAN SZÉCHENYI. «Julianum sidus inter minora sidera.» Das hervorragendste Agitationsmittel jenes ersten, liebenswürdigen, fruchtbaren Agitators war *der Brief*. Unter seinen sonstigen bedeutenden Leistungen ist seine Correspondenz, welche viele Bände umfasst, unstreitig die hervorragendste. Diese Correspondenz hat nahezu alle beachtenswerthen Männer berührt: mäcenatische Grosse und unansehliche Gelehrte; Mönche und Pastoren; Dichter und Naturforscher; Ablegaten beim «Pressburger Landtage» und denkende Dorfärzte. Diese Correspondenz repräsentirt ungefähr das *geistige* Centrum Ungarns vor Begründung der Akademie, sie repräsentirt aber auch einen respectablen Motor politischen Fortschrittes.

Dieses literarische Walten wurde von aussenher wenig gestört. Die Schriftfreiheit stand zwar nicht auf der Höhe moderner schrankenloser Gewalt; jedoch mit dem Massstabe der damaligen

Zustände gemessen waren die ungarischen Censurverhältnisse gewiss nicht die ärgsten. In Oesterreich stand es in dieser Beziehung viel schlimmer. Das ungarische Gesetz und die gesetzliche Praxis kannten principiell keine Präventiv-Censur. Diese war per abusum auf dem Verordnungswege durch das Dicasterialregime eingeführt worden und die ungarischen Legisten haben stets gegen ihre Gesetzmässigkeit protestirt. Sie wurde übrigens mit Mässigung gehandhabt und legte den Bedürfnissen des conservativ-constitutionellen ungarischen Volkes, die sich bisher in keinerlei Neuerungen bewegten, keine sonderlichen Fesseln an. Da erschien plötzlich am 11. Januar 1820 ein Regierungsrescript, welches die Präventiv-Censur verschärfte und den Import selbst wissenschaftlicher und belletristischer Producte des Auslandes strengstens untersagte. Ein solches Verbot verstiess gegen alle sonstigen Traditionen des Landes in dieser Hinsicht und der durch die Literatur neubelebte Gemeingeist lehnte sich entschieden gegen dasselbe auf. Das Barser Comitat stellte sich bei dieser Gelegenheit mit einer fulminanten, geistvollen Repräsentation gegen dieses Rescript an die Spitze der Opposition, welche Stellung es durch nahezu zwei Jahrzehnte behauptete. Das durch diese Beschränkungsversuche hervorgerufene Unbehagen war noch rege, als die Regierung grössere Dinge versuchte und auf diese Weise den Anstoss zu grösserer Erregung, zu weittragenderen Folgen gab.

Die geschichtlich erhärtete Erfahrung, dass Steuer- und Recrutirungsfragen, zu unrechter Zeit oder willkürlich angeregt, der Ausgangspunkt der einschneidendsten Umwälzungen, sowohl fruchtbarer Reformen wie auch verheerender Revolutionen werden, sollte sich auch in Ungarn bewähren. Schon während des Troppauer Congresses, nach Ausbruch der neapolitanischen Revolution (1820) erfolgte ein lebhafter Notenwechsel zwischen dem Wiener Cabinete und der ungarischen Hofkanzlei in Betreff dieser beiden Gegenstände. Die Wiener Hofpartei wünschte zum Behufe einer erfolgreichen Intervention in Neapel die Armee beträchtlich zu verstärken. Der Hofkriegsrath forderte von Ungarn ein Kriegscontingent von 30,000 Mann — eine ungeheure Zahl in diesen

Jahren allgemeiner Erschöpfung. In Ungarn aber durfte man ohne Bewilligung des Reichstages keinen einzigen Recruten stellen, umsoweniger eine ganze im Verordnungswege geforderte Armee; und der Reichstag war seit 1812 nicht einberufen worden.

Die ungarischen Dicasterien, an der Spitze die ungarische Hofkanzlei zu Wien, waren sich ihrer constitutionellen Pflicht dieser Anforderung gegenüber wohl bewusst. Nachdem sie Memoranden halbamtlicher Natur von Seite mehrerer Räthe und Dignitäre hatte vorangehen lassen, ermannte sie sich zu einer amtlichen Gegenvorstellung, welche das ganze Gremium, mit Ausnahme des Vice-Kanzlers Grafen Ignaz Almássy und des Hofrathes Freiherrn v. Püchler, unterschrieb, — ein Actenstück, wie es beredter und freimüthiger keine legale Parlaments-Opposition aufzuweisen hat. Und doch waren die Männer, die es unterschrieben, alt-ungarische Conservative, denen man eigentlich selbst den Namen der Conservativen nicht gönnte. Sie waren einfach «aulici», Leute der Hofpartei. Ihre Remonstration war als Amtsact auch Amtsgeheimniss, konnte ihnen daher nach unten zu nicht die geringste Popularität eintragen, dagegen aber ein um so grösseres Odium von Seite des Hofes und der blindergebenen Höflinge. «Die Ausschreibung der Recrutirung ohne Zustimmung des Reichstages» — so beginnt das bemerkenswerthe Actenstück — «widerspricht der Verfassung und den Gesetzen, deren Achtung Ew. Majestät der Nation wiederholt öffentlich zugestanden.» Die Adresse schilderte den aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwartenden und berechtigten Widerstand der Comitate gegen diese Massregel und wendete sich dann wiederholt an den Gesetzlichkeitssinn des Monarchen um schliesslich in längerer Ausführung für die Einberufung des Reichstages zu plaidiren. «Mit der innersten Ueberzeugung treuer Unterthanen spricht diese getreue Hofkanzlei die Meinung aus, dass der offene, gesetzliche Weg, der Vertrauen erweckt und die Gemüther versöhnt, sowohl mit der allerhöchsten königlichen Würde, wie mit den Wünschen der Nation, folglich mit dem Wohle des Vaterlandes in diesem Falle wie in allen anderen Fällen am besten über-

einstimmt, und es unterliegt keinem Zweifel, dass, so lange die Einberufung des Reichstages aus welchem Grunde immer verschoben wird, das gegenseitige Vertrauen und die Anhänglichkeit um so mehr erkalten müssen.» — Der Tenor und die Tendenz dieses Schriftstückes bildet einen äusserst charakteristischen Zug dieses alten Ungarns, den man nicht übersehen darf, weil sonst die Geschichte dieses Landes schwer zu verstehen ist; sie zeigen nämlich den Unabhängigkeitssinn und die strenge Loyalität seiner Oberbehörden — Eigenschaften, welche in der Drangperiode einer ungestüm und siegreich fortschreitenden Opposition wenig beachtet wurden.

Die Vorstellung der Hofkanzlei blieb unbeachtet. Eine königliche Verordnung aus Laibach vom 4. April 1821 datirt, befahl die Ergänzung des Recruten-Contingents der Jahre 1813 und 1815, was einer Zahl von mehr als 28,000 Mann entsprach. Nunmehr begann der Kampf in den Comitaten, von deren Zustimmung die Ausführung der Verordnungen eigentlich abhängig war, ein hartnäckiger Kampf, der schliesslich mit der Unterwerfung der Mehrzahl unserer Comitate endigte. Dieser Erfolg stimmte die Staatsregierung gegenüber der Minderzahl der unbeugsamen Renitenten nachsichtig, so dass in diesen Comitaten die Recrutirungs-Angelegenheit nicht weiter forcirt wurde.

Bedeutsamer gestalteten sich die Resultate des Steuererhöhungs-Experiments, als welches das damalige Ungarn und auch M. Horváth die betreffende Action der Regierung etwas einseitig auffasste. Seither wissen wir, dass es dem Finanzminister Grafen Stadion ernstlich um die Herstellung der Metallwährung zu thun war, wie dies das jüngst erschienene Werk Adolf Beer's über die Finanzgeschichte Oesterreichs ausführlich darlegt. Den Stand der damaligen Finanzen Oesterreichs — und für Ungarn waren zu jener Zeit diese ausschliesslich massgebend — können wir an dieser Stelle nicht schildern. Als allgemein bekannt dürfen wir die Thatsache voraussetzen, dass die Entwerthung der österreichischen Banknoten um diese Zeit, trotz des radicalen Devalvations-Processes vom Jahre 1811, eine enorme war. Nun betrug aber die

ungarische Kriegssteuer,* wie sie der Reichstag vom Jahre 1812 fixirt hatte, 5.200,000 fl., welche in sogenannter Wiener Währung (Scheingeld) entrichtet wurde. Vom 1. November 1821 an sollte dieselbe Summe in gleichem Nennwerthe in Silber bezahlt werden. Langwierige Gegenvorstellungen der Hofkanzlei und der Statthalterei hatten keine andere Folge, als dass der Zeitpunkt für die Durchführung dieser Neuerung um ein Jahr hinausgeschoben wurde. Steuererhöhungen sind zwar zu allen Zeiten und unter allen Umständen unliebsame, drückende Bescheerungen, — doch kann, wer unter der Herrschaft und den Traditionen einer grossen, modernen Geldwirthschaft aufgewachsen ist, sich keine rechte Vorstellung davon machen, um was es sich hier eigentlich handelte. Vor Allem muss man sich vergegenwärtigen, dass zu jener Zeit in Ungarn jede Steuer überhaupt nur den Bauernstand und das Bürgerthum belastete. Die Adeligen und die Geistlichen, also die vermögendsten Mitglieder der Nation, genossen das Privilegium der Steuerfreiheit. Der Bauer aber, dessen Zustand relativ gewiss kein schlechter war, zum mindesten nicht so schlecht, wie ihn einige Ideologen und viele offene oder verkappte Feinde der ungarischen Nation darzustellen pflegen, — der Bauer mag Alles gehabt haben, baares Geld hatte er gewiss nicht. Denn Ungarn stack noch tief in einer primitiven, einseitigen, üppigen und (national-ökonomisch) verschwenderischen Naturalwirthschaft. Und doch wurde hier factisch eine *Steuerhöhung um 150 Percent* angestrebt. Das Silber, in welchem die Steuer nach dem königlichen Patente hinfort entrichtet werden sollte, repräsentirte eine seltene Waare; das allgemeine Werth- und Tauschmittel bildete es gewiss nicht; als solches circulirte das entwerthete Papiergeld. Der Staat fixirte nun plötzlich das Verhältniss der Note zur Silberwährung wie 1 : 2½ und aus den 5.200,000 Scheingulden sollten eben so viele Silbergulden, d. h. 13.000,000 Scheingulden werden. Dass eine

* Ungarn kannte damals nur zweierlei directe Steuern, die Domesticalsteuer, welche in die Comitatscassen, und die sogenannte Kriegssteuer, welche in die Staatscasse floss, jedoch keineswegs ausschliesslich zu militärischen Zwecken verwendet wurde.

solch' unmässige und plötzlich herantretende Steigerung der Staatsansprüche den wirthschaftlichen Stand der unteren Volksschichten auf eine Reihe von Jahren hinaus gefährlich bedrohen müsse, war Allen klar.

Der ungarische Adel dachte um diese Zeit im Allgemeinen wohl durchaus nicht daran, sich des Privilegiums der Steuerexemtion zu begeben, das die grosse Masse dieses Adels noch unverbrüchlich als das hervorragendste Palladium constitutioneller adeliger Freiheit betrachtete. Zahlen sollte der Bauer. Doch war beim Adel das allgemeine menschliche Pflichtgefühl, das Bewusstsein einer ethischen Verantwortlichkeit, die über das Corpus Juris hinausgeht, viel lebendiger, als dass er eine so schwere Bedrohung des wirthschaftlichen Standes der Grundholden zugelassen hätte. Der Kampf der Comitate und des Adels nahm dieses Mal weite Dimensionen, den Ckarakter gefährlicher Erbitterung an. Nach langem Ringen gelang es endlich den Obergespans-Stellvertretern (Administratoren) und der Regierungspartei, die Mehrzahl der Comitate zur Annahme und Ausführung des Steuer-Patentes zu bewegen, was dann auch unter mannigfachen Reservaten, Cautelen und Protesten von statten ging. Die Einberufung des Reichstages war aber das allgemeine Postulat. Fünfzehn der grössten und einflussreichsten Comitate, nahezu ein Drittel des Landes, blieben jedoch unbeugsam. Die Opposition in diesen Comitaten, geführt von den Häuptern der vornehmsten und ältesten Familien, artete zu einem gewaltthätigen nahezu handgreiflichen Widerstand aus. In Neutra, in Zemplin, in Nógrád kam es zum thatsächlichen Widerstande und die ersten Comitatsfunctionäre, in deren Adern «some of the best blood» floss, wurden in Ketten gesetzt. Das Vorgehen des Barser Comitates jedoch verdient näher geschildert zu werden. Es ermangelt nicht eines gewissen dramatischen Interesses, nicht der historischen, staatsrechtlichen Belehrung. Was die Souveränität des vormärzlichen Comitates, was die «vis inertiae», was der Satz: «die Comitate sind die Schutzwälle der Verfassung» zu bedeuten haben, wird der fremdländische Leser aus dem Barser Falle ersehen.

Sobald die Barser Stände von den Gewaltthätigkeiten des königlichen Commissärs Freih. Ignaz v. Eötvös im benachbarten Comitate Neutra Kunde erhielten, versammelten sie sich in dem alten historischen Burgflecken Sanct-Benedict am 2. Mai (1823) zu einer General-Congregation, auf welcher sie folgende Beschlüsse fassten. Damit der zu gewärtigende königliche Commissär, Graf Johann Keglevich, selbst auf gewaltthätige Weise nicht im Stande sei ungesetzliche Verfügungen durch den Beamtenkörper vollstrecken zu lassen, muss dieser Beamtenkörper sich allsogleich auflösen und die einzelnen Mitglieder desselben haben sich jeder weiteren Amtshandlung zu enthalten. Das Amtssiegel des Comitats werde mit Ende der Sitzung in das Comitatsarchiv hinterlegt, das Comitatshaus selbst aber gesperrt und seine Schlüssel apud locum credibilem in das Archiv des Benedictiner-Conventes (Sct. Benedicti de juxta Gron) deponirt. Gleichzeitig wurde ein Ausschuss von Comitats-Assessoren, sogenannte Táblabirós (d. h. unbesoldet dienstleistende Beisitzer des Comitatsgerichtes), aus den hervorragendsten und vornehmsten Männern des Comitates gebildet, welcher die unerlässlichen gesetzmässigen politischen Agenden am Centralorte versehen und für die Aufrechthaltung der bürgerlichen und politischen Sicherheit sorgen sollte. Vorzüglich wurde es diesen Männern aufgetragen, dem königlichen Commissär in keiner Weise an die Hand zu gehen, sondern in dem Augenblicke, da dieser Commissär das Territorium des Comitates betreten würde, ihr Mandat als erloschen zu betrachten. Sollte der Commissär eine Congregation einberufen, so darf Niemand auf derselben erscheinen; etwa Erscheinende werden im vorhinein als unbefugte Vertreter des Comitates, ihre Beschlüsse als ungesetzlich erklärt.

Am 3. Mai legte der Vicegespan Karl v. Ambró nach siebenunddreissigjährigem Comitatsdienste sein Amt nieder und die Stände erliessen jene berühmte Adresse an den König, in welcher die constitutionellen Gründe dieses Vorgehens, der Verfassungsbruch, den das königliche Patent involvirte, endlich die Art und Weise, wie diesem Gravamen auf gesetzlichem, legislativem Wege

abzuhelfen sei, ausführlich, eindringlich und staatsmännisch auseinandergesetzt wurden. Sie galt lange Zeit als das Muster-Document municipaler Fronde. Kaiser FRANZ war Anfangs äusserst erzürnt und liess später den Verfasser der Adresse, den Comitatsnotär NIKOLAUS PLATTHY, ad audiendum verbum regium zu sich nach Wien bescheiden. Trotzdem wurde PLATTHY, ein bedeutender Mann, bald darauf zum Richter bei der königlichen Gerichtstafel (dem ersten Central-Appellationsforum) ernannt, um als Hofrath der ungarischen Hofkanzlei seine Laufbahn zu vollenden, Gegensätze, wie sie im alten Ungarn eben nicht die Regel bildeten.

Der Comitats-Administrator riss jedoch den soeben erwähnten Beschluss aus dem Comitats-Protocoll buchstäblich aus und der königl. Commissär rückte heran. Er gelangte jedoch nur bis an die Grenze des Comitates; so wie er dessen Territorium betrat, mangelte ihm das nöthigste physische Vehikel seiner weiteren Amtshandlung, er fand nämlich keine Pferde, um den Vorort zu erreichen, so dass er sich unverrichteter Sache zurückziehen musste, um niemals wiederzukehren. Der Administrator übernahm nun die Rolle des königlichen Commissärs, er versuchte die Ausschreibung der Steuer in Silber zu bewerkstelligen; doch vergebens. Auf dem Wege des gesetzlich gewährleisteten schriftlichen Verkehres der Comitate wurden die befreundeten Comitate von diesem Vorgehen verständigt, zu weiterer Ausdauer ermuntert, zu gemeinsamer Action aufgefordert. Auf diese Weise gewann der Widerstand einiger Comitate die Bedeutung einer Landesaction, welche die Wiener Staatsregierung im ersten Momente durch Waffengewalt zu brechen gedachte. Doch besann sie sich bald eines Besseren und liess durch den Hofkanzler Fürsten FRANZ KOHÁRY den Causarum-Regalium-Director auffordern, gegen die Renitenten als Hochverräther den Process einzuleiten. Der Causarum-Director, der erste Kronanwalt und oberste Ankläger unserer alten Verfassung, hiess damals ebenfalls JOSEF v. NÉMETH, gleichwie jener Causarum-Director des Jahres 1795, der den Abt MARTINOVICS und seine Genossen mit herzloser Grausamkeit unter das Richtbeil

gebracht hatte. JOSEF NÉMETH der Zweite war aus anderem Holze geschnitzt. Offen erklärte er dem Kanzler, dass im gegebenen Falle kein Paragraph des Corpus Juris zu Gebote stände, auf welchen sich die «actio infidelitatis» gründen könnte; in Folge dessen sei er auch nicht im Stande, die Klageschrift zu verfassen. Würde er aber auch die Klage ad notam infidelitatis anstrengen, so müsse er den Process verlieren, ausser die Richter wollten ihren Eid brechen. Da die Verordnungen Sr. Majestät — meinte der Kronanwalt —, um die es sich handelt, gesetzwidrig sind, so könne man ja den Richtern der königlichen Gerichtstafel auch die Verurtheilung anbefehlen wie im Jahre 1795; diese mögen dann mit ihrem Gewissen rechnen. Se. Majestät möge auf Grund der souveränen väterlichen Gewalt des Königs strafen, doch dazu bedürfe es nicht des Causarum-Directors.

Der Kanzler bestand auf dem Willen des Kaisers, beziehungsweise METTERNICH'S und NÉMETH musste die Klagschrift aufsetzen. Er that dies auch, jedoch in seiner Weise. Er verfasste eine regelrechte Klage, nur liess er die Stelle, wo gemäss der Gerichtspraxis die Gesetzes-Paragraphen angeführt werden sollen, welche der Klage zu Grunde liegen, unausgefüllt. Ueber diesen Umstand befragt, erklärte er, solche Paragraphen in Betreff des vorliegenden Falles nicht zu kennen, in Folge dessen *er* sie auch nicht citiren konnte. Mögen diese Lücke Diejenigen ausfüllen, die den Process urgiren und die ihm unbekannten Gesetze kennen. Kaiser FRANZ drohte dem starren Anwalt offen, doch vergebens. Unbeugsam verliess NÉMETH die Hofburg und der Kaiser-König versagte dieser puritanen Legalität und Redlichkeit seine Anerkennung nicht; er ernannte ihn bald zum Septemvir, zum Richter des Obersten Gerichtshofes. «Ernannte man ihn darum — frägt M. HORVÁTH — weil die glänzende Bürgertugend, die gradherzige Offenheit, die vor keiner Gewalt erzitternde, unbeugsame Ehrlichkeit, die Achtung des von Natur aus gemüthlichen und zu Gerechtigkeit neigenden Königs errangen? oder weil die Wiener Regierung geneigter war ihn zu belohnen, um ihn bei Seite zu schaffen? . . .»

Der Versuch, das Steuerwesen auf dem *Verordnungswege*

umzugestalten, war demnach gescheitert, denn für die ungarischen Legisten lag das entscheidende Moment der ganzen Action nicht so sehr in der Thatsache der Steuererhöhung, als vielmehr im verfassungswidrigen Charakter dieses Versuches. Der Wiener Hof hatte in diesem Kampfe den gewünschten Sieg nicht errungen, und ging nun wieder an das Beschwichtigen. Die Comitate wurden durch einige staatsrechtliche Concessionen versöhnt, die Steuern auf der neuen Basis nur provisorisch ausgeschrieben und der Reichstag durch ein aus Bergamo erlassenes Handschreiben des Monarchen vom 3. Juli 1825 einberufen. Der Reichstag sollte schon im September des genannten Jahres zusammentreten, — der erste Reichstag nach einer dreizehnjährigen Unterbrechung des parlamentarischen Lebens. Und er wurde der erste Markstein einer neuen Zeit.

II.

Der Reichstag vom Jahre 1825 entsprach in seinem Geiste und seinen späteren Erfolgen ganz der Bewegung, welcher er seine Einberufung zu verdanken hatte. Staatsrechtliche Gravamina, Verfassungsfragen rein politischer Natur bildeten das eigentliche Feld der Thätigkeit dieses Reichstages, welcher vom 15. September 1825 bis zum August 1827, also nahezu zwei Jahre lang währte. Während dreizehn Jahren eines einseitigen Dicasterial-Regimes hatte sich in dieser Beziehung in königlichen Patenten, Hofkanzlei-Rescripten und Erlässen der Administratoren ein ansehnliches Sündenregister angesammelt und die Stände liessen die Gelegenheit nicht vorübergehen, dem Hofe und der Staatsregierung ihre Meinung etwas weitläufig auseinanderzusetzen. Doch enthielt schon die Aufzählung der «vorläufigen Gravamina» einige Punkte staatsfinanzieller und volkswirthschaftlicher Natur. Die Frage der Einrechnung der ohne Zustimmung des Reichstages eingehobenen Steuersummen in das Steuer-Contingent kommender Jahre führte zur Erörterung der Steuerlast des Landvolkes überhaupt und speciell zur Erwägung der Mittel ihrer Erleichterung. Der glän-

zendste Redner der ungarischen Reichstage vom Anfange dieses Jahrhunderts bis zum Auftreten KOSSUTH's in den vierziger Jahren, PAUL NAGY von Felső-Bükk, hielt einige seiner schönsten Parlamentsreden über das Thema der Steuer-Erleichterung, und dies wenigstens mit dem einen Erfolge, dass man ihn anhörte; jedenfalls eine Errungenschaft im Vergleiche zum Geiste der früheren Reichstage. Denn als PAUL NAGY im Jahre 1807 für dieselbe Sache das Wort ergriff, da rief ein hinter ihm stehender Zuhörer aus: «Non stultiset, Domine spectabilis». Man lachte damals. Jetzt wurde er ruhig angehört und in einer Detailfrage, nämlich in Betreff der Steuerpflicht derjenigen Adeligen, welche bäuerliche Grundsessionen inne hatten, gelang es ihm auch durchzudringen. Dieser Sieg barg für die Zukunft wichtige Folgen, denn die Zahl solcher Edelleute war beträchtlich und sie verstärkten von nun an die Reihen Jener, welche die allgemeine Steuerlast tragen mussten.

Grössere Kreise wurden durch die sogenannten «systematischen Reformoperate», das Vermächtniss des Reichstages vom Jahre 1790, berührt. Dieser Reichstag, welcher sofort nach dem Tode Kaiser JOSEF's — er war bekanntlich niemals gekrönter König von Ungarn — und nach der josefinischen Unificirungs-Periode die stricte Reactivirung der in einigen Cardinal-Punkten verletzten Constitution bezweckte und erwirkte, betrachtete damit seine Aufgabe bei weitem noch nicht als erschöpft. LADISLAUS SZALAY schildert an einer Stelle auf Grund eingehender Kenntniss der zeitgenössischen publicistischen Literatur mit lebhaften Farben die Bewegung der Geister, in welcher die anfänglich edlen und reinen Ideen der Revolution von 1789 widerklangen. Das Bedürfniss nach Verbesserung und Neugestaltung der staatlichen Institutionen war nicht minder rege als die Sorge um die Festigung der avitischen Constitution. Allein während die letztere mit einigen wichtigen, doch allgemein gehaltenen Gesetzartikeln abgethan war, bedurfte es zu ersterem lange währender, eingehender Detailarbeit. Der Reichstag entsendete daher zu diesem Zwecke für die neun grossen Zweige des damaligen Staatslebens, deren Neugestaltung angestrebt wurde, neun grosse Regnicolar-Deputa-

tionen. Sie sollten sich mit den wirthschaftlichen und finanziellen Interessen des Staates, mit dem Urbarial-Verhältnisse, mit dem Unterrichtswesen, mit der Justizreform, mit der Reform des Reichstages u. s. w. beschäftigen. Die Operate der Subcomité's berührten so ziemlich alle bedeutenderen Abzweigungen dieser Fragen und in einer Weise, welche den Auffassungen jenes Zeitalters für Ungarn in jeder Hinsicht entsprach. Obwohl gemeinhin blos formale, äussere Gründe angegeben werden, welche es verhindert haben sollen, dass diese Entwürfe mit dem Regierungsantritte des Kaisers und Königs Franz zu Gesetzen wurden, so dürfte die Fruchtlosigkeit dieser Bestrebungen doch auf tiefere innere Ursachen zurückzuführen sein. Die conservativen Elemente waren in sämmtlichen herrschenden Ständen des Landes viel zu überwiegend und zu starr, als dass sie der Initiative einiger bedeutenderer, fortgeschrittener Köpfe leichthin Folge geleistet hätten. Die Regierung aber beförderte das Durchgreifen derselben durchaus nicht. Dann wurde es unseligerweise allmälig zum Dogma, dass diese «Systematica» eben nur systematisch, d. h. in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange berathen und durchgeführt werden mussten. So schleppten sie sich denn von Reichstag zu Reichstag, um jetzt endlich wieder einer grossen Regnicolar-Deputation zugewiesen zu werden, welche unter dem Vorsitze des Erzherzog-Palatins Josef aus Magnaten, Grosswürdenträgern, Prälaten und Abgeordneten aller Stände, unter Zuziehung von höheren Richtern und Statthaltereiräthen, bestand und sich fachgemäss in Subcomité's theilte. Monate lang wurde an der zeitgemässen Umarbeitung dieser Operate gearbeitet; doch war der Reichstag im August 1827 längst geschlossen und diese Operate waren noch immer nichts anderes als Ausschuss-Entwürfe — Archiv-Material.

Hinsichtlich der Abstellung constitutioneller Beschwerden, der Beschwichtigung staatsrechtlicher Besorgnisse erlangte dieser Reichstag positive Resultate; hinsichtlich der erforderlichen Reformen bedeutete er nur einen äusserst bescheidenen, kaum wahrnehmbaren, rein akademischen Anfang. Allein das Auftreten eines

einzigen Mannes machte den Reichstag von 1825-27 zum Ausgangspunkte der ungarischen Reformbewegung.

Dieser Mann war ein k. k. Huszaren-Rittmeister, welcher in der Circular-Sitzung vom 3. November 1826, als PAUL NAGY eben der brennenden Nothwendigkeit der Errichtung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften, als Mittelpunkt der ungarischen Literatur und Nationalität, in beredten Worten Ausdruck verlieh und klagte, dass hiezu drei, leider mangelnde Dinge nöthig wären, nämlich Geld, Geld und nochmals Geld, — aus den Reihen der Zuhörer sich erhob und zur Gründung einer solchen Akademie sein einjähriges Einkommen im Betrage von 60,000 fl. anbot. Er hiess Graf STEFAN SZÉCHENYI. Die Geschichte der ungarischen Reformbewegung ist mit der Lebens- und Leidensgeschichte des grössten Ungars — wie ihn KOSSUTH mit dem wahrsten seiner sonstigen sensationellen Schlagworte nannte — innig verknüpft, doch können wir uns jetzt auf eine eingehende Schilderung der letzteren nicht einlassen. Es bedarf einer selbständigen Studie, um der Erscheinung SZÉCHENYI's gerecht zu werden. Wir beschränken uns darauf, des gewaltigen Mannes einfach zu erwähnen. Ist es doch auch weiteren, fremdländischen Kreisen bekannt, dass Graf SZÉCHENYI der erste war, welcher für Ungarn ein umfassendes, organisches Reformprogramm durchdachte und feststellte, dass er stets Wege und Mittel suchte, um auch practisch durchzuführen, was er theoretisch formulirte, dass er vor Allem der Mann reeller That war, während Andere nur das agitatorische Wort aussprachen. Er war mit einem Worte einer jener wenigen grossen conservativen Reformer, wie sie Europa so selten gesehen, wie sie EDMUND BURKE als Ideal vorschwebten. In seinen ersten Werken, welche von 1828 bis 1832 erschienen («Hitel» [Credit], «Világ» [Licht], «Stádium»), erläuterte er vor Allem «das logische Nacheinander» — einer seiner Lieblingsausdrücke — wie sein Ideal erreicht, nämlich aus Ungarn ein geistig gebildeter, in nationaler Beziehung gesicherter, materiell prosperirender, modern constitutioneller Staat geschaffen werden könnte. «Freier, sicherer Grundbesitz; dem vorhergehend gute Gesetze; vor diesen Begeg-

nung und Klärung der Geister; dem vorhergehend Centralisation; als Anfang jeder Centralisation aber Verschönerung des einheimischen Lebens, des Vaterlandes und seines Centrums Budapest.»

Mit diesem letzten Glied seines Kettensatzes war eigentlich der äussere, örtliche Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit gegeben. Es liegt eine politisch tiefe, bewusste, von ihm selbst wiederholt betonte Idee in der rein äusserlichen Thatsache, dass all sein Wirken und Trachten von der wissenschaftlichen Akademie und der Kettenbrücke angefangen bis zu den ersten embryonischen Plänen des ersten ungarischen Communications-Ministers sich in und auf Budapest concentirten. Sollte doch an Stelle des Comitats-Föderalismus ein einheitlicher Staat geschaffen werden, mit einer lebensvollen Metropole als kennbarem Mittelpunkt, wie er bisher nicht existirte. Diesem Ideengang entspross die Gründung eines National-Casinos (für die höheren Stände) in Budapest und in den vorzüglicheren Provinzstädten; die Gründung des Landes-Agricultur-Vereines; später der Bau einer Verbindungsbrücke zwischen Pest-Ofen &c. Wenn auch weniger fasslich und anschaulich, griffen doch ungleich wichtiger und radicaler seine mündlich und schriftlich propagirten Ideen in Betreff der Reform des Besitzrechtes, wie des hiemit eng zusammenhängenden Steuer- und Creditwesens ein. Das alte Ungarn, wie Széchenyi es vorfand, beruhte mit seiner Verfassung und dem inneren sociellen Halt der Verfassungsformen, mit seinem für den Fortschritt nicht eben begeisterten Gutsadel in erster Linie auf dem althergebrachten Besitzrechte. Die *Fiscalität*, welche den Besitz mit der heiligen Krone Ungarns in Verbindung brachte, die *Aviticität*, welche das Besitzvorrecht der Familienstämme exclusiv sicherte; das fideicommissarische Majorat, welches dem höheren und reicheren Adel eventuell den traditionellen Glanz conserviren sollte; endlich die Steuerfreiheit aller Adeligen, sowie die Frohnpflichtigkeit des Bauernstandes: dies Alles ergab eine feste Basis, einen eigenartigen gesellschaftlichen Organismus. All' diese festen Wurzeln griff Széchenyi an, als er die Lebensbedingung derselben, nämlich die Besitzordnung und ihren streng aristokratischen Charakter angriff,

als er das moderne westeuropäische Besitzrecht und die allgemeine Steuerpflicht als Panacäe empfahl.

Diese und ähnliche Ideen und Bestrebungen bewegten in der Zeit von 1827 bis 1831 die Aristokratie, die geistige, politisirende Elite der Nation; doch in den grossen Körper der politischen Nation der «natio legalis», in die Mittel-Gentry waren sie noch bei weitem nicht eingedrungen. Der Geist und die Geschichte des kurzen Reichstages vom Jahre 1830 bekundet wohl am schlagendsten, welche Summe historisch-constitutionellen Conservatismus damals noch diesem Lande innewohnte. Zwei specielle Motive lagen der Einberufung dieses Reichstages zu Grunde. Erstens die Krönung des Kronprinzen FERDINAND zum Thronfolger, zum König von Ungarn, denn König FRANZ fühlte sich gebrochen, dem Tode nahe; zweitens die Votirung eines Recruten-Contingentes, um die in den ungarischen Regimentern entstandenen Lücken auszufüllen. Dem Gesetze gemäss (Artikel 8 vom Jahre 1827) sollten auch die «Systematica» wieder auf die Tagesordnung kommen.

Die Stände hatten sich kaum versammelt, als in Paris die Juli-Revolution ausbrach, welche jedoch im ersten Momente auf Ungarn eine entschieden reactionäre Wirkung ausübte. Sehr treffend bemerkt HORVÁTH, dass unter dem Begriff der Freiheit die grosse Menge damals zumeist die möglichst starke Einschränkung der Executiv-Gewalt verstand. Von einer demokratischen Strömung war keine Rede und selbst die fortgeschrittensten Führer und Mitglieder der Opposition, an ihrer Spitze PAUL NAGY, reagirten entschieden und offen gegen eine solche. SZÉCHENYI war nicht Mitglied der Ständetafel und auch an den Berathungen der Magnatentafel nahm er geringen Antheil. Doch auch er war bei weitem nicht das, was man gemeinhin einen Demokraten nennt; er bekannte sich offen zum Aristokratismus in des Wortes edelster Bedeutung. Die Auffassung, welche in dieser Hinsicht damals herrschte, den objectiven Stand der Frage in Ungarn hat wohl am klarsten PAUL NAGY in einer Reichstagsrede präcisirt. «Unserer Verfassung, so rief er aus, hat seit 800 Jahren keine solche Gefahr

gedroht, wie jetzt. Türken und Tataren haben unser Land verwüstet, doch haben sie es nach ihren Verheerungen freiwillig oder gezwungener Weise wieder verlassen. Gegenwärtig aber bedroht uns eine Macht, deren Richtung im diametralen Gegensatz steht zu Allem, was wir als Heiligstes wahren sollen. Alles ist erfüllt von demokratischen Principien; von Tag zu Tag verbreiten sie sich weiter, gleich einem Feuerbrande und bedrohen unser aristokratisches System mit dem Untergange.»

Gewiss war die *Demokratie* der einzige Factor, welchen die Legisten und Staatsmänner des alten Ungarn aus ihrem Programm gänzlich ausschlossen, ausschliessen mussten. Ihr Ideal war ein humaner Aristokratismus, wie ihn PAUL NAGY mit Feuer und Genie vertrat. Im Uebrigen waren sie von den besten Traditionen und Neigungen einer aristokratischen Gesellschaft erfüllt. Sie waren der Freiheit des Wortes und der Presse zugethan — bis zu einem gewissen Grade; sie huldigten dem Principe der Oeffentlichkeit, welchem sie durch den Beschluss, ein gedrucktes Reichstags-Diarium herauszugeben, Rechnung trugen, — vorläufig jedoch nur in thesi. Sie hielten an der Einführung der lebenden ungarischen statt der todten lateinischen Sprache fest. Sie waren entschieden freiheitsliebend, und unter den proponirten Bedingungen, welche der Votirung des Recruten-Contingents vorausgehen sollten, war wohl die entschiedenste und triftigste die, dass diese Truppen niemals gegen die Freiheit anderer Völker missbraucht werden sollten. Hinsichtlich der Glaubensfreiheit handelte es sich jetzt um die unzweideutige gesetzliche Präcisirung der Freiheit des Uebertrittes, der Parität in den bei uns zu Lande so zahlreichen confessionellen Mischehen. Unsere katholischen Stände bewiesen in diesen Fragen einen ziemlichen Grad von Freisinnigkeit, den edelsten, nüchternsten Freisinn, mit Ausnahme der croatischen Ablegaten, welche in allen Fragen den Standpunkt der Stagnation unterstützend, auch diesmal gegen die Grundbesitz-Fähigkeit von Protestanten auf croatischem Gebiete lebhaft protestirten.

Ja selbst von einer gewissen Besteuerung des Adels, von einer Entlastung des Bauernstandes wollte diese human-aristokratische

Auffassung hören, und PAUL NAGY brandmarkte die Thatsache, dass der Bauernstand selbst die Kosten der adeligen Garde-Officiere,* der adeligen Abgeordneten, der im Interesse des Adels fungirenden Comitats-Assessoren (Táblabiró's) bezahlen mussten, in offener Sitzung als eine «niederträchtige Schmutzigkeit» und empfahl, die Steuercontribution der Adeligen zu beschliessen. Also selbst zahlen wollten sie im Rahmen der bestehenden aristokratischen Ordnung. Nur von der Demokratie wollten sie folgerichtig nichts wissen. Und doch steuerten alle Reformbestrebungen der kommenden Jahre dieser verhängnissvollen Macht zu.

Das Recruten-Contingent wurde votirt, doch die proponirten Bedingungen der Opposition mit geringer Stimmenmehrheit verworfen. Unter den Fahnenflüchtigen der übrigens in der Mehrheit gewesenen Oppositionspartei befanden sich mehrere Magnaten, die ein Abgeordneten-Mandat inne hatten. In den Comitaten erregte diese Abtrünnigkeit grosse Entrüstung und das Comitat Zemplin fasste sogar den Beschluss, dass in der Folge nie mehr wieder ein Magnat zum Comitats-Ablegaten erwählt werden solle. Bei dieser Gelegenheit (Ende 1830) that sich durch eine glänzende Rede besonders LUDWIG KOSSUTH hervor, der damals ein junger Güterfiscal war und erst sechs Jahre später die allgemeine Aufmerksamkeit des Landes auf sich zog.

III.

Zu Ende des Jahres 1832 trat der Reichstag wieder zusammen. Einer der ersten Gegenstände, die ihn beschäftigten, war die Frage der *Publicität*. Die Oeffentlichkeit der Reichstagsitzungen liess kaum etwas zu wünschen übrig. Die Zuhörerschaft stand im Sitzungssaale ausserhalb der Schranken, welche die Ablegaten und die theils den Vorsitz, theils das Protocoll führenden Mitglieder der königlichen Tafel umschlossen. Hart an den Schranken, theil-

* Die ungarische Leibgarde in Wien war eine Landes-Institution, gewissermassen mit culturellem Anstrich.

weise sogar innerhalb derselben, hinter den Sitzen der Ablegaten stand die sogenannte Reichstagsjugend, die Reichstags-Practikanten, d. h. junge Männer, welche den juridischen Studiencurs absolvirt hatten und gewöhnlich notarii jurati der königlichen Tafel waren (daher die Benennung «Juraten»), welche von den Comitaten entsendet, oft mit einem Gehalte dotirt, Secretärs- und Schreiberdienste an der Seite der Ablegaten leisteten, die Actenstücke für dieselben copirten, den Verhandlungen aufmerksam folgten, ihre politisch-juridischen Kenntnisse auf diese Weise erweiterten und sich dermassen für das öffentliche Leben vorbereiteten. Ihre Aufgabe war es unter Anderem auch, den Comitaten über den Gang der Verhandlungen und über das Verhalten der Abgeordneten Bericht zu erstatten.

So patriarchalisch-offenherzig auch ein derartiger Zustand erscheinen mag, so entsprach er doch den Erfordernissen einer parlamentarischen Oeffentlichkeit keineswegs. Der Kreis Derjenigen, welche in das Treiben der Stände auf diese Weise Einblick gewinnen konnten, war verhältnissmässig ein äusserst beschränkter. Das einzig wirksame Medium zwischen dem Lande und dem Reichstage, die Vermittelung einer *politischen Presse* fehlte gänzlich. Den Zeitungen in der Hauptstadt wie in der Provinz, die damals zumeist nur periodisch erschienen, war es strengstens untersagt, mehr als einige dürftige Mittheilungen über die Endergebnisse der Verhandlungen zu veröffentlichen. Ganze Reden wurden nie abgedruckt. Höchstens wurde ohne Nennung des Redners ihre Richtung im Allgemeinen angedeutet.

In den ersten Sitzungen des Reichstages von 1832 kam nun die Angelegenheit eines Reichstags-Journals zur Sprache, welches unter der Ueberwachung eines Comité's, doch unter selbständiger Redaction erscheinen sollte. Nach langen Debatten einigte man sich endlich über das Princip, doch nicht über die Art der practischen Ausführung. Da stellte der in Aussicht genommene Redacteur des Unternehmens den Antrag, man möge ihm mit officieller Genehmigung des Reichstages die Privat-Herausgabe eines solchen Journals gestatten, was denn auch geschah. Dieser Redacteur aber

war Niemand Anderer als der junge Güterfiscal, dessen wir am Schluss des vorhergehenden Abschnittes gedachten: Ludwig Kossuth. Er war als «legatus absentium», als Vertreter einer Magnatenwitwe zum Reichstag gekommen. (Diese «legati absentium» sc. optimatum gehörten zur Ständetafel und besassen als Gesammtheit *eine* Curiatstimme, d. h. sie galten so viel wie ein Comitat; doch durften sie einzeln ihre Meinung abgeben, was übrigens selten geschah). Mit der Herausgabe der «Reichstags-Berichte» («Országgyülési Tudósitások») begann nun Kossuth seine öffentliche Laufbahn. Diese Berichte waren nicht gedruckt, sondern mussten geschrieben werden und bei der handschriftlichen Vervielfältigung dieser Berichte waren hauptsächlich die Reichstags-Practikanten thätig. In Folge dessen schaarte sich die politische Jugend des Landes um den obscuren Advocaten, der aber rasch im ganzen Lande populär wurde. Seine «Berichte» waren nämlich nicht eine schlichte Wiedergabe der Reichstagsreden, nicht trockene Auszüge aus denselben, sondern frei nachgebildete, stylistisch sorgfältig gearbeitete Leistungen, aus denen der feurige, wenn auch noch gährende Geist des Herausgebers sprach, in denen der Zauber seiner rhetorischen Gewalt sich offenbarte. Von objectiven «Berichten» konnte unter solchen Umständen wohl keine Rede sein. Selbstverständlich waren sie daher nichts anderes, als ein Agitationsmittel, dienstbar einer politischen Partei, der Opposition. Und eben in dieser Einseitigkeit liegt die ganze Bedeutung des Unternehmens, welches durchaus nicht ein officieller, sachlicher Bericht über die reichstäglichen Verhandlungen, sondern schlecht und recht ein politisches Parteiorgan, der erste eigentliche Keim einer politischen Presse war. Nur aus diesem Grunde haben wir diese an sich kaum nennenswerthe Thatsache einer eingehenderen Erwähnung gewürdigt. Die «Berichte», welche wöchentlich zweimal erschienen, wurden übrigens von sämmtlichen Municipien, Casino's und Vereinen des Landes gehalten und trugen in hervorragender Weise dazu bei, die Ideen der Oppositionspartei — sie nannte sich damals noch nicht allgemein Reformpartei — zu verbreiten und das Prestige des jungen Redacteurs zu begründen.

Die meritorischen Verhandlungen des Reichstages drehten sich übrigens langwierig um rein formale Fragen des modus procedendi. «Junctim» hiess das verhängnissvolle Wort, welches so viele Reden, Nuncien und Beschlüsse consumirte, so viel unnütze Bitterkeit erregte. Junctim bedeutete den Entschluss, die in Betreff gewisser Angelegenheiten und Interessen formulirten Gesetzartikel nur zusammenhängend zu berathen und vereint der Krone zur Sanctionirung zu unterbreiten, um auf diese Weise auch für solche Entwürfe, welche alleinstehend keine Aussicht hätten vom Monarchen, dem höchsten Factor der Legislative, mit Gesetzeskraft ausgestattet zu werden, diese Sanction durch die Verbindung mit anderen Gesetzartikeln zu erlangen, die der Regierung genehm waren. Diesmal war es die Urbarial-Reform und die Zoll- und Handelsfrage, welche dergestalt verbunden werden sollten. Nach langem Sträuben gab die Ständetafel endlich nach und dem Wunsche der Regierung gemäss, den die Magnatentafel unterstützte, wurde die Urbarial-Reform als erster Gegenstand auf die Tagesordnung gestellt. Vorläufig wurden jedoch — more consueto — Gravamina discutirt, und darunter in erster Linie die Frage der confessionellen Gewissensfreiheit, beziehungsweise der gemischten Ehen. Veranlassung zu diesen Debatten boten die Klagen der protestantischen Stände, dass der römisch-katholische Clerus bei Uebertritten sich Vexationen zu Schulden kommen lasse, bei Mischehen die Ausstellung der Reverse erzwinge, die gesetzlichen Bestimmungen hinsichtlich der Confession der Kinder aus Mischehen missachte und auch sonst vielfache Anstände erhebe, welche die Schliessung solcher Ehen bedeutend erschweren und den häuslichen Frieden bedenklich gefährden. In confessioneller Beziehung gemischte Ehen kamen in Ungarn immer in bedeutender Zahl vor, wie sonst in keinem anderen Lande Europa's. Daher die grosse Bedeutung dieser Frage und das lebhafte Interesse für deren Regelung. Nachdem ein Special-Ausschuss der Ständetafel einen Gesetzentwurf ausgearbeitet hatte, dessen principiell fortschrittlicher, doch factisch gemässigter Inhalt zu der Erwartung berechtigte, dass er durchgehen dürfte, begann die Verhandlung. Katholische Abgeordnete

hatten die Sache in Anregung gebracht, katholische Abgeordnete hatten den Gesetzentwurf ausgearbeitet, katholische Abgeordnete übernahmen die Unterstützung und Vertheidigung desselben; die Protestanten beobachteten als interessirte Partei eine reservirte Haltung. EUGEN BEÖTHY, der eine Abgeordnete des Biharer Comitates, stand an der Spitze der Liberalen und er verfocht seine Sache mit geistvoller, feuriger Eloquenz. Ihn stützte die numerische Majorität und das moralische Uebergewicht in der Kammer. Selbst in den Reihen der Regierungspartei fand er Bundesgenossen, und einer der sympathischsten Männer der conservativen Partei jener Zeit, der begabte ALEXANDER CSÁSZÁR, Abgeordneter von Temes, trat für den Entwurf ein.

Die Gegner bestanden aus den überwiegend katholischen Mitgliedern der Dicasterial-Regierung, aus den Abgeordneten einiger ausschliesslich katholischer Comitate, an die sich das Curiat-Votum der Städte und jenes der Capitular- und Convents-Abgeordneten reihte. Letztere waren bis zum Jahre 1848 die geistigen Vertreter und Vorkämpfer des conservativ-katholischen Standpunktes in der kirchlichen Gesetzgebung. Ihr Führer war diesmal JOSEF v. LONOVICS, mit Ende des 1832-36er Reichstages Bischof von Csanád, einer der hervorragendsten Männer der katholischen Kirche Ungarns. «LONOVICS besass — so schildert ihn Bischof MICHAEL HORVÁTH — eine schnelle, tiefe Auffassung, ein sicheres Urtheil, eine grosse Gedächtnisskraft. Hiezu gesellte sich eine umfassende Belesenheit, Vertrautheit mit allen Zweigen kirchlichen und weltlichen Wissens, europäische Bildung, publicistische Geschultheit, deren sich unter allen seinen Gefährten nur er allein rühmen konnte. Als Redner war er ein glänzendes Talent, er besass eine gewaltige Improvisationskraft, deren logische Schärfe in seinen Improvisationen eben so durchdringend war, wie in seinen vorbereiteten Reden. Allein es fehlte ihm bei all' diesen glänzenden Eigenschaften das, was ihn zum wirklich grossen Mann gestempelt hätte: der moralische Muth, die Gewalt des Temperaments, die Basis jeder wirklichen Grösse. Seine Furchtsamkeit machte seinen Charakter schwach und schwankend.»

Vielleicht ist MICHAEL HORVÁTH in der Rüge, welche er vor Jahren ausgesprochen hat, über das Mass rückhaltslos scharf gewesen, doch fühlen wir uns im gegebenen Falle weder zur Bekräftigung noch zur Widerlegung des Tadels berufen.

Doch kehren wir zu den Berathungen des Reichstages im Jahre 1833 zurück. Die beharrliche Weigerung der croatischen Ablegaten, den Protestanten das Besitzrecht in Croatien einzuräumen, war schon ein sehr bedeutendes Hinderniss für das Zustandekommen des Gesetzes und als später der principielle und absolute Widerstand der Oberhaus-Majorität hinzukam — welche mit ihren Modificationen die wesentlichsten Reformbestimmungen aus dem Gesetzentwurfe exorcisirte — fühlte sich die liberale Partei der Ständetafel bewogen, den Entwurf gänzlich fallen zu lassen. Es wurde auf diese Weise das Princip unversehrt erhalten, welchem ein Gesetz, das im Sinne der Magnatentafel ausgefallen wäre, mehr geschadet hätte, als eine Hinausschiebung der Lösung bis zu einer günstigeren Zeit.

Auch die «polnische Frage» beschäftigte die Stände während einiger Sitzungen. Es wurde nämlich beantragt, in einer an den König zu richtenden Adresse um eine active Intervention zu Gunsten der Polen zu bitten, doch blieb der Adressentwurf in der Minorität. Nun endlich begann der Reichstag seine Aufmerksamkeit der hervorragendsten seiner Aufgaben, den *Urbarial-Fragen* zuzuwenden.

Unter Urbarial-Fragen sind sämmtliche Rechts- und Besitz-Verhältnisse der Bauern gegenüber der Grundherrschaft zu verstehen, welche Fragen in ihrer Totalität im Grunde genommen den Kernpunkt aller Reformen bildeten, denn ihre Lösung musste die Reform des Besitzrechtes, der Besteuerungsfragen und hieraus fliessend der politischen, bürgerlichen Standesverhältnisse, des bestehenden Staatsrechtes nach sich ziehen.

Der Bauernstand befand sich zu dieser Zeit in dem Zustande, in welchen ihn das Maria Theresianische Urbarium vom Jahre 1768 versetzt hatte. Die Urbarial-Session oder ganze Bauernschaft, deren Umfang in verschiedenen Gegenden des Landes

zwischen 16 bis 40 Joch Ackerfeld und 6 bis 22 Joch Wiese variirte, jedoch auch in halbe und Viertelsessionen getheilt werden durfte, waren nicht Eigenthum der Bauern; diese waren nur Nutzniesser. Auch zahlten sie die Landessteuer, welche zwar nach dem Umfange der Session bemessen wurde, nicht für diesen Grund, sondern als Personalleistung; der Boden gehörte dem adeligen Grundherrn und als solcher war er mit keiner Steuer belastet. Der Bauer war verpflichtet, seine Session fleissig zu bebauen, sonst durfte der Grundherr sie ihm entziehen und einem Anderen verleihen. Wollte der Bauer von seiner Session definitiv fortziehen, so musste er vorher seinen sämmtlichen Verpflichtungen nachgekommen sein; sein Mobilarvermögen konnte er behalten, für sein Haus oder seine etwaigen sonstigen Superädificate erhielt er den durch eine Schätzung festgestellten Preis, der Boden selbst jedoch blieb Eigenthum des Grundherrn unter der einzigen Bedingung, dass er ihn einem anderen Grundholden zur Nutzniessung übergeben musste. Ausser dieser aus Aecker und Wiesen bestehenden Session war der Bauer noch im Genusse mehrerer nutzbringender Beneficien und Servitute, hiezu gehörte die gemeinschaftliche Benützung der Weide, Brenn- und Bauholz für den Hausbedarf, freier Weinschank durch sechs Monate u. s. w. Die *Lasten* bestanden in einigen äusserst geringen Geldleistungen (durchschnittlich 24 Kreuzer jährlich nach jeder Hausstelle), in mässigen Natural-Leistungen an Eiern, Hühnern, Butter u. s. w., in der Entrichtung des *Zehnten* an die katholische Kirche, der sich jedoch hie und da auch in weltlichen Händen befand, in der Entrichtung des *Neuntels* der ganzen Ernte an den Grundherrn u. s. w. Persönlich drückender waren die auf die Arbeitskraft und Arbeitslust nachtheilig wirkenden, gesetzlich festgestellten Frohndienste, die sogenannte Robot. Nach einer ganzen Session musste der Bauer jährlich an 52 Robottagen mit seinem Zugvieh oder an 104 Tagen ohne Vieh unentgeltlich für den Grundherrn arbeiten. Die sogenannten Häusler, die kein Feld besassen, sondern nur in einem auf dem Boden des Grundherrn stehenden Hause wohtnen, belasteten 18 Robottage. Ein Viertheil der Robot musste auf die Wintermonate fallen.

Vorspannsleistungen und einige kleinere Verpflichtungen (wie Mitwirkung bei Treibjagden auf gemeinschädliche Raubthiere) ergänzten dieses Lastensystem, welches eine persönliche Hörigkeit der Person des Bauern, also *Leibeigenschaft* im wirklichen Sinne des Wortes, mit Ausschluss der Freizügigkeit, schon seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts *nicht involvirte*. In richterlicher, administrativer, cultureller und kirchlicher Beziehung unterstand der Bauer und die Bauerngemeinde in erster Instanz der Patrimonial-Gerichtsbarkeit der Grundherrschaft, von welcher die Berufung an die Comitats-Communität, von dort an den Statthaltereirath ging. Ausser einem ziemlich menschenwürdigen Erbrechte besass der Bauer keine sonstigen bürgerlichen Rechte — von politischen Rechten konnte unter solchen Umständen naturgemäss keine Rede sein.

Der Gesetzentwurf, den die Stände in dieser Angelegenheit der Krone behufs Sanction unterbreiteten, abolirte den sogenannten *kleinen* Zehnten der obigen Haus-Natural-Leistungen gänzlich, und verminderte und modificirte die Robottage auf ein volkswirthschaftlich vernünftiges Mass, welches dem Bauer genügende Zeit zur Arbeit für sich selbst gönnte. Seine vorzügliche Bedeutung bestand aber in folgenden drei wesentlichen Punkten. Es sollte erstens die Möglichkeiteiner endgiltigen Grundentlastung Einzelner und ganzer Gemeinden durch Loskauf geschaffen werden, welche dann den Boden als freies Eigenthum besitzen sollten; zweitens sollte die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ausschliesslich auf die Streitigkeiten zwischen Bauern und Bauern mit Ausschluss der Angelegenheiten zwischen Bauern und Grundherren beschränkt, drittens endlich sollten den Bauern einige hervorragende Befugnisse in civilrechtlicher Beziehung gewährt werden; namentlich sollte die Person des Bauern hinfort unter dem Schutze der Gerichte stehen und sollten sie das persönliche Klagerecht besitzen, denn bisher musste stets der Grundherr für die einzelnen Bauern als Kläger auftreten.

Dies war der Kernpunkt, um den es sich handelte. Aeusserst interessant und lehrreich ist es, den Standpunkt der Parteien und Machtfactoren in dieser Lebensfrage des Landes zu betrachten.

Streben des ungarischen Adels war seit dem Auftreten Széchenyi's (1825) darauf gerichtet, sich seiner materiellen und politischen Prärogative zu entledigen, aus den getrennten Ständen des Landes *ein Volk*, aus den verschiedenen Nationalitäten eine innerlich ebenbürtige, *gleichberechtigte Nation* zu schaffen.

Dieses edle Ziel konnte jedoch auf dem in Rede stehenden Reichstage noch nicht erreicht werden. Die Krone versagte dem oben skizzirten Gesetzentwurfe die Sanction und die Regierung nahm gegen den hervorragendsten Verfechter der Reform den Kampf auch in den Comitaten auf. Der berüchtigste Erfolg dieses Kampfes war die Abänderung der freisinnigen Instructionen des Szatmárer Comitates, welche dann den Rücktritt Kölcsey's und seines gleichgesinnten Gefährten zur Folge hatte. (Jedes Comitat war nämlich auf dem Reichstage durch zwei Ablegaten vertreten, denen die Comitate bindende Instructionen ertheilten.) Nach langen, gereizten Debatten kam endlich ein Urbarial-Gesetz zu Stande, welches die oberwähnten materiellen Begünstigungen und auch einigen Ersatz für die Verwerfung jener drei Punkte allgemeiner, bürgerlicher Zugeständnisse enthielt. Als reeller Fortschritt sind besonders hervorzuheben: die Befugniss, im Falle des Fortziehens nicht blos das Haus und die Meliorationen, sondern auch das Nutzniessungsrecht weiter verkaufen zu können. Dann das Recht, mit dem Grundherrn Verträge darüber schliessen zu dürfen, dass an die Stelle der jährlichen Dienste und Natural-Leistungen die Entrichtung einer bestimmten Geldsumme trete, ohne jedoch das Hörigkeits-Verhältniss gänzlich und endgiltig lösen zu können, was nur der freie Wille des Grundherrn gewähren konnte.

Der Beschluss des vorigen Reichstages hinsichtlich der Steuerpflicht solcher Adeliger, welche Urbarial-Sessionen inne hatten, wurde nun ebenfalls Gesetz, die Durchführung dieses Gesetzes wurde jedoch in mehreren Comitaten, vorzüglich in der Theiss-Gegend, durch das Widerstreben des niederen Adels und durch die tadelnswerthe Nachsicht der Regierung, welche diesen Umstand als captatio benevolentiae zur Beeinflussung der Wahlen ausnützte, noch lange verzögert. Endlich setzte Paul Nagy die Ab-

schaffung jener «niederträchtigen Schmutzigkeit» durch — wie er sich im vorigen Reichstage ausdrückte, — wonach die Reichstags-Diäten und die sonstigen Realauslagen des Reichstages aus der allgemeinen Comitats-Casse, d. i. aus dem Säckel jenes Bauernvolkes bestritten wurden, welches in dem Reichstage thatsächlich nicht vertreten war. Denn dem staatsrechtlichen Principe, der Theorie gemäss wurde der ungarische Reichstag niemals als Ständeversammlung, sondern immer als Conventus Generalis, als Comitia Regni, als Reichsversammlung betrachtet. Hinfort sollte ausschliesslich der Adel diese Kosten tragen und diese Selbstbelastung des Adels war, wenngleich es sich nicht um grosse Summen handelte, nicht ohne Bedeutung, denn es war immerhin ein Anfang.

Grössere Interessen berührte die Frage der *Aviticität*, der Reform des adeligen Grundbesitzes, somit die eigentliche Basis der avitischen Constitution. Széchenyi hatte in seinen ersten Agitationsschriften, wie wir oben bemerkten, eben diese Fragen als die Hauptreform-Fragen hingestellt. Doch wie glänzend er auch alle Nachtheile der bestehenden Ordnung nachgewiesen und wie kühn er auch in allgemeinen Zügen das Bild des künftigen Ungarns, mit seinem gleichen Besitzrechte, gleicher Steuerpflicht und hieraus resultirendem fertilen Credit entworfen hatte, lieferte er doch ein positives Programm der Abolition und der hierauf folgenden schöpferischen Gesetzesarbeit nicht. Wenn daher Horváth erklärt, dass kaum fünf Ablegaten die erforderlichen politischen und national-ökonomischen Kenntnisse zur glücklichen Lösung dieser Fragen besassen, so darf er gewiss nicht der Uebertreibung geziehen werden. Ja wenn wir eine als vorzüglich gepriesene Rede Kölcsey's gegen die Majorats-Institution lesen, so wandeln uns selbst gegen die *Fünfer-Zahl* begründete Zweifel an. Denn es kommt in dieser berühmten Rede neben brillanten rhetorischen Schönheiten auch folgender Satz als wesentlicher Ideengehalt einer längeren Schlussfolgerung vor: «In wessen Händen der Besitz sei, ist ganz gleichgiltig; durchaus nicht gleichgiltig jedoch ist die Frage, in wie viel Händen der Besitz sei?» Sein Ideal war eine Menge ziemlich gleicher kleiner Besitzthümer, mit Ausschluss des Grossgrundbesitzes.

Selbstverständlich konnte diese Ideologie, mit welcher die Besitzfrage, also die erste Lebensfrage dieser aristokratisch-agronomen Gesellschaft, angefasst wurde, zu keinem positiven Resultate führen; zur Vorbereitung und Captivirung der Geister war sie jedoch in ihrer bestrickenden, edlen, wirksamen Allgemeinheit gewiss geeignet. Der Meister und geistige Urheber dieser Bewegung hielt sich vorläufig passiv, fern von ihr. Graf Széchenyi hatte sich um kein Ablegatenmandat beworben und an der Magnatentafel war er so ziemlich isolirt. Nicht als wenn er dort keine unterstützenden Anhänger gefunden hätte — einige der bedeutendsten Magnaten der jüngeren Generation hatten sich ihm angeschlossen, — doch hatte er im Grunde genommen für parlamentarische Parteiumtriebe überhaupt wenig Sinn; ihm schwebten immer reelle, concrete Ziele vor, deren innere Bedeutung und ideelle Tragweite er selbstbewusst wirken lassen, doch niemals an die grosse Glocke hängen wollte. Aus diesem Grunde hütete er sich wohl, die Regierung und die Oberhaus-Majorität, der er im Grunde oppositionell gegenüber stand, formell zu brüsquiren. Ihm war es bei weitem nicht darum zu thun, die Regierung und die Hofpartei um jeden Preis zu bekämpfen; im Gegentheile betrachtete er selbst diese schwache, widerhaarige, that- und willenlose Regierung als einen Factor, mit welchem sich etwas Positives erreichen liesse, und er behandelte sie auch darnach. Er fasste sie immer mit Glacé-Handschuhen an, und obwohl er einer der berechtigt stolzesten Ungarn, einer der unabhängigsten und reichsten Cavaliere war, scheute er sich nicht, ihr gegenüber als Bittsteller aufzutreten, was die kleinen Comitats-Potentaten niemals vermocht hätten. Er hielt sich also von den Kämpfen der Ständetafel und der Comitate fern, um seine Kraft gänzlich den grossen social-politischen und ökonomischen Unternehmungen zu widmen. So erwirkte Széchenyi endlich nach langen Widerwärtigkeiten, mehreren Reisen nach England und kostspieligen Vorarbeiten die Schaffung jenes Gesetzes (1835), welches ausser den sonstigen Vertrags- und Gründungs-Bestimmungen des Baues der Verbindungsbrücke zwischen Pest und Ofen, den gewichtigen politischen

Punkt enthielt, dass alle Passanten dieser Brücke, ohne Unterschied der Person und des Ranges, verpflichtet sein sollten, den Brückenzoll zu entrichten. Der erste Fall also, dass ein freier ungarischer Adeliger irgend welchen Zoll oder eine Abgabe in seinem Vaterlande entrichten sollte. Um dieselbe Zeit begab sich Széchenyi als Regierungs-Commissär an die untere Donau, um die Vorarbeiten zum Durchbruche des Eisernen Thores zu leiten. Die national-ökonomische Geschichte des Orients weiss zu melden mit welchem Erfolg. Auch der erste Anfang des ungarischen Eisenbahnwesens fällt in diese Zeit. Es war dies ein Schutz- und Begünstigungs-Gesetz für jede Privatperson oder Genossenschaft, welche sich um den Ausbau der vorzüglichsten (im Gesetze näher bezeichneten) Linien bewerben würden.

Ein wichtiges Postulat der gesammten nationalen und culturellen Entwicklung, die Sprachenfrage, fand einige fortschrittliche Förderung in dem Gesetzartikel hinsichtlich der «politischen Sprache». Gewiss waren es äusserst mässige Bestimmungen, welche im Jahre des Heils 1835 noch immer den alternirenden Gebrauch der lateinischen Sprache neben der ungarischen in der Gesetzgebung, Verwaltung und Judicatur gestatteten und eigentlich mehr die künftige Gleichberechtigung der ungarischen Sprache zu begründen, als etwa die einseitige Präpotenz derselben zu decretiren versuchten.

Während der Reichstag sich mit diesen Fragen befasste, spielte sich in weiter Ferne von Pressburg, das an der westlichen Grenze Ungarns liegt, im Herzen des Landes eine Reihe von Episoden ab, welche die eminent politischen Rechte der Schrift- und Redefreiheit betrafen und in ihrer demonstrativen Erscheinung auch unstreitig beförderten. Freiherr Nikolaus Wesselényi, das begabteste, hervorragendste Mitglied der specifisch siebenbürgischen Aristokratie, und eine der originellsten, wackersten und stämmigsten Gestalten Ungarns in diesem Jahrhundert, verschaffte sich gegen Schluss des 1834er siebenbürger Landtages zu Klausenburg eine lithographische Druckerpresse und liess im tiefsten Geheimniss, ohne vorher eingeholter Erlaubniss von Seite

der Regierung, den ersten Bogen des Landtags-Diariums drucken, um in der letzten Sitzung dieses Landtages die Stände mit dem Producte dieser Presse zu überraschen. Der Landtag wurde aufgelöst, gegen Wesselényi ein Haftbefehl erlassen, dessen Folgen er sich durch die Flucht entzog. Er begab sich nach Pressburg, um dort als ungarischer Magnat seinen Sitz im Oberhause einzunehmen. Jedoch auch bei der Pester königlichen Tafel, wie bei jener von Maros-Vásárhely in Siebenbürgen, war schon die «Actio notae infidelitatis» gegen ihn angestrengt, und zwar wegen einer angeblich aufrührerischen Rede, welche er auf die Nachricht von Regierungs-Umtrieben gegen die Urbarial-Gesetze in der Szatmárer Comitats-Congregation für die Sache der Reform und zur Vertheidigung seines intimsten Freundes Franz Kölcsey gehalten hatte. Der Widerhall, den diese Vorfälle auf dem Pressburger Reichstage, wie in den Comitaten erweckten — das Barser Comitat und sein berühmter Ablegat Johann v. Balogh thaten sich auch diesmal besonders hervor — gab den Anstoss zu einigen staatsrechtlichen Opposition-Demonstrationen, welche an packendem, dramatischem Interesse den Eingangs dieser Studie gekennzeichneten wenig nachgaben. So wenig sympathisch uns jede Demonstrations-Politik heute, unter normal-constitutionellen Zuständen, anmuthen mag, müssen wir doch zugestehen, dass die grossen Interessen der Schrift- und Redefreiheit nur durch diese Provocirung einiger extremer Fälle, nur durch das kräftige Argument, welches in einem «Brechen aber nicht Beugen» Einzelner liegt, gewahrt oder errungen werden konnten. In Ungarn war dies ebenso der Fall, wie im vorigen Jahrhundert in England und Frankreich, und um dieselbe Zeit in Deutschland. Gegen Schluss des langwierigen Reichstages, welcher erst nach mehr als einem Jahre nach dem am 2. März 1835 erfolgten Tode Franz I. stattfand, erweiterte sich die Kluft zwischen der Regierung und der Nation zu feindseligem Bruche. Der allmächtige Hofkanzler unter Franz I., Graf Adam Reviczky, der lange Zeit hindurch zwischen Volk und Krone vermittelt hatte, war mit dem Thronwechsel gestürzt, als kaiserlicher Gesandter nach Neapel gleichsam exilirt worden. An seine Stelle trat Graf

FIDEL PÁLFFY, das höfischeste, starrste Mitglied der Hofpartei an der Magnatentafel.

Einen eigenthümlichen gehässigen Eindruck muss noch heute das Vorgehen dieser Regierung machen, wenn man liest, wie das Streben nach einigen Real- und Gewerbeschulen von derselben zu nichte gemacht wurde. Der Entwurf eines Gesetzes, welcher die Gründung eines Polytechnikums in Budapest und einiger entsprechender Mittelschulen decretiren und für die Deckung des detaillirten Kostenvoranschlages aus dem Landessäckel, ohne jede Inanspruchnahme der Regierung sorgen wollte, wurde von dieser mit einigen allgemeinen Ausflüchten abgelehnt. In ganz Ungarn gab es damals keine einzige Realschule, keine Gewerbeschule — einige von Privatmännern errichtete Handelsschul-Curse in Budapest war Alles, was an Lehranstalten mit Rücksicht auf die materiellen Interessen zu Gebote stand, — ebenso wenig gab es eine höhere technische Lehranstalt. Die Motive des gouvernementalen Vorgehens dürften gewiss nur auf die Anhänglichkeit an den alten Schlendrian, an jene vis inertiae zurückzuführen sein, welche die Regierung hinsichtlich der Reformen als Gegengewicht der constitutionell-fröndirenden vis inertiae der Comitate handhabte, so dass «Land und Leute kraft der Unthätigkeit» nicht vom Fleck kamen. In Ungarn war damals die Meinung vorherrschend, dass die Regierung den materiellen Fortschritt des Landes niederhalten wolle. Das Vorgehen der Regierung war übrigens auch in anderen Punkten nicht minder unglücklich.

Der Reichstag war noch kaum auseinander gegangen, als der neue Kanzler seine Thätigkeit mit einer Reihe gewaltsamer, wenig gerechtfertigter, politisch unvernünftiger Repressions-Massnahmen inaugurirte, welche der Regierung mehr geschadet, die Sache der Opposition erfolgreicher gefördert haben, als alle Bestrebungen sämmtlicher Oppositionsmänner.

Die erste und gehässigste jener Massregeln war die Verhaftung einer Anzahl junger Reichstags-Practikanten. Ihr geselliger Club sollte ein politischer Geheimbund mit revolutionären Tendenzen gewesen sein. Unter den Verhafteten oder Bedrohten

befanden sich junge Männer, deren Namen sich später des besten Klanges erfreuten, wie Bartholomäus Szemere, Sabbas Vukovics, Dionys Pázmándy, Franz Pulszky und Andere. Das ganze Interesse dieser Regierungsaction concentrirte sich jedoch in der Person und den Schicksalen Ladislaus Lovassy's. Die Geschichte seines Processes ist ein Stück nervenspannender Dramatik. Sie endete tragisch für ihn wie für die Regierung. Zu zehn Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurde er nach Spielberg abgeführt. Als gegen Schluss des Reichstages von 1840 in Folge einer allgemeinen Amnestie alle politischen Gefangenen dem Leben zurückgegeben, in die Heimat zurückkehrten, wurde auch Lovassy nach Hause entlassen. Doch welcher Anblick! Der blühende, hochbegabte Jüngling war im Kerker physisch und geistig verkommen; in unheilbaren Wahnsinn verfallen, von fürchterlichen Hallucinationen verfolgt, war sein physischer Organismus gänzlich zerrüttet. Und noch dreissig Jahre lang währte das Elend dieses zerstörten Lebens; erst vor einigen Jahren ist jenes erynnische Gedenkzeichen eines schwächlich-brutalen Regierungssystemes in das späte Grab gesunken.

Auch die gegen Wesselényi angestrengten Processe wurden allmälig abgewickelt und der kühne Vorkämpfer der Opposition stand eben auf dem Culminationspunkt seiner Popularität, — das ganze Land jauchzte ihm wegen seiner aufopfernden Thätigkeit während der grossen Ueberschwemmung Budapests (1838) zu, hatte er doch Hunderte von Menschenleben gerettet und das seine stündlich den äussersten Gefahren ausgesetzt — als er verhaftet und nach Kufstein abgeführt wurde. Seine Gesundheit war zu jener Zeit untergraben und seine Augen waren schon damals der später thatsächlich auch eingetretenen Erblindung nahe; die Regierung gestattete ihm daher nach kurzer Haft, sich zum Zwecke seiner Heilung nach Gräfenberg zu begeben. Doch diese späte Milde vermochte die hervorgerufene Erbitterung nicht mehr zu versöhnen und selbst Franz Deák nannte Wesselényi «unseren Regulus».

Bald sollte ein ähnliches Schicksal auch Ludwig Kossuth

ereilen. Nach dem Schlusse des Reichstages hatte er seine Berichte in «Municipal-Nachrichten» («Törvényhatósági Tudósitások») umgeändert und er verzeichnete nunmehr die politischen Bewegungen der Comitate in dem Geiste seines ursprünglichen Unternehmens. Der Versuch, ohne vorhergehende behördliche Bewilligung die Lithographie statt der Handschrift zu benützen, gab den ersten Anstoss zum Einschreiten. Das Blatt wurde mit Beschlag belegt, die Postversendung verhindert; ein Vorgehen, welches die Comitate zur äussersten Unterstützung des Unternehmens anspornte und die agitatorische Wirkung desselben bedeutend erhöhte. Es erfolgte endlich ein formelles Regierungs-Verbot, dessen Vollziehung, von der General-Versammlung des Pester Comitates als ungesetzlich verweigert, zu einer langwierigen staatsrechtlichen Controverse über Press- und Correspondenz-Freiheit Anlass gab, schliesslich aber mit der Verhaftung Kossuth's (im Mai 1837) endete. Das Untersuchungs-Verfahren dauerte ein volles Jahr, welches der sich selbst vertheidigende Inquisit im Gefängnisse zubrachte. Der Process endigte mit einer Verurtheilung zu dreijähriger Kerkerhaft und dieser Ausgang war in mehrfacher Beziehung für die Geschicke der Regierung und des Landes verhängnissvoll. Die Regierung schmückte auf diese Weise den schon damals einflussreichen Agitator mit der Dornenkrone des politischen Märtyrerthums und wendete ihm dadurch alle Herzen zu. Ferner war diese unfreiwillige Musse für die geistige Entwicklung des Mannes von unberechenbarem Werthe. Die Regierung entriss ihn der abstumpfenden Thätigkeit des Journalisten, des Tagespolitikers; sie verschaffte ihrem gefährlichsten Gegner Zeit und Ruhe, sich ernstlich mit dem Studium der Geschichte, der National-Oekonomie, der Staatsrechtslehre und der englischen Sprache zu beschäftigen; sie selbst aber erntete ein ausgiebiges Mass von Erbitterung und Hass.

Die Opposition liess indess die Zeit nicht unbenützt verstreichen. Stefan Bezerédy, der grösste Philanthrop der Partei, schloss mit seinen Grundholden den ersten Ablösungsvertrag; sein Beispiel fand an verschiedenen Punkten des Landes Nach-

ahmung und adelige Gutsherren schufen gegen den Willen der Regierung aus untergeordneten Hörigen eine beträchtliche Anzahl freier, bäuerlicher Grundbesitzer. In der Hauptstadt gelang es den rastlosen Bestrebungen des Pester Comitates, unterstützt von der königlichen Freistadt Pest, die Begründung einer ständigen nationalen Bühne durchzusetzen, welche sich unter günstigen Auspicien rasch zu einem wirksamen culturellen und gesellschaftlichen Mittelpunkt der Nationalitäts-Bestrebungen emporschwang und bald darauf vom Reichstage zum Landesinstitute erhoben wurde. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen ist die Gründung einiger bis auf den heutigen Tag florirender landwirthschaftlicher Vereine zu verzeichnen. Von vorzüglicher Bedeutung war endlich die reformatorische Bewegung, welche sich hinsichtlich der Verbesserung des Gefängnisswesens geltend machte und als Vorläufer eines der gediegensten Producte dieses gesammten reformatorischen Strebens, des *Strafgesetz-Entwurfes* vom Jahre 1840 angesehen werden darf. Es handelte sich hierin bei weitem nicht einseitig um Fragen criminalistischer Technik, sondern um den Schutz und die Sicherung der Menschenwürde des gemeinen Mannes, also um ein humanitäres, demokratisirendes Princip.

Der Boden, dem diese Aspirationen wie die Versuche einiger positiver Schöpfungen entkeimten, war ausschliesslich das Comitat. Das gesetzlich gewährleistete Recht der Comitate, ihre Beschlüsse einander durch Zuschriften mitzutheilen, vermittelte den geistigen Contact, die Propagirung der Ideen. Das Statutar-Recht hinsichtlich der gesammten inneren Verwaltung und der strafrechtlichen wie der bürgerlichen Processordnung bot ihnen die Handhabe zur Decretirung bedeutsamer Bestimmungen, welche in Staaten mit normaler Repräsentativ-Verfassung ohne Frage zum Rechtskreise der staatlichen Gesetzgebung gehören. Nur diese rege Thätigkeit auf socialem und municipalem Gebiete ist im Stande, die Entwicklung bedeutender Menschen, Ideen und Dinge trotz der relativ so sterilen, ohnmächtigen Wirksamkeit der obersten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten des vormärzlichen Ungarns zu erklären.

IV.

Die Wahlcampagne zu dem auf den 2. Juni 1839 einberufenen Reichstage führte eine Erscheinung in ihrem turbulenten Gefolge, welche für die Entwicklung des ungarischen Parlamentarismus eine tief eingreifende Bedeutung zu erlangen berufen war. Es war dies die Bildung *einer jung-conservativen Partei*, einer conservativen Partei im modern-parlamentarischen Sinne des Wortes, deren wesentliche Tendenz wohl am klarsten durch die Benennung angedeutet wird, welche sie sich später selbst beilegte; sie nannte sich nämlich die «überlegend fortschreitende» (fontolva haladó) Partei. Vor diesem Zeitpunkte konnte von einer conservativen und im Grunde genommen auch von einer liberalen Reformpartei in unserem Reichstage keine Rede sein. Es standen einander die Anhänger der Dicasterial-Regierung und eine ständische Comitats-Opposition gegenüber; die ersteren ohne jede Befürchtung einer wesentlichen Erschütterung, einer von aussen her eindringenden Umgestaltung; die letztere ohne jegliche Aussicht auf einen definitiven Sieg der zusammenhängenden Verwirklichung eines organischen Oppositions-Programmes. Die Regierung war im Unterhause oder an der Ständetafel, wie sie damals hiess, eigentlich gar nicht vertreten. Auf einer erhöhten Estrade innerhalb der Schranken sassen die Mitglieder der «königlichen Gerichtstafel», d. h. des Appellationsforums für gewisse Processe, in welchen die Comitats-Gerichtstafeln ihr Erkenntniss bereits abgegeben hatten. Der Präsident dieser königlichen Gerichtstafel, der königliche Personal (personalis praesentiae regiae in judiciis locumtenens) führte in den Plenarsitzungen, in den sogenannten Landessitzungen der Ständetafel den Vorsitz. Die Protonotare der königlichen Tafel fungirten als Schriftführer der Landessitzungen. Der Landes-Oberrichter, der Judex Curiae, als einer der vornehmsten Bannerherren des Königreiches, sass an der Magnatentafel, wo er im Verhinderungsfalle des Palatins präsidirte. Eine officiell bevollmächtigte und verantwortliche Vertretung der Landesver-

waltung war nicht vorhanden. Die Regierung liess ihre Intentionen durch einige von ihr bestellte, zumeist in Kronämtern befindliche Ablegaten zum Ausdruck bringen. Die Partei, welche sich um diese vertraulichen Sendboten der Regierung schaarte, mochte nebenbei wirklich von conservativen Tendenzen geleitet sein, doch bestand ein Theil, und zwar zumeist nur die Minderzahl ihrer Mitglieder, aus Männern unabhängigen Charakters, die sich mit den lärmenden, oft gedankenlosen Comitats-Umtrieben nicht befreunden konnten, und die zuweilen thatsächlich freisinnigere Anschauungen vertraten, als die Wortführer der Comitatsfronde; im Ganzen und Grossen jedoch war diese sogenannte conservative Partei das Organ des gouvernementalen Willens an der Ständetafel. Von einem selbständigen Parteiprogramm war keine Spur vorhanden.

Der Partei-Charakter der Opposition musste sich naturgemäss diesem Verhältnisse entsprechend entwickeln. Eines reellen Erfolges im besten Falle nur hinsichtlich der Vertheidigung der Verfassung sicher, mussten ihre sonstigen fortschrittlichen positiven Reformversuche den Charakter akademischer Dissertationen annehmen. Dieses Verhältniss musste auf die Gemüther deprimirend, auf die Geister demoralisirend wirken; deprimirend wegen der Hoffnungslosigkeit der Bestrebungen, demoralisirend wegen der ideologischen Schrankenlosigkeit, die sich zur Formulirung und Proclamirung der weitgehendsten selbst unausführbaren Principien versteigen durfte, während doch selbst die bescheidensten, nahe liegendsten Postulate nicht zu verwirklichen waren. Die Unverantwortlichkeit der Opposition war zum mindesten ein ebenso unheilvoller Zustand, wie die Unverantwortlichkeit des Dicasterial-Regimes. Die Magnatentafel, das Oberhaus, wies bis zu dem in Rede stehenden Zeitpunkte absolut keine Erscheinung auf, die irgend welchen Vergleich mit einer parlamentarischen Körperschaft zugelassen hätte. Die Magnatentafel war der unbedingte Stützpunkt der Regierung, die starre Verneinung der im Unterhause die Majorität besitzenden Comitats-Opposition, d. h. der Politik der gesammten «natio legalis». In dieser compacten

und einheitlich geleiteten Masse von Bischöfen, Magnaten und Kron-Dignitären machte sich wohl zuweilen in einer oder der anderen Frage das Separatvotum eines unabhängigen Kopfes vernehmbar, allein die Erscheinung einander gegenüber stehender Parteien war hier gänzlich ausgeschlossen.

Die Vorbereitungs-Action zum Reichstage von 1839 und 1840 brachte weit tragende Veränderungen in diese Verhältnisse. Das Auftreten Széchenyi's, das in Fluss gerathene oder doch ersehnte Umgestaltungswerk der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung Ungarns, hatte auf die jüngere Generation unserer Aristokratie mächtig anregend eingewirkt, welche in Folge ihrer Reisen, ihres beinahe fortwährenden Aufenthaltes im Auslande (dem sie unter dem Einflusse Széchenyi's von nun an zu entsagen begann) mit den Strömungen der europäischen Ideen nahe Fühlung besass, die der Gentry, dem Landadel in seiner Masse mangelte. Diese reichbegüterte, seit Jahrhunderten herrschende Aristokratie, deren Reihen in den vierziger Jahren relativ zahlreiche Talente umfassten, begann nun thatkräftig in jenen Neugestaltungs-Process einzugreifen, für den bisher fast ausschliesslich nur die Gentry sich begeistert hatte. Es traten zwei Männer an die Spitze der Bewegung, deren Namen zu den glänzendsten unserer neueren Geschichte gehören. Der eine, der gewaltigere Geist, war Graf Aurel Dessewffy; der andere, an den sich die Tragik eines Martyriums knüpft, war Graf Ludwig Batthyány, der spätere Minister-Präsident vom Jahre 1848, der auf dem Richtplatze von Kugeln zu Tode getroffen endete.

Graf Aurel Dessewffy — zu dieser Zeit noch nicht ganz dreissig Jahre alt — war ein vornehmer, gebildeter Politiker, mit Ausnahme Széchenyi's der einzige Staatsmann seiner Zeit im modernen Sinne dieses Wortes, das einzige Genie unter seinen Standesgenossen, welches die Erkenntniss reeller Reformexigenzien mit dem Berufe zum realisirenden Chef einer Regierung verband. Mit Bedauern müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle auf die Einzelnheiten seiner glänzenden und leider so kurzen Laufbahn einzugehen. Nur kurz können wir hier erwähnen, dass Graf

Aurel Dessewffy zur Zeit der Einberufung des 1839er Reichstages der Regierung ein Memorandum überreichte, welches die Aussichten dieses Reichstages, die Führung desselben, den Stand der Parteien und die Aufgaben der Regierung erörterte. Der Eindruck dieses Memorandums war ein so grosser, dass der Verfasser sogleich zum Statthaltereirathe ernannt und hinsichtlich der bevorstehenden Personal-Aenderungen in den Spitzen der Regierung consultirt wurde. Er selbst war zum Führer der Regierungspartei im Unterhause ausersehen, als er jedoch bei der Ablegatenwahl in seinem eigenen Comitate — Sáros — unterlag, nahm er seinen Sitz an der Magnatentafel ein und wurde der Führer der neu constituirten Partei der gemässigten Jung-Conservativen.

Um dieselbe Zeit organisirte sich auch die numerisch nicht bedeutende, doch geistig ebenfalls hervorragende, hinsichtlich ihrer Zwecke und Mittel edel angelegte Oberhaus-Opposition unter Leitung des Grafen Ludwig Batthyány. Das Programm, welches diese Partei veröffentlichte, will uns mit seinem naiv-whigistischen, demokratisch übertünchten, im Wesen aber aristokratischen, frondirenden Liberalismus hinsichtlich des politischen Ideengehaltes heute nicht mehr sonderlich anmuthen. Die humane, nationale Gesinnung, welche es durchweht, wird jedoch die Achtung und Sympathie jedes Billigdenkenden erringen. Zu seiner Zeit bedeutete dieses Programm einen bemerkenswerthen Fortschritt sowohl hinsichtlich der Parlamentsreform, wie auch hinsichtlich der Stellung der Aristokratie zur Nation. Es bot auf diese Weise der scheinbar starrste, antiquirteste Factor der ungarischen Gesetzgebung, die Magnatentafel, das erste Beispiel einer modernen Parteigruppirung, welche auf die Parteientwicklung des Unterhauses bald unverkennbar befruchtend einwirken sollte.

Der Reichstag beschäftigte sich nach seinem Zusammentreten Monate lang mit den Landesbeschwerden (Gravamina), welchen die Verletzung der Schrift- und Redefreiheit, der gesetzlichen Publicität wie der persönlichen Freiheit in den angedeuteten Ver-

haftungsfällen zu Grunde lag. Die officielle Tagesordnung dieses Reichstages, wie die königlichen Propositionen sie bestimmten, war dürftig und ohne sonderliche Bedeutung, denn Recruten-Bewilligung, Militär-Verpflegung und Donauregulirung waren der Hauptinhalt der königlichen Propositionen. Es blieb daher hinreichend Zeit allgemeine Verfassungspolitik und etwas Reformarbeit zu treiben. Nach langwierigen Kämpfen zwischen der Stände- und der Magnatentafel, nach einem zweiundzwanzigmaligen fruchtlosen Nuntienwechsel zwischen beiden Tafeln trat endlich die Krone vermittelnd ein, und gegen den Schluss der Reichstagssession erschien (im März 1840) ein königliches Rescript, welches die unverbrüchliche Aufrechthaltung der gesetzlich gewährleisteten Redefreiheit verhiess, die althergebrachte Verfassungsmässigkeit dieses Rechtes anerkannte und erklärte, dass etwaige Ueberschreitungen desselben nur auf dem ordentlichen richterlichen Wege zurechtgewiesen werden könnten; die gesetzliche Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt aber dürfe weder von oben noch von unten her in Frage gezogen werden. In der gemeinschaftlichen Landessitzung beider Tafeln vom 1. Mai endlich verkündete der Erzherzog-Palatin, dass die mit allerh. Entschliessung vom 29. April ertheilte königliche Amnestie sämmtlichen, aus politischen Gründen Verhafteten die Freiheit gebe. Dies rief allgemeine Befriedigung hervor und begann man an das neue Regime des Kanzlers Grafen Anton Majláth und des Judex Curiae Georg v. Majláth weitgehende Hoffnungen zu knüpfen.

Die jung-conservative Partei des Oberhauses markirte ihre Unterscheidung von der alten Hofpartei, von den «aulici», zum ersten Male gelegentlich der Verhandlung der interconfessionellen Gesetzentwürfe. Graf Aurel Dessewffy trat für das Princip der Glaubensfreiheit ein, und dass der auf die Regelung der interconfessionellen Verhältnisse bezügliche Gesetzentwurf im Oberhause durchging, war vorzüglich Dessewffy's Verdienst. Nun war es gewiss eine Erscheinung ohne Präcedens, dass ein königlicher Statthaltereirath und Regierungschef in spe, der Führer der Conservativen im Oberhause, sich den Bischöfen offen widersetzte und

der Annahme einer confessionellen Reformbill der Stände zum Siege verhelfe. Auch hierin manifestirte sich der Umschwung der Zeiten. Der Gesetzentwurf wurde der Krone zur Sanction unterbreitet; da aber die Bischöfe erklärten, sie müssten einen Vertreter an die römische Curie entsenden, um vom Oberhaupte der Kirche die competente Weisung für ihr weiteres Verhalten einzuholen, verschob die Regierung die endgiltige Erledigung der Angelegenheit auf die nächste Reichstagssession.

Einen positiven Fortschritt machte die Urbarialfrage. Wogegen sich Oberhaus und Regierung auf dem vorigen Reichstage so unerbittlich sträubten, wurde nun ohne sonderliche Schwierigkeit genehmigt und das grosse Princip der Freiheit des Bodens wurde mit einem gewaltigen Schritte seiner Realisirung näher gebracht. Der Gesetzartikel VI vom Jahre 1840 gestand endgiltig sowohl einzelnen Bauern wie ganzen Gemeinden das Recht zu, sich im Vertragswege von den Grundherren loszukaufen, d. h. ihre Verpflichtungen gegen die Grundherrschaft durch die Zahlung einer entsprechenden Summe abzulösen; nur die Patrimonial-Gerichtsbarkeit sollte aufrecht erhalten bleiben. Dagegen wurde das bäuerliche Erbrecht zeitgemäss verbessert.

Den adeligen Grundbesitz berührte, indirect zwar, doch mit der Gewalt der materiellen Thatsachen, die Reception des deutschen *Wechselrechtes* durch den Gesetzartikel XV vom Jahre 1840, der den Adeligen keine Ausnahme einräumte. Sobald ein Adeliger den Wechselcredit in Anspruch nahm, war er wie sein Besitzthum dem Wechselgesetz unterworfen, dessen Executions-Bestimmungen auf den avitischen Charakter des adeligen Gutsbesitzes keine Rücksicht nehmen. Dies war daher der erste practisch eingreifende Schritt zur Umgestaltung des bisherigen adeligen Besitzrechtes!

Die Ergebnisse des Reichstages wurden in den Comitats-Sitzungen verkündet, die heimgekehrten Ablegaten erstatteten ihre verfassungsmässigen Rechenschaftsberichte und die Comitats-Congregationen liessen sich in lebhafte Debatten über die wichtigsten Fragen staatsrechtlicher Organisation und Verfassungs-

politik ein. Kraft ihres Statutarrechtes begannen sie selbst Verfügungen zu treffen, welche das Wesen der Verfassung berührten und eigentlich zur Competenz der Legislative gehörten. So erstreckten das Pester, später das Biharer und einige andere grosse Comitate das Recht der vollbürtigen Theilnahme an der Comitats-Verwaltung auf die nicht adeligen Mitglieder der Intelligenz, auf die sogenannten «Honoratioren», d. h. auf die Advocaten, Aerzte, Professoren u. s. w., selbst wenn sie nicht adeliger Abkunft waren. Gewiss ein löbliches und bei weitem nicht ultraradicales Vorgehen — nur mangelte den Comitaten zu so weit gehenden Bestimmungen die gesetzliche Competenz. Ihre Verdienste um die Sache der Nationalität, der Vorbereitung der Reformen, vorzüglich aber um die ungeschmälerte Aufrechthaltung der alten Verfassung sind unleugbar gross und ruhmvoll. Und doch führt selbst M. Horváth, der weder centralistischer Gesinnung, noch eines überwuchernden Sinnes für gouvernementale Exigenzien geziehen werden kann — im Gegentheile! — ein langes Sündenregister der unbefähigten, eingebildeten Eitelkeit, der unreifen Ideen und unverdauten Projecte, der fremdländischen Theorien und Gemeinplätze an, welche sich daselbst breit machten.

Die Comitate beschäftigten sich also eben cum rebus omnibus et quibusdam aliis, als ein neuer Factor die politische Arena betrat. Dieser neue Factor war die politische Presse und ihr hervorragendster Kämpe Ludwig Kossuth. Das versöhnliche und zugleich feste Regime der Majláth's hatte sich mit der Idee einer vorbereitenden, belehrenden und discutirenden Presse vertraut gemacht. So geschah es, dass der Buchdrucker und Verleger Landerer auf seine Anfrage, ob man es zulassen würde, dass der jüngst aus der Kerkerhaft entlassene Kossuth Redacteur eines zu gründenden politischen Tagblattes werde, vom Fürsten Metternich einen beruhigenden Bescheid erhielt. Das neue Blatt hiess «Pesti Hirlap» (Pester Zeitung) und erschien mit Anfang 1841. Schon die ersten Nummern brachten Leitartikel voll rhetorischer Eloquenz, voll agitatorischer Verve, voll radicaler Ideen. Die Aufrechterhaltung der Comitatswirthschaft mit ihrer ausgedehnten statutarischen Praxis,

ihrem regen politischen Treiben und ihrer nahezu gänzlichen Unabhängigkeit von der Staatsregierung war das leitende Princip des neuen Journals, jedoch nicht als Selbstzweck. Sein Ideal war von Anfang an die Einbeziehung grösserer Massen, das Wirken für das Volk aber auch *mit* dem Volke. Als im Laufe des Jahres 1841 ein anderes Blatt die Behauptung aufstellte, dass der Grundbesitz im Umgestaltungsprocess einen überwiegenden Einfluss üben müsse, replicirte KOSSUTH mit einem schneidigen Ausfall gegen die Aristokratie, mit der Glorificirung der Comitats-Gentry, welcher in Folge ihrer grossen Verdienste für die Sache der Nationalität die vermittelnde Aufgabe beim Uebergange zu neuen, demokratischen Verhältnissen zufalle. Die ungeheure Wirkung derartiger agitatorischer Enunciationen auf das Comitatstreiben und durch dieses Medium auf die gesammte Nation ist selbstverständlich. Der Schöpfer und Initiator der ungarischen Reformbewegung Graf STEFAN SZÉCHENYI hatte dies sofort nach dem Erscheinen der ersten Nummern des «Pesti Hirlap» erkannt und tiefe Besorgniss erfüllte sein grosses, krankes Herz. Seit der Kanzlerschaft des constitutionell gesinnten Grafen ANTON MAJLÁTH und den versöhnenden Errungenschaften des letzten Reichstages war er hinsichtlich des Verhaltens, der zu befolgenden politischen Taktik der Nation gründlich verschiedener Ansicht als in den dreissiger Jahren. Er sah die Besten, die Mächtigsten des Landes, dem Throne nahe stehend, sich des Wohles der Nation annehmen und er erklärte, «dass die Nothwendigkeit der Agitation derzeit und zeitweilig aufgehört hat.» Die Agitation des «Pesti Hirlap» und sein aufregender Einfluss störten die Berechnung, den Wunsch SZÉCHENYI's. Das Blatt KOSSUTH's war kaum drei Monate alt, als ein ziemlich dickleibiger Band unter dem Titel «A kelet népe» — das Volk des Ostens — aus der Feder SZÉCHENYI's, gegen KOSSUTH und sein Blatt gerichtet, erschien. Der leidenschaftliche Hass eines tiefgekränkten Herzens, allé Bitterkeit eines kranken Gemüthes, die extremen Affecte eines aufgeregten Nervensystems sprachen aus diesem merkwürdigen Buche, stellenweise gemildert und verklärt von den erschütternden Accenten eines tiefsinnigen, glühenden

Patriotismus, dessen Hervorbrechen Jahre lang hintangehalten war durch die concreten Rücksichten des äusseren practischen Lebens. Széchenyi klagte in heftiger, dialectisch nicht immer cohärenter Sprache Ludwig Kossuth an, dass er die Nation dem Verderben, der Revolution entgegenführe. «Kelet Népe» sprach Kossuth den staatsmännischen Beruf ab; er treibe Misericordianer-Politik statt berechnender Staatsweisheit; seine Taktik hinsichtlich der Mittel und Wege sei falsch; er besitze keinen Sinn für das entscheidende Masshalten; er untergrabe die Regierungs-Autorität und sei der Wortführer aller extremen Experimente der Comitatswirthschaft; er vergöttere die Popularität, hasche nach dem Beifall der Menge und schmeichle ihren bösen Leidenschaften.

Die öffentliche Meinung wusste mit diesem eigenthümlichen Buche nicht recht was anzufangen. Es sprach von Revolution im Jahre 1841, während die altadelige Verfassung fest aufrecht stand und die strenge Loyalität des allein herrschenden Adels über jeden Zweifel erhaben war. Auch blieb es den Beweis seiner baroken, hasserfüllten Behauptungen schuldig, und allgemein wurde seine masslose Subjectivität verdammt, — Széchenyi's einstige grenzenlose Popularität, welche schon seit längerer Zeit im Niedergang begriffen war, begann rapid zu verbleichen. Die hervorragendsten Geister, welche sich mit dem Buche befassten, unter ihnen Josef Eötvös, Aurel Dessewffy und Kossuth selbst, also die verschiedensten Richtungen, einigten sich in der abfälligen Beurtheilung des Werkes. Die Erwiderung musste Kossuth ungemein leicht fallen, hatte er sich doch gegen allgemeine, leidenschaftliche, nicht bewiesene Behauptungen zu vertheidigen, und der ruhige, massvolle Ton seiner Replik musste ihm den Beifall des oberflächlich urtheilenden Publicums sichern, welches das Ringen dieser beiden gewaltigen Geister mit gespanntem Interesse verfolgte.

Als sieben Jahre später Alles eintraf, was Széchenyi vorhergesagt hatte, schrie man Wunder. Und doch waren Széchenyi's Worte nur der Ausfluss jenes Vorgefühles der nothwendigerweise eintreffenden Dinge, welches höher organisirten politischen Naturen

und Staatsmännern von grosser Verantwortung in gewissen entscheidenden Uebergangsstadien eigen sein muss. Ungarn aber befand sich damals in einem solchen Uebergangsstadium und SZÉCHENYI, jener SZÉCHENYI, den die Menge inmitten der herrschenden Agitationsströmung mehr und mehr aus den Augen verlor, fühlte um so lebhafter die Verantwortlichkeit für die Ereignisse, da er sich als den ersten geistigen Urheber jener Bewegung betrachtete.

«Kelet Népe» hatte einen ganz anderen Erfolg, als sein Autor hoffte und wünschte. Um SZÉCHENYI wurde es im politischen Lager immer einsamer; der Einfluss LUDWIG KOSSUTH's auf die Nation aber stieg, wiewohl selbst in den Reihen der älteren Opposition einiges Misstrauen, einige Zweifel erwachten, ob KOSSUTH nicht zu weit gehe, zu radicale Tendenzen propagire. Der Führer der Conservativen, Graf AUREL DESSEWFFY, fand es nun geboten, in eigener Person die journalistische Arena zu betreten und den gefährlichsten Gegner auf seinem eigenen Terrain zu bekämpfen. Gegen die Mitte des Jahres 1841 übernahm er persönlich die Leitung eines bisher ziemlich obscuren conservativen Blättchens, des «Világ» (Licht), das er rasch zu einem der glänzendsten und geistig gehaltvollsten Organe der Publicistik emporhob. Bei der nahen Aussicht, selbst Kanzler, Regierungsleiter zu werden, sind die Artikel DESSEWFFY's eigentlich als ein Regierungs-Programm zu betrachten; das erste Regierungs-Programm, welches in Ungarn auf dem Wege der Publicität um den Beifall der öffentlichen Meinung rang. Er war der erste ungarische Staatsmann, welcher vor der Oeffentlichkeit scharf und rückhaltslos die Nothwendigkeit einer starken Regierung, einer nationalen, vernünftig fortschrittlichen, doch vor Allem kräftigen, selbstbewussten Centralgewalt betonte. SZÉCHENYI gegenüber bemerkte er, dass man die Nation mit einem aristokratisch-gesellschaftlichen Organismus, gleichsam en petit comité nicht regieren könne. Die Wucht seiner Argumentation traf aber das luftige System, welches KOSSUTH aus dem Ideal der Comitats-Omnipotenz aufgebaut hatte. «KOSSUTH's Theorie, schreibt er an einer Stelle, will den Staat in Allem zur Rolle des ‚benevolus spectator' verurtheilen; das Comitat greift in

die Staatsverwaltung, in die Gesetzgebung ein, um sie gleichsam zu absorbiren. Dies ist nichts anderes, als der wahre Föderalismus. Die Idee des Comitats ist in dieser Theorie bis zum Excess entfaltet, doch ihre Schranken der Krone, der Gesetzgebung gegenüber sind im Dunkeln gelassen. . . . Der König beschwört: ‚leges observare et observari facere', doch frage ich, wie könnte er, falls Kossuth's Theorie zur herrschenden würde, seinem Schwure einem die Gesetze verletzenden Comitate gegenüber Genüge leisten? Täglich wollt ihr weiter gehen in der Ausbreitung der Rechte: doch das Gegengewicht dieser Schritte, eine strengere Ordnung und Disciplin, wollt ihr nicht concediren. Ihr schreitet fort auf eurer Bahn der Neuerungen; ihr demolirt die Zwischenmauern; ihr löset einige Schlingen und entschlüpft einigen beengenden Ringen; und ihr bemerket nicht, dass diese Thätigkeit, wenn nicht neue Garantien der Ordnung geboten werden, wenn nicht neue Bande das sociale Gewebe zusammenhalten, nicht der Fortschritt, sondern die traurige Arbeit der Desorganisation, der trübselige Vorläufer einer tabula rasa sei.»

Das Ziel der Thätigkeit Dessewffy's sollte die positive Arbeit der Organisation, die Creirung eines einheitlichen Organismus gegenüber dem Comitats-Föderalismus, d. h. die Gründung eines *Staates* gegenüber dem zersetzenden gesellschaftlichen Atomismus sein, allein der Tod gebot seinen grossen Bestrebungen Einhalt. Uebermässige geistige Arbeit von Kindheit an, vielleicht ein ungenügendes Zurathehalten der physischen Kräfte in den Jünglingsjahren hatten den Organismus des dreiunddreissigjährigen Mannes untergraben; sein rastloser Arbeitsdrang verzehrte in nervösem Ueberreiz seine Lebenskräfte. Zu Anfang des Jahres 1842 unterlag er, nachdem er eben einen heftigen Kampf mit der Opposition, mit Kossuth im Pester Comitatssaal bestanden hatte, nach kurzem Krankenlager einem hitzigen Fieber.

Mit ihm sank die Hoffnung auf einen staatserhaltenden, friedlichen Umschwung in das Grab. Die conservative Partei konnte das Verlöschen ihres hervorragendsten Geistes lange nicht, vielleicht nie ganz verschmerzen. Ludwig Kossuth hatte nunmehr in

der Tagespresse und in der offenen Agitation keinen ebenbürtigen Gegner.

Der Reichstag vom Jahre 1843-44 — er wurde als Reform-Reichstag begrüsst — bietet in seinem Verlauf, in den Ergebnissen seiner nur halb in Erfüllung gegangenen Bestrebungen zugleich einen Uebersichtspunkt auf die vorhergegangene und auf die spätere Reformbewegung. Schon die königlichen Propositionen enthielten gewichtige Reformmotive, namentlich die Verhandlung des Criminalcodex, welchen eine Regnicolar-Deputation, bestehend aus den hervorragendsten publicistischen und juristischen Capacitäten des Landes verfasst hatte; die gesetzliche Regelung des Städtewesens in Hinsicht seiner Stellung zur Legislative; die Verbesserung des Landes-Communications-Wesens und der Credit-Gesetzgebung; die Errichtung einer Landes-Hypothekenbank; gesetzliche Massregeln gegen die Ausschreitungen der Comitats-Congregationen u. s. w. Langwierige und unfruchtbare Gravaminal-Debatten, dann einige in principieller Hinsicht productivere, wenn auch vorläufig blos akademische Discussionen über das Städtewesen, über die allgemeine Steuerpflicht nahmen viel Zeit in Anspruch, so dass nur wenige positive Errungenschaften gediehen. Als solche erscheinen die endgiltige Bestätigung und weitere Einführung der ungarischen Sprache als Staatssprache an Stelle der lateinischen mit möglichster Schonung der polyglotten Nationalitäts-Verhältnisse der unteren Schichten; ferner die Sanctionirung der oben gekennzeichneten interconfessionellen Gesetze; endlich und vorzüglich die gesetzliche Begründung der Befähigung Nicht-Adeliger zu sämmtlichen Aemtern; sowie die Befugniss Nicht-Adeliger, adeligen Grundbesitz zu erwerben. Als naturgemässes Corollarium dieser letzteren Bestimmung musste bald die Abolirung der Distinction zwischen adeligem, bürgerlichem und bäuerlichem Grundbesitz folgen.

Die Regelung des Städtewesens spielte in den Reform-Discussionen des Reichstages und der Comitate eine bedeutende Rolle. Es war dies vielleicht der einzige Gegenstand von allgemeinem Interesse, mit dem sich auch die Städte selbst befassten. Es stack

hinter dieser speciell staatsrechtlichen Controverse über die ausgiebigere Betheiligung der Städte an der gesetzgebenden Gewalt im Grunde genommen die grosse sociale Frage der Gründung eines europäisch organisirten Bürgerthumes. Die liberalen Comitatenser wünschten sie sehnlich herbei und förderten sie, aber nur — in thesi; das geistig versumpfte Pfahlbürgerthum unserer Städte jedoch wollte davon nichts wissen. Die Staatsregierung, welche diese Städte als ihre eigenste Domäne betrachtete, liess die Irrungen und Missverständnisse gewähren, denn zu einer Vermehrung ihrer Macht konnte eine Lösung dieser Frage unter den damaligen Umständen wohl nicht führen. Und so blieb sie denn ungelöst.

Die für das gesammte Verfassungs- und Staatsleben wichtigste Frage jener Zeit, welche Graf Stefan Széchenyi zuerst angeregt hatte, die er als das höchste Interesse des Landes betrachtete und deren Lösung er mit wachsendem leidenschaftlichen Eifer betrieb, war die Frage der *allgemeinen Besteuerung*, die Ausdehnung der Steuerpflicht auf den Adel. Alle Momente des Comitatslebens, die Entscheidung der Ablegatenwahlen, die Excesse des niederen Adels, des sogenannten Bundschuh-Adels, dessen Mitglieder die Bauern höchstens an Rohheit übertrafen, allein als Abkömmlinge adeliger Familien in den Comitats-Congregationen und bei allen Wahlen stimmberechtigt waren, hingen mit der Besteuerungsfrage zusammen. Dieser Frage waren zum grossen Theile die Discussionen der Publicistik, lange Debatten im Reichstage gewidmet. Ständetafel, Oberhaus-Majorität und Regierung waren jetzt über die principiellen Grundzüge so ziemlich einig und es kam zur Votirung der ersten Millionen, welche der Adel zur Gründung eines Landes-Investitionsfondes einzahlen sollte. Noch einige Jahre währte es, bis Széchenyi den vollständigen Sieg seines Strebens erlebte. Die allgemeine Steuerpflicht wurde decretirt, während Széchenyi verdüsterten Geistes, mit beinahe gebrochenem Herzen auf die entfesselten Elemente blickte, welche das Vaterland mit Todesgefahr bedrohten. Nicht im Brande einer Revolution hatte er den endgiltigen Sieg seiner theuersten Ideen zu erreichen gehofft!

Den Gegenstand lebhafter, weitgehender und eindringlicher Discussion im Reichstage, in den Comitats-Sitzungen und in Vereinen bildete endlich die Frage der *Zoll-* und *Handels-Politik*. Es dürfte auch in weiteren Kreisen bekannt sein, dass KOSSUTH unter der Einwirkung des »nationalen Systems der politischen Oekonomie« FRIEDRICH LIST's eine allgemeine Agitation in protectionistisch-mercantilistischer Richtung anfachte. Der Central-Schutzverein und seine Filialen sollten eine grosse nationale Genossenschaft bilden zur Kräftigung, zum freiwilligen Schutze der heimischen, zur Ausschliessung der fremdländischen Industrie. Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle auf eine umfassende Würdigung dieser Bewegung einzugehen, doch mussten wir ihrer schon des chronologischen Zusammenhanges halber Erwähnung thun, als einer socialen Action auf breitester Basis, welche mehrerer Jahre bedurfte (bis 1848), um in der angegebenen Form aus sachlichen, wie aus persönlichen Gründen im Sande zu verlaufen.

Die Zeit war endlich gekommen, in welcher sämmtliche Factoren des öffentlichen Lebens, die Nation sowohl wie die Regierung, Liberale sowie Conservative, die Realisirung tiefgreifender Reformen als ihre vorzüglichste Aufgabe erkannten. Der Unterschied der Macht- und Parteifactoren schien sich nur noch um die Frage des Masses, um den Realisirungs-Modus zu bewegen. Die bedeutendste Errungenschaft zweier, an Kämpfen reicher Decennien offenbarte sich wohl in der Thatsache, dass auch die Wiener Staatsregierung sich auf die Bahn der positiven Reformen gedrängt sah und dass Fürst METTERNICH eigenhändig die Uebergangs-Bestimmungen zu einer parlamentarischen Ordnung formulirte. MICHAEL HORVÁTH theilt ein aus Wien vom 9. Mai 1844 datirtes Schreiben des Kanzlers an den Erzherzog-Palatin mit, welches füglich als das bedeutendste, merkwürdigste Actenstück dieses Geschichtswerkes betrachtet werden kann. In drei Richtungen bekundet sich die ausgezeichnete Bedeutung dieses Schriftstückes: als Kritik der früheren Regierungspolitik und der Landeszustände; als Anerkennung des neuen, veränderten Geistes, welcher die Dinge erfüllt; als Präcisirung einiger umfassender neuer Massregeln, welche

diesem Geiste gerecht werden sollten. Der Fürst constatirt, dass »die lange Regierungsperiode des Kaisers FRANZ für Ungarn nichts hervorgebracht hat. Der Grund des leidigen Zustandes lag nicht in dem Willen der Organe (Regierungsstellen), er entsprang dem Mangel an Erkenntniss der Bedürfnisse, und zwar deshalb, weil zwei Elemente mit einander rangen: das ungarisch-constitutionelle und das österreichisch-absolutistische. Indess wandelten die Reichstage ihre Wege und ein jeder entzog der Krone nacheinander die Mittel, welche zu ihrer Regierungsfähigkeit erforderlich sind.«

»Ungarn — so heisst es in dem Schreiben weiter — ist kein neues, erst zu gestaltendes Staatswesen; sondern ein altes Land mit längst antiquirten Gesetzen, von der Natur mit ausgezeichneten Gaben ausgestattet — in welchem jedoch das Gebiet der Staatsregierung brach, unbebaut liegt, während auf anderen Gebieten überwucherndes Unkraut die guten Keime erstickt. Hier thut Hilfe Noth! Und woher könnte diese folgen? Wenn nicht von oben her, so bleibt dem Lande, um sich aus seinen Uebeln zu befreien, nur ein Weg offen: der Weg der socialen Revolution.«

»Als Ausgangspunkt dieser Hilfe von oben her bezeichne ich vor Allem die Bildung einer compacten Majorität an der Ständetafel; dann die Herstellung der Möglichkeit, dass diese Mehrheit von der Regierung geleitet werde. Zur Utilisirung der Majorität — dieser Basis alles Guten, welches auf constitutionellem Wege zu erreichen ist — erscheint eine Bedingung erforderlich, ohne welche das Gute niemals zu erreichen sein wird: der König, anstatt wie bisher in den königlichen Propositionen seinen Willen auszudrücken, dass die Stände gewisse Gesetzentwürfe unterbreiten mögen, der König präsentire der Ständeversammlung selbst fertige Gesetzentwürfe, welche dann die beiden Häuser discutiren, annehmen oder verwerfen, um dann nach den Modificationen der Stände vom Könige sanctionirt oder zurückgewiesen zu werden. Weiters: die königlichen Gesetze sollen von eigens hiezu bestellten Commissarien im Plenum wie in den Commissionen vertheidigt und erörtert werden.«

Die denkwürdige Schrift bekräftigt dann diese Behauptung mit dem Hinweis auf die Praxis der westeuropäischen Verfassungs-Staaten; geisselt weiters mit einigen allgemeinen, scharfen und zutreffenden Pointen die Irrungen und Widersprüche der herrschenden Geistesbewegung und empfiehlt schliesslich in einigen schwungvolleren Sätzen dieses Programm als die Wahrheitserkenntniss eines Mannes welcher «am Ende einer langen Bahn steht».

Die Grundzüge des Ueberganges von einem ständischen Vertretungskörper zum parlamentarischen Repräsentativ-System sind in diesem Programme unverkennbar enthalten. Neben kräftiger Betonung eines wirksamen Staatsregiments macht sich die wohlwollende Gesinnung zu Gunsten repräsentativer Verfassungszustände bemerkbar. Des historischen Interesses halber sei hier nebenbei bemerkt, dass der Palatin Erzherzog JOSEF in seinem Antwortschreiben (Pressburg, 14. Mai 1844) kein sonderliches Verständniss für die Bedeutung der METTERNICH'schen Ideen bekundet. An das Ende seiner — nahezu ein halbes Jahrhundert umfassenden — segensreichen Thätigkeit gelangt, zieht er sich dem Wiener Minister gegenüber, dem er niemals zugethan war, misstrauisch auf den Boden der alten ungarischen Verfassung zurück und meint mit dem strict conservirenden Einhalten derselben alle Schwierigkeiten bannen zu können. Von dem Herandrängen jener Fluth, welche diesen alten Bau bald in seinen Grundvesten erschüttern sollte, scheint er nichts geahnt zu haben.

Dem Fürsten METTERNICH scheint es mit seinen Anschauungen Ernst gewesen zu sein. Ein strammeres Regiment sollte in Ungarn platzgreifen und den Kampf mit der Comitats-Omnipotenz aufnehmen; jedoch mit staatsmännischen Zielen, zur Verwirklichung practischer Reformen, zur massvollen verständigen Bewerkstelligung jenes Umgestaltungs-Processes, der sich mit unaufhaltsamer, unberechenbarer Gewalt zu vollziehen drohte. Der Fürst berief zwei der hervorragendsten und befähigtesten Anhänger DESSEWFFY'S, den Grafen GEORG APPONYI und den Freiherrn SAMUEL JÓSIKA, an die Spitze der ungarischen und siebenbürgi-

schen Regierungs-Collegien oder Hofkanzleien. Zum ersten Male wurden hiemit die Vertreter eines reichstäglichen — nahezu parlamentarischen — Programmes an das Staatsruder berufen, während früher die Regierungsmänner nur Anhänger der parteilosen stabilen Regierungs-Tradition sein durften. Gewiss ein nicht zu unterschätzender Factor zur practischen Vorbereitung des verantwortlichen, parlamentarischen Regierungs-Systemes. Die damalige Opposition jedoch, die herrschende Partei des Landes, bemerkte nur die gegen ihr unumschränktes Treiben gerichtete Spitze dieser Wahl; denn der zum ungarischen Hofkanzler ernannte und als solcher verhältnissmässig sehr junge Graf Georg Apponyi sollte seine schneidige Art den Comitaten bald fühlen lassen. Graf Apponyi forderte, dass die Obergespäne arbeiten und von den Vicegespänen die thatsächliche Leitung der Comitate übernehmen sollten; widrigen Falles würde die Regierung die Obergespäne unter Belassung ihres leeren Titels durch ernannte Chefs der Comitats-Verwaltung, durch die sogenannten Administratoren ersetzen. Dieses «Administratoren-System» Apponyi's bildete den Mittelpunkt, um welchen sich nun die Opposition des staatsrechtlich frondirenden, demonstrirenden Comitatstreibens bewegte. Man widersetzte sich der Absicht, die Leitung der Comitats-Verwaltung, die factische Macht der Comitate, den durch die Adeligen *gewählten* Vicegespänen zu entziehen und sie an die durch die Regierung *ernannten* Administratoren zu übertragen. Vielleicht mag dieses System in der Anwendung zu rücksichtslos, zu überstürzt gewesen sein, das Bestreben, eine Majorität zu erringen, nach zu grellen Mitteln gegriffen haben; vielleicht war andererseits den Comitaten mit gelinderen Mitteln bei dem herrschenden System nicht beizukommen; vielleicht war ihre Machtfülle dermassen excessiv, dass der gesunde Machtsinn eines selbstbewussten Regierungsmannes mit leidenschaftlicherem Affect reagiren musste. Thatsache ist es, dass die inneren Gegensätze der gegebenen Factoren eben unversöhnlich waren und der beste Wille dieser Thatsache gegenüber nichts ausrichten konnte. Es kam in den Comitaten zu erbitterten Conflicten und das Regime des Grafen Apponyi mit seiner Fortschrittstendenz und seinen Errun-

genschaften ging eben wegen jener turbulenten »politischen« Comitatskämpfe an der Nation spurlos vorüber. Ernst und rationell war das Programm APPONYI's, das in den folgenden hauptsächlichsten Punkten seinen Ausdruck fand: eine starke Regierung und zu diesem Behufe grösserer Einfluss der Regierung auf die Comitats-Verwaltung; Aufrechthaltung des Comitatssystems jedoch mit Abschaffung seiner Auswüchse; Verantwortlichkeit der Comitats-Functionäre gegenüber der Staatsregierung; rasche Justiz; bedachtes Fortschreiten in den Reformen; Entwicklung der materiellen Interessen vor den geistigen; Regelung der öffentlichen Arbeiten; Beförderung der Religiösität; Pflege der Autorität und der Pietät.

Der *Verwaltungs-Action* dieser Regierung lässt selbst M. HORVÁTH die vollste Anerkennung angedeihen, so entschieden er sonst über ihre Verfassungs-Politik den Stab bricht. Sie organisirte im Rahmen der Statthalterei ein neues Departement, eine eigene Landescommission für das Communicationswesen, dessen Leitung Graf STEFAN SZÉCHENYI mit dem Range eines Statthaltereirathes übernahm, factisch aber so ziemlich mit dem Wirkungskreise eines selbsständigen Ressortchefs. Sie errichtete das Polytechnicum; sie organisirte das Volksschulwesen, mit Unterstellung desselben unter die Oberaufsicht der Confessionen, unter die Verwaltung des Clerus, entgegen dem oppositionellen Reform-Programme, welches sich in dieser Frage unter den thatsächlichen Verhältnissen des damaligen Ungarns etwas doctrinär, auf den ausschliesslich *staatlichen* Standpunkt stellte.

Auch auf die *innere* Entwickelung der Opposition sollte die neue Gestaltung der Dinge nicht ohne Einfluss bleiben. In dem Masse, in welchem sich die Regierungsgewalt fortschrittlicher, rationeller gestaltete und das Opponiren der grossen Menge an Vehemenz der Gemeinplätze zunahm, in demselben Masse musste der logisch denkende Theil der Opposition die Conception eines *regierungsfähigen* Programms anstreben und sich von dem gedankenlosen Treiben der Menge abwenden. Die Gruppe der *Centralisten* entsprach diesem Entwicklungsstadium in einer Weise, welche ihr

Auftreten zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte Ungarns stempelte.

Gegen die Mitte des Jahres 1844 nämlich musste KOSSUTH wegen Differenzen mit dem Herausgeber von der Redaction des «Pesti Hirlap» zurücktreten. Als seinen Nachfolger präsentirte er in seinem Abschiedsartikel eine Persönlichkeit, die er eigenthümlicher Weise als ehrlichen Gelehrten, doch als einen nicht bekannten Mann bezeichnete. Dieser nicht bekannte Mann hiess LADISLAUS SZALAY. Vereint mit seinem innigsten Freunde Freih. JOSEF EÖTVÖS, erscheinen die Beiden an der Spitze jener neuen Oppositions-Fraction, zu welcher auch ANTON CSENGERY — vom Jahre 1845 an Redacteur des Partei-Organs —, AUGUST TRÉFORT, MORITZ LUKÁCS und LORENCZ TOTH gehörten, deren publicistische, national-ökonomische und juridische Arbeiten das Epitheton «unbekannte Männer» sattsam widerlegten. Bald näherte sich ihr auch Freiherr SIGMUND KEMÉNY, einer der wenigen intimeren Anhänger SZÉCHENYI's.

Die Idee des modernen Verfassungs-Staates, die klare Vorstellung eines einheitlichen lebensfähigen Staats-Organismus, das Streben die positiven Realisirungs-Postulate eines solchen Organismus systematisch und eingehend darzuthun: dürfte einzig in den Reihen jener numerisch geringen, doch geistig bedeutsamen, vornehmen, ideell angehauchten Fraction zu finden gewesen sein. Vor Allem wendete sich die Schärfe ihrer Kritik gegen den herrschenden Comitats-Föderalismus. Sie wiesen das Comitat in die Schranken einer autonomen Verwaltungs-Behörde zurück und wollten in politischer Hinsicht die Verfassungsformen des westeuropäischen veranwortlichen Repräsentativsystems eingeführt wissen. Der nationale Wille sollte in einem einheitlichen legislativen Brennpunkte centralisirt werden; eine starke Regierung sollte das verantwortliche Vollziehungs-Organ dieses centralisirten Staatswillens sein; die Verfassung sollte auf wirksame parlamentarische Garantien gestützt, die Volkskraft rascher, zweckmässiger entwickelt werden. Die radicale Heilung aller Uebel erwarteten sie daher von einer staatlichen Centralisation,

innerhalb welcher die Gemeinden und Comitate wohl das administrative Selfgovernement, jedoch keine staatsrechtlich-politische Competenz innehaben. Ueber diesen stehend sollte «ein mehrgliedriges Ministerium, welches stets der Ausfluss der Unterhaus-Majorität sei, das Land nach einem präcis umschriebenen Wirkungskreise regieren; das Ministerium aber sollte für sein ganzes Gebahren dem Reichstage verantwortlich sein.» In der gegebenen Lage, wo eben das letzte Postulat noch als ein frommer Wunsch erschien, unterschieden sie einen negativen und positiven Wirkungskreis des Comitats. Den negativen Wirkungskreis der sogenannten «vis inertiae» (das westeuropäische Staatsrecht übersetzt dies mit passivem Widerstand) wollten auch sie vorläufig in Ermanglung etwas Besseren als Verfassungs-Garantie beibehalten; den positiven Wirkungskreis des Statutarrechtes aber, wie Feststellung des Steuer-Repartirungsschlüssels, Anordnung der öffentlichen Arbeiten u. s. w. wollten sie sofort ausschlieslich dem Reichstage eingeräumt wissen.

Es handelt sich in diesem Programme keineswegs um das, was die moderne Staatswissenschaft Centralisation im neuen Sinne des Wortes nennt. Was dieser jungen Schule vorschwebte war einfach die Realisirung der unerlässlichen *Staatssouveränität*, mit einem Worte *der Staat*, wie er ohne politische Einheit undenkbar ist. Für das effective Selfgovernement in der Verwaltung, für die lebendige Selbstthätigkeit der Gesellschaft hatten sie zum mindesten eben so viel, wenn nicht mehr aufrichtiges Verständniss, als die extremsten Anhänger der Comitats-Allmacht. Centralisten in dem französischen Sinne des Wortes waren sie durchaus nicht. Doch das Wort war einmal gefallen, die Parole ausgegeben und dies allein genügte, den «Centralisten» die lebendige, unmittelbare Einwirkung auf die grosse Masse des Adels zu entziehen. Centralisation klang vor- und nachher in den Ohren des Adels immer gewissermassen wie Unterdrückung der ungarischen Verfassungsfreiheit.

Dem Receptionsvermögen, wie der Gefühlsrichtung dieser Masse verstand Ludwig Kossuth viel besser gerecht zu werden.

«Der Radicalismus, — schreibt M. Horváth — welcher die ungarische Reformbewegung charakterisirte, wurde durch ihn (Kossuth) kühner entfaltet und breiter ausgedehnt, als dies im Wesen der von Széchenyi entworfenen und angelegten Reformen lag. Die Demokratie schrieb er zwar nicht offen auf seine Fahne, auch discutirte er sie niemals als System, doch war seine Richtung hinsichtlich jeder einzelnen Reform wesentlich von demokratischem Geiste erfüllt. Diese Richtung hinderte ihn jedoch nicht, nebenbei der eifrigste Apostel des Comitatssystems zu sein. Die Lehre, welche dieses System zur politischen Staatstheorie erheben wollte, fand in ihm ihren wärmsten Vertreter. Kossuth und mit ihm die grosse Mehrheit der liberalen Reformpartei, wollte dieses System, verbessert und erweitert durch eine Volksvertretung, unserer gesammten Entwicklung zu Grunde legen.»

Demokratie, politischer Radicalismus und Comitatssystem standen zwar einigermassen in innerem Widerspruche, — doch Ludwig Kossuth hatte allezeit einen höchst regen Sinn für die Exigenzien der zeitweiligen Popularität bewiesen; sein Radicalismus war dem Wesen dieses frondirenden, conservativ-liberalen Agraradels fremd; die volksthümliche Vertheidigung, Glorificirung der avitischen Comitats-Omnipotenz aber bildete das Kettenglied, welches Kossuth mit dieser grossen politischen Masse so innig verband. Der gewaltige Agitator war niemals von dem doctrinären Fehler eines hartnäckigen Festhaltens an Theorien befallen, und als er einige Jahre später zur Macht gelangte, warf er die Comitatstheorie — die ihm bisher als sicherer Sockel gedient hatte — über Bord und über Nacht ging er in das Lager der ehemaligen Centralisten über, die diesem Siege ihrer Theorie etwas befremdet gegenüber standen; sie waren verfassungsmässige Liberale, Männer der juste milieu; mit der Revolution wollten sie nichts zu schaffen haben.

War das Ideal, das Organisations-System der Centralisten unter den gegebenen Verhältnissen mit einem Schlage zu realisiren? Ohne Revolution nicht. Auch sie selbst drängten nicht mit unzeitiger Vehemenz zu diesem Schritte. «Gerne überlassen wir

den Conservativen — schrieb das «Pesti Hirlap» im Jahre 1846 in einem bedeutsamen Artikel — den Ruhm, welcher Denjenigen zufallen wird, die die Reformen durchführen werden. Damit dies geschehen könne, müssten sie von dem gewohnten Wege abweichen und statt einer factiösen, eine nationale Politik verfolgen, wie dies ROBERT PEEL thut! Was dann die Opposition thun wird? Wir wissen es nicht; doch wissen *wir*, was sie in diesem Falle thun sollte, das nämlich, was im englischen Unterhause Lord RUSSEL thut: das Parteiinteresse vergessen und nicht an den speciell eigenen Formeln hängen.» Das *wir* kann hier füglich auf die gesammte Fraction der Centralisten bezogen werden; ihr Wesen, ihr Vorgehen, ihre Tactik berechtigte zu der Annahme, dass sie wirklich und freudig bereit gewesen wären, einem ungarischen PEEL gegenüber die Rolle der freisinnigen, modernen Whigs — im Gegensatze zu den Alt-Whigs — zu spielen.

Es standen nun zwei Parteien, die Jung-Conservativen und die Centralisten, einander gegenüber, welche lauteren Zielen, mit klarer Kenntniss der Mittel und Wege entgegensteuerten; die Jung-Conservativen mit ihrem actuellen Regierungsprogramme als Regierungspartei; die Centralisten mit ihrer schwungvollen, grossangelegten Conception als regierungsfähige Opposition, die Regierung der Zukunft. Das Verhältniss zweier solcher Parteien konnte gewiss ein normales, versöhnliches sein; die Reformen, welche in dem Wettkampfe dieser Parteien errungen worden wären, hätten gewiss alle Garantien der inneren Consistenz, der lebendigen, unabweislichen Nothwendigkeit besessen. Allein nicht diese Entwicklung war dem Lande beschieden.

Bedeutende Partieen des HORVÁTH'schen Werkes sind der Schilderung der erwachenden oder künstlich erweckten Nationalitätenbewegung, den ersten Regungen des Panslavismus gewidmet. Wir können und wollen sie an dieser Stelle nicht verfolgen, schon aus dem Grunde nicht, weil sie mit der Entwicklung der Reform-Ideen nichts gemein haben. Der innere Widerspruch in den Bestrebungen des Landes, so wie sie KOSSUTH mit seiner Feder und seinem Worte verfocht und zum Theil erregte, dann

das Heranwogen jenes fremden, neuen feindlichen Elementes, das wir eben erwähnten, mussten in ihrem Zusammentreffen wohl zu gewaltsamer Lösung, zur Revolution führen.

Ohne dies weiter erörtern zu wollen, wünschten wir blos den Beweis zu erbringen, dass Ungarn einen mühsamen und weitangelegten geistigen Entwicklungsprocess durchgekämpft hat und an der Schwelle einer ruhigen verfassungsmässigen Neugestaltung, der Verwirklichung grosser Reform-Conceptionen stand, als die Revolution heranfluthete und mit ihr das Ende dieser normalen Reform-Entwicklungsperiode hereinbrach.

Dr. Julius Lánczy.

UNSERE THÄTIGKEIT AUF DEM GEBIETE DER NATURWISSENSCHAFTEN IM LETZTEN JAHRZEHNT.

«Gleichmässige Würdigung aller Theile des Naturstudiums — sagt HUMBOLDT in seinem «Kosmos» (Bd. I., 1845. pag. 35-36) — ist vorzüglich ein Bedürfniss der gegenwärtigen Zeit, in welcher der materielle Reichthum und der wachsende Wohlstand der Nationen auf eine sorgfältige Benützung von Naturproducten und Naturkräften gegründet sind . . . Diejenigen Völker, welche an allgemeiner industrieller Thätigkeit, in der Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen, bei denen die Achtung einer solchen Thätigkeit nicht alle Classen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr mit einander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts schreiten.»

Für uns Ungarn, die wir einerseits mit dem gebildeten Westen, andererseits mit dem auf einer niedrigeren Culturstufe befindlichen Orient in Berührung stehen, ist es unzweifelhaft eine hochwichtige Frage — man kann sagen, eine Lebensfrage — ob auch *wir* in der Pflege und Verbreitung der Naturwissenschaften Fortschritte machen? ob die grosse geistige Entfernung, welche uns so viele Jahrhunderte hindurch von unseren westlichen Nachbarn getrennt hat, stetig abnehme und in welchem Masse dies geschehe? Denn dass wir zurückgeblieben, dass wir sehr weit zurückgeblieben waren und dass wir auch heute noch zurück sind, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Unser erwähntes Zurückbleiben hat sich nicht so sehr im Mangel an hervorragenden Männern der Wissenschaft, als vielmehr im Fehlen des *wissenschaftlichen Lebens* geäussert. Zu allen Zeiten gab es berühmte Naturforscher, deren Geburtsland Ungarn war. Wir wollen nur einige der älteren erwähnen, so Augustinus ab Hortis (1596-1650), den ersten Begründer und Inspector des kaiserlichen botanischen Gartens in Wien; die beiden grossen Mathematiker Wolfgang Bólyai (1775-1856) und dessen Sohn Johann (1802-1860); Born (1742-1791), den Ordner und Beschreiber des kaiserlichen Naturalienkabinets in Wien; Boskovich (1711-1787), den grossen Physiker und Philosophen; Hell (1720-1792), den Director der Wiener Sternwarte; Kitaibel (1757-1818), den weltbekannten Botaniker; Meissner (1778-1864), den Professor der technischen Chemie am Wiener Polytechnikum und Erfinder der nach ihm benannten Oefen; Segner (1704-1777), den berühmten Physiker von Göttingen und Halle; die beiden Zach, Anton (1747-1826) und Franz (1754-1832), beide wohlbekannte Namen, der eine auf dem Gebiete der Topographie, der andere auf demjenigen der Astronomie. Diese Männer wurden auf dem ungarischen Krongebiete geboren, den Kreis ihres Wirkens aber fanden sie nicht daheim, sondern im Auslande, insbesondere in Oesterreich und Deutschland. Und eben der Umstand, dass unsere Capacitäten früherer Zeiten noch in ihrer Jugend oder im besten Mannesalter ihre Heimat verliessen, beweist am klarsten, dass ihr Streben daheim keine Unterstützung, ihr Wirken keinen Spielraum fand, mit einem Worte, dass sie in ihrem Vaterlande kein wissenschaftliches Leben leben konnten. In Ungarn hat eben, wenigstens was die Naturwissenschaften anbelangt, bis zur Gründung der ungarischen Akademie ein wissenschaftliches Leben nicht existirt.

Und leider war 1830, als die ungarische gelehrte Gesellschaft gegründet wurde, die politische und sociale Lage unseres Vaterlandes eine so ungünstige, der nationale Gemeingeist, wiewohl bereits im Erwachen, noch so schwach, oder dort, wo er sich kräftiger äusserte, bezüglich der europäischen Angelegenheiten so

wenig orientirt, dass damals von einem Institute noch kaum geträumt werden durfte, das den Anstoss zur Entwicklung eines wirklichen wissenschaftlichen Lebens oder — falls ein solches bereits im Keimen begriffen gewesen wäre, — dem beginnenden Streben die gehörige Richtung hätte geben können. Die besten Männer der Nation, den Grafen STEFAN SZÉCHENYI an der Spitze, betrachteten die Consolidation der nationalen Idee, die definitive Verdrängung der lateinischen und die Einführung der ungarischen Sprache auf dem Gebiete der Justiz und öffentlichen Verwaltung als die erste und höchste Aufgabe.

Das Hauptziel war die Pflege der nationalen Sprache und hiedurch die Begründung einer nationalen Literatur. Und dies war ganz richtig. Das Erste, wonach jede Nation streben muss, ist die Sicherung ihrer Individualität. Wir müssen hierin SZÉCHENYI selbst dann Recht geben, wenn wir die Sache von einem ganz abstracten kosmopolitischen Standpunkte aus beurtheilen wollen. «Denn die Wissenschaft gehört zwar — um die Worte eines grossen Staatsmannes zu gebrauchen — der Welt, der ganzen Menschheit an; aber auf welchem Wege gelangen wir in den Besitz dieses gemeinsamen Schatzes? Wie sich die Quelle und das Bächlein mit dem Bache, dieser mit dem kleineren Flusse vereinigt und so den grossen Strom bildet, welcher die Gewässer ganzer Länder ins Meer führt, damit das grosse Becken nie versiege : in derselben Weise entsteht auch die Wissenschaft. Sie ist gemeinsam, universell, aber sie ist nur darum so grossartig, weil sich in ihr die Bestrebungen von Millionen vereinigen, weil jedes Zeitalter, jede Nation, jeder Einzelne, nachdem er zuerst den Kreis seines individuellen Daseins durchlaufen, seine Schätze diesem grossen Ganzen zuführt. Jede Wissenschaft ist das Ergebniss individueller Bestrebungen und die Erfahrung lehrt, dass gleichwie der Strom um so mehr Wasser in das Meer führt, je länger sein eigener Lauf gewesen, ebenso die einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen die Wissenschaft in demselben Verhältniss fördern, in welchem dieselben die Ergebnisse der Individualität der einzelnen Völker oder Individuen sind. Wir kennen

zahlreiche Ursachen, welche diese unzweifelhafte Thatsache leicht erklärlich machen. Jede Sprache, in welcher die Wissenschaft cultivirt wird, ist je ein Mittel, um leichter zu einem Ergebniss zu gelangen, welches wir ohne dieses Mittel entweder nie oder nur mit grosser Mühe hätten erreichen können. *Die verschiedenen Geistes- und Gemüths-Eigenthümlichkeiten der Völker, welchen entsprechend diese die Wissenschaft auffassen, gewährleisten jene Allseitigkeit, ohne welche grosse Wahrheiten nicht entdeckt werden können* und das Nationalgefühl ruft auch auf dem Gebiete der Wissenschaften einen edlen Wetteifer hervor, welcher die Vorbedingung jeder grossen Kraftanspannung und sonach jedes Erfolges ist.»*

So geschah es, dass die im Jahre 1830 gegründete ungarische gelehrte Gesellschaft ursprünglich gar nicht die Bestimmung einer wissenschaftlichen Akademie, sondern blos diejenige einer sprachbildenden Gesellschaft hatte. Dies geht klar aus dem 1831 herausgegebenen Programm- und Statuten-Entwurf hervor. «Die ungarische gelehrte Gesellschaft — so lautetete das Programm — strebt in allen Arten der Wissenschaften und der schönen Künste *lediglich die Ausbildung der nationalen Sprache an*.... Ferner wird sie die Kenntniss der bei den verschiedenen Nationen in älterer und neuerer Zeit gemachten Entdeckungen *in der vaterländischen Sprache verbreiten.*» Sie hatte daher eine doppelte Aufgabe: 1. die ungarische Sprache zu pflegen und zu entwickeln und 2. die Kenntnisse in der vaterländischen Sprache zu verbreiten.

Man kann nicht in Abrede stellen, dass die ungarische gelehrte Gesellschaft hinsichtlich der Ausbildung der Sprache und ihrer allgemeinen Gebrauchseinführung grosse Verdienste aufzuweisen vermag; aber man muss auch offen eingestehen, dass die Ausschreitungen, zu welchen sie sich bei dieser Beschäftigung hinreissen liess, beträchtliche Nachtheile herbeigeführt haben, deren Last die mathematischen und Naturwissenschaften, dann die medicinischen Wissenschaften am schwersten empfanden. Es wurde zum

* Baron Joseph Eötvös, Präsidentenrede bei der IX. Versammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher, gehalten zu Pest am 19. Sept. 1863.

grosser Anzahl Versammelten constituirten begeistert die «Jahresversammlungen der ungarischen Aerzte und Naturforscher» und riefen damit eine Institution ins Leben, welche zur Popularisirung der Naturwissenschaften in unserem Vaterlande, wenn auch nicht in dem gehofften Masse, dennoch einigermassen beigetragen hat. Es wurden von 1841-1848 acht solche «Wanderversammlungen» in verschiedenen Städten des Landes gehalten und anlässlich derselben je eine naturwissenschaftliche Monographie der betreffenden Gegend und je ein Band «Jahrbücher» (Évkönyvek) veröffentlicht, welcher die vorgelesenen Abhandlungen enthielt. Diese Versammlungen wurden nach 15jähriger Unterbrechung im Jahre 1863 wieder aufgenommen und sind seitdem regelmässig im Gange. Ihre wissenschaftliche Autorität ist indessen — wie dies ja auch in Deutschland eintrat — bedeutend gesunken, so dass dieselben nunmehr grösstentheils das Gepräge geräuschvoller Touristen-Zusammenkünfte tragen.

Eine unvergleichlich grössere Bedeutung und eine weit glänzendere Zukunft, was die Pflege und Verbreitung der Naturwissenschaften anbelangt, hat diejenige Gesellschaft, welche Paul Bugát, Professor der Medicin und gleichfalls Mitglied der gelehrten Gesellschaft, ebenfalls im Monate Mai des Jahres 1841 unter dem Namen «k. ung. naturwissenschaftliche Gesellschaft» (M. kir. Természettudományi Társulat) ins Leben rief. Dieser rastlos thätige, bis zu seinem letzten Athemzuge nie ermüdende Agitator benützte das Beisammensein der infolge des Franz Bene'schen Aufrufes Ende Mai 1841 in Pest versammelten Aerzte und Naturforscher und legte ihnen ein fertiges Programm vor, welches die Bildung eines besonderen Vereines für die Pflege der Naturwissenschaften in Pest in Anregung brachte und welches wir in Folgendem kurz resumiren. Zweck des Vereines ist es, die Naturwissenschaften zu cultiviren, insbesondere unser Vaterland naturwissenschaftlich zu erforschen und die Landesangehörigen in je grösserem Masse des Nutzens der Naturwissenschaften theilhaft zu machen. Behufs Gründung des Vereins treten Theilnehmer als Mitglieder des Vereins zusammen, welche zugleich die für die Unternehmungen erforder-

lichen Geldmittel in Jahresbeiträgen liefern. Mitglieder des Vereines sind: Inländer, aus den Ländern der ungarischen Krone, und Ausländer, welche sich um die Naturkunde Ungarns verdient gemacht haben. Um erfolgreicher wirken zu können, theilt sich die Gesellschaft, nach den Hauptzweigen der Naturwissenschaften, in Sectionen für: *a)* Zoologie, *b)* Botanik, *c)* Mineralogie, *d)* Chemie, *e)* Physik und *f)* Physiologie. Der Verein hält Sitzungen, gründet eine Bibliothek und Sammlungen, publicirt naturwissenschaftliche Werke und giebt eine Zeitschrift heraus.

Den von Bugát in Umlauf gesetzten Subscriptions-Bogen unterschrieben bei der ersten Zusammenkunft, am 28. Mai, 134 Personen. Diese erklärten den Verein für constituirt, nahmen die Statuten an und wählten Bugát zum Präsidenten des Vereins. Der kleine Verein ging sofort an die Arbeit; er hielt beinahe allwöchentlich eine Sitzung; in diesen fehlten selten Vorträge und Abhandlungen, und wenn dies dennoch hie und da einmal der Fall war, so wusste der Präsident den Mangel jedesmal durch Anregung irgend eines interessanten Ideenaustausches zu ersetzen. In dem kleinen Kreise begann ein reges Interesse für die Naturwissenschaften zu pulsiren, welches bald auch nach auswärts anziehend wirkte. Bis 1848 stieg die Zahl seiner Mitglieder über 400; auch seine Bibliothek und insbesondere seine naturhistorische Sammlung mehrten sich in erfreulichem Masse. Die Gesellschaft gab die beiden ersten Bände ihrer «Jahrbücher» (Évkönyvek) heraus, welche mehrere auch heute noch werthvolle Abhandlungen von Dorner, Frivaldszky, Heuffel, Nendtvich, Petényi und Sadler enthalten. Zu Anfang 1848 schloss der Verein bereits einen Vertrag behufs Herausgabe einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift unter dem Titel «Ungarische Isis» (Magyar Isis).

Diese lebenskräftige Bewegung, welche ausserhalb der gelehrten Gesellschaft entsprang und immer bedeutendere Dimensionen annahm, konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Akademie selbst bleiben. Eines der tüchtigsten Mitglieder der mathematischen Classe, Anton Vállas, veröffentlichte 1844 eine sehr anziehende und gründliche Brochure «Ueber die Reform-

frage der ungarischen gelehrten Gesellschaft» (A magyar tudós társaság reform-kérdéséről), in welcher er nachwies, dass in der ungarischen Akademie von einer Pflege der mathematischen und Naturwissenschaften so lange nicht ernsthaft die Rede sein könne, als die mathematische und naturwissenschaftliche Classe von den übrigen, sowohl in ihren Sitzungen und Arbeiten, als auch in ihrem Budget und ihrer Mitgliederwahl, nicht vollständig abgesondert wird. Der einflussreiche Secretär der Akademie, Franz Toldy, unterstützte diese Vorschläge energisch und setzte ihre Verwirklichung (wenngleich nicht vollständig, so doch mindestens theilweise) auch durch.

Wie aus dieser kurzen Skizze erhellt, entstand schon in der Mitte der 40er Jahre — abgesehen von der Manie Alles zu magyarisiren — auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine gesunde Bewegung. Ja man würde auch von jenem Bestreben abgegangen sein, sobald man wahrgenommen hätte, dass die Verbannung der griechischen und lateinischen Ausdrücke aus der wissenschaftlichen Terminologie nicht allein unausführbar, sondern nicht einmal wünschenswerth sei, wie es denn im Jahre 1861 lediglich einer Vorlesung von Joseph Szabó bedurfte, um die gesammte Akademie zu der Erklärung zu veranlassen, dass die Magyarisirung der wissenschaftlichen Nomenclatur nicht wünschenswerth sei.

Da traten jedoch die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 ein und auf dieselben folgte das absolutistische, jegliches Vereinsleben lähmende Regime. Unsere hervorragendsten Männer der Wissenschaft wurden vom Felde ihrer Thätigkeit verdrängt. Bugát verlor seinen Lehrstuhl und stand eine lange Reihe von Jahren hindurch unter strenger polizeilicher Aufsicht. Vállas wanderte nach Amerika aus, wo er bis zu seinem Tode (1869) Secretär der Akademie von New-Orleans war. Karl Nagy, der Gründer der Sternwarte zu Bicske, zog nach Paris, nachdem er seine prachtvollen astronomischen Instrumente und seine Bibliothek der Nation überlassen hatte. Die Akademie durfte keine öffentlichen Sitzungen halten, ihre lückenhaft gewordene Mit-

gliederzahl nicht ergänzen. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft, deren Mitglieder sich ebenfalls zerstreut hatten, war der Auflösung nahe. Ihre Sammlungen musste sie verschenken, da sie ausser Stande war den erforderlichen Miethzins zu entrichten. Sie vermochte aus ihren Einnahmen nicht einmal ihre allernöthigsten laufenden Ausgaben zu decken und war genöthigt die Opferwilligkeit ihres wackeren Vicepräsidenten, später Präsidenten, Paul Szőnyi in Anspruch zu nehmen. Sie brachte es im Verlaufe eines Jahrzehnts mit grosser Mühe zur Herausgabe von 2 Bänden ihrer Arbeiten, nicht so sehr aus Mangel an Arbeitskräften, als vielmehr aus Mangel an Geldmitteln. Diese beiden Bände — der 3. und 4. Band der «Jahrbücher» — enthalten mehrere werthvolle Arbeiten von Jedlik, Kruspér, Molnár, Nendtvich, Szabó und Sztoczek. Ein Theil derselben erschien auch deutsch unter dem Titel: «Original-Abhandlungen aus dem III. Band der Jahrbücher des ungarischen naturwissenschaflichen Vereines zu Pest, in deutscher Uebersetzung. Pest, 1858.» Es ist Schade, dass dieses Unternehmen nicht fortgesetzt wurde; viele werthvolle Abhandlungen, welche bis 1867 unter den Arbeiten dieses Vereins erschienen, sind der ausländischen Gelehrtenwelt bis zum heutigen Tage unbekannt geblieben.

Zu Ende der fünfziger Jahre begann die Nation freier aufzuathmen; sie trat vom Gebiete des passiven Widerstandes auf dasjenige des Handelns hinüber. Ihre erste That war der Hebung der vaterländischen Gelehrsamkeit gewidmet. Die Nation errichtete der ungarischen Akademie der Wissenschaften einen sehr schönen, aber sehr kostspieligen Palast. Indessen vergass sie auch das Wichtigere, die Vermehrung des Stammcapitals der Akademie nicht. Die zu diesem Zwecke eingelaufenen ansehnlichen Spenden und Stiftungen machten es endlich möglich, dass die Akademie nunmehr nicht allein im Interesse der ungarischen Sprache, sondern — wozu sie bisher aus Mangel an Geldmitteln unvermögend gewesen — auch im Interesse der verschiedenen Wissenschaften Opfer bringen könne. Im Jahre 1860 errichtete sie die «Mathematische und naturwissenschaftliche Commission» (Ma-

thematikai és természettudományi bizottság) mit der Aufgabe, Ungarn in naturwissenschaftlicher und technischer Hinsicht durchforschen und beschreiben zu lassen. Dieser Aufgabe entsprechend, sind die Zweige ihrer Thätigkeit die folgenden: naturhistorische Forschungen und Mittheilungen, Beschreibung einzelner Gegenden in zoologischer, botanischer und mineralogischer Hinsicht; geologische und paläontologische Mittheilungen; meteorologische Datensammlungen; Realisirung eines Netzes von Höhenmessungen von naturwissenschaftlichem und technischem Gesichtspunkt; chemische Untersuchungen zu ökonomischen, geologischen und hydrographischen Zwecken; Beleuchtung der in unserem Lande ausgeführten grossartigeren Bauunternehmungen, namentlich Eisenbahn-, Brücken-, Kanalbau-, Flussregulirungs-, Entwässerungs-, Wasserleitungs-Unternehmungen. Zur Erreichung dieser Zwecke setzt sich die Commission mit Professoren, Aerzten, Apothekern, Ingenieuren, Architecten, Montanisten und überhaupt mit Freunden der Wissenschaft und Natur in Verbindung, mit deren Hilfe sie in den Besitz der erforderlichen Daten, Zeichnungen und Beschreibungen gelangen kann. Ferner veranstaltet sie Ausflüge und Reisen; sammelt Naturalien, welche an das National-Museum abgeliefert werden, woselbst ihre Benützung jedem Fachmanne freisteht; ja sie dehnt ihre Aufmerksamkeit auch auf die Vergangenheit aus, indem sie Ungarn betreffende Werke und Abhandlungen, gedruckte sowohl wie handschriftliche, registrirt, sammelt und ihrem Inhalte nach bekannt macht. Endlich bietet sie Gelehrten Gelegenheit zur experimentellen Durchführung von Aufgaben, welche der höheren Wissenschaftssphäre angehören.

Die Thätigkeit dieser Commission besteht besonders in der Unterstützung naturhistorischer Ausflüge und Reisen, in der Sammlung zoologischer und botanischer auf unser Vaterland bezüglicher Daten und in der Herausgabe der von den Betreffenden einlangenden Berichte. Seit 1868 subventionirt der Staat die Thätigkeit der Commission jährlich mit 5000 fl. und dennoch ergeben sich häufig Fälle, in welchen die materiellen Mittel im Verhältniss zur verfügbaren Arbeitskraft unzureichend sind. Die

Publicationen der Commission erscheinen unter dem Titel: «Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen mit Bezug auf die vaterländischen Verhältnisse» (Mathematikai és Természettudományi közlemények, vonatkozólag a hazai viszonyokra) unter der Redaction des Classensecretärs Dr. Joseph Szabó. Bisher sind 14 Bände mit etwa 110 Arbeiten erschienen, grösstentheils von Männern, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang haben, namentlich von Borbás, Chyzer, Frivaldszky (Emerich und Johann), Hantken, Hazslinszky, Herman, Horváth, Janka, Kalchbrenner, Károli, Koch, Kriesch, Lojka, Margó, Mocsáry, Simkovics, Staub, Szabó und dem frühverstorbenen Alexander Tóth. Schon jetzt sind in diesen Bänden reichhaltige naturhistorische Daten aufgehäuft, welche fortan zu systematischen Monographien zu verarbeiten sein werden.

Gleichzeitig mit den auf unser Vaterland bezüglichen naturwissenschaftlichen Mittheilungen hat die Akademie auch noch eine zweite Serie von Publicationen ins Leben treten lassen, welche mathematische und solche naturwissenschaftliche Abhandlungen umfasst, die sich nicht speciell auf die vaterländischen Verhältnisse beziehen. Diese zweite Serie von Publicationen erschien von 1860 bis 1867 unter dem Titel «Journal der mathematischen und naturwissenschaftlichen Classen» (A mathematikai és természettudományi osztályok közlönye) und enthielt die mathematischen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen untereinander gemischt, im Ganzen in 6 Bänden. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, nachdem die Verfassung des Landes wieder hergestellt worden war, steigerte sich auch die Arbeitslust unserer Naturforscher; die Zahl der hierher gehörigen Abhandlungen nahm beträchtlich zu und so konnte die, auch ohnehin bei weitem zweckmässigere Trennung der «mathematischen Abhandlungen» (Mathematikai értekezések) von den «Naturwissenschaftlichen Abhandlungen« (Természettudományi értekezések) ins Werk gesetzt werden. Von jenen erschienen bisher 5, von diesen dagegen 7 Bände mit vielen werthvollen Abhandlungen, von welchen manche in der wissenschaftlichen Literatur welcher Nation immer einen würdigen

Platz einnehmen würden. Unsere Akademie hat bis jetzt im Ganzen 32 Bände mathematischer und naturwissenschaftlicher Abhandlungen herausgegeben, nicht zu gedenken der in den «Jahrbüchern» (Évkönyvek) der Akademie zerstreut erschienenen hierher gehörigen Abhandlungen. In diesen 32 Bänden wurden mindestens 300—400 Abhandlungen veröffentlicht. Es wäre gewiss interessant, wenigstens die Titel dieser Abhandlungen ins Deutsche oder Französiche zu übersetzen und in einem kleinen Hefte herauszugeben; hieraus würde man am ehesten ersehen können, mit welchen Gegenständen, mit welchen Fragen sich die ungarischen Mathematiker und Naturforscher in den letzten 17 Jahren befasst haben. In ihrer jetzigen Form sind sie für die internationale Wissenschaft *nicht vorhanden;* nicht nur dass die ausländische Gelehrtenwelt auf dieselben nicht reflectirt, sie erhält von denselben nicht einmal Kenntniss. Ich will damit nicht behaupten, dass die ausländischen Gelehrten den grössten Theil der hier publicirten Arbeiten überhaupt nicht kennen. Ja wohl, sie kennen dieselben, aber aus französichen, englischen oder deutschen Zeitschriften, in welchen diese Arbeiten, vorausgesetzt dass sie auf selbständiger Forschung beruhen und vom betreffenden Verfasser eingesendet wurden, ebenfalls erschienen sind. Eine Entdeckung, wie klein dieselbe auch scheinen möge, mag Niemand gern unter den Scheffel stellen ; jeder Forscher sorgt dafür, dass dasjenige, was ihm gelungen ist ans Licht zu fördern, dem competenten Publicum auch mitgetheilt werde. Da die ungarischen Gelehrten in ihrem Vaterlande kein diesem Zwecke entsprechendes Organ finden, sind sie genöthigt zum Auslande ihre Zuflucht zu nehmen, um die Ergebnisse ihrer Forschungen zu allgemeiner Kenntniss gelangen zu lassen. Hunyady, König und Réthy werden ihre mathematischen, Gruber, Konkoly und Schulhof ihre astronomischen, Kruspér seine geodätischen, Antolik, Eötvös, Fröhlich, Heller, Kont, Schenzl, Schuller, Szily und Sztoczek ihre physikalischen, Balló, Fleischer, Kosutány, Kerpely, Lengyel, Pillitz, Than und Wartha ihre chemischen, Böckh, Hantkèn, Hofmann, Koch, Krenner Lóczy, Matyasovszky und Szabó ihre mineralogischen und geolo-

gischen, Borbás, Hazslinszky, Janka, Jurányi, Kalchbrenner, Kanitz, Klein, Schuch, Simkovics, Staub ihre botanischen, Entz, Frivaldszky, Herman, Károli, Kriesch und Margó ihre zoologischen, Lenhossék und Mihalkovics ihre anatomischen, Balogh, Fodor, Hirschler, Högyes, Jendrássik, Klug, Plósz, Schulek, Török und Thanhoffer ihre physiologischen und biologischen Arbeiten wie bisher, so auch in der Folge genöthigt sein auch im Auslande zu publiciren, solange sie hier zu Hause von ihren selbständigen Forschungen nicht mindestens einen erschöpfenden Auszug in einer Sprache veröffentlichen können, in welcher sie von den Gelehrten jeder Nation verstanden werden können. *Sie* verlieren dabei nichts, die Priorität ist ihnen dadurch gewahrt; es verliert dabei nur unsere Akademie, da ihre Publicationen nie und nirgends citirt werden, wiewohl sie es in der That oft verdienen würden. Diese Lücke macht sich jetzt um so fühlbarer, als die naturwissenschaftlichen Sitzungen der Akademie in jüngster Zeit von einer so rüstigen Thätigkeit, einem so wahrhaft wissenschaftlichen Geiste zeugen, dass sie geeignet sind, uns mit Stolz und Freude zu erfüllen. In jüngster Zeit vergeht kaum eine Sitzung, in der nicht 6—8 Arbeiten vorgelegt würden, welche sämmtlich von selbständiger Forschung Zeugniss geben. Unsere Sitzungen haben jetzt schon einen wirklich akademischen Anstrich und die ungarische Akademie der Wissenschaften verdient nunmehr in der That den Namen, den sie trägt. Sie hat nicht die Aspiration — und kann sie auch nicht haben — sich in die Reihe der Akademien der grossen Nationen zu erheben; aber unter den Akademien der kleineren Nationen — der Belgier, Dänen, Schweden — kann sie in würdiger Weise Platz nehmen, falls sie dem eben angedeuteten Mangel abzuhelfen versteht.

Ebenso wie die naturwissenschaftliche Classe der Akademie, wurde auch die nicht viel jüngere naturwissenschaftliche Gesellschaft nach der Wendung der politischen Verhältnisse zum Besseren der Schauplatz einer lebendigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Von 1860 bis 1868 gingen Beide den gleichen Weg: beide fassten die Förderung der Naturwissenschaften und die Erforschung der

Naturverhältnisse unseres Vaterlandes als ihre Ziele ins Auge, und beide vernachlässigten die Verbreitung und Popularisirung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse, wiewohl beide dieselbe in ihr Programm aufgenommen hatten. Bis 1868 besassen wir überhaupt keine naturwissenschaftliche Literatur, welche den Bedürfnissen der gebildeteren Classen Rechnung getragen hätte. Es ist allerdings wahr, dass im Jahre 1860 achtundvierzig patriotische Damen sich verpflichteten, durch zehn Jahre jährlich 144 Dukaten zu dem Zwecke zu spenden, dass auf dem Wege einer durch die Akademie zu veranstaltenden Preisausschreibung jährlich vier wissenschaftliche Handbücher zu Stande kommen könnten; damit dergestalt die ungarische Literatur innerhalb eines Jahrzehnts in den Besitz von vierzig, dem Stande der betreffenden Fächer und den Bedürfnissen der gebildeten Classen entsprechenden, gemeinnützige Kenntnisse behandelnden Werken gelange möge; dieser schöne Zwecke konnte indessen nicht erreicht werden, weil dem Wunsche der Stifterinen entsprechend anstatt des Weges der directen Aufforderung derjenige der gewöhnlichen Preisausschreibungen gewählt werden musste. Unter den preisgekrönten Concurrenzarbeiten entsprachen blos zwei ihrer Bestimmung, nämlich die «Physik» (Természettan) und die «Physikalische Geographie» (Természettani földrajz) des frühverstorbenen Julius Greguss, so dass die Akademie diese Preisausschreibungen bald einstellte.

Im Jahre 1868 kam zwischen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft und zwischen der naturwissenschaftlichen Classe der Akademie ohne vorangegangene Berathungen eine stillschweigende Uebereinkunft zu Stande. Die naturwissenschaftliche Classe der Akademie gab den ihr ohnedies nicht angemessenen Zweck der Popularisirung der Wissenschaft auf und warf sich mit aller Kraft auf die Förderung der Naturwissenschaften und die Erforschung der Naturverhältnisse unseres Vaterlandes; die naturwissenschaftliche Gesellschaft aber erklärte, dass sie fortan in erster Reihe die Verbreitung und Popularisirung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse als ihre Hauptaufgabe betrachten werde.

Diese Arbeitstheilung gereichte — wie wir seither gesehen haben — nicht nur der Akademie, sondern auch der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in hohem Grade zum Vortheile. Sie ging in einem günstigen Zeitpunkte, unter günstigen Verhältnissen ans Werk. In der Nation war der Wunsch nach allgemeiner Bildung bereits erwacht und verlangte entsprechende literarische Producte. Andererseits wurde auch der die Angelegenheiten der Gesellschaft leitende Ausschuss sehr glücklich gewählt. Er war in der Lage unsere hervorragendsten Fachgelehrten in sich zu vereinigen, welche mit dem exacten Bewusstsein der Aufgabe und mit wahrhaft patriotischer Hingebung an die Arbeit herantraten. Auch hier bewahrheitete es sich, dass zur Popularisirung der wissenschaftlichen Kenntnisse ebenfalls Fachgelehrte erfordert werden. Ein Arago, ein Darwin, ein Helmholtz fördern das allgemeine Interesse für die Naturwissenschaften weit mehr, als hundert Figuier oder Uhle.

Der Ausschuss der Gesellschaft stellte ein streng consequentes, in seinen sämmtlichen Theilen convergirendes System fest. Vor Allem musste die Aufmerksamkeit des Publicums rege gemacht werden. Zu diesem Zwecke gründete der Ausschuss eine Monatsschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse unter dem Titel «Naturwissenschaftliche Zeitschrift» (Természettudományi Közlöny). Dieses Unternehmen sollte zugleich ein Fühler sein, ob die neuere Thätigkeitsrichtung der Gesellschaft sich wohl auch der Theilnahme der Nation erfreuen werde. Damals war nämlich in unseren Schriftsteller- und Gelehrten-Kreisen noch sehr stark die Ansicht verbreitet, dass das ungarische Publicum sich für die naturwissenschaftlichen Kenntnisse noch nicht interessire, dass ihm die hiezu nöthige Reife noch abgehe. Die Gesellschaft wollte das Experiment machen, ob diese pessimistische Ansicht auch richtig sei. In dem Jahre, in welchem die Gesellschaft ihr neues Thätigkeitsprogramm feststellte, 1868, zählte sie im ganzen Lande noch kaum 600 Mitglieder, wiewohl Jedermann, der unbescholtenen Charakters war, gegen Entrichtung eines für die Budapester auf 5 fl. und für die übrigen Mitglieder auf 3 fl. festge-

stellten Jahresbeitrages dem Vereine beitreten konnte. Die erwähnte «Naturwissenschaftliche Zeitschrift» erschien. Im ersten Jahre ihres Erscheinens schwang sich die Zahl der Gesellschaftsmitglieder auf 1600, im zweiten Jahre auf 2200 empor und so geht dies seitdem fort und fort, so dass die Zahl der Mitglieder sich jetzt bereits auf 4800 beläuft. Darf nun Jemand behaupten, dass das ungarische Publicum sich für naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht interessire? Diese Gesellschaft bildet nun einen so mächtigen Bund, wie es seines Gleichen im ganzen Lande nicht giebt und wie er, die Bevölkerungszahl in Betracht gezogen, wahrlich für eine Seltenheit gehalten werden kann.

Kurze Zeit nach dem ersten Erscheinen der «Naturwissenschaftlichen Zeitschrift» begann die Gesellschaft Vorlesungen, mit experimentellen Demonstrationen verbundene Vorträge für das gebildete Publicum zu arrangiren, anfangs im Sitzungssaale der Akademie und als dieser sich als zu enge erwies, im grossen Hörsaale des chemischen Instituts unserer Universität. Auch diese Vorlesungen fesselten die Aufmerksamkeit und erwarben den Beifall des hauptstädtischen Publicums. Diese Vorträge werden seit acht Jahren gehalten und der grosse Hörsaal ist jedesmal zum Erdrücken voll. Sie erschienen, so lange es anging, in der «Naturwissenschaftlichen Zeitschrift»; heuer aber nahmen sie an Zahl wie an Umfang derartig zu, dass für dieselben eine besondere Publications-Serie unter dem Titel «Sammlung populärer naturwissenschaftlicher Vorträge» (Népszerü Természettudományi Elöadások Gyüjteménye) eröffnet werden musste.

Nachdem die geistigen und materiellen Kräfte der Gesellschaft consolidirt, das Vertrauen des Publicums gewonnen und die Interessenten im ganzen Lande zu einem Bunde vereinigt waren, durfte die Naturwissenschaftliche Gesellschaft sich auch an grössere Unternehmungen wagen. Sie begann im Jahre 1872 ihr «Naturwissenschaftliches Bücherverlags-Unternehmen», in welchem sie die ausländischen Hauptwerke der populären naturwissenschaftlichen Literatur ins Ungarische übersetzen lässt. Auch dieses Unternehmen erfreute sich grosser Theilnahme; es schaarten sich

1500 Abonnenten um dasselbe; ja in den letzten Jahren erhielt es auch von Seite der ungarischen Akademie eine Subvention, die es möglich machte, dass die elegant ausgestatteten Werke zu sehr billigen Preisen verkauft werden können. Bisher sind in diesem Unternehmen 12 Bände erschienen, nämlich: COTTA, «Geologie der Gegenwart»; DARWIN, «Origin of Species»; HELMHOLTZ, «Populäre Vorlesungen»; HUXLEY, «Lessons on Physiology»; JOHNSON, «How crops grow»; LUBBOCK, «Prehistoric Times»; PROCTOR, «Other worlds than ours»; TYNDALL, «Heat as Motion»; ferner eine Anthologie in einem Bande, in welchem von der ARAGO-HUMBOLDT'schen Zeit angefangen jeder bedeutendere Popularisator der Naturwissenschaften mit je einer seiner Abhandlungen vertreten ist, und endlich ein Band Original-Arbeiten, welcher die gesammelten Abhandlungen des zum grossen Schaden der ungarischen naturwissenschaftlichen Literatur zu früh dahingeschiedenen JULIUS GREGUSS enthält. Diese Bände sind in alle Schichten des gebildeten Publicums gedrungen, und der darin waltende Geist wird immer mehr und mehr Gemeingut. Die Gesellschaft lässt die übrigbleibenden einzelnen Bände an ausgezeichnete Schüler der Mittelschulen als Prämien vertheilen und trägt auch in dieser Weise zur Erweckung des Interesses für die naturwissenschaftlichen Studien bei.

Zur Vervollständigung des Bildes, welches ich von der popularisirenden Rolle der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft skizzirt habe, muss ich noch hinzufügen, dass im Lesesaale der Gesellschaft die einschlägigen neuesten und hervorragendsten Erzeugnisse der Weltliteratur und ungefähr 120 naturwissenschaftliche Zeitschriften zu allgemeiner Benützung aufliegen.

Alles dies bildet jedoch blos den *einen* Zweig der Thätigkeit der Gesellschaft; der andere, auf die Förderung der selbständigen Forschung gerichtet, ist von nationalem Gesichtspunkte ebenfalls nicht minder wichtig, vom allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkte aber noch weit wichtiger.

Die Legislative des Landes votirt der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, in Würdigung der lebhaften und erfolgreichen Thä-

tigkeit derselben, seit dem Jahre 1870 jährlich eine bestimmte Summe — anfangs 5000, in den letzten Jahren aber 4000 Gulden — für «das Landesinteresse berührende Forschungen und Mittheilungen». Zur Erreichung dieses Zweckes erliess die Gesellschaft anfangs Preisausschreibungen unter den gewöhnlichen Formalitäten und als diese nicht zum gewünschten Ziele führten, suchte sie verlässliche Fachmänner für die Bearbeitung zeitgemäss scheinender Aufgaben. Auch dieser Modus erwies sich als unpractisch. Endlich beantragte im Jahre 1872 der Universitätsprofessor Baron Roland Eötvös ein ganz originelles und wie die Erfahrung bewies, sehr zweckmässiges Vorgehen zur Förderung der selbständigen Forschung, welches der Ausschuss der Gesellschaft seitdem unausgesetzt befolgt. Um von dem erfolgreichen Vorgehen der Gesellschaft nach dieser Richtung hin einen Begriff zu geben, wollen wir im Nachstehenden die Hauptpunkte des betreffenden Regulativs mittheilen.

«Die Naturwissenschaftliche Gesellschaft wünscht jährlich einen Betrag von 2000 Gulden zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten zu verwenden, welche die Erforschung und Beleuchtung der Naturverhältnisse des Landes bezwecken oder sich mit Methoden befassen, durch welche eine rationelle Ausnützung seines Bodens und der Producte desselben ermöglicht wird.»

«Dieser Betrag wird in jedem Jahre eines sechsjährigen Cyclus der Honorirung von Arbeiten je eines anderen Faches zugewendet und zwar im ersten Jahre ökonomischen, im zweiten physikalischen und meteorologischen, im dritten zoologischen, im vierten chemischen und hüttenmännischen, im fünften botanischen und im sechsten Jahre geologischen und mineralogischen Facharbeiten. Nach Ablauf dieses sechsjährigen Turnus beginnt die obige Reihenfolge der Fächer wieder von vorne.»

«Mit der Ausführung solcher Arbeiten werden accreditirte Fachmänner betraut; der Gegenstand der Betrauung und die Person des zu Betrauenden wird alljährlich auf Grundlage eines Concurses festgestellt.»

«An dem zu diesem Zwecke ausgeschriebenen Concurse kann

sich wer immer mit dem *Entwurfe* einer Arbeit betheiligen, welche dem obigen Zwecke entspricht und welche dem im Jahre des Concurses an die Reihe kommenden Fache angehört. Demnach können sich die eingereichten Entwürfe auf — in irgend einem Theile des Landes vorzunehmende — neue Forschungen und Reisen, oder auf die Ausarbeitung von Fachwerken beziehen, welche den erwähnten Zweck fördern.»

«Die Concurrenten sind verpflichtet ihre Namen zu nennen und gleichzeitig zu erklären, ob sie auf den ganzen Betrag von 2000 fl. oder blos auf einen bestimmten Theil desselben Anspruch machen.»

«Zur Beurtheilung der eingesandten Entwürfe ernennt der Ausschuss alljährlich eine aus Fachmännern bestehende dreigliederige Commission, welche die Zweckmässigkeit der Entwürfe prüft und mit Zustimmung des Ausschusses einen oder, falls der verfügbare Betrag dazu ausreicht, mehrere der Bewerber mit der Ausführung ihrer Entwürfe betraut und ihnen gleichzeitig die gewünschte Summe als Honorar zuerkennt.»

«Das Honorar wird regelmässig nach Beendigung der Arbeit ausgefolgt, kann jedoch, wenn die Ausführung derselben mit Geldauslagen verbunden sein sollte, theilweise auch schon gelegentlich der Betrauung ausgefolgt werden.»

«Wenn die Commission die eingereichten Entwürfe nicht für zweckmässig erachtet und demnach die Ausfolgung der veranschlagten Summe nicht empfiehlt, entscheidet der Ausschuss der Gesellschaft über Art und Zweck der Verwendung derselben.»

Dieses Verfahren befolgt die naturwissenschaftliche Gesellschaft nunmehr seit fünf Jahren und steht es ausser Zweifel, dass zur Ermittlung und erspriesslichen Ausnützung der vorhandenen und sich anbietenden Kräfte, unter unseren Verhältnissen, ein zweckentsprechenderes Verfahren sich kaum denken lässt. Während früher die Preisausschreibungen und directen Aufträge der Gesellschaft meist erfolglos blieben, ist unsere Literatur seit der Anwendung dieses Modus schon durch mehrere werthvolle

Monographien bereichert worden. Im Verlage der Gesellschaft sind bisher die folgenden Monographien erschienen:

«*Die Ebbe und Fluth im Meerbusen von Fiume*» («Az árapály a fiumei öbölben») von EMIL STAHLBERGER. 1874.

«*Die Eishöhle von Dobschau*» («A dobsinai jégbarlang») von Dr. JOSEF ALEXANDER KRENNER. 1874.

«*Monographie der Lygaeiden Ungarns*» («Magyarország bodobácsféléinek magánrajza»), mit einer Farbendrucktafel von Dr. GÉZA HORVÁTH. 1875.

«*Ungarns Spinnenfauna*» («Magyarország pókfaunája»), I. Band. Allgemeiner Theil. Mit drei Steindrucktafeln. Von OTTO HERMANN. 1876.

«*Die Rotatorien Ungarns*» («A sodró állatkák és magyarországban megfigyelt fajaik»). Mit vier Steindrucktafeln von Dr. SAMUEL BARTSCH. 1877.

«*Die Eisenerze und Eisenproducte Ungarns* mit besonderer Rücksicht auf die hauptsächlichsten chemischen und physikalischen Eigenschaften des Eisens.» Mit drei Tabellen, vier Zeichnungen und elf Holzschnitten von ANTON KERPELY. 1877.

In der Arbeit befinden sich und werden theils im laufenden, theils in den folgenden Jahren erscheinen:

«*Morphologische und physiologische Studien aus dem Bereiche der Photozoen*» von Dr. GÉZA ENTZ.

«*Die Geologie Ungarns*» von MAX HANTKEN.

«*Beschreibung der Kryptogamen-Flora Ungarns und seiner Nebenländer*» von FRIEDRICH HAZSLINSZKY.

«*Naturgeschichte der Süsswasser-Fische Ungarns*» von Dr. JOHANN KÁROLI.

«*Chemisch-physiologische Studien über die namhafteren Tabakgattungen Ungarns*» von Dr. THOMAS KOSUTÁNYI.

«*Die Minerale Ungarns*» von Dr. JOSEF KRENNER.

«*Die Eisenerzlager Ungarns und Siebenbürgens*» von LIVIUS MADERSPACH.

«*Monographie der Blatt- und Baumwespen Ungarns*» von ALEXANDER MOCSÁRY.

«*Chemische Untersuchung der Plattensee-Weine und in Verbindung hiemit Studien über mehrere oenologische Fragen*» von Dr. Paul Plósz und Dr. Gustav Csanády.

«*Magnetographische Karte von Ungarn, Croatien und Slavonien*» von Dr. Guido Schenzl.

«*Bibliographie der ungarischen mathematischen und naturwissenschaftlichen Literatur*» von Josef Szinnyei.

«*Kritische Prüfung der Methoden der Wein- und Most-Analyse*» von Dr. Richard Ulbricht.

In dieses Verzeichniss habe ich blos die grösseren Monographien aufgenommen; die Arbeiten geringeren Umfanges und die auf blosse Datensammlung beschränkten Aufträge habe ich übergangen. Welch' eine rüstige Thätigkeit entrollt sich hier vor uns im Vergleich mit der Stagnation früherer Jahre! Sie erstreckt sich beinahe auf sämmtliche Zweige der Naturwissenschaften und beschäftigt die ungarischen Gelehrten nicht allein in Budapest, sondern in allen Theilen des Landes gleichmässig. Wenn wir diese Thätigkeit einige Jahrzehnte hindurch in dieser Weise fortsetzen können und thatsächlich fortsetzen, so wird Ungarn auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht nicht mehr eine terra incognita sein und was die Hauptsache ist, wir werden dies unserer eigenen Thätigkeit zu verdanken haben. Man durchforscht wohl auch den Balkan, den Kaukasus, den Ural; nur thun dies meist ausländische Reisende oder aus dem Auslande importirte Gelehrte; dagegen werden *wir* jenes Fleckchen Erde, welches unser Eigen ist — so wie es einem Culturvolke geziemt — aus eigenen Mitteln, mit unseren heimischen Kräften durchforschen.

In Betreff der Erforschung und Beschreibung der Naturverhältnisse Ungarns erwarb sich, ausser der Akademie und der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, auch noch die im Jahre 1851 in Budapest gegründete *Ungarische geologische Gesellschaft* (Magyar Földtani Társulat) bedeutende Verdienste. Wiewohl sich dieselbe in einem viel engeren Kreise bewegt und über geringere Geldmittel verfügt, entwickelt sie doch, insbesondere seitdem sie sich auf das von der ungarischen Regierung errichtete königliche

geologische Institut stützen kann, eine recht intensive Thätigkeit. Auf eine nähere Schilderung ihres Wirkens brauche ich hier nicht einzugehen, weil, wie ich eben erfahre, eine weit berufenere Feder als die meine ist, diese Aufgabe übernommen hat.

Im Jahre 1872 hat sich, ebenfalls in Budapest, auch eine *Ungarische geographische Gesellschaft* (Magyar Földrajzi Társulat) gebildet. Ihr Hauptzweck besteht nicht so sehr darin, die geographische Forschung zu fördern, als vielmehr darin, die Fortschritte der geographischen Kenntnisse mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und dem ungarischen Publicum darüber in ihren «Mittheilungen» («Közlemények») Bericht zu erstatten. Als junge Gesellschaft hat sie jetzt noch mit den Schwierigkeiten des Anfanges zu kämpfen und kann sie wegen Mangel an den erforderlichen Geldmitteln sich auf kostspieligere Publicationen noch nicht einlassen; es ist jedoch zu hoffen, dass sie unter der Leitung ihrer ausgezeichneten Präsidenten, JOHANN HUNFALVY und HERMANN VÁMBÉRY, nach und nach einen kräftigeren Aufschwung nehmen werde. Hat sich doch eben in ihrem Schosse die *Ungarische Afrika-Commission* gebildet, deren Ehrenpräsident Herzog PHILIPP von Sachsen-Coburg-Gotha und Präsident Erzbischof LUDWIG HAYNALD sind. Diese Commission hielt am 25. Mai ihre constituirende Sitzung.

Wie allerorten so ist auch bei uns die Hauptstadt der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens. Man würde jedoch irren, wenn man annähme, dass die neuere naturwissenschaftliche Bewegung sich ausschliesslich auf die Kreise der Hauptstadt beschränke. Dass auch die Provinz von der Nothwendigkeit der Pflege der Naturwissenschaften und der Verbreitung der dahin gehörigen Kenntnisse durchdrungen ist, beweist nicht allein die beispiellose Theilnahme, welche das Wirken der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in allen Theilen des Landes und in allen Schichten der Gesellschaft findet, sondern auch die Thatsache, dass in mehreren grösseren Städten des Landes, theilweise bereits in den fünfziger Jahren, insbesondere aber neuestens, sich ebenfalls Vereine zur Pflege der Naturwissenschaften gebildet haben. So in Pressburg der «Verein für Naturkunde»; in

Hermannstadt der «Siebenbürgische Verein für Naturwissenschaften»; in Klausenburg zuerst der «Siebenbürgische Museums-Verein» («Erdélyi Muzeum-egylet») und seit der Gründung der dortigen Universität der «Verein für Natur- und Heilkunde» («Orvosi és Természettudományi Társulat»); in Temesvár die «Südungarische Naturwissenschaftliche Gesellschaft» («Dél-magyarországi Természettudományi Társulat»); ferner hat sich in Schemnitz, ja allerneuestens auch in Kecskemét ein naturwissenschaftlicher Verein gebildet. Der Pressburger und der Hermannstädter Verein publiciren ihre Verhandlungen in deutscher Sprache; der Siebenbürgische Museums-Verein die seinigen in ungarischer und theilweise auch in deutscher Sprache. Die jüngeren Provinzial-Vereine, wie der Klausenburger und der südungarische, haben das Wirken der Budapester naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu ihrem Vorbilde gewählt. Sie halten, ebenso wie diese, Fachsitzungen, ausserdem populäre Vorträge und veröffentlichen ihre Arbeiten in rasch aufeinander folgenden Publicationen. Es ist selbstverständlich, dass diese Provinzial-Vereine sich nur in einem engeren Kreise bewegen und auf eine bedeutendere Ausbreitung nicht rechnen können; allein trotzdem geben sie Zeugniss von dem lobenswerthen Eifer der wissenschaftlich gebildeten Männer der betreffenden Städte und tragen, wenn auch anfangs in minderem Masse, zur Anregung des allgemeinen Interesses für wissenschaftliche Kenntnisse jedenfalls ihr Scherflein bei.

Es fällt indessen ausserdem noch eine andere sehr beachtenswerthe Erscheinung ins Auge, welche das Regewerden der Arbeitslust und des Interesses an den Naturwissenschaften vielleicht noch unwiderleglicher bekundet, als die Entstehung und das Wirken der soeben erwähnten Gesellschaften. Wir meinen die auffallende Vermehrung der wissenschaftlichen Zeitschriften. Bis zum Jahre 1868 erschien keine einzige, an bestimmte Zeiträume gebundene naturwissenschaftliche Zeitschrift in ungarischer Sprache, und wenn eine solche hie und da auch zu erscheinen begann, musste sie wegen mangelnder Theilnahme des Publicums und der Fachmänner bald wieder eingehen. Heute aber besitzen wir eine

ganze Reihe auf einen regelmässigen Mitarbeiterkreis und ein regelmässiges Lese-Publicum gestützter naturwissenschaftlicher Zeitschriften. Es sind dies, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet, die folgenden:

1. «*Die Natur*» («Természet»), eine monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, redigirt vom Professor ANTON BERECZ. Sie publicirt bereits ihren zehnten Band.

2. «*Naturwissenschaftliche Zeitschrift*» («Természettudományi Közlöny»). Monatschrift, herausgegeben von der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, redigirt von den Secretären der Gesellschaft. Sie steht jetzt in ihrem 9. Jahrgange.

3. «*Geologische Zeitschrift*» («Földtani Közlöny»), Monatschrift, herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft, redigirt von den Secretären derselben. Gegenwärtig erscheint ihr 7. Band.

4. «*Geographische Mittheilungen*» («Földrajzi Közlemények»), eine in jedem zweiten Monate erscheinende Zeitschrift, herausgegeben von der ungarischen geographischen Gesellschaft, redigirt vom Secretär derselben. Sie erscheint jetzt in ihrem 5. Jahrgange.

5. «*Journal des Polytechnikums*» («Műegyetemi Lapok»), Monatschrift für das Gebiet der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Theorie der technischen Wissenschaften, redigirt von HUNYADY, KÖNIG, KRUSPÉR, SZILY, SZTOCZEK und WARTHA, Professoren am Polytechnikum. Sie erscheint seit 1876 und theilt grösstentheils Originalarbeiten mit, welche zumeist auch in ausländischen Journalen veröffentlicht werden, ausserdem nimmt sie aber auch auf die Bedürfnisse der jüngeren Generation Rücksicht, indem sie in ihrer Literatur-Rubrik die neuesten bedeutendsten Fachwerke des Auslandes bespricht und am Schluss jedes Heftes zur Aufmunterung Probleme aufgiebt, deren Lösung sie nachträglich veröffentlicht.

6. «*Sitzungsberichte des Klausenburger Vereines für Natur- und Heilkunde*» («Értesitő a Kolozsvári orvos-természettudo-

mányi társulat üléseiről»); redigirt vom Secretär; sie erscheinen seit 1876.

7. «*Ungarische botanische Zeitung*» («Magyar növénytani Lapok»), redigirt von AUGUST KANITZ, Professor der Botanik an der Klausenburger Universität. Sie erscheint in Klausenburg monatlich einmal seit 1877.

8. «*Naturhistorische Hefte*» («Természetrajzi Füzetek»). Vierteljahrsschrift für Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, herausgegeben vom ungarischen National-Museum, unter Mitwirkung der Abtheilungs-Custoden VICTOR JANKA, JOHANN FRIVALDSZKY und JOSEPH KRENNER, redigirt von OTTO HERMAN. Diese Hefte begannen im Jahre 1877 zu erscheinen. Die erste grössere Hälfte jedes Heftes ist ungarisch geschrieben; den Rest bildet eine für das Ausland bestimmte deutsche oder französische Revue über den Inhalt des Heftes. In der Revue werden Uebersetzungen oder Auszüge der im ungarischen Theile enthaltenen Arbeiten gegeben; minder wichtige Sachen werden blos angeführt. Die Arbeiten ausländischer Autoren erscheinen vollinhaltlich in der Revue und werden im ungarischen Theil auszugsweise mitgetheilt oder wenigstens angedeutet. «Ich bin der Ansicht — sagt DOHRN, der berühmte Stettiner Entomologe — dass dies das einzig richtige Verfahren ist, um die Wunder unserer alma mater Isis den ungarischen Naturforschern lieb zu machen und zugleich die Leistungen der ungarischen Autoren den der ungarischen Sprache Unkundigen zur Kenntniss zu bringen.»

9. «*Naturwissenschaftliche Hefte*» («Természettudományi füzetek»), eine in jedem zweiten Monate erscheinende Zeitschrift, herausgegeben von der südungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, redigirt vom Secretär. Diese Hefte wurden ebenfalls erst in diesem Jahre begonnen.

Das im Voranstehenden Gesagte kurz zusammengefasst, giebt es in Budapest, ausser der naturwissenschaftlichen Classe der ungarischen Akademie der Wissenschaften, drei rein mit Naturwissenschaften sich beschäftigende Vereine. In der Provinz haben wir sechs naturwissenschaftliche Vereine und im Ganzen

UNGARN UND RUMÄNEN.*

Im Nationalitäten-Gewirre des europäischen Ostens wären vor allen anderen *zwei* Nationen, nämlich die ungarische und die rumänische, auf einander angewiesen, wenn sie ihr gemeinsames Interesse und ihre gemeinsame Gefahr besser zu würdigen wüssten. Allein die Erinnerung an eine eingebildete Vergangenheit hält sie von einander ferne, und die Literatur, welche jene Vergangenheit mit den Gebilden der subjectiven Phantasie ausstattet und das Andenken derselben nährt, macht sie einander sogar zu Feinden, während es eben dieser Literatur obläge, bezüglich der Vergangenheit die Wahrheit zu enthüllen, bezüglich der Gegenwart und Zukunft aber das gemeinsame Interesse in's rechte Licht zu stellen. Die «Literarischen Berichte» können zwar nichts Anderes thun, als einerseits diese Unterlassung und andererseits jenes — weit schwerer wiegende — Verschulden der ungarischen und rumänischen Literatur gelegentlich berühren: aber dies sind sie ihren Lesern auch schuldig und so werden sie denn die einschlägigen Literaturproducte ohne Weiteres kurz besprechen. Gegenwärtig liegt vor uns: «La Roumanie économique par M. G. Obédénare» und «Les forces productives de la Roumanie par M. Lesage». **

* Eigentlich sollte man «*Rumunen*» schreiben und lesen. Dass die erste Sylbe *rum* lauten muss, hat Herr Aron Pumnul, Professor der rumänischen Sprache und Literatur in Czernowitz, bewiesen (siehe: Rudolf Henke «Rumänen», Leipzig 1877, pag. 4); dass aber die zweite Sylbe nicht *mä* lauten darf, wie der Deutsche das *ä* lesen würde, sondern vielmehr ein dumpfes *u (mu)* enthält, das weiss ein jeder, der rumänisch liest.

** La Roumanie économique d'après les données les plus récentes. Par M. G. Obédénare. Geographie, état économique, anthropologie. Avec une carte de la Roumanie. Paris, 1876. — Bulletin de la Société géographique Roumaine. Bucarest. Septembre-Octobre 1876.

«Rumänien besteht aus den beiden ehemaligen Fürstenthümern Walachei und Moldau; der Pariser Vertrag vom Jahre 1856 hat ihnen ungefähr den vierten Theil Bessarabiens wieder einverleibt, welches im Jahre 1812 Russland von der Moldau losgerissen hat.» Auf Seite 368 fügt OBÉDÉNARE hinzu, das Temesvárer Banat, welches bis heute grossentheils Rumänen bewohnen, sei 1718 von der Walachei (de la Valachie) losgerissen und Oesterreich einverleibt worden, ebenso wie 1777 die Bukowina von der Moldau. — Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Bukowina bis 1777 zu Polen oder zur Moldau gehört habe, vom Temesvárer Banate aber wissen wir mit Bestimmtheit, dass dasselbe bereits zu einer Zeit existirte, wo von der Existenz der Walachei noch keine Rede war, und dass es auch nachher — bis 1552 — zu Ungarn gehört hat; dass von 1552 bis 1716, also 165 Jahre lang, in Temesvár die Türken geherrscht haben; dass ferner — und dies wissen wir mit wo möglich noch grösserer Bestimmtheit — die Türken aus Ungarn nicht durch die Truppen der Walachei vertrieben worden sind; endlich, dass hier nie auch nur die leiseste Spur einer walachischen Obrigkeit vorhanden gewesen ist, ja gar nicht einmal vorhanden sein konnte.

«Vor Alters bildeten die Walachei, die Moldau, Siebenbürgen, die Bukowina und das Temesvárer Banat ein einziges Land, Dakien, welches bis 105 n. Chr. von den Dakern, einem dem Griechenvolke nahe verwandten thrakisch-pelasgischen Volksstamme bewohnt wurde. Im Jahre 105 aber wurde Dakien durch Ansiedler bevölkert, welche aus allen Theilen des römischen Reiches hieher strömten. Diese römischen Ansiedler sind die Vorfahren der heutigen Rumänen. Obgleich die Walachei erst 1247, die Moldau aber erst 1300 als Fürstenthum erscheint, sagt OBÉDÉNARE Seite 70, haben demungeachtet beide Länder nie aufgehört selbständig zu existiren» (ces deux pays n'ont jamais cessé d'être autonomes, n'ont jamais cessé d'avoir une existence propre). — LESAGE aber fügt auf Seite 67 des «Buletinul» dem Berichte OBÉDÉNARE'S hinzu, dass Siebenbürgen die eigentliche Wiege der rumänischen Nation sei (véritable berceau de la nation

roumaine); dass gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts Radul der Schwarze (Radoul le Noir) sich von Fogaras aufgemacht habe, um die walachischen Fürstenthümer zu gründen, während Dragos und Genossen von der Marmaros ausgehend die Moldau gründeten. «Die kühnen Abenteurer (les hardis aventuriers) waren nicht die Unterjocher, sondern die Befreier des fleissigen Volkes, welches das flache Land für seine Herren bebaute, deren Name und Sprache allein bekannt war. Mit Ausnahme des im Krajovaer Banate lebenden Bassaraben-Geschlechtes hatten hundert und hundert Geschlechter ihren Namen, ihre Religion, ihren Ursprung verleugnet, um unter die Aristokratie der neuen Ankömmlinge aufgenommen zu werden. Auch heute hält sich der reiche und adelige Rumäne in Siebenbürgen für einen Ungarn, hierin dem berüchtigten Beispiele der Hunyaden und Corviner folgend (suivant en cela l'exemple fameux des Huniades et des Corvins): dagegen wird der unbemittelte Ungar, selbst wenn er ein Abkömmling Árpád's wäre, ein Rumäne und sinkt zu jener Volksclasse hinab, welche die Constitution des heiligen Stefan mit ebenso viel Nachdruck wie Naivetät die «misera contribuens plebs» nennt (dans ce que les constitutions du royaume de Saint-Etienne appellent avec autant d'énergie que de naiveté la ‚misera contribuens plebs').»

Von Individuen, welche die Geschichte der neuesten Zeiten so sehr nicht kennen wollen, wie Lesage und Obédénare, denen die urkundliche Geschichte des Temesvárer Banats unbekannt ist, darf kaum vorausgesetzt werden, dass sie die Schicksale des alten Dakiens von 275 bis 1200, über welche *keine Urkunden vorliegen*, besser kennen. Wohl aber beweisen dieselben, dass sie Märchen, vielleicht eben deswegen, weil sie von Urkunden und anderen historischen Beweismitteln nicht unterstützt werden, für authentische Geschichte hinnehmen. — — —

Hier wollen wir Einiges aus Hašdeu's «Istoria Critica a Romaniloru, Bucuresci, 1875» — die wir in einem späteren Hefte besprechen werden — einschalten, was die landläufige Ansicht der rumänischen Geschichtsforschung erkennen lässt, die sich eben in

Obédénare und Lesage abspiegelt. Die «Istoria Critica» hält wohl die Herkunft des schwarzen Radul aus Fogaras und des Dragos aus der Marmaros für Mythen, allein diese sollen sich doch aus historischen Facten gebildet haben. Denn ein Bassarab, Banus von Severin, bemächtigte sich ungefähr im Jahre 1180 des Herzogthums Fogaras, nachdem schon einige Besitzungen an der Temes mit dem Severiner Banat vereinigt worden waren; derselbe Bassarab, oder sein Nachfolger, machte etwa dreissig Jahre später von Fogaras aus Muscel sich unterthänig. Mit einem Worte, die successive Arrondirung des muntenischen, d. h. walachischen Staates geschah in der Weise, dass sie von Severin nach Fogaras, von Fogaras nach Campu-lungu, von Campu-lungu nach Ardschesch, und von hier hinab gegen den Pontus zu fortschritt (din Severinu la Fogarasu, din Fogarasu la Campu-lungu, din Campu-lungu la Argešu, din Argešu in giosu spre Pontu, acesta'i procedura successivei rotundiri a Statului Munteni). Ist. Cr. I, 118. — Vom XIII. Jahrhundert bis 1700 führte die Walachei den mysteriösen Namen Ungro-Vlachia; dieser bedeute aber nicht, wie man glaubte, ein Suzeränitäts-Verhältniss zu Ungarn, sondern vielmehr die Herrschaft der Muntenen oder Walachen über einen Theil des politischen Terrains von Ungarn; «Domnu alu Ungro-Vlachiei» heisse soviel als: Dominus Hungariae et Valachiae. Pag. 48. — — —

Nach Lesage sind die Hunyaden *und* die Corviner aus Rumänen Ungarn geworden. Möge dem so sein; nur wird seine Behauptung schon dadurch verdächtig gemacht, dass er die Hunyaden *und* die Corviner als zwei verschiedene Geschlechter aufführt, während wir wissen, dass auch Johann Hunyadi selbst Corvinus genannt wurde. Ebenso wissen wir auch, dass denselben die serbischen Lieder «Sibinjanin Janko», das ist den siebenbürgischen Janko, nicht aber den rumänischen Janko nannten.* Hiezu

* Const. Jos. Jireček, «Geschichte der Bulgaren» (Prag, 1876) nennt ihn pag. 363 «Johann von Hermannstadt», da er nicht weiss, dass der deutsche Name Siebenbürgens von der Burg «Sibin» herstammt, was auch aus den Liedern der Serben ersichtlich ist.

müssen wir bemerken, dass eben dieselben Autoren, welche uns erzählen, dass in Rumänien *drei Viertheile der vornehmen, herrschenden Classe* Abkömmlinge von Griechen sind, welche sich vollständig rumänisirt haben («La Roumanie», Seite 370), dennoch die Magyarisirung der Rumänen tadelnswerth finden. Nun bildete und bildet sich aber die ungarische und jede andere Nation der Welt ebenso, wie die rumänische Nation sich in der Vergangenheit gebildet hat und in der Gegenwart noch bildet. — Nicht blos bemerken, sondern auch rügen müssen wir den Anachronismus, welchen Lesage sich gestattet, und mit welchem er seine französischen Leser, die seinen Behauptungen möglicherweise Glauben schenken, geradezu irre führt. Lesage schreibt nämlich, die ungarische Verfassung nenne den Bauernstand «misera contribuens plebs». Heute nennt sie ihn gewiss nicht so, kann ihn gar nicht so nennen, da seit 1848 eben nach der ungarischen Verfassung jeder ungarische Staatsbürger, ob er adelig oder nicht adelig, ob er ein Magyare oder Nicht-Magyare ist, gleichmässig, d. h. nach Massgabe seines Besitzes Steuern zahlt. Vor 1848 hat allerdings der adelige Besitzer in Ungarn und Siebenbürgen, gleichviel ob er Magyare oder Rumäne war, keine Steuern gezahlt und bis dahin wurde das Bauernvolk allerdings, zwar nicht von der Verfassung, wohl aber von den auf Reformen dringenden Politikern «misera contribuens plebs» genannt. So viel uns bekannt ist, hat auch der rumänische Bojare ehedem keine Steuern gezahlt; dass man damals in Rumänien das Bauernvolk demungeachtet nicht «misera contribuens plebs» genannt hat, beweist nur, dass es dort keine auf Reformen dringende Politiker gegeben hat. Wurde doch der rumänische Bauer erst 1864 emancipirt. Wenn übrigens Lesage und Obédénare Lust haben Vergleichungen anzustellen, so mögen sie doch die «contribution personelle« und den «impôt foncier» im rumänischen Budget von 1875 mit der Einkommen- und Erwerbsteuer Ungarns in demselben Jahre, welche der rumänischen «contribution personelle», und mit der Grundsteuer Ungarns, welche dem rumänischen «impôt foncier» entspricht, vergleichen.

In *Rumänien* betrug im Jahre 1875

die Contribution personelle . . . . 10.097,849 Francs
der Impôt foncier . . . . . 6.059,316 »

In *Ungarn* betrug 1875

die Einkommensteuer . . . . . 12 Millionen Gulden
die Erwerbsteuer . . . . . 6 » »
die Grundsteuer . . . . . 36 » »

In Rumänien ist die «contribution personelle» eine Kopfsteuer, welche Alle gleichmässig zahlen; es ist dies die ungerechteste Steuer, sagt Obédénare (pag. 334) selbst, denn sie besteuert den armen Taglöhner in demselben Masse wie den Grossgrundbesitzer (l'impôt personel est une contribution des plus injustes; il fait payer au pauvre journalier la même somme qu'au grand propriétaire). Und dieselbe beträgt nahezu doppelt so viel als der «impôt foncier». Dagegen ist bei uns die Einkommen- und Erwerbsteuer zusammengenommen beinahe um die Hälfte kleiner als die Grundsteuer; und zu diesen Staatseinnahmen steuert der grundbesitzende Bauer nur verhältnissmässig, der Taglöhner aber beinahe gar nichts bei. Die Benennung «misera contribuens plebs» passt also jetzt in Wahrheit auf den rumänischen Bauer und Taglöhner, aber durchaus nicht auf den ungarischen und siebenbürgischen. Den Bildungszustand der Rumänen schildert Lesage (pag. 71) folgendermassen: «Bei den Eheschliessungen zeigte es sich, dass in den Städten die Hälfte der Männer und beinahe ein Drittheil der Frauen lesen können; in den Dörfern steht das Verhältniss der des Lesens Kundigen zu den des Lesens Unkundigen bei den Männern wie 1 : 9, bei den Frauen wie 1 : 36. Dies ist traurig, sagt Lesage, aber erklärlich. In Folge ihres Verhältnisses zum orientalischen Kaiserreiche haben die Rumänen die «griechische» Religion (la religion grecque) angenommen und sind bei den Wirren, welche nach der Synode von Florenz (1439) zum Ausbruch kamen, in ihrem Eifer so weit gegangen, dass sie Alles vernichteten, was auf die lateinische Kirche Bezug hatte. In der Liturgie herrschte abwechselnd bald das Griechische, bald das Slovenische, und in der Schrift bedienten sie sich der cyrillischen Buchstaben. In diesem unbequemen Kleide ward das Lernen der Sprache schwierig und dieselbe

lebte blos im Volksmunde fort; die Aristokratie accomodirte sich stets und in Allem dem Herrscher. Es gab eine Zeit, wo Rumänien der glänzendste Herd des Hellenismus war. Durch eine merkwürdige Ausgleichung (par une curieuse compensation) kam aber die Wiedergeburt der nationalen Sprache der Rumänen gerade in Siebenbürgen, inmitten ihrer *erbittertsten Feinde* (au milieu de ses ennemis les plus acharnés) zu Stande.» — Der fremde Leser merkt schwerlich, was in dieser kurzen Darstellung wahr und was darin unwahr ist; noch mehr wird er durch das beirrt, was OBÉDÉNARE in dem «Rélation des Roumains avec les Hongrois» überschriebenen Abschnitte (pag. 365-386) sagt. Er entstellt die Geschichte folgendermassen: «Im IX. Jahrhundert kamen die Ungarn nach Siebenbürgen und stiessen mit den Rumänen, welche daselbst einen den Zeitumständen entsprechend hinreichend blühenden Staat bildeten, zusammen. Da keines der beiden Völker das andere überwinden konnte, schlossen sie einen Bund, indem sie sich nebeneinander ansiedelten. Anfänglich bestand für jeden der beiden Staaten (den rumänischen und den ungarischen) eine besondere Regierung unter einem gemeinsamen Herrscher. Im Laufe der Zeit aber veränderten sich die Verhältnisse vollständig: die Rumänen wurden nach Willkür der ungarischen Herren steuerzahlende und frohndiestthuende Knechte. 1699 wurde zwar Siebenbürgen Oesterreich (?) einverleibt, die Rumänen wurden also Unterthanen der österreichischen Monarchie; aber sie blieben Knechte und die Constitution des (österreichischen ?) Königreiches (royaume) sprach aus, dass die rumänische Nation blos *zeitweilig geduldet* werde (n'était tolérée que provisoirement). Die Tyrannei der ungarischen und sächsischen Herren ist ein perennirendes Märtyrerthum für die Rumänen. Die Folge der Unterdrückung war der «Horia»-Aufstand im Jahre 1784; er vertilgte viele Herren mit Feuer und Schwert und rief bei den beiden Unterdrücker-Racen (Ungarn und Sachsen) Schrecken hervor. Horia wollte sich sogar zum Herrscher aller Rumänen aufschwingen und nannte sich König von Dakien (Horia rêva de réunir sous son gouvernement toutes les provinces habitées par les Roumains et prit

même le titre de roi de la Dacie). Aber die österreichischen Heere erstickten die Bewegung und Horia nebst seinem Statthalter Closca wurde 1785 in Pest gerädert. Demungeachtet erwachte der nationale Geist; das Rumänenthum cultivirte seine Sprache, seine Geschichte und die Liebe zum Vaterlande nirgends eifriger als in Siebenbürgen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde SINKAI theologischer Studien halber nach Rom gesendet. Dieser arbeitete dort Tag und Nacht an der Geschichte seines Vaterlandes. Kaum war er zurückgekehrt, so hatte er fortan sein ganzes Leben hindurch Verfolgungen zu erdulden, weil er in seinen Annalen die Rechte der Rumänen als einer freien und selbständigen Nation nachgewiesen hatte. Die ungarische Regierung verurtheilte den Autor zum Galgen und sein Buch zum Feuer, denn also lautete das Verdict des Censors; (l'administration hongroise condamna l'auteur à être pendu et le livre à être brûlé. *Opus igne, autor patibulo dignus,* telle fut la réponse du censeur à qui Sincaï avait dû soumettre son ouvrage). Der unglückliche Patriot war genöthigt zu fliehen und sich verborgen zu halten und verbrachte sein ganzes Leben in der drückendsten Noth. — — Erst 1849 wurden die österreichischen Rumänen frei, denn *damals erhoben sie sich neuerdings gegen die asiatische Tyrannei ihrer ungarischen Herren* und erhielten als Lohn für ihre blutigen Opfer die theilweise Lockerung jener Bande, welche dieselben in der Knechtschaft der Ungarn und Sachsen festhalten» (c'est grâce à leurs sanglants sacrifices qu'ils ont obtenu de voir relâcher en partie les liens qui les tiennent asservis aux éléments magyar et saxon).

Wir müssten ein Buch schreiben, wenn wir Alles anführen wollten, was in dieser Darstellung *unwahr* ist oder was sich *anders* verhält. Nach LESAGE wurde in den nach der Synode von Florenz eingetretenen Wirren Alles vernichtet, was auf die lateinische Kirche Bezug hatte. Auch OBÉDÉNARE sagt Seite 396: «In Folge des Schisma der orientalischen und occidentalischen Kirche war in den moldauisch-walachischen Kanzleien und im Gottesdienste bis zum XVI. Jahrhundert die slavische Sprache im Gebrauch. Das erste rumänische Buch wurde 1546 unter dem Titel «Invatzatura

Nationalium Valachicarum in Magno Transylvaniae Principatu primum atque emeritum Directorem, nunc penes Regiam Universitatis Pestanae Typographiam typi correctorem. Hieraus geht durchaus nicht das hervor, was OBÉDÉNARE (S. 367) von ihm schreibt: «Le malheureux patriote dût se cacher et errer dans la plus profonde misère, tout le reste de sa vie.» Ferner war SINKAI «de Eadem», also ein ungarischer Edelmann. Ihm gebührt unter anderem auch das Verdienst, dass er die erste walachische Grammatik schrieb, welche demnach nicht unter den Geistlichen der Walachei oder Moldau entstanden ist.

Dass die Censur sein Geschichtswerk verbot, ist nicht der Gehässigkeit der Ungarn, sondern der damaligen Regierungs-Politik zuzuschreiben, welche trotz der Proteste der Ungarn die Censur einführte und in Schutz nahm. Auf Seite 70 erwähnt LESAGE, dass nach dem Ausspruch eines Ungarn die drei gesetzlich anerkannten Nationen und die vier gesetzlich recipirten Religionen die sieben Todsünden Siebenbürgens gewesen seien; aber er verschweigt, dass dies der Ausspruch des ungarischen Barons NIKOLAUS WESSELÉNYI gewesen, welcher auf dem siebenbürgischen Landtage und in den ungarischen Comitaten für die Emancipation der Bauern, also sowohl der walachischen wie der ungarischen Bauern, agitirte und deshalb in einen Infidelitäts-Process verwickelt und auch verurtheilt wurde; ebenso verschweigt er, dass die Censur auch die Drucklegung der WESSELÉNYI'schen Bücher untersagte. — In Siebenbürgen hat die rumänische Literatur und ebendaselbst hat auch die Emancipations-Bewegung begonnen; demungeachtet sollen die siebenbürgischen Ungarn und Sachsen die grimmigsten Gegner des Rumänenthums gewesen sein (les ennemis les plus acharnés en Transylvanie)! Die walachischen Schriftsteller selbst sind gezwungen einzugestehen, dass das walachische Volk in Siebenbürgen gebildeter ist, als in Rumänien. OBÉDÉNARE beziffert die Bevölkerung Rumäniens zu Ende 1871 mit 5 Millionen, und von dieser grossen Anzahl besuchten 1873 im Ganzen nur 81,647 Kinder die Schule. Dagegen gab es zu Anfang des Jahres 1870 in Siebenbürgen 596,502 griechisch-unirte, 652,945 griechisch-nicht-

unirte, im Ganzen also 1.249,447 Rumänen, und die Zahl der schulbesuchenden Kinder derselben betrug 33,474 und 65,018, in Summa 98,492.*

Vor Kurzem (im Februar l. J.) lasen wir in den Zeitungen, dass der rumänische Justizminister STATESCO in Bukarest auf die Frage, warum er den «Telegraful» wegen eines beleidigenden Artikels nicht gerichtlich belange, geantwortet habe: es würde Schade sein, dies zu thun; der Artikel habe keine Wirkung gehabt, da «hierzulande die Zeitungen nur von einigen Menschen, nicht aber auch *vom Volke gelesen werden*, und zwar aus dem einfachen Grunde, *weil letzteres nicht lesen kann*». («Pester Lloyd», 26. Februar 1877.) Vom walachischen Volke in Siebenbürgen dürfte man dies durchaus nicht sagen.

In der politischen Geschichte setzt OBÉDÉNARE die Wahrheit noch ungenirter bei Seite. Von dem selbständigen und ziemlich blühenden Rumänenstaate des IX. Jahrhunderts wissen nicht nur die historischen Märchen der Rumänen nichts zu erzählen, sondern auch die zeitgenössischen byzantinisch-griechischen und occidentalisch-lateinischen Autoren erwähnen desselben mit keinem Worte; ebensowenig kennen denselben die ungarischen Chroniken, den einzigen Anonymus des Königs BÉLA ausgenommen, für dessen Angaben es bis jetzt nicht gelungen ist irgend ein authentisches äusseres Zeugniss beizubringen und welcher übrigens blos ein Scribent des XIII. Jahrhunderts war. Aus dem XIII.-XV. Jahrhundert aber liegen so viele urkundliche Geschichtszeugnisse bezüglich der gleichzeitigen Geschichte Siebenbürgens, der Moldau und der Walachei vor, dass es eine eben so grosse Schande ist, sich heute noch auf Märchen zu berufen, wie es eine Schande wäre, wenn man die «Aeneide» VIRGIL's mit ernster Historikermiene zur Quelle der Urgeschichte der Römer machen wollte. — Dem Bauernaufstande des Horia und Closca sind viele *ungarische* Bauernaufstände vorangegangen; dergleichen hat es in jedem europäischen Staate gege-

* Die wichtigsten Ergebnisse der am Anfang des Jahres 1870 durchgeführten Volkszählung in den Ländern der ungarischen Krone, mit besonderer Berücksichtigung Siebenbürgens. Hermannstadt, 1872.

ben. Der Adel, welcher Nationalität immer er angehören mochte, hat den Bauer, gleichviel welcher Nationalität dieser angehörte, überall gedrückt; auch die Bojaren der Moldau und der Walachei haben dies gethan. Dieses allgemeine europäische Gebrechen einerseits als specifisch ungarische und sächsische Tyrannei und andererseits als walachisches Martyrium darzustellen, geziemt sich lediglich für einen Aufwiegler. Und OBÉDÉNARE ist auch mit der neuesten traurigen Geschichte Siebenbürgens entweder unbekannt oder er fälscht sie absichtlich. Die walachischen ebenso wie die nicht-walachischen Bauern Siebenbürgens wurden im Monate März 1848 durch den Pressburger Reichstag emancipirt. Die Ursache des Krieges von 1849 möge OBÉDÉNARE nicht in den walachischen Bauern, sondern dort suchen, woher die Aufreizung nach Agram, Karlowitz und Siebenbürgen kam, was Europa übrigens recht gut wissen kann. Wie OBÉDÉNARE zu seinen französischen Lesern redet, so kann nur Rücksichtslosigkeit zur Unwissenheit reden.

Er theilt ausserdem auch eine Landkarte zur geographischen Orientirung mit. «La Roumanie etc. révue par OBÉDÉNARE. 1875.» Auf der Karte giebt er die ungarischen Ortsnamen nicht so, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie nach der Meinung des Herausgebers sein sollten. So ist Weissenburg (oder Karlsburg), dessen walachischer Name *Belgrad* lautet, bei ihm Alba Julia; Grosswardein, dessen walachischer Name *Oradea Mare* ist, heisst bei ihm *Urbea Mare*, während doch das Wort *urbe* in ganz Rumänien nirgends vorkommt; Temesvár ist bei ihm *Temisora*, d. h. er rumänisirt die Laute des ungarischen Wortes *vár* in derselben Weise in *ora*, wie die walachische Sprache die Laute von *város* in *orasu* umgewandelt hat; auch Maros-Vásárhely ist bei ihm *Tirgu Meresiului*; Köhalom nennt er willkürlich *Rupea*; zu Hátszeg setzt er Sargetia hinzu, als ob dieser Name bis heute in der Sprache lebte oder je gelebt hätte u. s. w. Solche Bücher können das historische Dunkel nicht aufhellen, den Leser nicht belehren, umsoweniger die wechselseitigen Missverständnisse zerstreuen, vielmehr dieselben nur noch nähren. *P. H.*

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT.

Am 4. *Januar* l. J. hielt die Historische Gesellschaft eine Wahlsitzung, da ihr bisheriger Präsident Graf EMERICH MIKÓ am 16. September 1876 starb. Nun sind: erster Präsident der Gesellschaft Bischof MICHAEL HORVÁTH, Vice-Präsidenten Bischof ARNOLD IPOLYI und Baron GABRIEL KEMÉNY, Schriftführer ALEXANDER SZILÁGYI.

In der am *1. Februar* gehaltenen Sitzung las der zweite Vice-Präsident Baron KEMÉNY eine Denkrede auf den verstorbenen Grafen EMERICH MIKÓ. Geboren 1805 im siebenbürgischen Széklerlande, wurde MIKÓ in Maros-Ujvár erzogen, wo seine Grosseltern wohnten; seine Schulbildung erhielt er in Gross-Enyed, dem berühmten, von BETHLEN gegründeten Collegium der siebenbürger Reformirten.

Im Jahre 1862 trat er als Honorar-Notär beim königlichen Gubernium in den Staatsdienst; 1837 wurde er Gubernial-Rath und 1847 Thesaurarius, also einer der höchsten Würdenträger Siebenbürgens. In dem verhängnissvollen Jahre 1848 war er der Bevollmächtigte des Guberniums in Wien, und ging im Auftrage desselben auch nach Olmütz, von wo er erst im October 1849 nach Siebenbürgen zurückkehren konnte. Er hatte wohl die Gräuel des Bürgerkrieges nicht gesehen, aber er fand das Land in völlig geänderten Verhältnissen, der Engel des Todes war über die Gefilde desselben gezogen und stumme Verzweiflung hatte die Lebenden ergriffen.

In dieser traurigen Zeit raffte sich Graf MIKÓ zu einer Thätigkeit auf, welche seinem Namen in den Annalen Siebenbürgens ein unvergängliches Andenken sichert. Durch den letzten Landtag Siebenbürgens zur Leitung des National-Theaters in Klausenburg berufen, trat er an die Spitze dieser Anstalt, und brachte dieselbe mit Hilfe Anderer, besonders aber durch seine eigene materielle Unterstützung zu neuem Leben. Unter seiner Leitung nahmen der Agricultur-Verein und die Hagel- und Feuer-Versicherungsgesellschaft ihre Thätigkeit wieder auf. Das Gross-Enyeder Collegium war im Jahre 1848 durch die Walachen von Grund aus verwüstet, seine Bücher-, Naturalien- und Antiquitäten-Sammlungen waren verbrannt und verschleppt worden. Graf MIKÓ, seit 1840 einer der ständischen Curatoren des Collegiums, war nun nach dem Tode des Baron FRANZ KEMÉNY

der einzige Curator desselben, und sein Bestreben, bei dem er keine Opfer scheute, war auf die Wiedererweckung der Schule und auf die Ordnung und Sicherung ihrer Fundationen gerichtet. Daneben unterstützte er auch das Klausenburger reformirte Collegium und das Gymnasium in Háromszék. Doch seine bedeutendste That ist die Errichtung des *Siebenbürger Museums*. Die Stiftung desselben war schon auf dem siebenbürger Landtag von 1841-43 beschlossen worden und der als historischer Forscher und Sammler bekannte Graf Joseph Kemény hatte ihm schon damals seine unschätzbaren Sammlungen bestimmt. Nun starb 1856 Graf Kemény; das Museum bestand aber noch nicht, das die kostbare Erbschaft übernehmen sollte. Da war es Mikó, der seinen Sommer-Palast mit einem grossen Park zu Klausenburg dem Museum widmete und demselben gleichzeitig durch Sammlungen einen bedeutenden Fond verschaffte, so dass das Museum bereits 1857 feierlich eröffnet werden konnte.

Nebst diesem praktischen Wirken war Mikó auch auf literarischem Felde thätig. Durch seine Unterstützung konnten bedeutende Werke herausgegeben werden; er selbst schrieb drei Bände «Daten aus der siebenbürgischen Geschichte» und die Biographie zwei bedeutender Gelehrten Siebenbürgens aus dem vorigen Jahrhundert, des Peter Bod und Joseph Benkő.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre erwachte das constitutionelle Leben wieder, und Graf Mikó wurde im Ministerium Andrássy Communications-Minister. Er sträubte sich Anfangs ein Amt zu übernehmen, und wenn er doch nachgab, so brachte er damit seinem Vaterlande ein Opfer. Beinahe gleichzeitig, ebenfalls im Jahre 1867, bildete sich die königl. ung. historiche Gesellschaft und Mikó befand sich in seinem Elemente, als er das Präsidium derselben annahm. Vom Ministerium zog er sich bald zurück und war seine Thätigkeit fortan blos literarischen und gemeinnützigen Zwecken gewidmet, bis er am 16. September 1876 starb. Seine Gemahlin, Gräfin Maria Rhédey und sein einziger Sohn waren vor ihm gestorben. In seinem Testamente vermachte er dem reformirten Gymnasium zu Szepsi-Szent-György 60,000 Gulden, denn er hatte sich immer als Sohn des Székler-Landes betrachtet.

Am *3. Mai* hielt Béla Majláth einen Vortrag über die *Kalandsbruderschaften* (von «*Calendae*»), namentlich über die des Liptauer Comitates, eine jener alten Verbindungen, die im Mittelalter über ganz Deutschland verbreitet waren, und auch in Ungarn eine Rolle spielten. Man hätte glauben sollen, dass sie nur in den bedeutenderen deutschen Städten Ungarns und Siebenbürgens vorkamen, denn die erste Spur zeigte uns eine «fraternitas Sancti Corporis» von 1372, und eine «fraternitas sedis Cibiniensis» von 1394, beide in Hermannstadt. Ebendort wurde vom Hermannstädter Rath die fraternitas St. Annae 1542 bestätigt, welche wohl schon früher bestanden haben mag. — Allein wir finden, dass sie auch auf dem Lande vorkamen. In dem 1876-er Jahrgange der Zeitschrift der historischen Gesellschaft («Századok» d. h. Jahrhunderte) theilte W. Fraknói das interessante Datum mit, dass Chanadius, Erzbischof von Gran, am 21. October 1340

die Fraternitas im Comitate Liptau bestätigte, wobei er sich folgender Ausdrücke bedient: «Universitas plebanorum, ecclesiarum rectores de Lythow.... in unum convenissent et ea quae salutis sunt pertractassent, et inter eos quandam confraternitatem, vulgariter *Kalandus* nominatam ordinassent.» Hier finden wir zuerst auch den magyarisirten Ausdruck *Kalandos;* der Kalandsbruder hiess *Kalandos társ* = Kalandsgenosse. Einmal, und zwar im Jahre 1526, spielte diese Genossenschaft im Herzen Ungarns auch eine politische Rolle; sie hat sich zuerst in Kecskemét versammelt, und ihren Einfluss auf dem Reichstage «in campo Rakus» bei Pest gegen Verbőczi geltend gemacht.

Béla Majláth behandelte vorzüglich die Bruderschaft des Liptauer Comitates, doch warf er auch Seitenblicke auf andere derartige Verbindungen. So meint er, dass die im Jahre 1248 gebildete Fraternitas der 24 Pfarrherren in Zipsen auch eine solche Kalandsbruderschaft gewesen sei. Der Zweck dieser Bruderschaften wäre nach Majláth in früheren Zeiten die Vertheidigung des lateinischen Christenthums gegen das griechische, und später gegen die Reformation des XVI. Jahrhunderts gewesen, — eine Auffassung, welche wohl noch einer tieferen Begründung bedarf.

In der Sitzung vom *5. April* las P. Hunfalvy eine ausführliche Besprechung des Buches «Römer und Romanen in den Donau-Ländern. Historisch-ethnographische Studien von Dr. Julius Jung. Innsbruck, 1877.» Bekanntlich hatte Robert Rösler die Frage, wo das Rumänenthum sich gebildet habe, dahin entschieden, dass er die Geburtsstätte desselben in der Balkan-Halbinsel aufzufinden glaubte, woher dann die Rumänen später, etwa im XI., XII. und XIII. Jahrhunderte, namentlich zur Zeit der Kumanenzüge, nach Bulgarien, in die Provinzen diesseits der Donau, also in das damalige Kumanien (die heutige Walachei, Moldau und Bessarabien) ferner nach Siebenbürgen und Ungarn zogen, und in diesen Ländern sich immer mehr verbreiteten und vermehrten. Und als der Einfall der Mongolen die Kumanier aus der Moldau und Walachei vertrieben hatte, fanden die unbeachteten Rumänen um so weniger Hindernisse sich fest zu setzen, so dass nach und nach, wohl unter der Suprematie der ungarischen Könige, die Fürstenthümer der Moldau und der Walachei entstanden. — Wir müssen hier sogleich bemerken, was man neuestens ganz vergessen zu haben scheint, dass diese Auffassung nicht Rösler zuerst aufgestellt hat; Sulzer, Engel, Schafarik, Miklosich hatten ähnliche Ansichten über den Ursprung und die Verbreitung des Rumänenthums. Jung will nun in seinen historisch-ethnographischen Studien die Auffassung Rösler's widerlegen, und zwar dadurch, dass er die Römer und Romanen in den Donauländern überhaupt behandelt, um damit neue Vergleichungspunkte zu gewinnen; dann aber auch dadurch, dass er die Beweisgründe Rösler's zu entkräften sucht und die Lücken seiner Beweisführung aufdeckt.

Die Besprechung der Römer und Romanen in den Donauländern überhaupt, wie Jung sie uns vorführt, ist an und für sich sehr lehrreich; sie erhellt viele dunkle Punkte der Geschichte des V.-VIII. Jahrhunderts.

Allein sie giebt uns nicht den geringsten directen Aufschluss über die Verhältnisse des ehemaligen Trajanischen Daciens während derselben Zeit. Nach dem Ausspruche MOMMSEN's hatten die Römer in demselbem wohl exceptionelle Zustände geschaffen, welche exceptionelle Folgen haben mussten; allein das eminent Exceptionelle bleibt denn doch immer die positive Entvölkerung dieser römischen Provinz. Man braucht nicht eben strict an den Worten RÖSLER's festzuhalten, der eine vollständige Auswanderung des Römerthumes auf Aurelians Befehl geschehen lässt; allein zugeben muss man doch, dass die Blüthe der Colonien und Municipien, also das eigentliche Culturelement, sammt den militärischen und Civil-Organen das Trajanische Dacien verlassen haben. In England, in Noricum, in Pannonien geschah nie eine derartige Entvölkerung, auch blieben diese Provinzen drei und vier Jahrhunderte länger unter römischer Herrschaft und unter dem Einfluss römischer Ideen, und doch konnte sich das Römerthum selbst dort nicht erhalten. Sirmien war sogar wiederholt die Residenz der römischen Kaiser, zu einer Zeit, als Siebenbürgen und die heutige Walachei bereits seit einem Jahrhundert im unbestrittenen Besitz der Barbaren sich befanden, und doch konnte in Sirmien, in ganz Pannonien, sich keine Spur eines römischen Volkes erhalten. Und in Siebenbürgen, das um einige Jahrhunderte früher und zwar *eben denselben* Barbaren erlegen war, sollte sich das Römerthum erhalten haben, wiewohl es sogar den römischen Namen des Salzes vergessen konnte? Denn heutzutage finden wir überall in Siebenbürgen und der Walachei, wo Salzbergwerke waren und noch sind, die slavischen Namen Szolnok, Slanik, Akna. Nicht das Verschwinden des Römerthums in den genannten Ländern wäre ein historisches Wunder, sondern die Erhaltung desselben. In Britanien und in den oberen Donauländern haben sich die Namen der römischen Städte erhalten, und doch verschwand das Römerthum daselbst; in Pannonien und im Trajanischen Dacien ward die Tradition derart unterbrochen, dass kein römischer Name eines bedeutenden römischen Ortes zurückblieb. Und doch sollte sich eben nur hier das Römerthum bis zum XI. und XII. Jahrhundert erhalten haben? JUNG behauptet zwar (auf Seite 131), dass in den Actis oder Legenden der Heiligen Sabas und Nicetas einige «spärliche» Aufschlüsse über den Zustand des alten Daciens sich vorfinden; allein er spricht weitläufig vom heiligen Severinus, der in der Gegend von Salzburg und Passau lebte, — von Sabas und Nicetas aber weiss er gar nichts zu sagen.

Gegen die Einwanderungs-Theorie vom Süden aus soll auch FICKER's Ausspruch zeugen, der an der von JUNG angeführten Stelle behauptete, dass «gegen eine Wanderung aus dem walachischen Tieflande ins siebenbürgische Hochland sowohl die Analogie anderer Länder, als auch die Traditionen der Romänen sprechen.» Ob eine solche Analogie wirklich vorhanden sei, will HUNFALVY nicht untersuchen, aber das historische und wohlbekannte Factum muss doch in Erinnerung gebracht werden, dass gerade in unseren Ländern eine stete Einwanderung der Bulgaren, Serben, Macedonier u. s. w. aus dem Süden stattfand, wie auch die Paeonier noch

vor der Römerzeit nach Pannonien eingewandert waren. Eine ähnliche Einwanderung der Rumänen wäre daher gewiss nichts Unerhörtes. Was aber die Traditionen der Rumänen betrifft, so scheint es, dass weder JUNG noch FICKER die neueren Ansichten der rumänischen Schriftsteller, namentlich HASDEU's kennen, von denen wir weiter unten Einiges anführen werden. Hier verweisen wir den Leser blos auf Seite 227 unserer Berichte.

JUNG selbst behauptet, dass in den südlich von der Donau gelegenen Provinzen, also in den Balkanländern, im IV. und V. Jahrhundert die lateinische Sprache als Amtssprache herrschte, dass auch die Bischöfe sich derselben bedienten, und dass neben dieser officiellen Sprache sich ein romano-illyrischer Dialect, das Walachische, gebildet habe; vor den Verwüstungen der slavischen Einfälle zogen sich die romano-illyrisch sprechenden Landbewohner in die Berge zurück. Wir dagegen wissen kein Wort davon, dass hier nach dem Abzuge der römischen Einwohnerschaft aus dem Trajanischen Dacien im Jahre 272 noch immer die lateinische Sprache von den Magistraten und Bischöfen gebraucht worden wäre, hingegen wissen wir, dass der gothische Apostel ULPHILAS sein Christenthum nicht von römischen Christen des Trajanischen Daciens überkommen hat. Sonst mangelt uns absolut jede Kunde über dasselbe. — Die Bulgaren bemächtigen sich vom Jahre 679 angefangen nach und nach des alten Mösiens, bis jenseits des Balkans; gegen das Jahr 864 werden sie Christen, und die Schüler des METHODIUS, welche SVATOPLUK ungefähr im Jahre 886 aus Mähren vertrieb, flüchten sich in das jenseits der Donau liegende Bulgarien, wo sie die sogenannte cyrillisch-kirchliche Literatur fortpflanzen und die slavische Liturgie einführen. Als BASILIUS im Jahre 1019 durch sein Chrysobullion die kirchlichen Verhältnisse des eroberten Bulgariens ordnete, stellte er *alle in Bulgarien wohnende Walachen* unter die kirchliche Obhut des Erzbischofs von Ochrida. Schon vor den Einfällen der Slaven hatte sich in diesen Provinzen ein romano-illyrischer Dialect gebildet, wie JUNG uns selbst belehrt; die romano-illyrisch sprechenden Bauern und Hirten hatten sich vor den Slaven in die Berge zurückzogen; nun kamen sie sammt den frühern Unterdrückern, den Slaven, unter die bulgarische Herrschaft. Als die Bulgaren Christen geworden waren und die slavischen Lehrer aus Mähren bei ihnen lehrten, slavisirten sich jene ziemlich bald, was auch mit den Städtebewohnern geschehen ist, unter denen die Zahl der von den Römern Abstammenden ohnehin theils durch die Slavenkriege, theils durch die darauf folgende bulgarische Eroberung sehr vermindert worden sein musste.

Die romano-illyrisch sprechenden Bauern und Hirten behielten aber doch ihre Sprache, obwohl auch sie unter slavischen Priestern und Bischöfen standen. Hierin finden wir den Grund der vielen Slavismen in der walachischen Sprache, hier die Ursache dessen, warum ein Volk, das einen romanischen Dialect redete, nicht die römische Schrift behalten konnte, sondern das cyrillische Alphabet und die slavisch-bulgarische Liturgie angenommen hat.

RÖSLER hat die wichtige Bemerkung gemacht, dass wenn das Wala-

chische sich im Trajanischen Dacien gebildet hätte, man darin nothwendiger Weise Spuren des Gothischen finden müsste. JUNG übergeht diese Bemerkung ganz mit Stillschweigen; aber nicht so der rumänische Geschichtforscher HASDEU, der sie in seiner «Istoria Critica a Romaniloru» (Bukarest, 1875) hochwichtig nennt. Die rumänische Sprache hat sich, nach HASDEU, nicht dort entwickelt, wo die Gothen herrschten. Bessarabien und der östliche Theil der heutigen Walachei bis an den Fluss (ungarisch) Boza oder (walachisch) Buzau, Buzeo war der Sitz der gothischen Herrschaft; in diesen Gegenden gab es aber nach HASDEU keine Rumänen. Ihr Stammsitz wäre, nach den Resultaten seiner Forschungen, das von ihm so benannte *Oltenien*, das ist der Landstrich längs des Aluta Flusses gewesen. In einem unlängst erschienenen Heftchen, das weder JUNG noch HUNFALVY kennen konnten, zeigt HASDEU, dass die Rumänen zur Zeit der Gepidenherrschaft im heutigen Banat schon existirten. So wie die Herrschaft der Gothen sich nur bis an die Boza, Buzau als westliche Grenze erstreckte, so umfasste die Herrschaft der Gepiden nach HASDEU's Ansicht, durchaus nicht ganz Siebenbürgen und die heutige Walachei, sondern blos die Gegenden an den Flüssen Körös, Maros, Temes und um Sirmien herum. Nun hat aber SIMEON MANGIUCA in einer Abhandlung von 1874 eine Sage der banater Rumänen über das Wandern und Wirken der Feen mitgetheilt, deren eine *Filma* heisst, welche die Kranken martert. Diese Sage müsse, so meint HASDEU, von den Gepiden zu den Rumänen gekommen sein, denn im Gothischen bedeutet das Wort *Filma* Schrecken. Filma sei die Göttin des Fiebers gewesen. Die Sage von der Fee Filma sei ein ausschliessliches Eigenthum der Banater Rumänen und komme sonst nirgends bei den Rumänen vor. Daraus folgerte nun HASDEU, «dass als die Gepiden an der Theiss vor und im VII. Jahrhundert hausten, schon Rumänen in der «Temesiana» wohnten. Diese war aber nicht der Stammsitz oder der ursprüngliche Horst (cuibul) der Rumänen, aus dem sie sich nach allen Seiten hin verbreitet hätten, denn sonst wäre die Fee Filma überallhin den rumänischen Colonien gefolgt, und man müsste sie überall bei ihnen vorfinden. Es sind also die Rumänen der «Temesiana» selbst aus einer andern Gegend eingewandert, und das kann keine andere sein, als die im Osten unmittelbar benachbarte «Oltenia». Wir sehen daher — so schliesst HASDEU — dass in der sogenannten gothischen Epoche Oltenien bereits von Rumänen bewohnt war (conchidem : in asa numita epoca gotica, Oltenia era locuita de elementul roman)».* Auf einer wie schwankenden geographisch-historischen Basis HASDEU die Rumänen entstehen lässt, und wie schwach der linguistische Faden ist, an welchem bei ihm die Chronologie des cisdanubianischen Rumäniens hängt: das wird wohl auch JUNG einsehen müssen.

HUNFALVY macht auf einen Umstand aufmerksam, der in der Behandlung der walachischen Frage bis jetzt unberührt geblieben, und dies ist das

* «Dina Flima. Gotii si Gepidii in Dacia.» Studiu istoric-linguistic de B. Petriceicu Hasdeu. Bucuresci 1877.

Verhältniss der ungarischen und walachischen Sprache zu einander. Die Bereitwilligkeit der ungarischen Sprache, fremde Elemente aufzunehmen, ist durch die in derselben vorkommenden zahlreichen slavischen Wörter erwiesen. Diese Slavismen sind aber überall dieselben; im Oedenburger Comitat gebraucht der Magyare dieselben slavischen Wörter, welche der siebenbürger Székler gebraucht. Eine und dieselben slavische Sprache hat demnach im ganzen Umkreis der von den Karpaten umschlossenen Länder auf die Bildung der christlichen magyarischen Sprache gewirkt. Wären die Vorfahren der heutigen Rumänen im Osten der Theiss und in Siebenbürgen im IX. und X. Jahrhundert verhältnissmässig zahlreich ansässig gewesen, so dass sie sogar politische Staaten hätten bilden können, wie die Rumänen annehmen und auch JUNG es für historisch gewiss hält: so müsste dieser wichtige Umstand sich in der ungarischen Sprache nothwendiger Weise verrathen, und die Gegenwart müsste uns eine ungarische Sprache zeigen, die im Westen der Theiss von slavischen, im Osten derselben aber von rumänischen Wörtern strotzen würde. Das unumstössliche Zeugniss der ungarischen Sprache beweist demnach, dass *die successive Einwanderung der Rumänen zu einer Zeit geschah, als die ungarische Sprache staatlich und kirchlich schon gebildet war, also nach dem X. und XI. Jahrhundert.* Und dies beweisen auch die ungarischen Wörter, welche in der walachischen Sprache, und zwar nicht nur in den ungarischen Ländern, sondern auch im heutigen Rumänien vorkommen, was ebenfalls Aufschluss über den Gang der Bildung bei den Walachen giebt.

JUNG zieht auch einen Vergleich zwischen der römischen Colonisation im II. Jahrhundert und der ungarischen und deutschen Colonisation des XI. und XII. Jahrhunderts; jene wäre die verschiedenen Elemente verschmelzend, diese hingegen die fremden Elemente abstossend verfahren. Die Geschichte beweist das Gegentheil. Walachische Edelleute, d. h. walachische Familien, welche den ungarischen Adel besitzen, giebt es überall in grosser Zahl, und mit den ersten Documenten über das Erscheinen der Walachen wird auch die Klage der Päpste laut, dass die Walachen sowohl Ungarn als Deutsche zu der orientalischen Kirche hinüberlocken. Das erstere widerlegt die Behauptung von der politischen, das letztere jene von der socialen Ausschliessung der Walachen von Seite der Ungarn und der Deutschen. Nur die letzteren schlossen sich in den Städten und durch ihre *Zunftprivilegien* geschützt von den andern Landesbewohnern ab, aber nicht allein von den Walachen, sondern auch von den Ungarn und den Slaven. Die Geschichte der Rumänen liegt in Wahrheit nicht in der römischen Epigraphik, sondern in der mittelalterlichen Geschichte Ungarns und Siebenbürgens.

Es ist eine Gewohnheit, nicht nur der rumänischen, sondern zumal auch der österreichischen Geschichtschreiber, den Bürgerkrieg von 1848-49 der magyarischen Tyrannei, «den Schindereien der Magyaren», wie sich JUNG an einer Stelle ausdrückt, zuzuschreiben. Die Herren wollen nun einmal die wahre Geschichte ignoriren, und belügen sich und Andere. Der Pressburger Reichstag befreite im März 1848 alle Bauern von

sämmtlichen Grundholden-Verpflichtungen und von dem bischöflichen Zehent, — was gewiss kein Bauer, welcher Sprache immer er angehörte, je zu beanspruchen gewagt hätte. Und darum sollten sich die croatischen, serbischen, rumänischen Bauern, und einige lutherisch-slovakische Studenten in Oberungarn im September desselben Jahres erhoben haben; deshalb brannten die Serben in der Bácska und im Banat deutsche Ortschaften nieder und begingen cannibalische Grausamkeiten an wehrlosen Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters! Deshalb wütheten die Rumänen in Siebenbürgen, nicht allein gegen die Grundherren, sondern auch gegen ihre Standesgenossen! Wollen aber die Herren durchaus den Schleier lüften, den die Ungarn auf den weisen Rath FRANZ DEÁK's über die traurigen Begebenheiten jener Jahre gebreitet haben, und an den zumal *wir* nicht rühren möchten: so werden wir uns freilich gezwungen sehen ihnen behülflich zu sein, den Schleier *gänzlich* wegzuziehen.

In der Sitzung vom *3. Mai* berichtete Dr. WILHELM FRAKNÓI über das in München befindliche Archiv des Markgrafen GEORG von Brandenburg, welches FRAKNÓI jüngst durchforschte. GEORG von Brandenburg, ein Cousin und Vormund des Königs LUDWIG II., war als junger Mann an den ungarischen Hof gekommen, da er mit dem damaligen König von Ungarn verwandt war. König ULADISLAUS, der Vater LUDWIG's, gewann den jungen Markgrafen lieb und der Vermittlung seines königlichen Oheims hatte GEORG es zu danken, dass er der reichste Gutsbesitzer Ungarns wurde. JOHANN CORVIN, der uneheliche Sohn des Königs MATHIAS, hatte nämlich eine Witwe hinterlassen, welche im Besitze des ganzen Vermögens der HUNYADY's war und diese Witwe reichte dem jungen Brandenburger die Hand. Auf diese Weise gelangte Markgraf GEORG von Brandenburg in den Besitz zahlreicher, auf die Güter seiner Gemahlin bezüglicher Documente, die sich nun im Staatsarchiv zu München befinden. Zur Bewirthschaftung der erwähnten Güter, die in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien lagen, liess GEORG Beamte aus Deutschland kommen, welche genau Rechnung führen mussten und diese Rechnungen sind die ältesten Documente, die einigen Aufschluss über die Art und Weise geben, wie in Ungarn vor der Schlacht von Mohács die Güter der Grossgrundbesitzer verwaltet wurden. Als Markgraf GEORG Ungarn verliess und sich nach seinem Stammsitz Anspach begab, brachte er aus Ungarn eine beträchtliche Anzahl von Urkunden in das Anspacher Archiv. Dieses hatte schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher auf sich gezogen. Der ausgezeichnete Diplomat SPIESZ, der das unter seiner Leitung stehende Anspacher Archiv zuerst wissenschaftlich zu verwerthen begonnen hatte, fand darin zahlreiche, auf Ungarn bezügliche Documente, die mit dem Hause seines Fürsten in keinem Zusammenhang standen, weshalb er empfahl, dass dieselben dem Hause Habsburg ausgeliefert werden sollten. Dies geschah denn auch im Jahre 1786; es wurden 1166 Documente nach Wien geschickt, und da sie Ungarn betrafen auf Befehl Kaiser JOSEF's II. der königlich ungarischen Hofkammer übergeben. Diese von 1181-1559 sich erstreckenden Documente werden im Ofner Cameral-Archiv aufbewahrt, wo zahlreiche Ge-

schichtforscher sie benützten. Alle waren der Meinung, dass dies sämmtliche auf Ungarn bezügliche Documente GEORG's von Brandenburg seien. Es war dies jedoch nicht der Fall. Die fränkische Linie des Hauses Brandenburg besass nämlich nicht allein in Anspach, sondern auch zu Nürnberg und Plassenburg Archive, aus welchen noch nichts nach Ungarn zurückgelangt ist. Mit dem Anschluss der Markgrafschaft Anspach-Baireuth an Baiern kam das Plassenburger Archiv nach München, wo es einen Bestandtheil des baierischen Staatsarchives bildet. Hier waren auch die Schriften GEORG's von Brandenburg verborgen. Von der Existenz derselben erfuhr zuerst JULIUS PAULER, als er vor zwei Jahren in München war, um die Organisation des dortigen Staatsarchivs zu studiren. Damals fragte er nämlich, ob nicht in demselben auf Ungarn bezügliche Schriften vorhanden seien, und da der Director des Archivs erklärte, dass dasselbe allerdings auf Ungarn bezügliche Schriftstücke besitze, und zwar aus der Zeit vor der Schlacht bei Mohács, so entschloss FRAKNÓI sich, dieselben zu studiren. Die Reise zu diesem Zweck unternahm er im April l. J., und er überzeugte sich bald, dass der überwiegende Theil des Archivs GEORG's von Brandenburg in München sei. Dieser Theil besteht aus 548 registrirten Documenten und aus ungefähr 3000 nicht registrirten Acten und Rechnungen. Der kleinere Theil dieses Vorrathes stammt aus der Zeit vom XIII. bis XV. Jahrhundert und war ehemals das Archiv JOHANN CORVIN's. Unter den zu diesem gehörenden Documenten sind fünf aus der Árpád'schen Zeit, von denen drei noch nicht veröffentlicht wurden; ferner Schenkungs-Urkunden vom Vater JOHANN HUNYADY's, von diesem Helden selbst und von JOHANN CORVIN; ausserdem Staatsacten von politischer Wichtigkeit und Privatbriefe. Am Schluss seines mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrages sprach FRAKNÓI mit wärmster Anerkennung von der unvergleichlichen Freundlichkeit, mit welcher der Archiv-Director Dr. FRANZ LÖHER ihn aufnahm und seine Forschungen unterstützte. Auch sprach er die Hoffnung aus, dass das Brandenburg'sche Archiv für Ungarn erworben werden dürfte; es seien in dieser Beziehung bereits Schritte eingeleitet worden.

In derselben Sitzung theilte LEOPOLD ÓVÁRY interessante Details über das ungarische Landesarchiv und insbesondere über das demselben im vorigen Jahre angeschlossene königliche Cameralarchiv mit, welches den grössten Theil unserer Diplome enthält. Dieses Archiv und besonders dessen ältere Abtheilungen sind betreffs der Aufstellung, in welcher die chronologische Ordnung fehlte, wie auch hinsichtlich der Aufbewahrung der Diplome einer radicalen Reform unterzogen worden und ist nunmehr Herr ÓVÁRY damit beschäftigt, aus den in chronologischer Ordnung zusammengestellten Diplomen ein systematisches *ungarisches diplomatisches Archiv* zu organisiren, zu welchem Zwecke er schon die chronologischen Indexe verfasst hat. Aus diesen ist ersichtlich, dass das ungarische Landesarchiv aus der Zeit vom XI. Jahrhundert bis zum Jahre 1526 ungefähr 30,000 Documente besitzt.

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am *5. März 1877* hielt die III. (mathematisch-naturwissenschaftliche) Classe eine Sitzung, in welcher unter Anderen NIKOLAUS KONKOLY einen Vortrag über die röthliche Farbe hielt, welche an der Mondscheibe bei der gänzlichen Verfinsterung am 27. Februar l. J. wahrnehmbar gewesen. Es giebt Astronomen, welche behaupten, dass dieser röthliche Schimmer der Mondscheibe, die bei totalen Verfinsterungen nur in äusserst seltenen Fällen ganz unsichtbar wird, ein reflectirtes Licht der Sonnen-Corona sei; Andere sind wieder der Ansicht, dass er von gebrochenen Sonnenstrahlen herrühre, die in den Schattenkegel dringen. KONKOLY hat nun dieses Phänomen während der erwähnten Mondfinsterniss in seiner Sternwarte zu Ó-Gyalla vom Standpunkte jener zwei Hypothesen geprüft und ist auf Grund seiner Spectral-Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangt, dass der in Rede stehende röthliche Schimmer weder durch die Corona noch durch gebrochenes Sonnenlicht erzeugt wird. Ausserdem legte er noch ein anderes Ergebniss der auf seiner Sternwarte gemachten Beobachtungen, nämlich das aus drei hellen Kohlen-Wasserstoff-Linien bestehende, übrigens sehr schwache Spectrum des Kometen Borelli I 1877 vor.

In der am *12. März* gehaltenen Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe las JOSEF BUDENZ über LUDWIG PODHORSZKY'S «ungarisch-chinesische Sprachvergleichung.» PODHORSZKY hatte früher in der Akademie einen Vortrag über die ungarischen Bildungs-Sylben im Vergleiche mit chinesischen Worten gehalten, ausserdem aber veröffentlichte er seither ein Heft, in welchem behauptet wird, dass die ungarische mit der chinesischen Sprache verwandt sei. BUDENZ erklärte nun beide Arbeiten für wissenschaftlich verfehlte Versuche. In der Theorie sei gegen die Möglichkeit einer Verwandtschaft beider Sprachen kaum etwas einzuwenden; thatsächlich aber sei die Beweisführung ganz ungenügend. Die wenigen übereinstimmenden Worte, welche PODHORSZKY anführt, sind noch kein Beweis der Verwandtschaft, denn zufällige Aehnlichkeiten einzelner Worte lassen sich in den verschiedensten Sprachen anführen. Giebt es doch auch in dem Sprachmateriale, das SCHWEINFURT aus Afrika mitbrachte, einzelne Worte, die mit ungarischen Worten übereinstimmen. Uebrigens sei PODHORSZKY'S Beweismaterial nicht einmal verlässlich, da er dabei nicht alle Dialect-Verschiedenheiten der chinesischen Sprache berücksichtigte, sondern nur dasjenige auswählte, was seine Theorie zu unterstützen schien. Wenn aber auch die chinesische und die ungarische Sprache verwandt sein sollten, so habe der Zusammenhang zu einer Zeit stattgehabt, in welcher die ungarische Sprache sich noch nicht zu der jetzt bekannten grammatischen Form entwickelt hatte; eine wissenschaftliche Untersuchung dieser angeblichen Verwandtschaft sei daher eine vergebliche Arbeit. — Schliesslich las IGNATZ BARNA seine metrische ungarische Uebersetzung des IV. Buches der «Aeneide» vor.

Am *19. März* hielt die Akademie zunächst eine Gesammtsitzung, in

welcher der Bericht des Preisrichter-Collegiums über die um den *Teleki-Preis* concurrirenden *Tragödien* vorgelesen wurde. Als die beste der fünfzehn concurrirenden Arbeiten wurde die Tragödie «János» bezeichnet, deren Held der Sohn des an der alten heidnischen Religion der Magyaren festhaltenden Anführers Vata ist. Der Gegenstand der aus der vaterländischen Geschichte entnommenen Handlung ist die Reaction des Heidenthums gegen das Christenthum, das im XI. Jahrhundert in Ungarn noch nicht festgewurzelt war. Das Preisrichter-Collegium betrachtet diese Tragödie als einen Gewinn für die Literatur, wie für die Bühne und erklärte sie einstimmig des Preises würdig. Der betreffende Mottobrief wurde schliesslich eröffnet und stellte es sich heraus, dass die preisgekrönte Tragödie von Gregor Csiky geschrieben wurde.

Hierauf fand eine Sitzung der II. (historisch-philosophischen) Classe statt, in welcher Dr. Gustav Wenzel einen Vortrag über die ungarischen Stadtrechte hielt. Die Geschichte der Entwicklung der Städte zerfällt in Ungarn ebenso wie im Auslande in die drei Perioden der Entstehung und des Aufschwunges, dann der Blüthe und endlich des Verfalles, aus welchem der heutige Geist des Städtelebens sich entwickelte. In Ungarn reichte die erste dieser Perioden von der Gründung des Reiches bis zu Béla IV., die zweite bis zum Tode Mathias I. (1490), die dritte reicht bis auf unsere Tage. Mit den jeweiligen Veränderungen des städtischen Lebens in diesen Perioden hängt auch die Geschichte der Stadtrechte zusammen, deren verschiedene Phasen im Auslande und in Ungarn der Vortragende eingehend erörterte. — Emerich Henszlmann wies eine grössere Zahl nach der Natur aufgenommener, von Viktor Miskovszky ausgearbeiteter und eingesendeter Zeichnungen mittelalterlicher Baudenkmale vor. Es sind dies zumeist Kirchen und einige Schlösser in den nordungarischen Comitaten Zemplin, Abauj, Torna, Gömör, Liptau, Zipsen und Sáros; die Zeichnungen sind werthvolles Material für die vaterländische Kunstgeschichte.

Die am *27. März* gehaltene, wegen des Ablebens des Akademikers Moritz Preysz um einen Tag verzögerte Gesammtsitzung der Akademie brachte blos die Denkrede von Stefan Bartalus über den ehemaligen Bibliothekar des National-Museums, weiland Gabriel Mátray (geboren zu Nagy-Káta im Pester Comitate am 23. November 1797, gestorben zu Budapest am 17. Juli 1875), der bekanntlich an den Bildungs-Bestrebungen der Reformperiode vielseitigen, thätigen Antheil nahm, unter anderem das National-Musik-Conservatorium gründete und manchen verdienstlichen Beitrag zur Geschichte der ungarischen Nationalmusik lieferte.

Die Sitzung vom *9. April* brachte in der dritten Classe sechs Vorträge mit sich. Professor Josef Lenhossék zeigte einen künstlich makrokephal gebildeten und einen aus der Barbarenzeit Ungarns stammenden Schädel vor, über die er einen längeren Vortrag hielt. Das Skelet, zu welchem der makrokephale Schädel gehörte, wurde im Jahre 1867 in einem Höhlengrabe am Ufer der Theiss mit sechs ganz gleich deformirten Skeleten gefunden, die sich nur durch ihre verschiedene Grösse von einander unterschieden. Der Schädel ist sehr gut erhalten, von hellgelbbrauner Farbe; alle Schädelnäthe sind voll-

kommen ausgebildet; er ist auffallend klein (Schädelraum-Inhalt 1300 K. Cm., Umfang 440 Mm.) und kurz (Längen-Durchmesser 154). Höhen-Index 98, Breiten-Index 82.4. Ueber die Mitte der Stirne zeigt sich ein offenbar von einer Binde herrührender Quereindruck, der sich zu beiden Seiten nach rückwärts zieht; ferner ist am Hinterhaupte eine viereckige, eingedrückte Stelle wahrnehmbar, welche ohne Zweifel voneiner stark und nachhaltig angedrückten Platte herrührt. Der VIRCHOW'sche Gesichtswinkel beträgt 74°. TOPINARD'S Maxillärwinkel 65°. Die Nasenbeine sind lang und schmal. Nasen-Index 50, nach BROCA gehörte daher der Schädel einem Individuum mesorrhiner Race. Der Zahnbogen ist parabolisch; dieser und BAER'S Binauriculär-Linie nebst anderen Merkmalen beweisen, dass wenn die absichtliche Comprimirung unterblieben wäre, der Schädel ein brachykephaler gewesen sein würde. Es fehlen an diesem Schädel alle Charaktere der mongolischen Race. — Auch der andere Schädel, der auf dem Gute des Erzherzogs JOSEF bei Alcsuth und zwar zugleich mit Armbändern, Kettengliedern, Spangen, Ringen u. s. w. ausgegraben wurde, die nach dem Urtheile des Archäologen RÓMER unfehlbar aus der Barbarenzeit stammen, ist sehr klein. Schädelraum-Inhalt 1150 K. Cm., Schädelumfang 480, Breiten-Index 70, Höhen-Index 71, VIRCHOW'S Gesichtswinkel 71°, TOPINARD'S Maxillärwinkel 68°. Alle Suturen und alle Zähne sind vorhanden, ja im Oberkiefer befindet sich sogar ein überzähliger Weisheitszahn. Was das Alter des Schädels betrifft, so lassen seine Farbe, Porosität, Kleben auf der Zunge, Dünnwandigkeit, geringes Gewicht, nämlich 359 Gramm ohne Unterkiefer, endlich die ausserordentlich geringe Menge organischer Substanz auf ein sehr hohes Alter, möglicher Weise selbst von mehr als 1500 Jahren schliessen.

Hierauf hielt Professor KOLOMAN BALOGH zwei Vorträge. Im ersten derselben besprach er die Wirkungen der *Zinnverbindungen* auf thierische Körper. Er erwähnte vorerst, dass die Zinnverbindungen in den Färbereien vielfach verwendet werden, namentlich das Zinnchloriid (Zinnsalz), Zinnchlorid (Zinnbutter), Dyers spirit, das Zinksalz (ein Gemenge von Salmiak und Zinnchlorid), ferners das salpetersaure Zinn, das Präparirsalz (zinnsaures Natrium) u. s. w., mit denen in Fabriksgegenden schon oft Vergiftungen vorgekommen sind. Es ist bekannt, dass die löslichen Zinnverbindungen ätzend und zerstörend auf die thierischen Gewebe einwirken; indem aber der Vortragende bei seinen toxicologischen Versuchen an Thieren wahrnahm, dass nach Vergiftungen durch Zinnsalze nicht blos die Gewebe an der Anwendungsstelle (Magen, Unterhaut-Bindegewebe) angegriffen, sondern auch entferntere Organe, wie die Nieren und Lungen, stark verändert waren, stellte er Versuche an, um die Wirkungsweise der Zinnverbindungen eingehend zu studiren. Zu diesen Versuchen wurden theils Hunde, theils Kaninchen verwendet, an denen sowohl acute, wie auch chronische Vergiftungen vorgenommen waren. Die Application der Chlorverbindungen des Zinns ist immer sehr schmerzhaft, und wenn die Zinnsalze in den Magen gelangen, stellt sich auch ein heftiges Erbrechen ein, welches aber nach Durchschneidung der Nervi vagi, oder bei der subcutanen Injection nicht vorkommt. Die Athembewegungen nehmen

sowohl an Zahl wie an Tiefe bedeutend ab. Die Zahl der Herzschläge vermehrt sich von 69 bis 104, oder von 132 bis 182 in einer Minute, wobei das Maximum der Blutspannung kaum wesentlich verändert wird, wohl aber die durch die Athmung bewirkten Schwankungen desselben bedeutend geringer werden, und zwar umsomehr, je weiter der Vergiftungsprocess vorwärts schreitet, wie das der Vortragende an Curven demonstrirte, die mittelst eines LUDWIG'schen Kymographions gewonnen waren. Das Athmen und die Herzbewegungen werden immer schwächer, und zu diesen Erscheinungen gesellt sich noch die bedeutende Abnahme der Körpertemperatur bis auf 35°.4—34°.4 C., wobei die Thiere zu Grunde gehen. Wenn man den Harn untersucht, kann man in demselben Eiweiss und Zinn nachweisen; ferner wurde bei Hunden, an denen eine Gallenfistel angelegt war, in der ausgeschiedenen Galle ebenfalls Zinn vorgefunden. Als Beispiel der Wirkung der verschiedenen Dosen führt der Vortragende an, dass ein Hund von 22,200 Gramm Körpergewicht durch 15 Gramm Zinnchloriid binnen 5 Stunden getödtet wurde. Kaninchen von 1000 Gramm und darüber erhielten in kleineren Dosen in ein- oder mehrtägigen Zwischenräumen 5—20 Centigramm Zinnsalz und blieben 6—86 Tage am Leben. Endlich starben sie alle unter den Symptomen einer bedeutenden Inanition. Bei der Section der getödteten Thiere fand man die Magenwand theils zerstört, theils entzündet. Die Zinnverbindungen coaguliren an der Berührungsstelle das Blut in den Gefässen, wodurch dieselben thrombotisch und brüchig werden, und eine gleiche Consistenz bekommen auch die Magendrüsen und andere Gewebe, wodurch der Zerfall der Schleimhaut und des darunter gelegenen Gewebes verursacht wird. In der Nachbarschaft des zerstörten Gewebes sind die Kennzeichen eines entzündlichen Vorganges wahrzunehmen. Nach mehreren Tagen bildet sich ein Narbengewebe und somit tritt örtlich eine Heilung ein, trotzdem aber gehen die Thiere unter der Wirkung der Zinnverbindungen zu Grunde. Das Gehirn, die Lungen und die Leber waren mehr weniger hyperämisch, während die Nieren die Kennzeichen einer bedeutenden Entzündung, oder einer bereits vorgeschrittenen fettigen Entartung darboten. In den Nieren konnte man auch das Vorhandensein des Zinns nachweisen. Da das Zinn in der Galle, in den Nieren und im Harn nachweisbar ist, kann man nicht zweifeln, dass dasselbe in dem Organismus überall hin fortgeführt wird, wobei die Coagulation des Eiweises und des Blutes kein Hinderniss bildet. Wenn der Vortragende Eiweis durch Anwendung von Zinnsalz coagulirte und dies in einen GRAHAM'schen Dialysator legte, diffundirte die Zinnverbindung und war in dem unteren Gefässe nachzuweisen. Das giebt einen Wink, wie man die wahrscheinliche Wirkung der Zinnverbindung aufzufassen hat. Durch diese Salze werden nämlich die Eiweisstoffe überall coagulirt, sie gehen aber mit diesen keine feste Verbindungen ein, sondern diffundiren allmälig und dringen demnach nur sehr verdünnt in die unversehrte Umgebung; dadurch gelangen sie zuletzt in den Blutstrom und zu den verschiedensten Organen. Während der Zurücklegung dieses Weges greifen die Zinnverbindungen das Eiweis überall an und führen stetig einen, wenn auch geringen Theil in den leblosen Zustand über, was

vielfach durchforschtem Gebiete eine so ausgezeichnete Form sich so lange der Beobachtung entziehen konnte. Auf den ersten Blick könnte man denken, dass sie irgend ein kümmerliches Exemplar einer andern Species sei und habituell erinnert sie zunächst ohne Frage am meisten an die kleinen Individuen von C. carpathica Jacq.; indessen bei näherer Prüfung erkennt man sofort, dass es sich um eine mit dieser eigentlich gar nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen stehende Art handelt. Der abweichende Bau der Corolla, die kurz dreispaltige Narbe, die am Grunde blattlosen Stengel und der dicke fast holzige Wurzelstock beweisen, dass wir es hier mit einer Form zu thun haben, deren Verwandte gar nicht innerhalb des mitteleuropäischen Florengebietes zu finden sind. Ihre Campanula gewinnt zudem dadurch ein besonderes Interesse, dass es nicht einmal ganz leicht fällt, sie überhaupt sofort richtig systematisch zu placiren .... als Resultat ergiebt sich, dass sie eigentlich mit keiner der beschriebenen Arten in wirklich engnachbarlichem Verhältnisse steht.» Freiherr v. Uechtritz erörtert im Ferneren die Eigenthümlichkeiten meiner Pflanze; vergleicht sie mit jeder, von der nur vorauszusetzen wäre, dass sie mit derselben einigermassen in Verwandtschaft stünde und schliesst seine Ausführungen mit folgenden Worten: «Nach dem Gesagten bleibt für mich wenigstens die Annahme, dass die von Ihnen bei Fiume gesammelte Campanula mit einer bereits beschriebenen zusammenfallen oder auch nur bei einer solchen als Varietät untergebracht werden könnte, durchaus unwahrscheinlich und so ungern ich mich entschliesse, in einer so artenreichen Gattung die Zahl der Typen durch einen weiteren, noch dazu in einem einzigen, ohne Kapseln vorliegenden Individuum zu vermehren, so erscheint gerade diese Form andererseits wieder so überaus ausgezeichnet, dass es entschieden geboten scheint, sie nicht mit Stillschweigen zu übergehen, zumal sie sich durch prägnante Charaktere gut fixiren lässt.» — Der Autor dieses Briefes war so freundlich, sie nach ihrem Entdecker zu benennen.

Professor Julius Klein berichtet über die Resultate seiner Untersuchungen von Meer-Algen. Vor Allem theilt er mit, dass er Krystalloide wieder in neun Algen-Arten auffand, von denen man bisher nicht wusste, dass darin Crystalloide vorkommen. Er erweiterte die auf diesen Gegenstand bezüglichen Daten auch noch insoferne, dass er die Crystalloide auch in zwei grünen Meer-Algen nachweist, während sie bisher nur in den rothen aufgefunden worden waren. Weiter theilte der Vortragende mit, dass er in der Alge Acetabularia viele Sporen fand, die er als Erzeugnisse eines Geschlechtsactes erklären müsse. Bei Halopithys und Lophura weist er das Vorkommen von Siebröhren nach, welche bisher nur bei den höher organisirten Pflanzen als wesentliche Bestandtheile der Gefässbündel beobachtet wurden; sie kommen aber nach den Wahrnehmungen des Vortragenden doch auch bei den genannten Algen vor, obgleich dieselben keine Gefässbündel enthalten. Schliesslich constatirte der Vortragende das Vorkommen von oxalsaurem Kalk bei Algen, wovon bisher fast nichts bekannt war.

Professor Krenner endlich referirte über das Ergebniss seiner kristallo-

graphyschen und optischen Untersuchungen des Kriolits, Pachpolits und Thomsenolits. Der Vortragende gelangte zu der Ueberzeugung, dass diese drei Minerale nicht identisch, sondern von einander wesentlich verschieden und nicht triklin, sondern monoklin sind.

Am *16. April* hielt die I. Classe der Akademie eine Sitzung, in welcher zunächst Dr. IGNATZ GOLDZIHER einen Vortrag über die *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern* hielt. Dr. GOLDZIHER liefert in seiner Abhandlung die Umrisse und wichtigsten Resultate einer umfangreicheren Arbeit, mit der er sich schon seit mehreren Jahren beschäftigt. In der Einleitung hob er hervor, dass die sprachwissenschaftliche Literatur der Araber, obwohl sie erst im achten Jahrhunderte nach Christi Geburt beginnt, nach der alten philologischen Sanscrit-Literatur die reichhaltigste sei. Für die Darstellung der inneren Entwicklung derselben ist nicht viel geschehen, da die bisherigen Arbeiten über dieselbe zumeist biographischen und bibliographischen Charakters sind. Seine gegenwärtige Abhandlung zerfällt in sechs Abschnitte. Der I. Abschnitt behandelt *die Anfänge der sprachwissenschaftlichen Literatur bei den Arabern*; er beschäftigt sich mit der Kritik der einheimischen Tradition über dieselbe und mit der Begründung der Erscheinung, dass die diesbezügliche mohamedanische Tradition an Ali und an alidische Kreise anknüpft. Es wird dann nachgewiesen, dass Araber von Fremden zuerst zu grammatischer Sprachbetrachtung angeregt worden sein mussten, da die Elemente, an welchen das grammatische Bewusstsein sich zuerst documentirte, erwiesenermassen auf fremde Anregungen zurück zu führen sind; namentlich wird hier die Bezeichnung der Vocale (syrischer Einfluss) als dasjenige Moment hervorgehoben, durch welches das grammatische Bewusstsein der Araber sich zu allererst manifestirte, da der Mangel einer Vocalbezeichnung das Fehlen des grammatischen Sprachbewusstseins voraussetzen lässt. Ferner wird auf die älteste Terminologie eingegangen und werden die aus der arabischen Tradition geschöpften Argumente RENAN's für die Originalität des arabischen Sprachstudiums widerlegt. — Der II. Abschnitt bespricht *die Stellung der arabischen Sprachgelehrten zu den altarabischen Dialecten* und zu den sogenannten *vulgär-arabischen Idiomen*. Der Verfasser trägt hier die durch ihn gesammelten Daten über Dialect-Angaben arabischer Grammatiker, Lexicographen, Commentatoren und Glossatoren zusammen und verbreitet sich dann namentlich über die bei Ibn Fânis vorkommende zusammenfassende Darstellung. Dann werden die verschiedenen Ansichten und zwar sowohl arabischer National-Grammatiker, als auch europäischer Gelehrter über das Vulgär-arabisch und die Stellung desselben zu der Würdigkeit dieser verkannten Idiome historisch nachgewiesen. Es wird betont, dass blos der philosophische Historiker Ibn Chaldûn sich zu einer nüchternen Würdigung der Volksidiome erhoben hat. — Der III. Abschnitt beschäftigt sich mit den *grammatischen Schulen*. Es wird der Gegensatz der Basrenser und der Kufenser in Politik, Jurisprudenz, Tradition und Geschichte näher beleuchtet und ihr Gegensatz in der Behandlung der arabischen Sprache auf den Widerstreit der Analogisten und Anomalisten zurückgeführt. — Im IV. Abschnitte

wird die Existenz einer *sprachphilosophischen Richtung* seit dem III. Jahrhunderte der Hedschra nachgewiesen und der Einfluss der aristotelischen und alexandrinischen Philosophie auf die Behandlung der arabischen Sprache literarisch belegt; sodann wird eine Probe arabischer Sprachphilosophie aus den dogmatischen Schriften des Fachr-al-Din al-Rázi geliefert und der Einfluss der Methode der Behandlung des kanonischen Rechtes auf die Methode der Sprachwissenschaft bei den Arabern nachgewiesen. — Der V. Abschnitt bietet eine *Geschichte der Ethymologie* bei den Arabern; der VI. Abschnitt endlich bahandelt *die Entwicklungs-Geschichte der Lexicographie* von ihren Anfängen in den synonymischen Collectaneen bis zur neuesten Zeit, in welcher die noch lebenden Lexicographen Al-Busdâni in Beirut und Ahmed Fâris in Stambul zwei lexicalische Schulen vertreten.

Ferdinand Barna zeigte das Erscheinen der Abhandlung des finnischen Alterthumsforschers J. Reinhold Aspelin: «Ueber die heidnischen Gottheiten und Gebräuche des mordvinischen Volkes» an und brachte mit derselben mehrere mythologische Einzelnheiten aus der heidnischen Zeit der Magyaren in Zusammenhang. Er wies nach, dass in dem Worte «Ukkon» (alter Gott, alter Mensch) der Kern der ganzen heidnischen Religion der Magyaren und ihrer Schöpfungssage enthalten sei. Bei den verwandten altajischen Völkern kommen im altheidnischen Glauben hinsichtlich einzelner unwesentlicher Details hie und da wohl Abweichungen vor, allein in den Grundlagen und im Wesentlichen stimmen sie doch überein. Ueberall finden wir den Glauben an eine im Himmel thronende Hauptgottheit. Sie heisst bei den Wogulen «Tarom», bei den Finnen «Ukko». Von dieser stammt dann die mythologische Person, welche den Schöpfungsact vollzieht und bei den Wogulen «Elmpi», bei den Finnen «Impi», bei den heidnischen Magyaren «E(l)mber» heisst. Bei den Finnen ist aus der ursprünglich männlichen Gestalt «Elmpi» (Sohn der Luft) eine «Impi» (Jungfrau), also eine weibliche Gestalt geworden. Ein ähnlicher Wechsel hat auch bei den Mordwinen stattgefunden. Da aber das ungarische Wort «Ember», soweit die historische Erinnerung zurückreicht, immer den sterblichen Menschen bezeichnet, gelangt der Vortragende zu dem Schluss, dass auch die alten heidnischen Magyaren an eine weibliche mythologische Person geglaubt haben müssen, welche den Schöpfungsact vollzog. Der Vortragende beschrieb ferner ein heidnisches Festopfer der Mordwinen und verglich die dabei gebräuchliche Vorzeigung des Opfers mit der Vorzeigung des «Ukkon-Bechers», die bei Käufen und Verkäufen, sowie bei anderen feierlichen Acten in Ungarn selbst nach der Reformation hie und da noch vorkam. Schliesslich sprach der Vortragende die Vermuthung aus, dass mehrere ungarische Gebräuche, die er beschrieb, mit der Verehrung der mordwinischen weiblichen «Ange-Patäi» im Zusammenhange stehen dürften.

In der am *23. April* gehaltenen Sitzung der II. Classe lasen Professor Dr. Gustav Wenzel eine Abhandlung über das Tavernicalrecht der ungarischen Städte im XV. Jahrhunderte und dann Franz Balássy eine biographische Skizze vor, welche den Erlauer Bischof Thomas Ludányi († 1424) als eine der interessanteren Gestalten unserer Geschichte schildert. Bischof

LUDÁNYI, der wegen des hartnäckigen Festhaltens an seinen Ansichten von seinen Zeitgenossen der «Eisenkopf» genannt wurde, gerieth mit dem Kaiser und König SIGMUND wegen des Erbschaftsvertrages, den dieser mit ALBERT von Oesterreich schloss, in so ernste, bis zum bewaffneten Widerstande gehende Zerwürfnisse, dass er, nachdem seine Partei geschlagen worden war, nach Polen fliehen und dort mehrere Jahre im Exil zubringen musste, bis er im Jahre 1421 seinen bischöflichen Sitz wieder einnehmen durfte.

Am *30. April* fand eine Gesammtsitzung der Akademie statt, in welcher das Programm der diesjährigen, auf den 27. Mai anberaumten feierlichen Jahresversammlung festgestellt wurde. Dieses Programm enthält folgende Punkte: 1. Eröffnungsrede des Präsidenten. — 2. Secretariatsbericht. — 3. Denkrede über EMERICH MIKÓ gehalten von BALTHASAR HORVÁTH. — 4. Die ungarische Poesie zur Zeit des Königs MATHIAS CORVINUS von ARON SZILÁDY. — 5. Die Wirkungen in die Ferne, von Baron ROLAND EÖTVÖS. — Der Dichter JOHANN ARANY wiederholte als Secretär der Akademie sein Demissionsgesuch. Man beschloss es der in dieser Beziehung competenten Jahresversammlung vorzulegen, doch wurden schon in dieser Sitzung Stimmen laut, dass die Akademie den Rücktritt ARANY's nicht gestatten, sondern durch eine zeitweilige Vertretung dem gefeierten Dichter die Möglichkeit bieten werde, für die gründliche Herstellung seiner Gesundheit zu sorgen.

BIBLIOGRAPHIE.

1877.

(Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.)

BARTALUS ISTVÁN, «Vázlatok a zene történelméből.» I. kötet. (Stefan Bartalus. Skizzen aus der Geschichte der Musik.) I. Band 8. VIII, 391 S. Universitäts-Buchdruckerei.

BERNÁTH JÓZSEF, «Adatok Magyarország ásványvíz-ismétjéhez.» (Josef Bernáth. Daten zur Mineralwasserkunde Ungarns.) Band XIII. der mathematischen und naturwissenschaftlichen Mittheilungen der Akademie.

BRASSAY SÁMUEL, «Logikai tanulmányok.» (Samuel Brassay. Logische Studien.) Band II der von der Akademie veröffentlichten Abhandlungen über Gegenstände der philosophischen Wissenschaften.

CHERNEL KÁLMÁN, «Kőszeg sz. kir. város jelene és multja.» I. Jelen. (Koloman Chernel. Die Gegenwart und Vergangenheit der kön. Freistadt Güns. I. Gegenwart.) Steinamanger. Selbstverlag. gr. 8. VIII, 150 S. — Preis 1 fl. 20 kr.

CSENGERY ANTAL, «Deák Ferencz emlékezete.» (Anton Csengery. Zur Erinnerung an Franz Deák.) Franklin-Verein, gr. 8. 110 S. 1 fl. (In deutscher Uebersetzung von Dr. GUSTAV HEINRICH, Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot.)

DOMANOVSZKY ENDRE, «A logica fogalma.» (Andreas Domanovszky. Der Begriff der Logik.) Band II der von der Akademie veröffentlichten Abhandlungen über Gegenstände der philosophischen Wissenschaften, gr. 8. 70 S. — 50 kr.

Dr. FRAKNÓI VILMOS, «A magyar országgyülések története.» IV. kötet, 1557-156.. (Dr. Wilhelm Fraknói. Geschichte der ungarischen Reichstage, IV. Band. 1557-1562.) Akademie, gr. 8. 171 S. — 1 fl.

Dr. FRAKNÓI VILMOS, «II. Lajos király számadási könyve 1525.» (Dr. Wilhelm Fraknói. Abrechnungen des Königs Ludwig II. 1525.) Aus dem in der Bibliothek des National-Museums aufbewahrten Original-Manuscript. Athenäum, 8. 194. S.

GOLDZIHER IGNÁCZ. «A spanyolországi arabok helye az Iszlâm fejlődése történetében összehasonlítva a keleti arabokéval.» (Ignatz Goldziher. Die Stellung der spanischen Araber in der Entwicklungs-Geschichte des Islam, verglichen mit jener der orientalischen Araber.) Band VI der von der Akademie veröffentlichten sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, 80 S. — 50 kr.

GYÖRGY ENDRE, «Keletre magyar! Magyarország közgazdasági érdekei és teendői kelet felé.» (Andreas György. Nach dem Orient, Ungarn! Die volkswirthschaftlichen Interessen und Aufgaben Ungarns im Orient.) Athenäum, 8. 159 S. — 2 fl.

HATALA PÉTER, «Arab nyelvtan, tekintettel a főbb sémi nyelvágakra.» (Péter Hatala. Arabische Sprachlehre, mit Rücksicht auf die semitischen Hauptsprachzweige.) Universitäts-Buchdruckerei, 8. VIII, 150 S.

HELMÁR ÁGOST, «Bonifiniusnak mint történetirónak jellemzése és műve kútfőinek kimutatása s birálati méltatása.» (August Helmár. Charakterschilderung des Bonfinius als Geschichtschreiber, nebst dem Nachweise und kritischer Würdigung der Quellen seines Werkes.) Akademie. 8. 88 S. — 50 kr.

HENSZLMANN IMRE, «Magyarország ó-keresztyén román és átmenetstylű műemlékeinek rövid ismertetése.» (Emerich Henszlmann. Kurze Besprechung der Kunstdenkmäler Ungarns im altchristlichen, romanischen und Uebergangs-Style.) Universitäts-Buchdruckerei, 4. 177 S. mit 7 Tafeln, 1 Landkarte und 287 Holzschnitten.

HERCZEGH MIHÁLY, «A nyilvánosság és szóbeliség Magyarországon.» (Michael Herczegh. Das öffentliche und mündliche Verfahren in Ungarn.) Ferd. Pfeiffer. 8. VIII, 61 S.

HOITSY PÁL, «A biztosság feltételei bolygók pályaelemeinek számításánál, és a 163. számu bolygó pályaelemeinek javítása.» (Paul Hoitsy. Die Bedingungen der Sicherheit bei der Berechnung der Bahnelemente der Planeten und Correctur der Bahnelemente des Planeten Nr. 163.) Athenäum. 8. 40 S.

HUNFALVY PÁL, «Magyarország ethnographiája.» (Paul Hunfalvy. Ethnographie von Ungarn.) Akademie, 8. XI, 544 S.

IHNÁTKÓ GYÖRGY, «Czigány nyelvtan.» (Georg Ihnátkó. Grammatik der Zigeunersprache.) Losoncz, Selbstverlag, gr. 8. 106 S. — 1 fl. 20 kr.

JAKAB ELEK, «A levéltárakról, tekintettel a magyar államlevéltár-ügyre.» (Alexius Jakab. Ueber Archive, mit Rücksicht auf den Stand des ungarischen Staatsarchives.) Akademie. 8. 189 S. — 1 fl.

KÁLLAY BÉNI, «A szerbek története 1780-1815.» I. kötet. (Benjamin Kállay. Geschichte der Serben von 1780-1815. I. Band.) Akademie, 8. VIII, 639. S. — 3 fl. 60 kr.

KECSKEMÉTHY AURÉL, «Éjszakamerika 1876-ban.» (Aurel Kecskeméthy. Nordamerika im Jahre 1876.) Moritz Rath. IV, 420 S.

KERPELY ANTAL, «Magyarország vaskövei és vasterményei, különös tekintettel a vas legfőbb chemiai és physikai tulajdonságaira». (Anton Kerpely. Die Eisensteine und Eisenproducte Ungarns, mit besonderer Berücksichtigung der chemischen und physikalischen Eigenschaften des Eisens.) Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Gr. 8. VI, 81 S. — 2 fl. 50 kr.

KNAUZ NÁNDOR, «A kortan hazai történelmünkhöz alkalmazva.» (Ferdinand Knauz. Die Chronologie auf unsere vaterländische Geschichte angewendet.) Akademie. 4. X, 589 S. — 4 fl.

KOCH ANTAL, «A dunai trachyt-csoport jobbparti részének [sz. endrevisegrád-esztergomi hegy-csoport] földtani leirása, a hegy- és vízrajzi visszonyok előrebocsátásával.» (Anton Koch. Geologische Beschreibung des auf dem rechten Donau-Ufer befindlichen Theiles der Donau-Trachytgruppe [Sz. Endre-Visegrád-Graner Gebirgsgruppe] mit vorangehender Schilderung der oro- und

hydrographischen Verhältnisse. Mit einer geologischen Karte, 6 Steindrucktafeln und 37 Holzschnitten.) Akademie. Gr. 8. 298 S. — 2 fl.

Konkoly Miklós, «A napfoltok megfigyelése az ó-gyallai csillagdában.» (Nikolaus Konkoly. Die Beobachtung der Sonnenflecken auf der Ó-Gyallaer Sternwarte.) Band IV der von der Akademie veröffentlichten mathematischen Abhandlungen. 8. 51 S.

Kovács Ödön, «A vallásbölcsészet kézikönyve. Revideálták Dobos János és Fejes István: I. kötet: A vallás mint tünemény, vagy a vallások története.» (Edmund Kovács. Handbuch der Religionsphilosophie. Revidirt von Johann Dobos und Stefan Fejes. I. Band: Die Religion als Erscheinung, oder die Geschichte der Religionen.) Franklin-Verein. Gr. 8. XX, 388 S. — 3 fl.

Dr. Lázár Gyula, «Az ozmán uralom története Európában.» I. kötet. «A török nemzet őstörténelmétől egész I. Szelim haláláig 1520.» (Dr. Julius Lázár. Geschichte der Osmanenherrschaft in Europa. I. Band. Von der Urgeschichte der türkischen Nation bis zum Tode Selim I., 1520.)

«*Monumenta Hungariae* historica.» II. Scriptores. Tom. 14, 21, 28, 29. (J. Brutus; St. Szamosközy.) — Akademie.

«*Monumenta Hungariae* historica.» III. Monumenta comitialia regni Hungariae. Tom. 4. — Akademie.

«*Monumenta Hungariae* historica.» III. Monumenta comitialia Transylvaniae. Tom. 2. — Akademie.

«*Monumenta Hungariae* historica.» IV. Acta extera. — Akademie.

Nedeczky István, «Deák. A képviseleti alkotmány megalapítása.» (Stefan Nedeczky. Deák. Die Gründung der Repräsentativ-Verfassung.) Tettey & Comp. 8. IX., 454 S.

«*Nyelvemléktár.* Régi magyar codexek és nyomtatványok.» (Magazin ungarischer Sprachdenkmäler. Alte ungarische Codices und Drucke. IV. Band, 1. Hälfte.) Akademie. 8. 487 S. — 2 fl.

Ortvay Tivadar, «Kritikai adalékok Margum történetéhez.» (Theodor Ortvay. Kritische Beiträge zur Geschichte von Margum.) Band VI der von der Akademie veröffentlichten historischen Abhandlungen. 8. 53 S.

Schenzl Guido, «Az isogonok rendhagyó mentéről Magyarország erdélyi részeiben.» (Guido Schenzl. Der unregelmässige Lauf der Isogonen im siebenbürgischen Theile Ungarns, mit drei Tafeln.) Band VIII der von der Akademie veröffentlichten naturwissenschaftlichen Abhandlungen. Gr. 8. 58. S.

Teleki Domokos gróf. «A székely határőrség története.» (Graf Dominik Teleki. Die Geschichte der Székler Militärgrenze. Nach dem hinterlassenen Manuscripte des Verfassers herausgegeben von Karl Szabó.) Franklin-Verein, gr. 8., VII, 227 S. — 2 fl.

Wenzel Tivadar, «A magyar magánjog rövid áttekintete.» (Theodor Wenzel. Kurze Uebersicht des ungarischen Privatrechtes.) Ferd. Pfeiffer. XI, 204 S.

Zlinszky Imre, «A magyar örökösödési jog és az európai jogfejlődés.» (Emerich Zlinszky. Das ungarische Erbrecht und die europäische Rechtsentwicklung.) Athenäum, gr. 8, IV, 372 S. — 3 fl.

UNGARN UND SERBEN.

Vor vier Jahren erschien ein Buch in Prag, «über die Serben Ungarns», in welchem «ihre Geschichte, ihre Kirche und ihr politischer und socialer Zustand» geschildert wird.* Der Verfasser, der eine reiche Bibliographie anführt, nennt sich nicht; aber die «Revue des deux Mondes» brachte in ihrem Hefte vom 15. August 1876 einen Artikel von Henri Gaidoz: «Les Nationalités de la Hongrie. I. Les Serbes», der sich vorzüglich auf das genannte Buch beruft und in einer Anmerkung den Verfasser desselben nennt. Es ist Emil Picot, «derzeit Lehrer der rumänischen Sprache an der École des langues orientales, der viele Jahre lang im Oriente Europa's gelebt hat, und dessen Sprachen und Geschichte genau kennt.» Und wer die Titel der Bücher liest, welche Picot als Quellen seiner Werke citirt, der muss das Zeugniss, welches ihm Gaidoz ausstellt, mit unterschreiben. Picot kennt die serbische, rumänische und magyarische Sprache und Literatur — um nur diese zu nennen —, er scheint also befähigter als manch' Anderer, über die betreffenden Völker und Länder sprechen zu können. Darum müssen wir seinem Werke in unseren «Berichten» eine genauere Beachtung widmen, als anderen ähnlichen Schriften über denselben Gegenstand.

* Les Serbes de Hongrie. Leur histoire, leurs privilèges, leur église, leur état politique et social. Prague, Grégr et Dattel. 1873.

Der Herr Verfasser zählt in seiner «Préface» das Serbenvolk, welches

im Fürstenthume Serbien	1.140,000
in Montenegro	200,000
in der Herzegovina	227,000
in Bosnien	780,000
in Altserbien (Novibazar)	120,000
in Ungarn, Croatien, Slavonien . . .	1.000,000
in Dalmatien und Istrien	425,000
zusammen	3.892,000 Seelen

ausmachen soll, und meint, dass die ungarischen Serben, ihrer geographischen Lage nach — einerseits zwischen den Bulgaren und Serben des Fürstenthumes, andererseits zwischen den Croaten und Slovenen — unter den südlichen Slaven eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sind. Die Gesammtzahl der letzteren beträgt nach seiner Berechnung zwölf und eine halbe Million.* Wie nun gerade den Serben Ungarns, die der Verfasser selbst (Seite 368) auf nur 297,706 schätzt, — zu denselben kommen übrigens noch die (Seite 394) mit 110,000 Seelen berechneten serbischen Einwohner der gewesenen ungarischen Grenzdistricte (denn die übrigen Serben, welche die Million vervollständigen, gehören zu dem autonomen Croatien und Slavonien) —, wie nun, fragen wir, gerade den 400,000 Serben Ungarns eine so wichtige Rolle unter den zwölf und einer halben Million Südslaven zukommen soll, ist nicht leicht zu begreifen.

Weil aber der Verfasser sein Werk «*den Freunden aller slavischen und lateinischen Länder* als ein Pfand des brüderlichen Verhältnisses widmet, *das sich hoffentlich zwischen dem Orient und dem Occident entwickeln wird*»: so können wir so ziemlich die Veranlassung und die Absicht des Buches errathen. Es will die slavische,

* Es würden nämlich, nach Picot, die Bulgaren 6 Millionen, die Croaten 1.350,000, endlich die Slovenen 1.210,000 Seelen zählen; diese Summe zu der Gesammtzahl der 3.892,000 Serben gerechnet, ergibt eine Volksmenge von 12.452,000 Seelen. Wer aber die Bulgaren, die Bosnier u. s. w. gezählt haben mag, das wird uns nicht gesagt.

d. h. die russische Welt mit der lateinischen, d. h. mit den Franzosen und den Italienern gegen die Deutschen vereinigen, und muss sich also auch gegen die Magyaren wenden, die in einer so gedachten Völkergruppirung (welche die Zeiten des Attila und des Dsingiz in dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts erneuern würde) nothwendiger Weise auf der Seite der zu besiegenden Deutschen stehen müssten. Wir sind keine Propheten, wir wollen die Zukunft unberührt lassen. Was aber die Gegenwart betrifft, so spricht diese überzeugend und ohne zweideutige dunkle Orakelsprüche. Diese Gegenwart sagt uns nun, dass das Centrum oder der politische Schwerpunkt des Serbenvolkes *nicht* diesseits der Donau, sondern jenseits der Donau liegt; und wenn je ein südslavisches Reich entstehen sollte, so müsste sich dasselbe auch dort, jenseits der Donau und der Save, bilden. PICOT begeht einen grossen Fehler, indem er bei den Serben Ungarns die *ganze serbische Geschichte* sucht; er übersieht schon das Nächste, was sich ihm, dem fremden Beobachter, hätte aufdrängen müssen. Der ungarische und deutsche Volksausdruck nennt die Serben «Rácz-ok, Raizen». Warum? Das heutige Paschalik «Novibazar» oder «Novipazar» (der Name bedeutet so viel als «Neumarkt»), heisst noch heute «Altserbien». Es war das alte Rascien, das auch im ungarischen Königstitel figurirte, auf dessen Gebiet sich unter NEMANJA I. das erste serbische Reich gebildet hatte. Südlich von Novibazar liegt Petsch (Ipek), der alte Sitz der serbischen Erzbischöfe; der petscher, oder ipeker, Erzbischof ARSEN TCHERNOVITSCH brachte im Jahre 1694 die grosse Serbeneinwanderung nach Ungarn. Der gemeine Volksausdruck «Ráczok, Raizen», der kein Spottname ist, wie PICOT (pag. 27) meint, bezeichnet also historisch genau die Herkunft der ungarischen Serben. Dass diese zu den neueren Ankömmlingen und nicht zu den Ureinwohnern Ungarns gehören, ist ausser allem Zweifel gelegen; um so weniger ist es gerechtfertigt, die Geschichte des ganzen Serbenvolkes so zu behandeln, als würde dieselbe durch die Geschicke der ungarischen Serben erschöpft. Und das thut wirklich PICOT.

Es ist wohl unmöglich anzunehmen, dass unserem Verfasser

die Hauptphase in der Entwickelung der Slavenvölker jenseits der Save und jenseits der Donau unbekannt geblieben sein konnte, *die* Thatsache nämlich, dass das griechische Christenthum und die slavische Liturgie sich unter den Bulgaren entwickelte, das lateinische Christenthum aber mit der lateinischen Liturgie unter den Croaten Wurzel fasste. Das Serbenvolk lag geographisch und culturgeschichtlich zwischen beiden, und war *nicht* der Hauptherd weder für das griechische noch für das lateinische Christenthum in den jenseitigen Ländern. Als es von dem ersteren angezogen wurde, nahm es natürlich die bulgarisch-slavische Liturgie an; die Sprache derselben wurde auch seine Büchersprache. «Die Bewohner des ehemaligen serbischen Königreiches, dem griechischen Ritus zugethan, bedienten sich im Schreiben des cyrillischen Alphabets und lange Zeit auch der altslavischen Kirchensprache, an deren Stelle erst seit einem Jahrhunderte die gemeine Landes-Mundart in der Profanliteratur getreten ist.» So lesen wir bei SCHAFARIK, dem zuverlässigsten Gewährsmann in diesen Dingen.* Bei den Bulgaren hatte sich auch die selbständige Hierarchie viel eher entwickelt als bei den Serben. Unter den slavischen Völkern der sogenannten Balkan-Halbinsel spielten zu der Zeit, als die Magyaren das Land occupirten, das nach ihnen Ungarn benannt wird, *nicht* die Serben die erste Rolle, sondern die Bulgaren. PICOT stellt sich aber, als würde er das nicht wissen, oder als wäre das anders gewesen.

Die Magyaren fanden überall Slovenen als die früheren Bewohner des Landes. Wie nahe nun jene zu den Serben, oder wie ferne sie von diesen gestanden haben, das mögen die Slavisten bestimmen; so viel ist sicher, dass sie *nicht* identisch waren mit den Serben. Zur Zeit der magyarischen Occupation herrschten die Bulgaren auch in dem heutigen Belgrad, und sie berührten sich im Westen mit den Croaten. PICOT glaubt aber den Verfassern der serbischen Geschichte mit Recht einen Vorwurf machen

* PAUL JOS. SCHAFARIK. «Geschichte der südslavischen Literatur.» Herausgegeben von JOS. JIREČEK. Prag, 1865. III. Das serbische Schriftenthum, Seite 3.

zu dürfen, weil sie blos die Serben des Fürstenthumes und die der ottomanischen Herrschaft unterworfenen vor Augen hatten und sich um die ungarischen Serben nicht bekümmern, da diese doch älteren Ursprungs seien als ihre Brüder an der Morava (ne se sont guère occupés des Serbes de la Hongrie. Ces derniers ont pourtant une origine plus ancienne que leurs frères des bords de la Morava, pag. 15), und beruft sich auf das Zeugniss Schafarik's, das er also missverstanden haben muss. «Die Grenzen des alten Serbenlandes waren im Süden der Fluss Boljana mit der Stadt Skadar (Scutari), im Osten die Stadt Rasa, oder das heutige Novibazar an der Raschka (Prischtina, Nisch, Kutschevo, Branitschevo wurden erst im XII. Jahrhundert den Griechen, an welche sie von den Bulgaren kamen, entrissen), von da an die Flüsse Ibar und Morava, im Norden die Donau und die Save» u. s. w. «Der Gross-Župan von Serbien, der in Desnica residirte, war anfangs das Oberhaupt aller anderen serbischen Župane; nach der Zerrüttung des Landes durch die Bulgaren schwang sich der Gross-Župan von Dioklea mächtig empor . . . ; bis Nemanja, der Sprössling einer Županenfamilie aus Dioklea und Schöpfer einer neuen Dynastie, ein mächtiges, unabhängiges Gross-Županat in Rasa gründete (daher der bekannte Name «Rascia») und in kurzer Zeit ganz Serbien mit bleibendem Erfolge unter seine Botmässigkeit brachte.» So schreibt Schafarik.* Picot meint aber das besser zu wissen.

Es darf uns also nicht wundern, wenn derselbe von den Magyaren berichtet, dass sie sich Anfangs an der Theiss niedergelassen und *erst unter der Regierung des heiligen Stefan bis an die Donau vorgerückt sind.* (Provisoirement ils [les Magyars] s'arrêtèrent sur les bords de la Theiss, mais sous le règne de Saint-Étienne [997-1038] ils avancèrent jusqu'au Danube, pag. 19.) In einer Anmerkung daselbst erzählt er «seinen Freunden aller slavischen und lateinischen Länder», dass Bolosudes und Gila, welche in Siebenbürgen herrschten, die Taufe in Constantinopel

* Im angezogenen Werke, III. Pag. 16, 17.

circa 1025-1028 empfingen und dass sie den Kaiser CONSTANTIN VIII. zum Taufpathen hatten (reçurent le baptême à Constantinople et eurent pour parrain l'empereur CONSTANTIN VIII., 1025-1028). Solche historische Akribie zeigt uns PICOT, von dem GAIDOZ in dem erwähnten Artikel der «Revue d. d. Mondes» behauptet, er hätte sich auf keine bessere Autorität stützen können (nous ne saurions nous appuyer sur une meilleure autorité).

Die Magyaren haben natürlich Vieles von den Slovenen angenommen; es müssen bei ihnen eben so natürlicher Weise auch slavische Eigennamen vorkommen. Alles dieses ist nun serbisch, meint PICOT. Es könnte aber auch croatisch sein, wenn jemand das Slovenische nicht gelten lassen wollte: von den eigentlichen Serben haben es die Magyaren wohl nicht annehmen können, denn sie waren ihnen ferner. Als BÉLA II. oder der Blinde mit seiner serbischen Gemahlin herrschte (1131-1141), da hatte der ungarische Staat und das ungarische Christenthum die schwere Arbeit des Pflanzens und Beginnens bereits hinter sich und dieselbe ohne unmittelbaren Einfluss des Serbenthumes vollbracht, das überhaupt auch auf unsere staatliche und kirchliche Bildung keinerlei Einfluss haben konnte.

PICOT sieht aber überall in Ungarn die orientalische Kirche, folglich auch das Serbenthum. Ein Gesetz des ungarischen Königs KOLOMAN von 1112 erwähnt bischöflicher Frauen, «uxores episcoporum episcopalia praedia non inhabitent». Der serbische Schriftsteller HADŽIĆ findet hierin eine Anspielung auf orientalische Bischöfe, und PICOT bestätigt diese Auffassung, denn, meint er, nur slavische, serbische und ruthenische Bischöfe durften ihre Gemahlinnen behalten (or des évêques slaves, serbes ou ruthènes pouvaient seuls être dans ce cas). PICOT weiss also nicht, dass das Cölibat in der abendländischen Kirche nur nach schweren Kämpfen obsiegen konnte; er weiss nicht, dass die Priesterehe in Spanien noch um 1103 in Schwung war, dass sie in England und in den nordischen Ländern bis in das XIII. Jahrhundert hinein dauerte. PICOT findet, dass orientalische Bischöfe sogar im Norden Ungarns (même dans le nord de la Hongrie) um 1234 existirten; um so

mehr, so folgert er, müssen die Slaven im Süden des Landes eine organisirte Hierarchie gehabt haben (pag. 26). Der Verfasser glaubt sich nämlich in der glücklichen Lage zu befinden, «seinen slavischen und lateinischen Freunden aller Länder» Vieles zumuthen zu können, denn sie glauben ihm Alles. Der Norden Ungarns liegt, nach unserer Orientirung, an den Grenzen Mährens, Schlesiens, Galiziens. Der Brief GREGOR's IX. an den ungarischen König BÉLA IV. vom Jahre 1234 handelt aber vom *Bisthum der Kumanen*, in welchem Walachen wohnen sollen, die sich zwar für Christen halten, die aber doch den falschen griechischen Bischöfen anhängen. («In Cumanorum episcopatu, sicut accepimus — sagt der Papst — pag. 26 quidam populi, qui Valachi vocantur, existunt, qui etsi censeantur nomine Christiani . . . tamen a quibusdam pseudoepiscopis Graecorum ritum tenentibus universa recipiunt Ecclesiae sacramenta.») Der König wird nun aufgefordert, die Walachen zu bewegen, dass sie dem lateinischen Bischofe Gehorsam leisten. Die historische Wichtigkeit dieses päpstlichen Schreibens an BÉLA IV. für die Rumänen-Frage gehört nicht hierher, wo wir blos die geographische Lage des kumanischen Bisthums zu bestimmen haben. Und diese Lage finden wir im Osten und Süden Siebenbürgens in der heutigen Moldau und Walachei. Die zum Christenthume übertretenden Kumanen waren hier mit Rumänen vermischt, welche sich stets mehr und mehr verbreiteten und bereits von Haus aus der bulgarischen Hierarchie angehört hatten. *Hier* fand also ein Zusammenstoss der occidentalischen und orientalischen Kirche statt. Im Süden Ungarns, *diesseits* der Save und der Donau, gab es im XIII. Jahrhundert absolut kein orientalisches Bisthum, sondern blos das katholische Bisthum von Agram. Jenseits der Save aber gehörten die Croaten ausschliesslich unter die katholischen Bisthümer der dalmatinischen Städte; die Bewohner Bosniens waren getheilt, denn hier kämpften die beiden Kirchen mit einander, und insoweit der Einfluss der ungarischen Könige und der Erzbischöfe von Kalocsa reichte, insoweit herrschte die lateinische Kirche. Aber serbische oder überhaupt orientalische Bisthümer finden wir im

XIII. Jahrhundert *nirgends* im südlichen Ungarn, d. h. *diesseits* der Save und der Donau. Das Schwanken der bulgarischen und serbischen Häuptlinge und Könige, die sich einmal an Constantinopel, das andere Mal an Rom hielten, je nachdem es der augenblickliche Vortheil erheischte, gehört überhaupt nicht in die ungarische Geschichte und berührt auch nicht die später eingewanderten Serben Ungarns, — welche man aber auch nicht mit den sich früher verbreitenden Walachen identifiziren darf, was PICOT immer und immer thut. Päpste und Könige wetteiferten in der Bekämpfung der Ketzer und Schismatiker; der Historiker PICOT wird ja wohl auch einmal etwas von der blutigen Ausrottung der Albigenser in Südfrankreich gehört haben: wenn nun dergleichen auch in Ungarn geschehen ist, so muss man das als einen traurigen Charakterzug der betreffenden Jahrhunderte auffassen und hinnehmen, und sich damit trösten, dass die barbarischen Magyaren damals nicht philosophischer gebildet sein konnten, als die Franzosen und Italiener derselben Zeit. Solche Gräuel wird der heutige Historiker nicht mehr billigen und wir hoffen, auch PICOT wird die russische Kirche nicht lobpreisen, dass sie noch in *unseren* Tagen den Katholicismus und Protestantismus verfolgt, — es sei denn, dass er die neue Kirchengeschichte ebenso vorsätzlich ignoriren will, als er die Kirchengeschichte des Mittelalters zu ignoriren scheint.

PICOT erzählt (pag. 29), dass der ungarische König LUDWIG I. im Jahre 1357 mit Venedig einen Frieden schloss, kraft dessen die dalmatischen Städte unter seine Botmässigkeit kamen. «Diese Occupation verursachte unter dem Drucke der eisernen Hand LUDWIGS den Ruin jener Städte. Erst im Jahre 1409 kauften die Venetianer den Ungarn Dalmatien ab, aber auch dieser Wechsel der Herrschaft frommte den Dalmaten nichts. Von der Zeit angefangen bis zum heutigen Tage haben ihre Herren nur Nutzen von ihnen gezogen, aber weder die Ungarn noch die Venetianer noch die Oesterreicher haben je daran gedacht etwas zu thun, um sie aus ihrer tiefen Unwissenheit heraus zu reissen, in welcher sie noch heute versunken sind.» Dieser Vorwurf dürfte

wohl nur dann die Ungarn treffen, wenn PICOT uns wird gezeigt haben, was die französischen Könige in den Jahren von 1357-1409 für die Bildung *ihres* Landes leisteten. Dafür aber, was die Venetianer und Oesterreicher in den folgenden vier Jahrhunderten unterlassen haben sollen, kann man wohl schwerlich die Ungarn verantwortlich machen. Auch das ist uns unbegreiflich, wie die Geschichte Dalmatiens eine Stelle in der Geschichte der ungarischen Serben finden kann. Wir mussten aber diesen Passus anführen, um auch durch diesen das Leere der PICOT'schen Declamationen zu beleuchten.

Die Türken drängen heran; weder die Bulgaren noch die Serben noch die Griechen können sie, die militärisch trefflich organisirt sind, aufhalten; die Zustände auf der Balkan-Halbinsel zeigen eine noch grössere Zerfahrenheit, als im übrigen Europa. In Ungarn war einiger Halt, so lange die Hunyaden lebten; und Serben und andere Flüchtlinge von jenseits der Donau und der Save suchten diesseits Schutz. Ein Diplom des Königs SIGISMUND vom Jahre 1424 constatirt, dass STEFAN LAZAREVITSCH sich und sein Land dem Reiche Ungarn unterworfen hat. Diese Begebenheit ist nunmehr nur von historischem Interesse: aber PICOT ist so dreist zu behaupten, «dass einige ungarische Staatsmänner zu Pest sich heute daraus eine Waffe bereiten möchten, um sich gelegener slavischer Provinzen zu bemächtigen.» Wir kennen diese Staatsmänner nicht, sie müssen sich sehr versteckt halten, und ihre Absicht ganz im Geheimen Herrn PICOT zugeraunt haben: im Gegentheil wissen wir, dass in Pest nichts mehr perhorrescirt wird, als irgend eine Occupation jenseits der Save und der Donau. Auch das ist nicht wahr, was GAIDOZ an einer Stelle behauptet, dass die Magyaren sich vor einem freien Serbien fürchten, und deswegen den Serbenkrieg des Jahres 1876 mit scheelen Augen betrachtet haben. Nicht ein *freies* Serbien, sondern ein *russisches* Serbien fürchten die Ungarn, was freilich PICOT's slavische und lateinische Freunde aller Länder herbeiwünschen.

Doch kehren wir vorerst zur Geschichte zurück.

Unter den eingewanderten Serben ragen die BRANKOVITSCH

hervor, denen der Verfasser viel Aufmerksamkeit und Raum widmet; ein BRANKOVITSCH wird auch «baro regni», der ein eigenes Banderium in's Feld stellen muss, oder vielmehr, im Geiste jener Zeit, das Recht besitzt, sein eigenes Banderium unter eigener Fahne der Reichsarmee zuzuführen. Es war das die Epoche der Oligarchie, vor der das Königthum erblasste, — jene Epoche, die zur Katastrophe von Mohács geführt hat. Dass sich die Ungarn von jeher durch äussern Anschluss vermehrten und gleichsam verjüngten, dass die CILLEY, die ZÁPOLYA u. s. w. ebenso fremden Ursprunges waren, wie die BRANKOVITSCH, das ist historisch sicher, ist aber durchaus nichts Auffallendes in der Geschichte der Nationen. PICOT glaubt aber dies als etwas Eigenthümliches hervorheben zu müssen, und mischt nach seiner Weise Falsches und Wahres zusammen. Er sagt (pag. 40): «Der Adel, welcher heute die Welt glauben machen will, dass er von den Begleitern ÁRPÁD's abstammt, erhielt seine Mitglieder ohne Unterschied aus den verschiedenen Völkerschaften des Königreichs (se recrutait indistinctement parmi les différents peuples du royaume); und was sehr zu bemerken ist: der den eigentlichen Magyaren entsprossene Theil scheint viel geringer gewesen zu sein, als der von den Slaven, Rumänen und Deutschen abstammende. Die feudale Verfassung, der Gebrauch der lateinischen Sprache in allen socialen Verhältnissen gaben Ungarn eine Verbindungskraft, welche es verloren hat, seit die Magyaren die Herrschaft über die andern Bewohner («*races*» nennt sie PICOT) sich anmassen.» Wie gesagt, es ist historisch sicher, dass der ungarische feudale Adel, ohne Unterschied der Abstammung, aus allerlei, nicht nur einheimischen, sondern auch ausländischen Geschlechtern sich gebildet hat und noch heute besteht; auch ist es wahr, dass es an genealogischen Deductionen nie gefehlt hat: dergleichen Bildungsprocesse sind aber überall, bei jeder Nation, vor sich gegangen, auch dürfte es nirgends bei der Construction der Stammbäume an historischen Spielereien gefehlt haben. Es ist wahr, dass einst die feudale Verfassung nicht nur in Ungarn, sondern auch im ganzen Europa herrschte, und die lateinische Sprache das Medium nicht nur im

staatlichen, sondern mehr oder weniger auch im bürgerlichen Verkehr bildete. Dass aber der heutige Adel noch immer so wenig historisch unterrichtet ist, um die Welt glauben machen zu wollen, dass er ohne Ausnahme von ÁRPÁD's Begleitern abstammt, dies bildet sich villeicht nur PICOT ein. Was folgt aber aus Alledem? hätte Ungarn die feudale Verfassung aufrecht halten sollen, — etwa den Serben zu lieb? und hätte man die lateinische Sprache auch im Privatverkehr beibehalten sollen? Das überhaupt Unmögliche ist auch in Ungarn einfach unmöglich.

Die katholische Kirche hat überall, wo sie herrschen konnte, den Zehnten sich zugeeignet, der als eine am Boden haftende Verpflichtung und der katholischen Kirche zustehende Gerechtsame betrachtet wurde. Es kann hier nicht davon die Rede sein, ob das recht oder unrecht war; nur die Thatsache muss constatirt werden, und diese wird wohl auch PICOT nicht läugnen können, dem wir doch einige Kenntniss des französischen Mittelalters zutrauen dürfen. Wer da konnte, der suchte sich von der Last der Zehntabgabe zu befreien. Als die Serben in grösserer Menge herüberkamen, da musste die Zehntenfrage häufig discutirt werden. Der Serbe, als der orientalischen Kirche zugethan, sollte der römisch-katholischen Kirche nicht verpflichtet sein; er wäre es aber geworden, sobald er ihr den Zehnten leisten musste. Es entstanden daher Gesetzbestimmungen, welche die «Rasciani, Rutheni, Walachi et alii Schismatici» von der Zehntabgabe freisprechen. Die Ausführung solcher Bestimmungen musste aber auf viele Schwierigkeiten stossen, zumal wenn der neue Ansiedler einen Boden bebaute, der vor ihm dem Zehnten unterworfen war. PICOT sieht nun überall in diesen verwickelten Verhältnissen *eine Verfolgung der Slaven, namentlich der Serben, von Seite der Magyaren und Deutschen.*

Die lange Periode von 1527-1711 ist eine grosse Tragödie in der Geschichte Ungarns. Die Reformation und Gegenreformation, die 150- bis 170-jährige Herrschaft der Türken, die endliche Wiedereroberung des Landes, die Sonderstellung Siebenbürgens, vereint mit dem Kampf aristokratisch-constitutioneller Ideen

gegen den Absolutismus, — diese Hauptströmungen bilden die mannigfachsten Peripetien in dieser grossen Tragödie. Picot sieht diese Begebenheiten mit einer so naiven Miene an, als hätte er nie etwas von der Reformation und Gegenreformation in Frankreich gehört; als wären die Bartholomäus-Nacht und der Widerruf des Edicts von Nantes nur zwei Opern mit demselben Text. Nach Picot trachten die Magyaren während dieser langen Periode nur darnach, sich dem kaiserlichen Einflusse zu entziehen; hingegen die Serben sind die ewig treuen Kämpfer für die Interessen der kaiserlichen Dynastie; — leider werden wir sehen, so ruft der Verfasser aus, wie die Habsburger diese Treue vergolten haben! Die Serben sind bereit, auch die Türken aus dem Lande zu schlagen; aber auf dem Siebenbürger Landtage von 1594 sind die Ungarn, die Székler, die Sachsen viel zu egoistisch und viel zu blind gewesen, als dass sie sich auf die Höhe des serbischen Patriotismus hätten hinaufschwingen können. Im Jahr 1618 beginnt der «execrable» dreissigjährige Krieg, welcher dem tapfern Volk der Böhmen die Freiheit, aber nicht die Ehre raubte. Bis zur Schlacht auf dem weissen Berge nahmen die Serben nicht theil am Kampfe — Picot hebt das hervor (pag. 58), um zu zeigen, dass die Serben gegen das Brudervolk der Böhmen *nicht* die Waffen führten —; aber gegen die Schweden konnte Oesterreich ganze serbische Regimenter ins Feld stellen. Trotz ihrer Treue aber für Oesterreich fühlen die Serben im Grunde doch das deutsche Joch. Die deutsche Brutalität ist eben so gross wie die magyarische, und die Serben sind ungewiss, auf welche Seite sie sich wenden sollen. Denn auf keiner von beiden finden sie Achtung oder Sympathie, sondern nur das gleiche Streben nach egoistischer Ausnützung ihrer militärischen Eigenschaften. Sobald man mit ihrer Hülfe wird gesiegt haben, so wird man sie als Söldlinge behandeln. Jedoch die fremden Söldlinge haben Anspruch auf den Sold, den sie einstecken werden: die Serben aber erhalten nichts, denn sie sind nicht Fremdlinge, sondern Unterthanen des Kaisers.» Dennoch bleiben sie standhaft in ihrer Treue, während die Magyaren die Alliirten der Türken werden.

Indessen die Serben den Kaiserlichen zum Siege verhelfen, entsteht, wie PICOT meint, in Siebenbürgen ein neuer gefährlicher Feind, nämlich GEORG RÁKÓCZI I. (1633-1648). Und was that dieser neue Serbenfeind? Er veranlasste die Rumänen, die rumänische Liturgie einzuführen statt der slavischen; er liess sogar rumänische Bücher drucken; er verursachte also eine Entzweiung zwischen den Rumänen und Serben. Ob das die Rumänen selbst für ein so grosses Unglück halten, das dürfte schwerlich behauptet werden können; müssen sie doch in diesen Bestrebungen die erste Morgenröthe ihrer nationalen Literatur erkennen; — aber PICOT kann auch da nur eine arge Verfolgung der Serben erblicken.

Pag. 61—65 wird die Geschichte zweier BRANKOWITSCH, des SIMEON und GEORG, erzählt, von denen der erstere mit dem Namen SAVA Bischof von Jenipolis, dann unter APAFI griechischer Bischof von Weissenburg in Siebenbürgen war, und als Gesandter des Fürsten auch in Constantinopel verkehrte. Dieser SIMEON oder SAVA besorgte die Erziehung des GEORG, den er als Begleiter mit sich nach Konstantinopel nahm, und ihn in Adrianopel, mit Wissen des kaiserlichen Gesandten KINDSBERG, durch den Petscher (Ipeker) Patriarchen zum Despoten der Serben weihen liess. Dies geschah am 28. September 1663. So wurde die Despotenwürde erneuert, was PICOT darum erwähnt, um zu zeigen, dass diese Würde auch in Ungarn hätte Geltung haben sollen, obwohl zwischen dem Act in Adrianopel und den nachherigen Begebenheiten in Ungarn kein causaler Nexus denkbar ist. Der Bischof SAVA erhielt zur Belohnung vom Fürsten APAFI Winzendorf (Alvincz), fiel aber nachher in Ungnade, — sei es, dass Religionshass oder politische Bedenken bei APAFI und seinem Vertrauten, dem reformirten Superintendenten MICHAEL TOPHAEUS, die Oberhand gewannen. GEORG flüchtete in die Walachei, und von dort nach Konstantinopel, wo er sich mit LADISLAUS CSÁKI (einem Nebenbuhler des APAFI) verband, der ihn dem Kaiser LEOPOLD empfahl; SAVA aber starb im Gefängniss, im Jahre 1680. GEORG trat in kaiserliche Dienste, erhielt im Jahre 1688 das ungarische Indigenat und befehligte eine Truppe (passa alors dans l'armée impériale

avec des forces . . . .). Anderes verlangte man aber auch nicht von ihm; man wollte die Serben in der Armee haben; aber *man beobachtete ihre Anführer mit grosser Besorgniss, zumal da eben die Krone Ungarns für das Haus Oesterreich als erblich erklärt worden war* (mais on voyait leurs chefs avec une inquiétude d'autant plus grande que la couronne de Hongrie venait d'être declarée héréditaire dans la maison d'Autriche). Nicht einmal einen Vorwand suchte das Wiener Cabinet; er wurde arretirt und musste im Gefängniss zu Eger schmachten, wo er erst nach 22 Jahren, 1711, starb. «Die Geschichte der Serben ist gleichsam in dem Schicksal des SAVA und GEORG BRANKOVITSCH resumirt: der eine ward das Opfer der magyarischen Verfolgung; der andere starb unter den Schlägen der Deutschen» (l'un fut victime de la persécution des Magyars; l'autre périt sous les coups des Allemands). — Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der beiden BRANKOVITSCH kritisch zu untersuchen; aber was auch immer geschehen sein mag, aus Nationalitätenhass — wie PICOT Alles darstellt — ist es gewiss nicht geschehen. Fiel denn etwa WALLENSTEIN — und dieser bedeutete doch etwas mehr als GEORG BRANKOVITSCH — als ein Opfer des Nationalitätenhasses? Wurden denn die protestantischen und magyarischen Prediger unter LEOPOLD I. aus Nationalitätenhass zu Galeerendiensten verurtheilt? oder mussten die protestantischen Bewohner des Landes — Magyaren, Deutsche und Slaven — hie und da bis 1848 den Zehnten an die katholische Kirche aus Nationalitäten-Verfolgung entrichten? Mit solchem Unverständniss, oder mit solcher vorsätzlichen Einseitigkeit sollte doch Niemand sich an die Geschichte wagen!! Und wie lächerlich muss uns «die Besorgniss» erscheinen, mit welcher das Wiener Cabinet den Serbendespoten beobachtet haben soll, nachdem die Krone Ungarns dem Hause Oesterreich für erblich erklärt worden war!

Nun erfolgt die Einwanderung der Serben unter der Anführung des Petscher Patriarchen ARSEN TSCHERNOVITSCH. Es war eben GEORG BRANKOVITSCH, erzählt uns PICOT, welcher den Kaiserlichen die Idee beibrachte, sich mit dem Patriarchen zu ver-

ständigen. Es wird die Proclamation LEOPOLD I. von 1690 und es werden die erlassenen Privilegien mitgetheilt, in denen den Serben freie Religionsübung, die Belassung ihres Kalenders, sowie die Befugniss des Patriarchen über seine Gläubigen u. s. w. gesichert werden. Auch die «elegendi Voivodae libertas» wird in der ersten Proclamation erwähnt; aber zu wiederholten Malen wird versprochen, dass die siegreichen kaiserlichen Waffen die Serben in ihr altes Vaterland zurückführen werden. Die Zahl der Eingewanderten ist unbestimmt; es figuriren in den Berichten die Zahlen 40,000 und 43,000; ob sie aber Individuen oder Familienhäupter bedeuten sollen, darüber ist man uneins. PICOT nimmt sie für Zahlen der Familien und behauptet, dass mit TSCHERNOVITSCH eine *halbe Million* Seelen eingewandert sei. Eine solche Zahl lässt sich leicht niederschreiben, ob sie aber in Wirklichkeit im Jahre 1694 aus einer fremden Provinz herübergebracht werden konnte, das mögen diejenigen entscheiden, welche die Schwierigkeiten kennen, eine Masse von nur 50,000 Seelen, von denen etwa drei Viertheile Weiber und Kinder ausmachen müssen, zu bewegen und zu nähren. Stellt man sie sich aber in Begleitung von Viehherden vor, so ist die halbe Million eine grössere Menge, als die, welche unter Árpád eingewandert war; und doch muss Ungarn im Jahre 1694 etwas stärker bevölkert gewesen sein, als dies um 888 der Fall war.

Noch vor dieser Einwanderung hatte das Gesetz von 1687 beschlossen, in Croatien und Slavonien dürfe Niemand besitzfähig sein, als wer der römisch-katholischen Kirche angehört. Diese Beschränkung schloss die Protestanten aus Croatien und Slavonien aus. Im nächsten Jahre, d. i. 1688, wurde LONGIN RAJITSCH Bischof der unirten Griechen von Slavonien, was freilich gegen die nichtunirten Serben gerichtet war. Wir mögen nun das Eine ebenso wie das Andere verdammen, wir dürfen aber in keiner von den beiden Thatsachen die Wirkung irgend eines Nationalitätenhasses suchen. Die Regierung LEOPOLD'S I. war eben so unduldsam gegen Nichtkatholiken, wie die Regierung LUDWIG'S XIV., der die Hugenotten ausrottete, nachdem er am 23. October 1685 das

Edict von Nantes aufgehoben hatte. Picot dürfte sogar finden, wenn er mehr Historiker als Slavenfreund wäre, dass die Wiener Jesuiten es nur den Versailler Jesuiten nachmachen wollten; und wenn sie dennoch in Ungarn nicht so vollständig reussirten wie in Frankreich, so lag das wahrlich nicht an ihnen. In Frankreich wütheten Franzosen gegen Franzosen — aus Religionshass; in Ungarn wütheten Magyaren, Deutsche und Slaven gegen andere Magyaren, Deutsche und Slaven — aus Religionshass. Die Nationalität als Idee lebte damals noch nicht; nur Historiker, die so blind sein wollen wie Picot, nehmen überall ihre Phantasmagorien für historische Thatsachen. Dass die eingewanderten Serben auch religiöse Bedrückungen erfahren mussten, — wer wird darin etwas Unmögliches oder Auffallendes finden, der da weiss, was die Protestanten, der überwiegende Theil der damaligen Bevölkerung, leiden mussten?

So lange die Serben sich als Gäste betrachteten, die sobald als möglich in ihr altes Vaterland zurückzukehren hofften und wünschten: so lange war eine Sonderstellung möglich und so lange durften sie eine solche beanspruchen; jemehr aber die Aussicht auf eine Rückkehr schwand, und die Nothwendigkeit einer festen Ansiedelung herantrat: umsomehr musste jene Sonderstellung aufhören. Einen besondern Staat im Staate konnte den Serben Niemand gewähren.

Es muss aber auch die feste Ansiedelung auf manchen Widerstand von Seite der Serben gestossen sein. Eine kaiserliche Commission giebt uns im Jahre 1699 folgende Schilderung: «Die Serben sind ein unstetes, vagabundirendes Volk, das gerne von Ort zu Ort wandert, Gott, dem Vaterlande und Seiner Majestät wenig nützt, und sich überall wohl befindet, sei es unter der Herrschaft der Türken, sei es anderswo, wenn es nur leicht fortleben kann. Sie bauen sich nirgends an, sie wohnen blos in Hütten und Erdlöchern, um unbehindert fortwandern zu können; sie lieben aber die Wälder und Berge als gute Schlupfwinkel für Räuber. Ihr Patriarch betrachtet das Volk und die Landstriche, welche es bewohnt, als sein Eigenthum. Sobald nun ein solches Besitz-

thum einem Anderen verkauft wird, so verlassen es augenblicklich die serbischen Bewohner, und nichts bleibt zurück, als der leere Boden. Das Volk übt die tollsten Gebräuche, selbst sein strenges und überlanges Fasten ist widersinnig. Die Comitate müssten sich auch auf die Serben erstrecken, und der Patriarch müsste sammt seinen Bischöfen und Kalugern beschränkt werden (d. h. die Serben sollten der gewöhnlichen politischen Administration und den Gerichten untergeordnet werden). Man müsse aber auch für katholische Geistliche sorgen, denn sonst wird die Verwirrung und das Verderben der Seelen nie aufhören.» Sollte auch manches in dieser Schilderung zu grell gefärbt sein: das Bild entspricht unstreitig der Wirklichkeit. Umsonst glossirt Picot daselbst (pag. 87, 88.): «Die hohe germanische Civilisation würde es wohl erlaubt haben, dass man diese Wilden ausrotte: aber man thut es doch nicht, man will nur ihre Seelen retten, und macht sie deswegen zu Sclaven.» Worin besteht aber die Sclaverei? Darin, dass ein späteres Gesetz vom Jahre 1723 verordnet, «dass die Taxalisten und andere freie Menschen, wenn sie Bauerngründe unter bestimmten Bedingungen übernehmen, verpflichtet sind, diese Bedingungen einzuhalten (secundum conventionem cum dominis terrestribus initam vel ineundam, iisdem obligati manebunt). Diejenigen aber, die keinen solchen Vertrag mit den Grundherren geschlossen haben, behalten das Recht, frei fort zu ziehen, wohin sie wollen.» Picot findet, dass *durch dieses Gesetz die Serben in eine Sclaverei versetzt wurden!* Ob gerecht oder ungerecht, dieses Gesetz war eine allgemeine Bestimmung des ganzen Landes für Serben und Nichtserben . . . Auch darin findet Picot viel Gehässiges, dass ein anderes Gesetz die Söhne der griechisch-unirten Geistlichen nicht zu dem Bauernstand rechnet (in statum et conditionem colonicalem non reducantur), wenn sie unterrichtet und in den geistlichen Stand aufgenommen werden; — denn man wollte durch diese Verordnung bloss die Union befördern, behauptet Picot.

Diese Union ist Picot in der Seele verhasst, er kann sie nicht genug verschwärzen. Die unirten griechischen Christen,

seien sie Ruthenen, Walachen oder Serben, konnten und könnten sich dem Vaterlande anschliessen: die Nichtunirten aber hält Picot für zuverlässigere Bundesgenossen «seiner Freunde». Wie geschickt er aber ist, die Thatsachen in das gehässigste Licht zu stellen, möge das Folgende zeigen:

Der 85. Artikel des Gesetzes vom Jahre 1723 lautet folgendermassen: «Die Streitigkeit (controversia) zwischen dem Grosswardeiner Bisthum und den Walachen in den Districten Berettyó, Bistritz, Lakság, welche sich weigern den Zehnten zu zahlen, wird Seiner Majestät unterbreitet, und Seine Majestät wird nach Recht und Gerechtigkeit entscheiden.» — Wir erwähnten oben (Seite 283), dass im Jahre 1481 und 1495 die «Rasciani, Walachi, Rutheni et alii Schismatici» von der Zehntzahlung freigesprochen wurden; es ist selbstverständlich, dass diese Befreiung vorzüglich auf die Ankömmlinge in den Grenzdistricten Bezug hatte. Das Grosswardeiner Bisthum bestand seit uralten Zeiten, und bezog den Zehnten von seinen Besitzungen sowohl 1481 als auch 1495. Während der Periode der siebenbürgischen Fürsten und der sozusagen ausschliesslichen Herrschaft des Protestantismus daselbst, blieben die beiden Bisthümer von Weissenburg (Siebenbürgen) und Grosswardein unbesetzt, den Zehnten bezog der Fiscus. Nachdem aber Siebenbürgen wieder mit der Krone Ungarns unmittelbar vereint, und auch dem Katholicismus unmittelbar Vorschub geleistet worden war, stellte man die beiden Bisthümer wieder her und der Zehent, den bisher der Fiscus bezogen hatte, wurde den betreffenden Bischöfen zurückgegeben. Dass während der vergangenen Periode einige Aenderungen geschehen waren, kann nicht bezweifelt werden; diese mussten nun in Betreff des Zehents manche Zweifel und Streitigkeiten veranlassen. Solche erwähnt der 85. Artikel von 1723, aus dem wir ersehen, dass die Walachen in den genannten Districten sich weigerten, den Zehent dem Grosswardeiner Bischof zu zahlen. Der Landtag entscheidet nicht selbst, er überlässt es Seiner Majestät, nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden. Picot trägt jedoch diese Begebenheiten folgendermassen vor: «Der Artikel 85 stellte die Tyrannei der Magyaren und ihre

Verachtung eingegangener Verpflichtungen in das hellste Licht. Man erinnert sich, dass MATHIAS CORVINUS (1481) und VLADISLAUS II. (1495) die Bevölkerung des orientalischen Ritus von dem Zehent befreit hatten, welchen die Bauern dem katholischen Clerus leisten mussten, und dass LEOPOLD I. diese Befreiung auf's neue bestätigte. (Dies bezog sich nur auf die neuen Einwanderer unter der Anführung des ARSEN TSCHERNOVITSCH.) Eine Streigkeit zwischen dem Grosswardeiner Bischof und den *serbischen* (?) und walachischen Bewohnern der Umgegend gab den Magyaren Veranlassung, jene Gesetze aufzuheben, die sie selbst geschaffen hatten. Sie wagten aber doch nicht, sich geradezu eidbrüchig zu zeigen, sondern beschlossen, dass der Kaiser, der sogenannte König von Ungarn, in diesem und in *ähnlichen* (?) Fällen entscheiden solle. Die *Magyaren* konnten sich nämlich auf die *Deutschen* verlassen, dass sie den *Serben* das Messer an die Kehle setzen werden.» Kann man eine Sache mehr verdrehen und den unkundigen Leser ärger täuschen, als es PICOT hier thut?!

FRANZ RÁKÓCZI hätte die Serben gerne auf seine Seite gezogen. «Es ist ewig zu bedauern, dass damals keine Einigung zwischen den Magyaren und den Serben gegen den *gemeinschaftlichen* Feind, d. h. gegen Oesterreich, zu Stande kam (en vue d'opposer une énergique résistance à l'ennemi commun). Wie vielem Unglück wäre vorgebeugt worden, wenn diese beiden gleich bedrohten Völker, mit gleichen Interessen, sich durch Bande einer soliden Freundschaft vereinigt hätten!» (Pag. 89.) Aber die Serben blieben, trotz aller traurigen Erfahrungen, dem Kaiserhause treu. Und wo irgend etwas sich regt, da sind es wieder die Serben. Nach RÁKÓCZI's Zeiten entstanden in Békés und der Umgegend Aufstände: obgleich alle angeführten Namen magyarisch sind, so müssen es doch Serben sein, und die magyarischen Herren ersticken den Aufstand in serbischem Blute. Wenn irgend ein serbisches Lied Ausfälle gegen Calviner und Lutheraner macht, so erklärt es flugs PICOT: «Le poëte populaire parle des Calvinistes, mais, *on le sent bien*, ce n'est pas un antagonisme réligieux, c'est une guerre de race qui est allumée entre les deux peuples», d. h.

der Volksdichter spricht wohl von Calvinisten, aber *man sieht es wohl*, dass es kein Religions-Antagonismus, sondern ein Racen-Krieg ist zwischen zwei Völkern. — Macht einmal die ungarische Kanzlei die Bemerkung, dass die den Serben gegebenen Privilegien mit der Clausel «salvo jure tertii», die wohl zu allen Zeiten europäische Gültigkeit hatte, verstanden werden müssen, so sieht PICOT darin nur eine «Magyarisation à outrance», die schon vor einem Seculum durchbricht.

«Nun kommen harte Zeiten für die Slaven. Die Theilung Polens vollzieht die Alliance Russlands mit Deutschland und beraubt die Serben, sowie die andern Slaven Oesterreichs der Stütze, die sie im Czaren würden gefunden haben. Hätte die Czarine (KATHARINE II.) das Reich der Jagellonen für sich allein behalten, so würde sie freie Hand gegen ihre Nachbarn gehabt haben, und die Versöhnung der Russen und Polen hätte sich wahrscheinlich bald vollzogen, denn die Deutschen wären nicht mehr zwischen sie getreten.» «Hatten aber die Russen damals keinen festen Plan, so waren die Magyaren desto emsiger im Durchführen ihrer ehrgeizigen Absichten, denn schon 1773 unterdrückte die ungarische Kanzlei die besonderen serbischen Richter in Tokaj.» (Pag. 147.) Das klingt doch fast so, als stände es in der Geschichte des Don Quijote! — — —

JOSEF II. publicirte am 6. Mai 1783 das Decret, welches befahl, dass nach *drei* Jahren alle Beamte des Königreichs Ungarn die deutsche Sprache geläufig sprechen und schreiben können müssen. Die bedauernswerthe Folge dieses Decrets (la conséquence la plus fâcheuse du decret) war die, dass es den Magyaren die Idee einflösste, *ihre* Sprache dem ganzen Lande aufzudrängen! Nicht das, durch den Gebrauch umgebildete Latein, welches so vollkommen allen Bedürfnissen, wie sie einmal existirten, entsprach, sollte künftighin herrschen, sondern eine niedriger stehende Sprache, welche wohl für uralische oder altaische Stämme passt, welche aber unfähig ist, die Feinheiten des europäischen Gedankens auszudrücken (un idiome inférieur, bon pour les peuplades de l'Oural et de l'Altaï, mais qui ne saurait interpreter les finesses de la

pensée européenne). — Da wir PICOT in der Erzählung und Erklärung der historischen Thatsachen nicht weniger als infallible finden, so nehmen wir nicht den geringsten Anstoss an seinem philosophischen Urtheil, wollen auch darüber nicht nachdenken, worin die «finesses de la pensée européenne» bestehen!

Endlich werden die Gläubigen der griechisch-nichtunirten Kirche durch den 27. Gesetzartikel vom Jahre 1791 aller Rechte Ungarns theilhaftig gemacht; aber auch dies findet nicht Gnade vor PICOT. In einem grossen Lande, etwa in Russland, möge jedes Sonderrecht aufhören: doch nicht in Ungarn, wo es sich ziemte, viele, besondere Knesiate zu errichten. Noch weniger kann das Urbarium von 1836 unseren Verfasser befriedigen. «Das Loos des ungarischen Bauers war durchaus nicht beneidenswerth, und siehe da, dieses hatte man den Serben bereitet, nachdem man versprochen hatte, ihre Unabhängigkeit zu schonen (voilà le sort qui avait été fait aux Serbes, après qu'on leur avait promis de respecter leur indépendance).» Dies ist auch einer derjenigen Passuse, welche die wunderlichste Auffassung bekunden. Was man sich auch unter der «indépendance» der Serben vorstellen mag, — ein idyllischer Zustand, wie ihn Don Quijote den Ziegenhirten anpreist, wäre unmöglich gewesen, selbst wenn die Serben ein eigenes Territorium erhalten und aus demselben alle Nichtserben verbannt hätten. Die historische Wirklichkeit hatte aber unter ihnen einen Herrenstand erzeugt: den Erzbischof und die Bischöfe, mit bedeutenden, ja recht grossen Einkünften; dann aristokratische Familien, mit sehr weitläufigen Besitzungen; weiter Städtebewohner, die sich mit Handel und Industrie beschäftigten; endlich Landbewohner, die ihren eigenen oder herrschaftlichen (bischöflichen und nichtbischöflichen) Boden bewirthschafteten. Ohne solche Landbewohner und ohne Taglöhner und Diener hätten ja nicht nur die Städtebewohner und die adeligen Besitzer, sondern auch die Bischöfe nicht leben können. Das Urbarium regelte nun das Verhältniss des Bauers zu seinem Grundherrn (ob dieser nun Bischof oder Nichtbischof, Serbe oder Nichtserbe war). Wie kann nun PICOT, ohne sich der grössten vorsätzlichen oder unvorsätzlichen Unwissenheit

schuldig zu machen, von dem ungarischen Urbarium sagen: «Voilà le sort qui avait été fait aux Serbes!» Wen schützte, oder nach der vermuthlichen Meinung Picot's, wen bedrückte das Urbarium? Den serbischen Clerus? Nein. — Den serbischen Grundherrn? Nein. — Den serbischen Bürger in den Städten? Nein. — Den serbischen Kleinbesitzer, der seine eigene Hufe bebaute? Nein. — Die serbischen Honoratioren, Advocaten, Doctoren, Professoren u. s. w.? Nein. — Die serbischen Privatdiener, welche in den Diensten der Bischöfe, Herren und Honoratioren, Bürger und Anderer standen? Nein. — Wir haben aber mit diesen Categorien die *ganze* räsonnirende serbische Nation in Ungarn erschöpft, deren Loos Picot durch das ungarische Urbarium von 1836 so schmählich unterdrückt findet! Denn wenn es noch ausser diesen Categorien auch serbische Bauern gab — und deren gab es natürlich — *die* verstanden das Urbarium besser, und die schmähten es auch nicht!

Aber die Herzählung jener Categorien macht es uns auch leichter, «die Herrschaft der Magyaren über die Serben» genauer kennen zu lernen, die Picot nicht genug verdammen kann. Worin äussert sich denn diese Herrschaft? Nicht darin, dass sie die serbische Kirche und ihren Clerus bedrängt; nicht darin, dass sie die serbischen Besitzer aus ihrem Besitze verdrängt; nicht darin, dass sie die serbische Cultur beschränkt; nicht darin, dass sie den Handel und Wandel des serbischen Kauf- und Handwerkstandes irgendwie behindert; — also worin denn? Blos darin, dass die Magyaren und die es mit ihnen halten, die Gegenwart für eine Fortsetzung der Geschichte nehmen, und behaupten: Ungarn sei eben nichts anderes als Ungarn, in dem die ungarische Sprache so viel Vorrecht haben soll, als die kroatische Sprache factisch in Kroatien besitzt und man der serbischen Sprache in der geplanten Voivodina nothwendiger Weise einräumen wollte, — in jener Voivodina, welche geographisch und historisch nicht gesicherter war, als Jedes und Alles, was keine Geschichte hat. — —

Nach Allem, was wir bis jetzt angeführt haben, dürfte es wohl jedem Leser begreiflich sein, dass Picot nicht der Mann ist, der

die neueste Geschichte der Serben in Ungarn unparteiisch zu behandeln vermöchte. Die Grausamkeiten, die in den Jahren 1848 und 1849 in der Bácska und im Banat verübt wurden, sind ziemlich bekannt; aber was ganz unbekannt ist, und was wir nur bei PICOT (pag. 237) lesen, verdient bemerkt zu werden, dass nämlich der *deutsche Landsturm*, diese gefährliche Hilfe der Magyaren (auxiliaires dangereux), wie uns der Historiker sagt, furchtbar gewüthet hat. «Die serbischen und rumänischen Dörfer waren ihm eine leichte Beute, die man sich nicht entschlüpfen liess. Jeder Tag zeigte neue Plünderungen; *die germanische Raubgier hatte freien Lauf* (la rapacité germanique avait libre cours).»

Doch kein Wort mehr darüber. Nur über die Voivodina wollen wir zum Schlusse noch einiges bemerken. Allerdings mögen unsere Bemerkungen nicht PICOT und «seinen Freunden in allen slavischen und lateinischen Ländern» gelten, deren ausgesprochene Absicht die Vernichtung Ungarn's und die Unterwerfung Deutschlands mittelst eines lateinisch-russischen Bündnisses ist. Es gelte vielmehr denjenigen, welche aus purer Loyalität für unsere Hohe Dynastie die Schwächung Ungarns herbeiwünschen und welche auch im Jahre 1849 die Voivodina hervorzaubern wollten. War nicht eine übel angebrachte Loyalität die Ursache, dass die Hohe Dynastie aus Deutschland und Italien verdrängt worden? Sieht diese Loyalität nicht die Geistesströmungen in Böhmen und selbst in den ganz deutschen Provinzen? Merkt sie es noch nicht, dass Ungarn, dass die Länder der heiligen Stefans-Krone der sicherste und unwandelbarste historische Boden der habsburg-lothringischen Dynastie sind? Die Voivodina war mehr als ein den Ungarn angethaner «Jux». Schon im Jahre 1804 träumte der Erzbischof STRATIMIROVITSCH von der Errichtung eines Serbenreiches unter russischem Einfluss und trug kein Bedenken, auch Syrmien dazu anzubieten. * Und wenn PICOT nun mit scheinbarer Naivetät die Geschichte der Serben auf den ungarischen Boden verlegt, so

* Siehe: KÁLLAY, «A szerbek története 1780-1816». I. Band, Seite 464 u. s. w.

wird in der Idee die Voivodina thatsächlich zum Mittelpunkt Serbiens gemacht, folglich an Russland ausgeliefert. Wer das nicht einsehen kann oder will, für den existirt keine Geschichte, der sollte aber auch mit seiner Loyalität nicht grossthun, welche doch nur egoistische Zwecke birgt, die sich unter jeder Dynastie wohl befinden können.

P. Hunfalvy.

DIE GEOLOGIE IN UNGARN.

In einem Lande, welches in seinen Gebirgen einen so mannigfaltigen und reichen Mineralschatz beherbergt, und welches schon seit Jahrhunderten der Gegenstand eines sehr bedeutenden Bergbaues geworden, wurde der Sinn für die geologische Wissenschaft früh rege, so zwar, dass, nachdem die ungarische gelehrte Gesellschaft (1830) und die naturwissenschaftliche Gesellschaft (1841) in's Leben gerufen waren, unter allen übrigen Zweigen der Wissenschaft die Geologie die erste Disciplin war, für deren specielle Pflege die Creirung einer eigenen Gesellschaft in Vorschlag gebracht wurde.

Auf der Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher, welche im Jahre 1847 in Oedenburg stattfand, hielt Andreas Zipser einen Vortrag über die Wichtigkeit des Bergbaues für Ungarn, bemerkte jedoch zugleich, dass der einst so blühende Zustand desselben bedeutend abgenommen, und dass man dem Uebel durch eine genauere geologisch-bergmännische Durchforschung des Landes wahrscheinlich abhelfen könnte. Er machte daher den Vorschlag zur Bildung eines geologisch-bergmännischen Vereins. Der Vorschlag wurde angenommen und der zu gründende Verein unter das Protectorat des damaligen Präsidenten der Wanderversammlung, des Fürsten Paul Esztergázy gestellt. Derselbe zeichnete allsogleich einen jährlichen Beitrag von 400 Gulden, wodurch der vitalen Frage einer keimenden Gesellschaft gewiss in hohem Grade Vorschub geleistet wurde.

Ueber die Constituirung dieser Gesellschaft sollte auf der nächsten Wanderversammlung (1848) Bericht erstattet werden. Die beiden Brüder Franz und August v. Kubinyi, Johann v. Petko,

Professor an der Bergakademie zu Schemnitz, Josef Marschan, Markscheider zu Schemnitz, und der Schöpfer der Idee, Andreas Zipser, hatten sich in der That angeschickt, die Statuten auszuarbeiten. Allein die politischen Wirren gaben den Gemüthern, wie bekannt, eine solche Richtung, dass in dieser Beziehung durch zwei Jahre nichts geschehen konnte.

Unter ganz umgestalteten Verhältnissen wurde nach zwei Jahren die Idee einer geologischen Gesellschaft doch verwirklicht. In Wien wurde im Jahre 1849 die k. k. geologische Reichsanstalt mit einer Dotation von 40,000 fl. Cm. in's Leben gerufen, und, an den Wirkungskreis derselben anknüpfend, veröffentlichte der damalige Director des National-Museums, August v. Kubinyi, einen Aufsatz, in welchem er für die Errichtung von geologischen Gesellschaften in den einzelnen Kronländern plaidirte. Dieser Idee hat auch der Leiter der geologischen Reichsanstalt, Wilhelm von Haidinger, beigepflichtet, und zugleich bei der Regierung Schritte gethan, dass man gestatte, in solchen Ländern, in welchen geologische oder montanistische Vereine noch nicht wirkten, solche Gesellschaften in's Leben zu rufen. In einigen Kronländern waren ähnliche Vereine schon in Thätigkeit; um nun auch in Ungarn einen geologischen Verein in's Leben zu rufen, hat die Direction der geologischen Reichsanstalt im Jahre 1850 den Dr. Moritz Hörnes nach Pest gesendet, mit dem Auftrage, sich mit den betreffenden Fachmännern wegen Errichtung einer geologischen Gesellschaft in's Einvernehmen zu setzen. Die Umstände waren hier schon derart reif, dass, anknüpfend an den Beschluss der VIII. Wanderversammlung ungarischer Naturforscher zu Oedenburg, die geologische Gesellschaft unter dem Protectorate des Fürsten Paul Eszterházy * in der That zu Stande kam, und ihre constituirende Sitzung bereits am 6. Juli des Jahres 1850 halten konnte.

* Den Betrag von 400 fl. erhält die Gesellschaft seitdem fortwährend, jetzt durch die Munificenz seines Sohnes, des Fürsten Nicolaus Eszterházy, der auch das Protectorat des Vereines anzunehmen sich allsogleich entschlossen hat.

An der Verwirklichung der Idee hat ZIPSER nicht mehr Theil genommen. Seine Verdienste müssen aber besonders erwähnt werden. ZIPSER war kein Fachmann in der vollen Bedeutung des Wortes, hatte aber als Dilettant solche Eigenschaften, welche ihn befähigten, die Interessen des geologischen Wissens bedeutend zu fördern. Er hatte Geschmack an schönen Mineralien, und sein reger Eifer trieb ihn an, solche auf Reisen zu sammeln. Er bereiste unter anderen in Gesellschaft der Herren FRANZ und AUGUST v. KUBINYI die Umgebungen der Bergstädte Neusohl, Schemnitz und Kremnitz, so wie auch entferntere Gegenden der angrenzenden Comitate, und sammelte daselbst ausser den Mineralien auch Gesteine, deren Zahl endlich so sehr anwuchs, dass er aus denselben Sammlungen anstellte und dieselben verschenkte. Es gibt kaum eine namhaftere Lehranstalt oder ein Museum in Europa, namentlich aber in Deutschland, welches nicht im Besitze einiger Centurien der ZIPSER'schen Sammlung aus Ungarn wäre. Er war Meister im Formatisiren und formatisirte nur schönes und gutes Material, so dass seine Sammlungen recht gefällig aussahen. Man hatte dieselben überall gerne aufgenommen, um so mehr, da dieselben aus einem Lande kamen, welches geologisch so interessant, vom westlichen Europa so abweichend war, und über dessen geologische Verhältnisse das unsterbliche Werk Beudant's so viel Licht verbreitet hatte. * ZIPSER hatte ausserdem die Gabe der

* Voyage minéralogique et géologique en Hongrie pendant l'année 1818 par Beudant. 4 Tomes. Humboldt, Lelièvre und Brochant als Berichterstatter der Akademie haben sich folgendermassen geäussert: «Nous regardons l'ouvrage que M. Beudant doit publier, comme un des plus remarquables qui aient paru depuis longtems sur la géologie, tant par son étendue et sa variété, que par son mérite scientifique». Insbesondere sind seine Verdienste in Beziehung auf die Trachyte und Basalte gross. Er hat eigentlich den Namen Trachyt importirt, aber für die Wissenschaft noch bedeutend erweitert. Seine Classification wird auch heutzutage noch zur Grundlage genommen. Dieselben Berichterstatter hatten vor beinahe 60 Jahren mit Recht bemerkt: «Sans doute, on le modifiera sur plusieurs points, on ajoutera de nouveaux faits, de nouvelles distinctions ...; mais l'ensemble de ce travail subsistera et servira, au moins pendant longtems aux géologues, de cadre principal d'observations.»

Eloquenz in Wort und Schrift, so wie die der Repräsentanz; alles das hatte zur Folge, dass auf seiner Brust fast mehr Orden hingen, als Platz war, und dass die Anzahl der fürstlichen Gegengeschenke (für seine Sammlungen) eine so grosse war, dass man in dem bescheidenen Hause des Besitzers einer Mädchenschule in Neusohl eine solche zu finden wirklich nicht gefasst sein konnte. Die Revolution hatte auch ihn ruinirt; auf dem Felde der Wissenschaft hat er kein Lebenszeichen mehr gegeben.

Nicht so sein Schüler und Freund Franz v. Kubinyi. Derselbe hat zwar während der Revolution noch mehr gelitten; seine höchst werthvolle Mineralien- und Gesteinssammlung, ja ausserdem auch eine grosse Suite von archaeologischen Gegenständen ist in Losoncz durch die Russen vernichtet worden. Wie bei solchen Gelegenheiten es zu geschehen pflegt, hat ein Feind Kubinyi's den Russen den Rath gegeben, das Haus des Rebellen in Flammen zu stecken. Um dies erfolgreicher durchzuführen, wurden die Holztreppen und der Fussboden mit Theer begossen, und so ist erzielt worden, dass eine grosse Anzahl ungarischer Unica zu Schlacke oder Asche geworden ist. Kubinyi verlor aber nicht die Elasticität des Geistes, wie sein älterer Freund Zipser, sondern fing von Neuem zu sammeln und zu wirken an. Der Antheil, den er an der Förderung des geologischen Wissens hatte, war kein geringer; er und sein jüngerer Bruder August v. Kubinyi verlegten sich auf das Studium der Naturwissenschaften nebst der Geschichte und Archaeologie zu einer Zeit, in welcher es bei uns hiess, «dass die Wissenschaft für Herren nicht passe». Sprossen einer altadeligen Familie, benützten beide mit unermüdlichem Eifer die Gelegenheit, die Naturwissenschaften auch in solchen Kreisen populär und heimisch zu machen, welche sonst mit den damals noch sehr spärlichen Naturforschern gar nicht in Berührung kamen. Es ist ein Verdienst Franz v. Kubinyi's, das nicht verschwiegen werden darf, dass er seinen Einfluss auch in der Legislative geltend gemacht hat; grossentheils *seinem* Eifer und *seiner* Ausdauer ist es zuzuschreiben, dass die Summe zum Bau des Nationalmuseums bewilligt wurde.

Diesen Männern schlossen sich auch andere an, und so kamen nach und nach Zeiten, wo man auch in dem «Schneckensammeln» einen Factor des Nationalwohlstandes erblickte. Und so geschah es denn, dass sich zur Bildung einer geologischen Gesellschaft Subscribenten in solcher Zahl fanden, dass die Gesellschaft bestehen konnte.

Zum ersten Vorsitzenden der constituirten Gesellschaft konnte FRANZ v. KUBINYI*, *als stark compromittirt*, nicht gewählt werden; den damaligen Umständen war es angemessener, seinen Bruder AUGUST **, der zugleich Director des Nationalmuseums war, zum Präses zu wählen.

Die Mittel der geologischen Gesellschaft für Ungarn waren schwach und so war auch die Wirkung keine eclatante; immerhin kann aber einiges selbst aus dem ersten Decennium des Bestandes der Gesellschaft angeführt werden, was der geologischen Wissenschaft auch im Allgemeinen förderlich war. In diese Zeit fällt die Auffindung und Ausbeutung der für die miocene Flora so wichtigen Fundstelle von Erdőbénye und Tálya in der Tokaj-Hegyalja, wohin von der geologischen Gesellschaft bereits im Jahre 1850 deren erster Secretär, Dr. JULIUS v. KOVÁTS, und FRANZ v. KUBINYI entsendet wurden.

Auch in den nächst folgenden Jahren sind an dieser Fundstelle Sammlungen veranstaltet worden.

Die Veröffentlichung der Arbeiten der Gesellschaft begann erst im Jahre 1856, unter dem Titel «Arbeiten der geologischen Gesellschaft für Ungarn», redigirt von JULIUS v. KOVÁTS. Den Inhalt bilden: Fossile Flora von Erdőbénye mit sieben Steindrucktafeln; Fossile Flora von Tállya mit einer Steindrucktafel, beide von J. v. KOVÁTS; und der Bericht über die im Auftrage der geologischen Gesellschaft von Ungarn im Jahre 1852 ausgeführte geologische Untersuchung des an die March grenzenden Theiles von Ungarn, mit einer geologischen Karte, von J. v. PETTKÓ.

* Geboren 1796 zu Videfalva im Neograder Comitate, gestorben zu Budapest 1874.

** 1799-1873.

Das erste Heft (zugleich der erste Band der Publicationen) ist auch in's Deutsche übersetzt herausgegeben worden.

Der zweite Band erschien 1863 mit folgenden geologischen Original-Arbeiten:

Geologischer Ausflug in die Ipolypásztóer und Véghleser Herrschaften von J. Szabó.

Alaunstein und Alaungewinnung in Ungarn von J. Szabó.

Der Meteorstein von Kakova von J. Kováts.

Einige Fundorte für Versteinerungen von B. D. Mednyánszky.

Acerotherium incisivum von S. Petényi.

Die Ueberschwemmungen der Waag von F. Kubinyi.

Geologischer Ausflug in die Theissgegend und die Tokaj-Hegyalja von Kováts und Kubinyi.

Palaeontologische Knochenreste zu Abauj-Szolnok von J. Kováts.

Geol. Ausflug in's Biharer Comitat von J. Kováts.

Geol. Beschreibung der Umgebung von Szegszárd von J. Szabó.

Knochenreste im Kleinzeller Kalktuff von F. Kubinyi.

Palaeont. Mammalienreste zu Ajnácskő von F. Kubinyi.

Romhány, ein neuer Fundort für quaternäre Mammalien, von F. Kubinyi.

Der dritte Band mit dem Bildnisse des verewigten Protectors Fürsten Paul Eszterházi wurde im Jahre 1866 mit folgendem Inhalt veröffentlicht:

Gediegen Kupfer im Comitate Heves, von F. Kubinyi.

Der Säulenbasalt von Terbeléd und Láz im Neograder Comitate, mit schönen Abbildungen von F. Kubinyi.

Die Tropfstein- und Eishöhle von Deményfalva im Liptauer Comitate von F. Kubinyi.

Geolog. Beschreibung der Umgebung von Beocsin in Slavonien, mit einer Karte und Diagrammen, von A. Koch.

Die microscopische Fauna des Tegels von Ipolyságh von M. Hantken.

Der Tegel von Puszta Lökös und der Sandstein von Diós Jenő von M. Hantken.

Ein neuer Fundort für Meerschaum in Bosnien von M. HANTKEN.

Geologische Verhältnisse der Steinkohle von Ajka von M. HANTKEN.

Chemische Analyse der Basaltschlacke von Pogányvár (Gömör) von J. BERNÁTH.

Analyse eines weissen Thones von Verespatak (Siebenbürgen) von J. J. BERNÁTH.

Geologische Verhältnisse des Meseliaberges zu Pomáz von M. HANTKEN.

Mammalienreste von Ajnácskő, mit schönen Abbildungen, von J. KRENNER.

Geologische Notizen von Batina-Bán und der Mohácser Insel, mit einer Karte und einem Durchschnitt, von J. SZABÓ.

Ueber Quarzeinschlüsse der Basalte von J. SZABÓ.

Obsidiane der Tokaj-Hegyalja von J. SZABÓ.

Band IV, 1868, weist folgenden Inhalt auf:

Geologische Studien in der Umgebung von Eperies, mit Durchschnitten von A. KOCH.

Palagonit-Gehalt der Tuffe des Basaltes von Szigliget, sowie von der Bazaltbreccie von Leányvár von C. HOFFMANN.

Bericht über die Durchforschung der ungarischen Braunkohlen-Ablagerungen von M. HANTKEN.

Geologische Verhältnisse von Lábatlan von M. HANTKEN.

Geolog. Studien im Kohlenbecken des Zsil-Thales in Siebenbürgen von C. HOFMANN.

Braunkohlenformation von Brennberg von M. HANTKEN.

Die Foraminiferen des Tegels von Klein-Zell bei Ofen von M. HANTKEN. Mit Abbildungen auf zwei Tafeln.

Band V, 1870, enthält folgende Original-Arbeiten:

Das Kohlenbecken von Zsil, Geol. Karte, Profile, und Abbildungen von Conchylien, von C. HOFMANN.

Die geol. Verhältnisse des Banater Montan-Districtes. Mit colorirten Profilen und einer Karte von F. SCHRÖCKENSTEIN. Deutsch eingesendet und auch so gedruckt.

Oligoklas als Einschluss im Basalte von Ajnácskő von J. Szabó.

Albit in grossen Krystallen auf Chalybit von Nadabula von J. Szabó.

Antimonit in einer Opal-Ader von Erdőbénye von J. Szabó.

Die Verbreitung von Kleinzeller Tegel im Neograder Comitate von M. Hantken.

Die Ammoniten auf dem Hársashegy im Bakonyer Wald von M. Hantken.

Geologische Verhältnisse von Álgyest im Arader Comitate von J. Szabó.

Im folgenden Jahre, 1871, hat die Gesellschaft eine Monatschrift — Földtani Közlöny (Geolog. Mittheilungen) — herauszugeben begonnen, und die Arbeiten wurden nun in den Heften derselben veröffentlicht. Hierdurch wurde erreicht, dass die Arbeiten rascher der Oeffentlichkeit übergeben werden konnten, und dass die Gesellschaft mit ihren Mitgliedern in einen regeren Verband trat.

Es mag hier der Inhalt der namhafteren Original-Arbeiten dieser »Geologischen Mittheilungen« kurz angegeben werden.

Der erste Jahrgang, 1871, brachte folgende bedeutendere Beiträge:

D. J. Szabó: Der Wehrlit von Szarvaskő ist ein zusammengesetztes Eruptiv-Gestein.

Das Kohlenlager von Ajka im Bakonyer Walde. Mit einem Durchschnitt.

Säulenförmige Absonderung an Bauziegeln.

Chabasit im Trachyte von Szobb.

Johann Böckh: Gliederung der Triasformation im Bakonyer Gebirge.

Max v. Hantken: Fauna der Mergelschichten auf der Albrechtstrasse in Ofen.

Geolog. Verhältnisse des Braunkohlen-Terrains im Graner Comitate.

Anton Koch: Die Höhlen von Csobánka und Solymár. Num-

mulitschichten und jüngere Bildungen im nord-westlichen Theile des Bakony-Gebirges.

Geolog. Verhältnisse des Csodi Trachyt-Berges bei Bogdány und seiner Umgebung.

Eduard Themak: Die Knochenhöhle von Igritz (Bihar).

Johann v. Pettko: Bemerkungen zu der geolog. Karte von Andrian der Umgebung von Schemnitz.

Ueber einige geologisch interessante Punkte von Schemnitz.

Franz Platzer: Die Erzgänge von Schemnitz.

Ludwig v. Róth: Geolog. Durchschnitt des Abhanges von Forráshegy bei Felső-Örs.

Aus dem zweiten Jahrgange, 1872, mögen erwähnt werden:

Johann Böckh: Geolog. Verhältnisse der Umgebung von Fóth, Gödöllő, Aszód.

Ein neuer Fundort vom Ceratites Balatonicus und sein Horizont im Bakony-Gebirg.

Dr. J. Szabó: Einige Trachyte vom Kaukasus verglichen mit Trachyten von Ungarn.

Bericht über geol. Ausflüge in die Donautrachyt-Gruppe am linken Ufer.

Ein neuer Trachyttypus in der Donautrachyt-Gruppe.

Ueber eine Moräne in der Mátra, Central-Ungarn.

Dr. C. Hofmann: Mineralogische Mittheilungen aus dem östlichen Theil des Vihorlat-Guttin Trachyt-Gebirges.

Ludwig v. Róth: Das Kohlenterrain von (Hovárdos-Karasztos) Harmisch und Bachselten (Eisenburger Comitat).

Max v. Hantken: Der Mergel von Üröm und Auwinkel bei Ofen.

Der dritte Jahrgang, 1873, enthält folgende Abhandlungen:

Dr. J. Szabó: Die Trachyte eingetheilt nach dem natürlichen System.

Ueber den Mammuthfund im Lösz bei Zebegény.

Trachyt von Péterwardein und Slavonien.

Quaternäre Knochen von Gran.

Basalt und Trachyt von Gleichenberg.

Joh. Böckh: Eine neue Cephalopoden-Species aus dem Cer. Reitzi Horizont im Bakony-Gebirge.

Dr. C. Hofmann: Ueber die Plagioclaskrystalle einiger Quarz-Trachyte der Vihorlat-Guttin Gruppe.

Ant. Koch: Bericht über die Geologie von Frusca Gora mit geol. Karte und Profilen.

Joh. Kokán: Bericht über die Sammlung von Versteinerungen bei Árpád (Baranya).

Dr. E. Pávay: Eine neue Echinolampas-Species.

Jos. Stürzenbaum: Ein neuer Fundort von Turmalin in Ungarn.

Der vierte Jahrgang, 1874:

M. Balló: Chemische Verhältnisse des Donaustroms bei Budapest.

J. Kokán: Zwei interessante Petrefecten des Fundortes von Árpád.

Dr. J. Szabó: Beiträge zur Kenntniss der Trachyte des Ung. Siebenb. Grenzgebirges.

Sam. Róth: Die Granite der hohen Tátra.

J. Rybár: Geolog. Ausflug in die Gegend von Unghvár.

Wilh. Zsigmondy: Bohrungen bei Buziás (Temes).

Max v. Hantken: Eocene Schichten von Zircz.

Die Rolle der Alveolinen in den Eocenbildungen der süd-westlichen und Central-Gebirge Ungarns.

Dr. Ant. Koch: Daten zur genaueren Kenntniss der geolog. Verhältnisse von Klausenburg.

Al. Gesell: Die geolog. Verhältnisse der Eisenerze in der Mármaros.

Dr. C. Hofmann: Die Basalte von der Süd-Bakony.

Als eine Beilage zum Jahrgange 1874 erschien als besonderes Werk in deutscher Sprache «Die geol. montanistische Studie der Erzlagerstätten von Rézbánya im südöstlichen Ungarn von F. Posepny, kön. ung. Montangeolog». Mit drei Farbendruck- und zwei lithogr. Tafeln.

Der fünfte Jahrgang, 1875, brachte folgende Beiträge:

Ludw. Lóczy: Geolog. palaeont. Studien aus dem Arader Comitate.

Alex. Gesell: Geologische Beschreibung des Vorkommens von Kohle, Petroleum und Erdwachs auf dem Terrain der Unghvárer königl. Güterdirection. Mit geologischer Karte.

Dr. J. Szabó: Trachytformation in der Umgebung von Szászka (Krassó).

Neues Vorkommen von Enargit in Parád.

Einige kryst. Eruptiv-Gesteine von Neu-Moldova.

Dr. A. Koch: Secundäre Gebilde des nord-westlichen Bakony-Gebirges. Neue Beobachtungen an der Fundstelle von Brachydiastematherium.

Sam. Róth: Eruptiv-Gesteine der Kette von Fazekas-Morágy (Tolna).

Béla v. Inkey: Die Granite und Trachyte des Alba-Velenczeer Gebirges.

Stef. Rybár: Geologische Stuktur des Trachyt-Gebirges an dem linken Ufer des Ungh-Flusses.

Mich. Tóth: Basalte Siebenbürgens.

Jos. Stürzenbaum: Beiträge zur Kenntniss der Fauna des «Ceratites Reitzi» Horizontes im Bakony-Gebirge. 3 Tafeln.

Franz Schafarzik: Quarz-Trachyte von Sár-Szentmiklós (Alba).

Der sechste Jahrgang, 1876, enthält:

Dr. J. Szabó: Mikroskopisches Studium einiger charakteristischer vulkanischer Gesteine von Ungarn und Serbien.

Eruptiv-Gesteine von Moravitza-Eisenstein (Krassó).

Der Glaukophan-Trap und einige andere Gesteine im Laurium (Griechenland).

Dr. A. Koch: Neue Daten zur geologischen Kenntniss der Frusca-Gora.

Ludw. Loczy: Bericht über einen geologischen Ausflug in das Drócsa-Gebirg (Arad). Mineral-Vorkommen daselbst.

Béla v. Inkey: Die Gesteine der Kammeni-Inseln (Santorin).

Alexander Kürthy: Geologische Verhältnisse der Kalten-Szamos.

Al. Popovits: Geologische Studien in der Frusca-Gora.

Jul. Halaváts: Mediterran-Fauna von Felső-Lapugy.

V. Legeza: Trydimit von Santorin.

Dr. S. Roth: Petrografie des Karpathen-Sandsteins in der Umgebung von Leutschau.

G. Liszkay: Beiträge zur Kenntniss der geologischen Montan-Verhältnisse von Zsarnovitz (Granthal).

Der letzte, laufende *Jahrgang*, 1877 (Nr. 1—8), brachte bisher folgende Original-Beiträge:

B. v. Inkey: Daten zu dem Erdbeben in dem Somogyer Comitate 1876. Erdrutschung daselbst.

Dr. F. Herbich: Geologie des Széklerlandes.

Dr. J. Szabó: Nyirok und Lösz im Ofner Gebirg.

Der Wehrlit von Szarvaskő ein Olivin-Gabbro.

L. Maderspach: Zinkerze zu Pelsőcz-Ardó.

Die Fachsitzungen der Gesellschaft, welche monatlich ein- oder auch zweimal stattfanden, wurden zwar als die gewöhnliche Gelegenheit zu Mittheilungen benutzt; ausser diesen wurden aber auch (an Zeit nicht gebundene) Wanderversammlungen veranstaltet und zwar in solche Gegenden, welche geologisch des instructiven viel zu bieten vermögen. Gewöhnlich sind solche Gegenden auch zugleich Stätten des Bergbaues, welcher rüstig fortschreitet und so nach einer Reihe von Jahren oft Neues aufzuweisen vermag. Diese Zusammenkünfte der Systematiker mit den Practikern haben sich als höchst fördernd erwiesen; beide Theile konnten dabei nur gewinnen. An bedeutenderen Orten trachtet die Mutter-Gesellschaft auch Filial-Vereine zu errichten, und sie war bereits so glücklich, einen solchen Verein in Schemnitz in's Leben zu rufen. Die Kräfte an der Bergakademie, an der Bergschule, die angestellten Beamten, welche berufsmässig oft so gute Gelegenheit haben, Neues zu beobachten, kommen in diesem Vereine zusammen und theilen ihre Studien oder Beobachtungen mit. Es werden auch, was nicht genug hervorgehoben werden kann, in Schemnitz

und Umgebung bei den einzelnen Aemtern Lokalsammlungen sowohl von der Oberfläche als auch von dem Innern angelegt,* welche nun zu dem Studium der betreffenden Gegend den ersten Schritt bilden. Wenn der Erfolg anderwärts auch ein geringerer war, so hatte man doch überall den heutigen Stand der Arbeiten durch eine eigens zu diesem Zwecke zusammengestellte Sammlung, sowie durch geologische und Grubenkarten lehrreich illustrirt.

Die Wirksamkeit ungarischer Fachmänner auf dem Felde der Geologie findet man nun wohl im Schoosse der «Geologischen Gesellschaft» concentrirt; auch hat sich jeder Geolog in den Sitzungen dieser Gesellschaft immer heimischer gefühlt, da in anderen Gesellschaften stets ein gemischtes, hier aber ein Fachpublicum versammelt ist; die bereits namhaft gemachten Publicationen der «Gesellschaft» geben aber bei weitem noch kein erschöpfendes Bild von der Pflege der Geologie in Ungarn, denn erstens waren die Geldmittel einer aus jährlichen Beiträgen der Mitglieder** sich erhaltenden Gesellschaft nicht genügend, um das ganze Wirken aller Fachmänner zu absorbiren; dann aber lag es in der Organisation der älteren zwei wissenschaftlichen Instisute, auch für diesen Zweig der Naturwissenschaft zu sorgen, und so finden wir zeitweise in den Publicationen der Academie der Wissenschaften und der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft wichtige Arbeiten veröffentlicht, von welchen wir, um das bibliographische Bild unseres Faches zu vervollständigen, die bedeutenderen chronologisch, nach den Autoren geordnet, kurz anführen müssen.

In den Schriften der *Akademie* finden wir folgende hervorragendere Original-Arbeiten, von :

M. v. Hantken : Geologische Studien der Gegend zwischen Ofen und Totis. 3 color. Tafeln.

Geologische Beschreibung der Gegend zwischen der Donau

* Ich hatte im Sommer 1877 das Vergnügen, bei dem Herrn Schichtenmeister L. v. Cseh die das Hodritscher Thal (bei Schemnitz) betreffende Sammlung in etwa 2000 wohl ausgesuchten Formaten zu sehen.

** Gegenwärtig 380.

von Neu-Szöny-Pest und der Eisenbahnlinie von Neu-Szöny-Alba-Ofen. Geologische Karte und colorirte Durchschnitte.

Die durch organische Körper gebildeten Gesteine der Gegend von Ofen-Gran.

Ueber die Vertheilung und Charakterisirung der Foraminiferen in den tertiären Schichten zwischen Ofen und Totis.

Ueber das geologische Alter der Korallenschichten und des Tegels von Klein-Zell (bei Ofen).

Ueber die stratigraphische Bedeutung der Nummuliten in den alttertiären Formationen von Südwest- und Central-Ungarn.

Prof. Dr. J. Szabó: Ueber die geologische Entwickelung von Buda-Pest. 1856.

Geologische Beschreibung der Umgebung von Budapest. Preisgekrönt. Mit geologischer Karte. 1858.

Ueber eine continentale Hebung und Senkung im Südwesten von Europa. Mit Tafeln. 1861.

Die Bildung der ungarischen Niederung in geologischer Hinsicht. 1860.

Der Fall von Meteorstein zu Knyahinya (Ung). 1866.

Pogányvár-Berg (Gömör) als ein Basaltkrater. Colorirte Karte. 1865.

Das colossale versteinerte Holz von Tarnócz (Nógrád). 1865.

Tokaj-Hegyalja und seine Umgebung, geologisch beschrieben. Geologische colorirte Karte. 1866.

Die Beschreibung und Classificirung der Bodenarten von der Tokaj-Hegyalja. 1866.

Bericht über eine geologische Reise (1865) in den Euganeen. 1866.

Das Octaeder in der Structur des Meteoreisens von Toluca und andere Mineralgemengtheile. 1871.

Bericht über seine geologische Reise in Serbien. 1874.

Neue Methode zur Bestimmung der Schmelzbarkeit der Minerale. 1872.

Ueber eine neue Methode, die Feldspathe auch in Gesteinen zu bestimmen. 1873.

Prof. J. v. Pettkó: Ueber den Enargit von Parád. 1864.

Barometrische Höhenmessungen von Kremnitz. 1863.

Ueber einen Eruptionskrater bei Baczur-Dubova. 1864.

W. Zsigmondy: Meine Erfahrungen über das Bohren artesischer Brunnen. 1870.

Prof. Dr. A. Koch: Geologische Verhältnisse von Mehadia und der unteren Donauenge. 1872.

Analyse von Sanidin-Trachyt von Rakovátz (Syrmien), sowie des darin vorkommenden Feldspathes.

Geologische Beschreibung der Donau-Trachytgruppe am rechten Ufer. Mit geologischer Karte und vielen Profilen. Die Classificirung nach der Mineral-Association auch kartographisch durchgeführt. 1877.

Von den in den Publicationen der *Naturwissenschaftlichen Gesellschaft* erschienenen Original-Beiträgen mögen erwähnt werden:

Ueber den Meteorstein-Fall von Croatien (1842, Pusinsko Selo), sowie einige andere Meteoriten von Ungarn, von Prof. Sadler, die Analyse von Dr. C. Nendtvich (I. Band, 1841—1845).

Ueber das Meteoreisen von Árva sammt Analyse. Petz, Dr. C. Boor (1841—1845).

Docimasie der Kupfererze, insbesondere der Fahlerze auf nassem Wege von Dr. J. Bachmann, Professor an der Bergakademie zu Schemnitz (B. II, 1845—1850).

Die geologischen Verhältnisse der Thermen, sowie die der Bittersalzquellen von Ofen, von Dr. J. Szabó. Die physikalischen und chemischen Verhältnisse von J. Molnár, Say, Nendtvich (B. III, 1851—1856).

Ausführlicher Bericht über das Erdbeben von Zsolna (1858) und Umgebung v. J. Hunfalvy (B. IV, 1857—1859).

Spuren einer Solfatare in der Avas im Szatmárer Comitate. Dr. J. Szabó (1860).

Die Heilquellen von Ajnácskő. Von J. Molnár. Die geologischen Verhältnisse, von Dr. J. Szabó (1861).

Crystallgestalt von einem neuen nordamerikanischen Allanit (Orthit), von J. Krenner (1863).

Analyse von Gyps-Markasit-Baryt von Ofen, von J. Bernáth (1864).

Analyse von Fahlerz von Vulkoj-Bobes bei Abrudbánya, von O. Seiben (1864).

Ueber den Kalkspath von Kapriora (Krassó) von A. Abt (1865).

Analyse des Kalksteins von Noszlop (Alba) von Dr. C. Nendtvich (1866).

Analyse des Wassers vom Salzsee zu Nyiregyháza, von Dr. M. Say (1866).

Analyse des Feldspaths von Ardó (Tokaj-Hegyalja), von J. Csiky (1866).

In den Heften der «Naturwissenschaftlichen Zeitschrift» (des Organs der «Naturwissenschaftlichen Gesellschaft») sind auch Analysen von fossilen Kohlen und Mineralquellen zu finden.

Seit dem Jahre 1869 gibt die naturwissenschaftliche Gesellschaft Monatshefte heraus, in welchen zahlreiche kleinere Mittheilungen von geologischem Interesse (besonders für Ungarn), aber auch selbständige Arbeiten erschienen sind, so die schöne Ausgabe der Beschreibung der merkwürdigen Eishöhle von Dobsina von Dr. J. Krenner (1873). — Ferner:

Bericht über den Meteorsteinfall zu Zsadány (Temes), von Dr. J. Krenner (1875).

Die Springtherme von Ránk-Herlány bei Kaschau, von Béla Zsigmondy (1875).

Beschreibung der Höhle von Baráthegy (Liptau), von Ludwig Lóczy (1877).

Endlich muss noch erwähnt werden, dass die Resultate geologischer Forschungen auch noch in anderen Schriften zu finden sind.

Das Studium des «Alföld» (der grossen Niederung) wurde z. B. bedeutend gefördert durch eine Aufforderung des Agricultur-Vereins an Professor Dr. J. Szabó, die Comitate von Central-Ungarn in geologischer, physikalischer und chemischer Beziehung zu studiren. Die Geologie und Hydrographie des Alföld besorgte

Szabó selbst, während mit dem von ihm gesammelten Material die physikalische und chemisch-analytische Bestimmung Johann Molnár ausführte. Die Beschreibungen der Comitate Békés und Csanád sind durch den Landes-Agricultur-Verein in einem besonderen Band, mit geologischer und Tumuli-Karte, (1861) veröffentlicht worden; während die Beschreibung der Comitate Heves-Szolnok von der Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher (1868), ebenfalls mit einer colorirten geologischen Karte, herausgegeben worden ist.

Die Arbeit über die Hügel (Tumuli) — theils archäologischer, theils geologischer Natur — auf der grossen Ebene des Landes wurde in der «Budapester Revue» (Budapesti Szemle, 1859) von A. Csengeri herausgegeben.*

Einen epochalen Einfluss übte auf das Studium der Geologie das Wirken der *k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien* aus, welche ihr Forschungsnetz bald auch auf Ungarn ausdehnte. Nicht nur wurden die Local-Sammlungen und die Amtsacten hierzu benutzt, sondern auch viele neue Arbeiten systematisch durchgeführt, wobei oft auch hiesige Kräfte Gelegenheit und Anregung fanden mitzuwirken. Das Resultat dieser Epoche kann am besten in der geologischen Karte der österreichisch-ungarischen Monarchie übersehen werden, welche nach den Aufnahmen der geologischen Reichsanstalt in Wien von dem Director derselben, Franz Ritter v. Hauer, bearbeitet, in zwölf Blättern des grössten Kartenformats (1867-1877) herausgegeben worden ist. (Massstab 1 : 576.000 der natürlichen Grösse.)

Eine solche Uebersichtskarte ist wesentlich nothwendig, um weitere Detailstudien zu machen; die Anfertigung derselben bildet deshalb auch in den geologischen Studien eines jeden Landes einen wichtigen Abschnitt.

* Die Orientirung in der ungarischen Literatur wird wesentlich erleichtert durch ein Repertorium, welches im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften (nach der Art des «Catalogue of scientific papers, Lon lon, 1867-72») J. Szinnyei zusammenstellte. 1876.

Nicht über alle aufgenommenen Gegenden sind Berichte erschienen; die veröffentlichten sind in den Publicationen der geologischen Reichsanstalt zerstreut an's Licht getreten; eine systematische Beschreibung ist nur über Siebenbürgen * von HAUER und STACHE erschienen, während über Ungarn nur eine Skizze als Text zu den einzelnen Blättern von HAUER veröffentlicht worden ist. Diesem Mangel wird aber in kurzer Zeit abgeholfen sein, da MAX v. HANTKEN im Auftrage der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft an der systematischen Zusammenstellung der «Geologie Ungarns» bereits arbeitet.

Die k. k. geologische Reichsanstalt hat, Ungarn betreffend, auch schon die Herausgabe von Specialkarten begonnen (1 : 144·000 der Natur, 2000 Wiener Klafter = 1"), welche von derselben auch colorirt geliefert werden. Es sind dies bisher 42 Karten, welche das nordwestliche Viertel des Landes umfassen. Das begonnene Werk wurde jedoch in dieser Weise nicht fortgeführt, da in der Entwickelung Ungarns eine neue, auch für die Geologie unseres Vaterlandes höchst wichtige Aera hereinbrach.

Als eine solche muss nämlich das Jahr bezeichnet werden, in welchem das Land seine eigene Regierung erhielt, mit welcher auch das geologische Staatsbureau oder, mit anderen Worten, die geologische Aufnahme des Landes einem Dualismus unterzogen wurde. Die in Budapest errichtete königlich ungarische geologische Anstalt ** begann ihre Wirksamkeit im Monate August des Jahres 1868, und zwar hat dieselbe dort angeknüpft, wo die Wiener Anstalt ihre Arbeiten unterbrochen hat. Ihre nächste Aufgabe besteht darin, detaillirte Aufnahmen und die Herausgabe von Specialkarten von den noch nicht bearbeiteten drei Viertheilen der Länder der ungarischen Krone zu vollführen. *** Bis zum

* «Geologie Siebenbürgens.» Wien, 1863.

** Bestehend aus einem Director, zwei Chef-Geologen, zwei Sections-Geologen, zwei Hilfs-Geologen und zwei Practicanten. Die jährliche Dotation des Institutes beträgt 24,000 fl. ö. W.

*** Die Gesammtfläche der Länder der ungarischen Krone besteht aus 197 Blättern (1 : 144·000 oder 2000^0 = 1").

Schluss des Jahres 1876 ist die Aufnahme von circa 1030 □Meilen bewerkstelligt worden, und zwar:

1. Im Gebiete zwischen dem rechten Ufer der Donau, dem linken Ufer der Drau und Mur ungefähr . . . . . 700 □M.
2. Im Nagybányaer Trachytgebiete . . . . . 70 »
3. Im Zsilthaler Braunkohlen-Gebiete in Siebenbürgen . . . . . 20 »
4. In den Umgebungen von Klausenburg in Siebenbürgen . . . . . 20 »
5. Im südöstlichen Theile von Siebenbürgen (Székler-Land und das angrenzende Gebiet) . . . . . 220 »

Die Resultate der geologischen Aufnahmen werden in ungarischer Sprache unter dem Titel: «A magy. kir. földtani intézet évkönyve» (Jahrbuch der k. ungarischen geologischen Anstalt) und in deutscher Sprache unter dem Titel: «Mittheilungen aus dem Jahrbuche der k. ungarischen geologischen Anstalt» veröffentlicht. Bisher erschienen vier Bände und das erste Heft des fünften Bandes mit folgendem Inhalte:

I. Band:

1. Die geologischen Verhältnisse des Graner Braunkohlen-Gebietes, von Max v. Hantken. (Mit einer colorirten geologischen Karte, einer Tafel mit zwei geologischen Durchschnitten, vier lithographirten paläontologischen Tafeln.)
2. Geologische Beschreibung des St.-Andrä-, Visegrád- und des Piliser Gebirges, von Anton Koch.
3. Die geologischen Verhältnisse des Ofen-Kovácsier Gebirges, von Dr. Karl Hofmann. (Mit einer Tafel mit geologischen Durchschnitten.)
4. Die geologischen Verhältnisse des nordöstlichen Siebenbürgens, von Fr. v. Herbich. (Mit einer colorirten Karte.)
5. Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Klausenburg, von Dr. Alexis Pávay. (Mit einer geologischen Karte und einem geologischen Durchschnitte.)

II. Band:

1. Ueber die Braunkohlen-Flora des Zsily-Thales in Sie-

benbürgen, von Oswald Heer. (Mit sechs paläontologischen Tafeln.)

2. Die geologischen Verhältnisse des südlichen Theiles des Bakony, von Johann Böckh. I. Theil. (Mit fünf lithographirten paläontologischen Tafeln.)

3. Beiträge zur Kenntniss der Fauna des Haupt-Dolomites und der Tertiär-Gebilde des Ofen-Kovácsier Gebirges von Dr. Karl Hofmann. (Mit sechs lithographirten paläontologischen Tafeln.)

4. Der Ofner Mergel, von Max v. Hantken.

III. Band:

1. Die geologischen Verhältnisse des südlichen Bakony, II. Theil, von Johann Böckh. (Mit sieben lithographirten paläontologischen Tafeln.)

2. Die fossilen Seeigel des Ofner Mergels, von Dr. Alexius Pávay. (Mit sieben lithographirten paläontologischen Tafeln.)

3. Neue Daten zur geologischen und paläontologischen Kenntniss des südlichen Bakony, von Max v. Hantken. (Mit fünf lithographirten paläontologischen Tafeln.)

IV. Band:

1. Die Fauna der Clavulina Szabói-Schichten, von Max v. Hantken. I. Th. Foraminiferen. (Mit 16 lithographirten paläontologischen Tafeln.)

2. Brachydiasthematerium transilvanicum Böckh & Maty. Ein neues Pachydermen-Genus aus den eocänen Schichten Siebenbürgens, von Joh. Böckh. (Mit zwei lithographirten paläontologischen Tafeln.)

3. Die eruptiven Gesteine des Fazekasboda-Morágyer Gebirgszuges (Baranyaer Comitat), von Samuel Roth.

4. Die geologischen und Wasser-Verhältnisse der Umgebung von Fünfkirchen, von Joh. Böckh. (Mit einer geologischen colorirten Karte.)

V. Band:

1. Ueber permische Pflanzen von Fünfkirchen, von Dr. Oswald Heer. (Mit vier Tafeln.)

Gelegentlich der Wiener Weltausstellung erschienen auf Kosten der Anstalt:

a) Die Ausstellungs-Gegenstände der königlich ungarischen geologischen Anstalt bei der Wiener Weltausstellung 1873, von MAX v. HANTKEN.

b) Die Collektiv-Ausstellung ungarischer Kohlen auf der Wiener Weltausstellung, von MAX v. HANTKEN.

Von *geologischen Karten* sind bisher folgende erschienen:

1. Die geol. Karte des Graner Braunkohlengebietes . (1" = 800°)
2. » » » d. Umgeb. v. Ofen . . . . . (1" = 2000°)
3. » » » » » » Tata-Bicske . . . . . (1" = 2000°)
4. » » » » » » Stuhlweissenburg . . (1" = 2000°)
5. » » » » » » Nagyvázsony-B.-Füred (1" = 2000°)
6. » » » » » » Sümeg-Zalaegerszeg . (1" = 2000°)
7. » » » » » » Sárvár-Jánosháza . . (1" = 1000°)

Theoretisch genommen ist es nicht von Belange, ob die Aufnahmen durch die Sectionen der Wiener oder der Budapester geologischen Anstalt erfolgen, denn berufene Kräfte würden die Aufgabe dort wie hier entsprechend lösen; wohl aber ist es practisch genommen für den grösseren Aufschwung der Geologie in Ungarn von grosser Bedeutung, dass in Budapest ein geologisches Institut creirt wurde. Das gesammelte Material bleibt jetzt im Lande, es wird hier aufgestellt, hier bearbeitet, und um dies thun zu können, wird hierorts eine Fachbibliothek angelegt. So erhält auch die geologische Gesellschaft neue gewiegte Kräfte und vielfache Gegenstände für ihre Sitzungen.

Es sei zum Schlusse gestattet, hier einige Specialitäten der Pflege des geologischen Wissens in Ungarn näher zu beleuchten, und dies um so mehr, da die Veranlassung zu solchen grossentheils auch von localen Umständen geboten wird.

Der Director des ungarischen geologischen Institutes, MAX v. HANTKEN, hat sich vor beinahe einem Viertel Jahrhundert auf das Studium der mikroskopischen Fauna der Tertiärschichten verlegt, und dieses Studium gestattete ihm, nicht nur theoretisch

höchst interessante Schichtenunterschiede durchzuführen, sondern er hat es zugleich verstanden, das Studium der winzigen Thierkörper auch für praktische Zwecke nutzbar zu machen, so dass es eine Zeit gab, in welcher man die Bergleute der Graner Kohlengegend den Tegel waschen und die Foraminiferen durch Schlemmen absondern sah, um sich aus ihren Formen unter dem Mikroskope zu überzeugen, ob sie sich in den höheren oder tieferen Etagen der Eocengruppe befinden, da dort in beiden ein abbauwürdiges Flötz vorkommt und nun, wenn man im Besitze des oberen ist, auch Hoffnung vorhanden ist, das untere zu erreichen. Eine specielle Vorliebe hat Director HANTKEN stets auch für die Nummuliten gehabt, und es dürfte kaum irgendwo ein Ort genannt werden können, wo man sich mit denselben so systematisch und so beharrlich beschäftigen würde, wie in Budapest, wo, ich möchte sagen, ein Nummuliten-Atelier besteht, aus welchem die Herren HANTKEN und MADARÁSZ ihre schönen Nummuliten-Etuis nach so vielen Richtungen versendet haben, — Arbeiten, die in allen letzteren Weltausstellungen das Lob der Fachgenossen und Auszeichnungen erhielten. Die nächste Umgebung von Budapest, ja auch etwas entfernter, die von Gran sind durch diese höchst eingehenden Studien zu einer klassischen Gegend geworden. Die Gegenstände selbst sind in den Sammlungen des ungarischen geologischen Instituts in grosser Vollkommenheit und musterhafter Methode zur Belehrung der betreffenden Fachmänner zur Schau zusammengestellt.

Der Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität, Dr. JOSEPH SZABÓ, hat sich das Studium der ungarischen Trachyte zur Aufgabe gestellt. Da er die bisher verfolgte Richtung für ungenügend erkannte, basirte er die Durchführung der Classification einestheils auf die Mineralassociation, anderentheils auf den Unterschied zwischen normalem und verändertem Zustand. Den mächtigen Dienst des Mikroskops ganz in Anspruch nehmend, sah er sich genöthigt, für die Feldspathe, bei welchen das Mikroskop unfähig ist, nähere Unterschiede leicht und sicher anzugeben, eine entsprechende Methode selbst zu finden. Er hat in den

Flammenreactionen eine solche festgestellt; vermöge dieses Hülfsmittels genügt ein Korn von der Grösse eines Mohnsamens, um sicher und schnell anzugeben, ob der Feldspath Kaliumfeldspath, Natriumfeldspath, Kalknatronfeldspath oder Kalkfeldspath sei. Mit dieser Methode, vereint mit dem Mikroskope, sind die Trachyttypen nicht nur für sich isolirt, sondern auch chronologisch festgestellt worden, so dass die Reihenfolge der trachytischen Eruption jetzt schon durch die Bestimmung der Association angegeben werden kann, da das relative Alter sich theils nach der Basicität des Feldspathes, theils aber auch nach der Natur der associirten Minerale kund gibt. Um die Natur der tertiären Vulkane gehörig zu verstehen, wandte sich Szabó zu wiederholten Malen dem Studium der lebenden Vulkane zu. Italien und Griechenland nahmen manche längere Ausflüge in Anspruch, namentlich um die Solfatarenwirkungen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, welche in ungarischen Trachytgegenden so mächtigen Einfluss ausübten, und deren Folge hauptsächlich auch in den Erzdistricten wahrzunehmen ist. Seine Studien erstreckten sich nicht nur auf sämmtliche Trachytgruppen in Ungarn, sondern er verfolgte dieselben auch nach Süden bis zu den Trachyten des griechischen Archipels, und fand, dass die grossartig ausgebildeten Trachytgebirge Serbiens dieselbe Methode der Classificirung in derselben Weise ganz ebenso zulassen, wie er dieselbe aufgestellt hat. Die Trachyte Italiens, die von Deutschland, Frankreich, ja auch von anderen Welttheilen, insoferne er zur Bestimmung von solchen genügendes Material erhielt, geben ihm die Ueberzeugung, dass es durch seine Methode möglich ist, die Trachyte nach Formationen ebenso sicher und bestimmt zu sondern, wie dies mit den sedimentären Schichten der Fall ist.

Als eine Specialität der angewandten Geologie darf endlich unsere Wirksamkeit auf dem Felde der Bohrung nicht unerwähnt bleiben. Der Montan-Ingenieur Sigismund Zsigmondy, früher Leiter von Kohlenwerken, führte einige artesische Brunnen aus, welche an und für sich vor dem Forum der Wissenschaft keine weitere Bedeutung zu beanspruchen hätten; allein durch einige

seiner Bohrungen hat er tertiäre Schichten vertikal durchstochen und die Foraminiferenfauna in langer Reihenfolge auch an solchen Punkten festgestellt, wo sonst ein anderer Aufschluss nicht vorhanden war. Als etwas für die Geologie aussergewöhnliches führe ich insbesondere die Tiefbohrung im Stadtwädchen von Budapest an, wo er in der Hoffnung, warmes Wasser aus der Fortsetzung derselben Schichten zu erhalten, aus welchen dasselbe am rechten Donauufer oder auch mitten in der Donau (auf der Margarethen-Insel) durch eigene Kraft hervorquillt, eine Bohrung von etwa 940 Meter Tiefe ausgeführt hat, — eine Tiefe, welche mit Ausnahme der Bohrung von Sperenberg bei Berlin, meines Wissens nirgends erreicht wurde. Die Stelle des Bohrloches kann als der Anfang der grossen ungarischen Ebene genommen werden; er ist in dieser bedeutenden vertikalen Entfernung mit höchst geringer Ausnahme ausschliesslich auf tertiäre Schichten gestossen, die reich an Foraminiferen sind, und deren Bestimmung er allsogleich unternahm, so dass das wissenschaftliche Resultat mit jedem Meter seinen Abschluss fand. Es hat sich ganz positiv gezeigt, dass hier etwa die Donaulinie zugleich die Linie einer bedeutenden geologischen Verwerfung bilde; die Schichten, welche am rechten Donauufer zu Bergen erhoben sind, sind am linken Ufer ebenfalls vorhanden, jedoch gesenkt, so dass sie eine Niederung bilden. Zsigmondy unternimmt die Tiefbohrungen stets als Geolog, daher sind seine Resultate für die Pflege der Geologie im Allgemeinen und für die Geologie von Ungarn insbesondere von grosser Bedeutung.

Wenn wir den Zustand der Geologie heut zu Tage mit dem der verflossenen Decennien vergleichen, so ist ein bedeutender Fortschritt nach jeder Richtung hin unverkennbar. Ungarn stellt bereits seine Pioniere, welche dieses in geologischer Beziehung so wechselreiche Land dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend erforschen, und welche durch das Studium des eigenen Landes auch an dem Weiterbau des geologischen Wissens im Allgemeinen Theil nehmen. Es entwickelt sich hier nach und nach ein eigenes Centrum, welches sich an die bedeutenderen Centra des Westens bescheiden, aber ernst anzuschliessen bestrebt ist.

Dr. Josef Szabó.

DIE HEIMGEKEHRTEN BÄNDE DER «CORVINA».

Das grossherzige Geschenk des Sultans Abdul Hamid, welcher der Universität Budapest fünfunddreissig Bände der «Corvina» übersandt hat, lenkt nun neuerdings die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf die grossartige Büchersammlung des grossen Königs Mathias Corvinus, welche die Fachmänner innerhalb und ausserhalb Ungarns auch bisher schon wiederholt beschäftigt hat, ohne dass es trotz sorgfältiger und eingehender Forschungen gelungen wäre, den Reichthum, die Bestandtheile und das Schicksal jener seltenen Bibliothek durchaus sicher zu stellen. Thatsache ist es, dass König Mathias ein eifriger Büchersammler war, der in aller Herren Länder Handschriften kaufen und anfertigen liess und diesem Zwecke (nicht nur für seine Zeit) bedeutende Summen widmete. Ebenso gewiss ist es, dass der König, und in dessen Auftrage sein Bibliothekar Taddeo Ugoletti, besonders in Florenz zahlreiche Abschreiber und Miniaturmaler, unter ihnen Meister dieser Künste, wie Gherardo und Attavante, beschäftigte, und dass vielfache Aufträge des plötzlich vom Schauplatze seiner Thaten abberufenen Königs, bei dessen Tode noch nicht vollständig ausgeführt und Einzelnes noch nicht bezahlt war, — Verpflichtungen, welche der schwache Nachfolger des grossen Monarchen, König Wladislaw II., einzulösen hatte und theilweise thatsächlich eingelöst hat. Endlich ist es bekannt, dass die grossartige Büchersammlung unter den Nachfolgern Mathias' der nöthigen Aufsicht entbehrte und von den Königen selbst, wie von Anderen, welche dazu Gelegenheit fanden, in unverzeihlicher

Weise verschleudert wurde, so dass die Osmanen, als sie in den Besitz der Ofener Burg gelangten, nur mehr vereinzelte Reste vorfanden, welche sie mit sich nach Constantinopel nahmen, von woher dann zeitweilig unbestimmte Kunde des kostbaren Schatzes nach dem Westen drang. Wenn wir aber fragen, wie viele Bände die Bibliotheca Corvina zählte, wohin alle diese Bände gerathen sind, und ob die nun heimgekehrten alle dieser Büchersammlung des grossen Fürsten angehört haben, — ferner, ob in Constantinopel selbst noch weitere Reste der Corvina vorhanden sein mögen, oder ob nicht auch in anderen europäischen Bibliotheken, ausser den bereits bekannten und als gewesene Bestandtheile der Mathias-Bibliothek erkannten, nicht noch andere, vielleicht ihrer ursprünglichen charakteristischen Kennzeichen entkleidete Corvina-Bände zerstreut zu finden wären, — endlich, ob wohl in der Büchersammlung, — eine Frage, welche natürlich in erster Reihe dem Volke des grössten ungarischen Königs am Herzen liegt, — ob wohl in jener, von manchen Berichterstattern sogar auf 50,000 Bände geschätzten Bibliothek ungarische Werke vorhanden gewesen und ob dergleichen nicht noch irgendwo verschollen sein mögen, — so können wir auf alle diese Fragen nur mit Hypothesen antworten, und müssen die endgiltige Entscheidung derselben von weiteren unausgesetzten Forschungen erwarten.

Wir wünschen für diesmal an diese Probleme blos im Allgemeinen zu erinnern, um daran die Bemerkung zu knüpfen, dass die grossartige Bereicherung unserer Corvina-Sammlung durch das Geschenk des Sultans unsere Historiker und Philologen bereits jetzt schon zu neueren Untersuchungen angespornt hat, und dass von dem Fortgange dieser Studien für die Geschichte, Literatur und Bildungsgeschichte des Renaissance-Zeitalters werthvolle Ergebnisse zu gewärtigen sind. Die «Literarischen Berichte» werden es natürlich für ihre Pflicht halten, seiner Zeit über diese Ergebnisse eingehend Bericht zu erstatten; für heute wollen wir unseren Lesern blos eine allgemeine Uebersicht über die heimgekehrten Bände der Corvina, mit kurzer Charakteristik der einzelnen Codexe, vorlegen, da eine sach- und fachgemässe Behandlung

der Handschriften, besonders mit Rücksicht auf deren Ursprung und wissenschaftlichen Werth, in's Detail eingehenden Special-Untersuchungen vorbehalten bleiben muss. *

Die heimgekehrten Bände der Corvina lassen sich am besten in *drei* Abtheilungen gruppiren, deren erste die *unzweifelhaft* der Büchersammlung des Königs MATHIAS entstammenden Bände umfasst, während in die zweite Gruppe jene Handschriften zu reihen sind, welche ihrer Ausstattung und ihrem gesammten Charakter nach *wahrscheinlich* Bestandtheile der Corvina waren, und die dritte Gruppe jene Codexe umfasst, welche die charakteristischen Merkmale der Corvina-Bände *nicht* aufweisen und daher entweder auf dem Wege des Tausches oder als Geschenke in die Ofener Büchersammlung gelangten, oder aber anderweitigen Bibliotheken angehört haben, möglicherweise auch aus der Bibliotkek der ungarischen Könige *vor* MATHIAS CORVINUS stammen. Ein wesentliches Merkmal der Corvina-Bände entbehren wir leider auch an den echtesten Bänden der Constantinopeler Sendung, — wir meinen den Original-Einband der Handschriften, den die ottomanische Regierung durchwegs beseitigen und durch einen neuen, recht prächtigen, mit den ungarischen Nationalfarben (roth-weiss-grün) und den Wappen des Königs MATHIAS und des osmanischen

* Bei der folgenden Darstellung leistete uns besonders eine ebenso fleissig als sachkundig gearbeitete, vier Bogen starke Abhandlung von JOHANN CSONTOSI («Bibliographische Beschreibung der aus Constantinopel zurückgekehrten Corvina-Codexe», zuerst in der «Könyv-Szemle», dann auch in einem Separat-Abdrucke) die wesentlichsten Dienste. Diese treffliche Arbeit enthält werthvolles Material zur Charakteristik der Büchersammlung des Königs MATHIAS und würde wohl verdienen, vollständig übersetzt zu werden. Werthvolle Beiträge zur «Corvina»-Frage enthält auch — um nur die jüngsten Arbeiten zu nennen — eine von Dr. FLORIAN RÓMER, dem unermüdlichen Forscher, in der 36. feierlichen Sitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften (am 11. Juni 1876) gehaltener Vortrag über die «Corvina» und eine von FRANZ PULSZKY, dem um die Untersuchung der Handschriften hochverdienten Director des National-Museums, in der am 4. Juni 1877 gehaltenen Sitzung der ersten Classe der ungarischen Akademie der Wissenschaften bei Gelegenheit der Vorzeigung einiger «Corvina»-Bände vorgetragene historische Studie, welche im III.-IV. Doppelhefte der «Könyv-Szemle» erschienen und von uns ebenfalls benutzt worden ist.

Reiches geschmückten Einband ersetzen liess. Glücklicherweise ist nur ein Theil der Codexe neu beschnitten worden; die meisten sind einfach den alten Hülsen entnommen und in die neuen Deckel befestigt worden, wodurch der Schnitt selbst (mit dem Titel des Buches) und die leeren Blätter am Anfange und Ende der Handschriften meist erhalten blieben. Die 35 Bände haben übrigens nicht blos einen neuen Einband erhalten,* sondern weisen auch, Band für Band, in Goldschrift eine Widmung des Sultans auf, welche in der Regel auf zwei verschiedenen Blättern, zuweilen aber auch auf einem und demselben Blatte an zwei verschiedenen Stellen steht und in wortgetreuer Uebersetzung folgendermassen lautet: «*Aus den Büchern, welche seit den Zeiten Sr. Majestät des Gesetzgebers Sultan Sulejman Khan in der Bibliothek des kaiserlichen Serails von Topkapu aufbewahrt worden waren.*» Und an zweiter Stelle: «*Geschenk des Padischah des osmanischen Reiches, Sr. Majestät des erhabenen Abdul Hamid II. an die Universität Ungarns. Rebbi ül evvel 25, 1294 (1877).*»

Unter den Bänden der neuen Sammlung, welche *unzweifelhaft der Corvina-Bibliothek angehört haben*, mag an erster Stelle eine Handschrift genannt werden, welche in des Königs ausdrücklichem Auftrag durch Vermittelung des Florentiners VESPASIANUS angefertigt wurde und unter allen Handschriften die wesentlichen Merkmale der Corvina nicht nur am vollständigsten, sondern zugleich auch am glänzendsten aufweist:

* Das Budapester National-Museum besitzt seit nahezu einem Decennium vier Handschriften, welche unzweifelhaft echte Bestandtheile der Mathias-Bibliothek waren und noch *die prachtvollen Originalbände der «Corvina»* (in rothem Sammt, mit dem Goldwappen des Königs) *aufweisen*. Es sind dies die Codexe: I. Die 20 Lustspiele des Plautus. II. Die ersten fünf Bücher des Polybios in NIKOLAUS PEROT'S Uebersetzung. III. Das Werk «Libri Rhetoricorum» des Kretenser Rhetors Georg von Trapezunt. IV. Die Schrift des heil. Augustinus De civitate dei. — Bekanntlich hat diese vier prachtvollen Handschriften Se. Majestät der Kaiser und König FRANZ JOSEF I. bei Gelegenheit seiner Orientreise im Jahre 1869 vom Sultan zum Geschenk erhalten und hierauf der Bibliothek des National-Museums übergeben, welche also im Ganzen aus älterer Zeit *sechs* echte Corvina-Handschriften besitzt (s. S. 326, Anm.).

1. Theophrastus, de historia plantarum libri decem et de causis plantarum libri sex. Ex greca lingua in latinam traduxit Theodorus Gaza grecus Thessalonicensis. Die Handschrift stammt aus dem XV. Jahrhundert, ist 250 Blatt stark und mit 18 goldenen Initialen geziert. Das schön gearbeitete Titelblatt weist (hier wie bei den folgenden unzweifelhaften Corvina-Bänden) das Wappen des Königs MATHIAS, den Raben mit dem goldenen Ringe im Schnabel, auf. Auf der ersten Seite des ersten Pergamentblattes heisst es in gleichzeitiger Cursivschrift: «*Vespasianus Florentinus fecit fieri florentie.*» Mit dem berühmten Handschriftenhändler VESPASIANUS BISTICCI in Florenz standen übrigens aus Ungarn nicht nur König MATHIAS, sondern auch die Erzbischöfe von Gran und Kalocsa und der Bischof von Fünfkirchen in geschäftlicher Verbindung.

2. M. T. Ciceronis in Verrem Orationes, Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts, 166 Bl., mit 7 vergoldeten Initialen. Der Codex, der zu den schönst ausgestatteten gehört, aber von Feuchtigkeit sehr gelitten hat, enthält die sieben Reden CICERO's gegen VERRES. Von der Existenz dieser Handschrift war bisher nichts bekannt.

3. Clementis Papae Successoris Petri Itinerarium, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 134 Bl., mit 13 vergoldeten Initialen. Der Codex, der unter allen Corvina-Handschriften am schlechtesten erhalten ist, enthält die ursprünglich griechisch abgefassten zehn Bücher des Papstes CLEMENS des Heiligen über die Bekehrungsreisen des Apostels Petrus, in lateinischer Uebersetzung des gelehrten RUFINUS von Aquileja, der ein Freund des heiligen HIERONYMUS und der vorzüglichste Uebersetzer seiner Zeit war.

4. Q. Curtius Ruffus, Rerum gestarum Alexandri Magni regis Macedonum libri novem, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 132 Bl., mit 7 prächtigen Goldinitialen. Auf dem glänzenden Titelblatte, von einem grünen Lorbeerkranze eingeschlossen, das Wappen der Königin BEATRIX von Arragonien, der Gemahlin des Königs MATHIAS. Auf dem ersten Blatte einige chiffrirte Zeilen in einer Geheimschrift, deren Inhalt sich, wie die Jahreszahl 1491 ahnen lässt, auf König MATHIAS beziehen dürfte.

Die Handschrift, welche die neun erhaltenen Bücher des Curtius-schen Geschichtswerkes enthält, ist aus einem gedruckten Buche abgeschrieben, wie ein Doppeldistichon an den Buchdrucker (auf der ersten Seite des 132. Blattes) beweist. *

5. Eusebii Pamphili Chronica, Pergamentcodex des XV. Jahrhunderts, 77 Bl., mit einer grösseren und zehn kleineren Goldinitialen. Die Handschrift enthält die Weltchronik des griechischen Geschichtschreibers Eusebius Pamphilus aus dem vierten Jahrhundert, in der lateinischen Uebersetzung des heil. Hieronymus. Blos der erste Theil dieses Werkes, von der Schöpfung der Welt bis auf den Untergang Trojas, ist ein Werk des berühmten Kirchenhistorikers; schon der zweite Theil, von Trojas Untergang bis auf Kaiser Constantin, rührt nur theilweise von Eusebius, zu einem wesentlichen Theil von Hieronymus her; der dritte Theil, der bis auf Kaiser Valens herabreicht, ist vollständig ein Werk des heil. Hieronymus. Die Bedeutung dieser lateinischen Weltchronik wurzelt wesentlich in dem Umstande, dass das griechische Original verloren und das Werk nur in dieser lateinischen (und einer armenischen) Uebersetzung erhalten ist.

6. Eusebii Pamphili de Evangelica Praeparatione libri XIV, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 182 Bl., mit 14 glänzenden, vergoldeten und vielen farbenreichen Initialen. Eine Apologie des Christenthums von dem berühmten Kirchenhistoriker, im Auftrage des Papstes Nicolaus V. von dem gelehrten Griechen Georgios aus Trapezunt in's Lateinische übertragen. Von dem Uebersetzer besitzt die Bibliothek des National-Museums auch das Originalwerk «*Libri Rhetoricorum*», eine schöne Corvina-Handschrift. (S. die Anm. auf S. 324.)

7. Scriptores Historiae Augustae. — Emilii Probi, De excellentibus ducibus exterarum gentium. — Plinii Secundi (?) liber illu-

* Joh. Csontosi weist in seiner trefflichen Abhandlung darauf hin, dass das National-Museum im Besitze eines Curtius-Codex ist, den Petrus Cennenius im Jahre 1467 in Florenz geschrieben hat und *der in seiner ganzen Ausstattung unzweifelhaft den vollen Charakter der echten «Corvina»-Handschriften aufweist.* Auch besitzt das Museum einen ähnlichen *Sallustius-Codex*, — beide aus der bekannten Jankovich'schen Sammlung.

strium virorum, sorgfältig ausgestattete und vortrefflich erhaltene Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 178 Bl., mit 36 glänzenden Goldinitialen. Der Codex enthält Biographien hervorragender Männer der Griechen, Römer und Barbaren in drei selbständigen Werken, welche nur bezüglich der Verwandtschaft ihres Inhaltes ein Ganzes bilden. Der Name des PLINIUS in der Ueberschrift des dritten in dieser Sammlung vereinigten Werkes scheint, wie eine Radirung an dieser Stelle ahnen lässt, gleichzeitige zwar, aber doch nachträgliche Zuthat. Unter der Radirung ist noch ein *E* kenntlich (vielleicht der Rest eines ursprünglichen *Eutropius?)*

8. Silius Italicus, de secundo bello punico libri XVII, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 185 Bl., mit 17 Goldinitialen. Der Band enthält das hexametrische Gedicht des römischen Dichters aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, das zu den Lieblingswerken des Königs MATHIAS gehörte. Auf dem leeren Blatte, das dem Texte vorangeht, sind Spuren einer möglicherweise gleichzeitigen Aufzeichnung von sechs Zeilen, welche vielleicht über den Ursprung der Handschrift Aufschluss gab. Gegenwärtig sind blos die Spuren der Radirung kenntlich.

9. P. C. Taciti Fragmentorum libri, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 132 Bl., mit 10 grossen Goldinitialen. Der Codex enthält einzelne Capitel aus den «Annalen» und «Historien» des grossen römischen Geschichtsschreibers. Die Handschrift ist ziemlich gut erhalten und reich an Lücken, aber auch an interlinearen und marginalen Glossen und Notizen. Am Schlusse die Bemerkung: «*Jo. Ar. Legi transcurrendo 1467 sed mansit inemendatus*». Wer war dieser *Jo. Ar.*, der die Handschrift im Jahre 1467 flüchtig durchlas und die Fehler derselben mehr nur anzeigte, als verbesserte? Vielleicht, wie FRANZ PULSZKY geistreich vermuthet, Joannes Aretinus d. h. Giovanni Tortello aus Arezzo, der die Bibliothek des Papstes geordnet hat, — oder, wie JOH. CSONTOSI meint, Joannes Argyropulos, ein berühmter griechischer Gelehrter und vorzüglicher lateinischer Uebersetzer des XV. Jahrhunderts, der im Hause der Medicis als Erzieher wirkte und der Universität zu Florenz fünfzehn Jahre hindurch als Lehrer ange-

hörte. Mit Argyropulos standen Joh. Vitéz und Janus Pannonius in Verbindung, — hatte doch Argyropulos seine Uebersetzung des Aristotelischen Werkes über den Himmel dem Johann Vitéz gewidmet. Es ist daher wohl denkbar, dass der hervorragende Gelehrte und Humanist die von Joh. Vitéz in Florenz bestellten Handschriften durchsah und verbesserte, — was er freilich, seinem eigenen Geständnisse zufolge, bei diesem Codex taciteischer Fragmente nur ganz flüchtig gethan hat.

10. Q. S. F. Tertullianus, adversus Mariconem libri V, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 178 Bl., mit 5 grösseren und 10 kleineren glänzenden Goldinitialen, enthält die Streitschrift Tertullian's gegen den Stoiker Marcio. Das Titelblatt ist von einem geschmackvollen Arabeskenkranz eingefasst; am unteren Rande desselben halten zwei Engel das von einem Lorbeerkranz umschlossene Wappen des Königs. Der Codex ist reich an rothen Strichen und Zeichen, welche auf Fehler des Textes hindeuten, ohne dass dieselben jedoch verbessert wären, was der Emendator, wie er selbst gesteht, nicht zu leisten vermochte, da das Exemplar, welches ihm zur Vergleichung diente, ebenfalls sehr fehlerhaft war. Am Schlusse heisst es nämlich — die Schrift ist identisch mit der des Emendators der vorhergehenden Handschrift —: «*Finivi transcurrendo Nitrie die y Junii 1468. Emendare bene non potui propter inemendatum exemplar.*» Also den 2. Juni 1468, in Neutra in Oberungarn! Sollte Argyropulos oder Giovanni Tortello je in Ungarn gewesen sein?

Dies die unzweifelhaften Corvina-Bände, welche sich durch das Wappen des Königs auf dem Titelblatte, durch ihren Gesammtcharakter in Ausstattung, Format und Schrift, sowie durch einzelne bestimmte Andeutungen als echte Bestandtheile der Ofener Bibliothek des Königs Mathias Corvinus erweisen. *Wahrscheinlich* haben derselben Büchersammlung auch die folgenden drei Pergamenthandschriften aus dem XV. Jahrhundert angehört.

11. C. Julii Caesaris Commentariorum libri XIV, im Ganzen 212 Bl., mit 14 sehr glänzenden Initialen, der Anfang defect, daher, in Ermangelung des Titelblattes, der Corvina-Charakter

der Handschrift, der durch die ganze Ausstattung des Codex sehr wahrscheinlich gemacht ist, nicht bestimmt ausgesprochen werden kann. Die Handschrift enthält die CAESAR'schen Commentarien über den gallischen, den bürgerlichen, den alexandrinischen, pharnacischen, afrikanischen und spanischen Krieg.

12. Panegyrici Veteres (Incipit Panegyricus Plinii II-i), 143 Bl., mit 12 glänzenden Initialen. Die Handschrift weist den üblichen Charakter der Corvina-Codexe auf, doch fehlt auf dem Titelblatte das Wappen; die Stelle desselben ist leer gelassen, — wohl entweder desshalb, weil der Besteller inzwischen gestorben war, oder weil die Handschrift von König MATHIAS fertig gekauft worden war; auf solchen, für den Vorrath gefertigten Handschriften war nämlich die Stelle des Wappens stets leer gelassen. Die Handschrift enthält zwölf Reden der lateinischen Panegyriker: PLINIUS des jüngeren, des MAMERTINUS, EUMENIUS, NAZARIUS und PACATUS. Die Rede des Plinius über Kaiser Trajan, allerdings der trefflichste Beitrag der Sammlung, nennt Scaliger später etwas überschwänglich ein «göttliches» Werk.

13. Suetonius Tranquillus, De duodecim Caesaribus, 170 Bl., mit einer Goldinitiale; der Anfang defect. Der fehlende Titel macht die sichere Bestimmung des Corvina-Charakters der Handschrift unmöglich; doch stimmt dieselbe in den Schriftzügen, Verzierungen und sonstigen Eigenthümlichkeiten so trefflich zu den übrigen echten Handschriften aus der Ofener grossen Bibliothek, besonders zu dem von PETRUS CENNENIUS im Jahre 1467 in Florenz abgeschriebenen Curtius-Codex, dessen Corvina-Charakter doch nicht im Entferntesten zweifelhaft sein kann (s. die Anm. oben S. 326), dass wir dieselbe wohl ohne besondere Gefahr den echten Corvina-Handschriften anreihen könnten. Die Handschrift ist nicht nur am Anfange defect, sondern auch in der Mitte an elf Stellen lückenhaft, da man die, wie es scheint, sehr schönen Initialen herausgeschnitten hat. Auch an Correcturen mit rother Tinte ist die Handschrift reich, und zwar ähneln diese rothen Verbesserungen den Correcturen des Neutraer Emendators (s. oben die 10. Handschrift). Der Codex enthält folgende zwölf Kaiser-

Biographien des SUETONIUS: Julius Caesar, Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus, Titus und Dom tianus. Das leere Pergamentblatt am Schlusse des Codex enthält folgende interessante Bemerkung: «*1487 17 Augusti In dicionem regis Mathie per longam obsidionem tandem venit vyhel Imperialis c. (cesarea) Austrie*», welche sich auf die Eroberung Wiener-Neustadts durch König MATHIAS bezieht.

Während die ersten zehn Handschriften der ABDUL HAMID'schen Sendung zweifellos Bestandtheile der Ofner Büchersammlung des Königs MATHIAS waren und die folgenden drei Codexe mit grosser Wahrscheinlichkeit derselben Bibliothek zugetheilt werden können, mögen die übrigen Handschriften, im Ganzen zweiundzwanzig an der Zahl, alle, mit Ausnahme von dreien, aus dem XV. Jahrhundert, wohl in Ungarn entstanden sein oder ungarischen Bibliotheken angehört haben, — der «Corvina» können sie, in Ermangelung von diesbezüglich entscheidenden Charakterzügen oder sonstigen Beweisstücken, nicht zugetheilt werden.

Unter diesen Handschriften ist sowohl ihrem Alter als auch ihrem Inhalte zufolge die werthvollste:

14. Biblia Sacra utriusque foederis, lateinische Uebersetzung des alten und neuen Testamentes aus dem XIV. Jahrhundert, eine, leider am Anfange wie am Schlusse defecte, Pergamenthandschrift in Kleinfolio, 412 Blätter, mit 72 hübschen, theilweise vergoldeten Miniaturbildchen. Diese Bibel gehört ihrer Ausstattung nach in die Reihe der prächtigsten Corvina-Handschriften, ist aber in einem so traurigen Zustande erhalten, dass die eingehendere Untersuchung der halb verfaulten, morschen Blätter kaum ohne völlige Gefährdung der erhaltenen Theile durchführbar ist. Diese Untersuchung des Bandes ist übrigens auch noch durch den Umstand wesentlich erschwert, dass die Bücher des alten und neuen Testamentes bunt durcheinander geworfen und einzelne Blätter ganz unleserlich sind. Eine Vergleichung des Textes mit anderen gleichzeitigen und älteren Bibeltexten verspricht jedoch lehrreiche Ergebnisse, so dass diese allerdings schwierige Arbeit trotzdem und zwar je früher versucht werden muss.

Alle übrigen Handschriften dieser Gruppe stammen, wie bemerkt, aus dem XV. und theilweise aus dem XVI. Jahrhundert. Wir führen dieselben in alphabetischer Reihenfolge auf, wie sie auch von JOHANN CSONTOSI zusammengestellt worden sind. Zunächst die lateinischen Codices:

15. Albertus Magnus, de mineralibus libri quinque, sehr einfach ausgestattete und an Fehlern reiche Papierhandschrift, wahrscheinlich aus dem Schlusse des XV. (oder bereits aus dem Beginne des XVI.) Jahrhunderts, 93 Bl.; der Schluss ist defect.

16. Albucasis, Cyrurgia cum formis instrumentorum, Pergamenthandschrift aus dem XIV. Jarhhundert, 47 Bl., mit einem gemalten Miniaturbildchen. Ein culturgeschichtlich interessantes Werkchen, das uns in seinen 107 und 35 Capiteln (denn das Buch besteht aus zwei Abschnitten) und seinen zahlreichen chirurgischen und anatomischen Figuren und Illustrationen einen lehrreichen Einblick in den damaligen Stand der medicinischen Wissenschaft gestattet. Der, übrigens nirgends genannte Verfasser ist der arabische Arzt Albucasis, der im XI. Jahrhundert, zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien, als ausgezeichneter Operateur bekannt war. Die lateinische Uebersetzung ist ein Werk des Gerardus Carmonensis, der im XIII. Jahrhundert als Arzt in Toledo lebte.

17. Aristoteles, Physicorum libri VIII, hübsch ausgestattete, aber ziemlich verderbte Pergamenthandschrift aus dem Beginne des XV. Jahrhunderts, 56 Bl., mit einem Miniaturbildchen. Der Codex enthält die ARISTOTELES'sche Physik in der lateinischen Uebersetzung des ALBERTUS MAGNUS (auf den ersten 47 Blättern) und die Schriften desselben griechischen Gelehrten über die Himmelskörper. Am Schlusse des Bandes sind vier Zeilen ausradirt.

18. Aristoteles, liber posteriorum etc., Pergament- und Papierhandschriften des XV. Jahrhunderts, 172 Bl., mit drei vergoldeten Miniaturen und zahlreichen gemalten Initialen, enthält einzelne Abschnitte aus drei oder vier ganz verschiedenen Werken. Den grössten Theil des Bandes (nämlich 145 Blätter) füllt das ARISTOTELES'sche Werk «Liber Posteriorum»

und der Commentar des Scholastikers PAULUS VENETUS (im XIII. Jahrhundert) über dasselbe aus. Am Schlusse dieses Theiles folgt die Bemerkung: «*die Quinta mensis Septembris 1449 hora quinta de maci*» (sic); — das ARISTOTELES'sche Werk (und der Commentar zu demselben) war demnach am 5. September 1449 fertig geschrieben. Nach einigen leeren Blättern folgt nun ein Traktat des Scholastikers *Aegidius Romanus* (aus dem XIII.-XIV. Jahrhundert): *De plurificatione intellectus possibilis contra commentatorem: quid sit medium in demonstratione potissima.* Auf Blatt 164 beginnt sodann die Abhandlung des gelehrten Camaldulensers *Antonius de Parma* (XV. Jahrhundert): *De unitate intellectus.* Dieser Theil des Codex wurde nach einer Bemerkung auf der ersten Seite des 167. Blattes am 24. September 1451 abgeschrieben. Endlich folgt auf der zweiten Seite desselben Blattes ein Buch «*de arte fidei catolice*», mit welchem auf der zweiten Seite des 172. Blattes die Handschrift selbst schliesst. Auch diese Handschrift ist, wie die übrigen Bände der Sendung, neu gebunden worden. Der alte Deckel wurde beseitigt und so auch eine Bemerkung vernichtet, welche nach Dr. HENSZLMANN's Angaben auf der Innenseite desselben Folgendes enthielt: «*Hic liber est magistri Barnabe Frainatis, artium ac medicine doctoris, quem emit in . . . cipri a ser. Benedicto de . . . Regio Cancellario 1497* (oder 1491) *17-a Februarii.*» — Die Handschrift weist zahlreiche Marginal-Zeichnungen und Notizen auf, enthält aber im Texte selbst keinerlei Correcturen.

19. Boetius, de consolatione Philosophiae libri quinque, schön ausgestattete Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts, 56 Bl., mit fünf glänzenden Initialen. Der an interlinearen und marginalen Bemerkungen reiche Codex enthält das im Mittelalter sehr hochgeschätzte Werk des im Jahre 524 hingerichteten Boëtius «Vom Troste der Philosophie», eines der interessantesten und werthvollsten Producte der spätlateinischen Literatur.

20. M. T. Cicero, de amicitia, de senectute, de officiis, de sompno Scipionis, Pergamenthandschrift aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts, 89 Bl., mit 6 grösseren und 17 kleineren Gold-

Initialen, ein vorzügliches Werk der burgundischen Miniatur-Malerei. Auf dem unteren Rande des Titelblattes prangt ein unbekanntes Wappen: eine dreithürmige Silberburg im rothen Schilde und über derselben ein schwarzer einköpfiger Adler mit einer goldenen Krone. (Das Wappen der Familie Castellini?) — Die Handschrift bildet bis zum 79. Blatte ein künstlerisches Ganzes und enthält in diesem Theile die obigen, von je her sehr verbreiteten Schriften Cicero's, alle von derselben Hand geschrieben. Hierauf folgen auf mehreren Blättern von der Hand verschiedener Schreiber einzelne Bruchstücke aus Ciceronischen Schriften und auf der zweiten Seite des 86. Blattes ein Brief des heiligen *Bernhard: ad Raymondum Militem.*

21. Gabr. de Concorezio, fabule cum allegoriis noviter reperte, Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts, 96 Bl., enthält kurze Auszüge aus der griechischen und römischen Mythologie, welche Gabriel Concorezio, ein Mailänder Gelehrter des XV. Jahrhunderts, zusammengestellt hat. Aus dem Verzeichnisse DETHIER's erhellt, dass dieser Codex ursprünglich in gepresstes Leder gebunden war und auf den Deckeln das Wappen Franz Sforza's und die Inschrift: «*Franciscus Sforza mediolanensium dux pomppp.*» aufwies.

22. Sext. Pomp. Festus, de verborum significatione, Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 120 Bl., enthält das etymologische Wörterbuch des Sextus Pompejus Festus aus dem II. Jahrhundert, — aber leider nicht das verlorene Originalwerk. Dieses letztere war ein bedeutendes und umfangreiches Opus von zwanzig Büchern, das der Nachwelt nur in Trümmern erhalten ist. Dagegen gibt es mehrere Auszüge aus dem grossen Werke des FESTUS, unter denen die «*Excerpta*» des Paulus Diaconus besonders bekannt geworden sind. Unsere Handschrift stimmt nun mit den «*Pauli Diaconi Excerpta ex libris Pompeji Festi de significatione verborum*» Wort für Wort überein, bietet aber einen vielfach lehrreichen und neue Aufschlüsse versprechenden Text, wodurch die Handschrift erhöhte Bedeutung gewinnt. Einer unserer tüchtigsten Philologen, Professor EMIL THEWREWK, hat diese Handschrift zum Gegenstande eingehendster historisch-philologi-

scher und vergleichender Studien gemacht, deren für die Geschichte der lateinischen Sprache und die Textkritik des Festus belangreiche Resultate der Verfasser auch dem deutschen Fachpublicum vorzulegen beabsichtigt. — Nach DETHIER's Verzeichniss war auch dieser Codex, genau wie der vorhergehende, als Eigenthum Franz Sforza's bezeichnet.

23. Grammatica latina (in prosa), eine lateinische Grammatik, deren Verfasser nicht bekannt ist; Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts, 108 Bl., mit zahlreichen rothen Uncial-Initialen. Am Schlusse der Handschrift, auf der zweiten Seite des 104. Blattes, von anderer Hand, aber ebenfalls aus dem XV. Jahrhundert, das Bruchstück eines Briefes, dessen Inhalt sich auf die Kirchenversammlung zu Constanz (1414-1418) bezieht. Verfasser und Adressat des Briefes sind bisher nicht eruirt, doch scheint der Erstere ein schwacher Latinist gewesen zu sein. Auf der letzten Seite der Handschrift stehen von drei verschiedenen Händen dreierlei Bemerkungen: erstens die Angabe (wohl des einstigen Besitzers der Handschrift): «*A. d. m. cccc. xl. fui infirmus ad mortem, quod nunquam per antea talem infirmitatem fui passus*»; zweitens einige Mahnungen moralischen Inhalts in leoninischen Hexametern; endlich drittens in zehn Zeilen griechische und altslavische Bemerkungen, welche bisher noch nicht erklärt sind. — Ein Seitenstück zu dieser prosaischen lateinischen Grammatik enthält die folgende Handschrift:

24. Grammatica latina (in versibus cum glossario), schöne, sorgfältig ausgestattete Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 71 Bl., mit zahlreichen gemalten Initialen. Die versificirte Sprachlehre ist aus den grammatischen Schriften des Donatus und Priscianus zusammengestellt; der Verfasser versteckt sich auf dem 48. Blatte hinter den Buchstaben: «*M. L. de g. arcium doctor.*» Auf der ersten Seite finden wir zwischen den Buchstaben *A* und *J* dasselbe fremde Wappen, welches auch den obigen Cicero-Codex (Nr. 20) charakterisirt. Die Handschrift ist reich an erklärenden Glossen, welche meist zwischen die Verse geschrieben sind.

25. Liber qui vocatur Historiegraphus, Papierhandschrift aus

dem XV. Jahrhundert, 106 Bl., mit vielem Rubrum; enthält Parabeln d. h. Erzählungen historischen oder erfundenen Inhaltes mit einer kurzen moralischen Schlussanwendung (applicatio), im Geiste und in der Form des Buches von den sieben weisen Meistern. Die Handschrift ist reich an interlinearen und marginalen Bemerkungen und enthält eigentlich zwei verschiedene, aber bezüglich ihres Inhaltes und ihrer Tendenz verwandte Werke. Nach einer Bemerkung am Schlusse des Bandes ist derselbe im Jahre 1474 geschrieben worden. Die Handschrift verdient unstreitig eingehender untersucht und mit den mittelalterlichen Rahmenerzählungen und sonstigen Novellen-Sammlungen verglichen zu werden.

26. Plutarchus, Aristidis et Catonis Censorii vita, sehr schlecht erhaltene Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts, 58 Bl., enthält die Plutarch'schen Biographien des Aristides und Cato Censorius in lateinischer Uebersetzung von Francesco Ribari aus Venedig.

27. Scriptores Historiae Augustae (oder wie der Titel in einigen Verzeichnissen, nach den Anfangsworten des Codex, lautete: *Origo Imperatoris Hadriani)*, Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 176 Bl., von zwei verschiedenen Schreibern copirt. Der Codex enthält nur zwei gemalte Initial-Miniaturen, am Eingange des ersten und zweiten Capitels; am Beginn der übrigen Capitel sind die Stellen der Initialen leer gelassen. Auf dem unteren Rande des Titelblattes eine ziemlich primitiv durchgeführte Zeichnung: ein halbkreisförmiger breiter Kranz, dessen beide Enden an den Hörnern zweier Ochsenköpfe befestigt sind; auf dem Kranze halten zwei Genien eine Blumenvase mit einem Vergissmeinnicht-Strausse, den bunte Schmetterlinge umflattern. Der Codex enthält die Biographien der römischen Kaiser von Hadrian bis Carus (mit Ausnahme Nerva's und Trajan's), von Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Julius Capitolinus, Trebellius Pollio, Aelius Lampridius und Flavius Vopiscus. Die Handschrift weicht, sowohl was die Gestaltung des Textes, als auch die Reihenfolge der Kaiser-Biographien anbelangt, von den üblichen Handschriften der «Scriptores Historiae Augustae» wesent-

lich ab und verdient desshalb eingehender untersucht und verglichen zu werden. Auf der zweiten Seite des 130. Blattes beginnt das Buch des Trebellius über die dreissig Tyrannen *(Treuuy Pollionis Tyrannorum XXX liber incipit)*, als dessen Verfasser der VII. Corvina-Codex (s. oben) den Julius Capitolinus nennt. Nach *Dethier* wies auch dieser, ursprünglich in gepresstes Leder gebundene Band die Inschrift «*Franciscus Sforza Mediolanensium Dux. Pompp.*» auf.

28. Simon Januensis, liber sinonimorum medicorum (oder auch: *Clavis Sanationis)*, Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 217 Bl., eine in Form eines Wörterbuches abgefasste medicinische Encyclopädie, welche der berühmte Genueser Arzt des XIII. Jahrhunderts, Simon Januensis, der Hausarzt Papst Nicolaus IV., aus arabischen, griechischen und lateinischen medicinischen Werken compilirt hat. Denselben Inhalt weist die folgende Handschrift auf.

29. Simon Januensis, Claris Sanationis, am Schlusse defecte Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 217 Bl. Die Wörter von *Ysopus* ab und der ganze Buchstabe *Z* fehlen.

30. Speculum Humane Saluacionis, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 48 Bl., mit zahlreichen vergoldeten und gemalten Uncial-Initialen. Das im Mittelalter ausserordentlich verbreitete und besonders seiner Illustrationen wegen — welche aber in unserem Codex leider fehlen! — in ganz Europa sehr gesuchte und in alle europäische Sprachen übersetzte Werk gehört der ascetischen Poesie des Mittelalters an und bietet im Wesentlichen eine gereimte Versification biblischer Geschichten, im Style und Geiste der Reimchroniken. Jede Seite der Handschrift weist zwei leere Stellen auf, welche ursprünglich zur Aufnahme der Illustrationen bestimmt waren, aber, gleichgiltig aus welchem Grunde, unausgefüllt geblieben sind. Die letzten Abschnitte behandeln die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Maria's, woraus wir ersehen, dass der Codex nicht aus dem ursprünglichen «Speculum», in welchem auf Maria bezügliche Abschnitte nicht enthalten sind, sondern aus dem durch Bruder Joannes im XIV.

Jahrhundert erweiterten «*Speculum humanae salvacionis cum speculo sanctae Mariae*» abgeschrieben worden ist.

31. P. Terentius Afer, Comoediae sex, Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 151 Bl., mit zahlreichen rothen Uncial-Initialen. Der Text weist zwischen den Zeilen und am Rande zahlreiche, von der Hand zweier Schreiber herrührende Bemerkungen auf; die Glossen im dritten Lustspiele ähneln der Schrift des Neutraer Emendators (s. oben Nr. 10, den Corvina-Codex des Tertullianus). Die Handschrift enthält die sechs Lustspiele des Terenz in folgender Reihenfolge: *Andria, Eunuchus, Eautontumorumenon, Adelphi, Echyra* und *Phormio.* Auf der zweiten Seite des 144. Blattes steht die Bemerkung: *Vos valete et plaudite. Caliopius recensui. Laudetur nomen domini ex hoc nunc et usque in seculum seculi,* und etwas weiter unten: *Terencii afri phormio explicit Deo gracias Amen Galoysius Haudry s. de 1444.* Am Schlusse des Bandes (Bl. 145-151) folgt noch die Lebensbeschreibung des Dichters, und aesthetische und metrische Bemerkungen über seine Stücke. Die Bemerkung «*Caliopius recensui*» — auch den berühmten vaticanischen Terenz, den Hradogarius zur Zeit Carl's des Grossen abgeschrieben hat, hat dieser Caliopius zur Zeit der Carolinger durchgesehen und verbessert — steht am Schlusse eines jeden Lustspieles. Unsere Terenz-Handschrift gehört also in die Classe der Calliopius-Codexe d. h. dieselbe ist aus einem Exemplar copirt, dessen Original Calliopius durchgesehen und verbessert hat.

32. M. Vitruvius Pollio, De architectura, und: *P. Candidus, peregrinae historiae et grammaticon libri,* Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts, 191 Bl., welche zwei verschiedene Werke zweier verschiedener Verfasser enthält. Die Handschrift macht durchaus den Eindruck des Unfertigen: der Text ist nicht verbessert und weist daher zahlreiche Fehler auf; die zur Aufnahme der Initialen bestimmten Stellen sind unausgefüllt. Die erste grössere Hälfte des Bandes (Bl. 1—131) nimmt des Vitruvius zehn Bücher starkes, bedeutendes Werk über die Baukunst ein; Bl. 132-136 sind leer; der zweite Theil der Handschrift (Bl. 137-190) enthält zwei Werke des Petrus Candidus Decembrius, der erst Secretär Papst

Nicolaus V., später des Königs Alfons von Neapel war und zahlreiche Originalwerke und Uebersetzungen verfasst hat. Am Schlusse des Codex die Bemerkung des Schreibers: «*finivi die ultimo Novembris M. cccc. LXIII.*», aus welcher wir ersehen, dass die Abschrift der Handschrift am letzten November des Jahres 1463 vollendet wurde. Nach *Dethiers'* und *Mordtmann's* Verzeichnisse soll auch dieser Band Eigenthum des Herzogs Franz Sforza und mit seinem Wappen (auf dem gepressten Lederdeckel des ursprünglichen Einbandes) geziert gewesen sein.

Die bisherigen Handschriften waren alle in *lateinischer* Sprache abgefasst; von den noch übrigen drei Bänden sind zwei in italienischer, einer in spanischer Sprache geschrieben. Von ganz besonderem Interesse ist eine der wichtigsten und werthvollsten Handschriften der Constantinopeler Sendung, gleich bedeutend in wissenschaftlicher wie kunsthistorischer Beziehung:

33. Dante Alighieri, La divina commedia, italienischer Pergamentcodex aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, 82 Bl., mit drei Miniaturen und 94 farbenreichen Illustrationen. Die prachtvolle Handschrift enthält das vollständige Epos des grossen florentinischen Dichters, in drei Büchern: die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies. Das Titelblatt jedes Buches ist glänzend gemalt: die Ränder sind mit rothem, blauem und grünem, stellenweise von Gold durchzogenem Laubwerk geschmückt; die Initialen bilden reichlich vergoldete, farbenreiche Miniaturen. Auf der ersten Seite des ersten Blattes ist am unteren Rande ein unbekanntes ausländisches Wappen: ein Schild mit rothem Grunde, den drei, aus je zwei weissen Streifen bestehende Querbalken durchschneiden; das Innere dieser Querbalken weist die Farbe des Schildgrundes auf. Der ausserordentliche Werth dieser Handschrift beruht jedoch vor Allem auf den 94 prächtigen Bildern, welche zur Illustration des unsterblichen Werkes dienen und nach dem Urtheile eines berufenen Kunsthistorikers und Aesthetikers, zu den trefflichsten Leistungen dieser Art gehören. Die eingehendere Untersuchung der Illustrationen wird wohl, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit, zur Eruirung des Künstlers führen, von

dem diese Bilder herrühren. Die Handschrift ist übrigens, wenigstens was die Illustrationen anbelangt, nicht vollendet. Blos das erste Buch, die Hölle, ist durchaus, und zwar mit 73 Bildern, illustrirt. Das zweite Buch, das Fegefeuer, enthält nur 21 fertige Illustrationen, dann 5 Federzeichnungen und 26 ganz leere Stellen, für welche der Künstler nicht einmal die Umrisse der Illustrationen fertig gemacht hat. Das dritte Buch weist gar keine Illustrationen auf; nur die 51 leeren Stellen zeigen, mit wie viel Bildern dieser Theil des DANTE'schen Gedichtes geschmückt werden sollte. — Die letzten vier Blätter am Schlusse des Bandes füllen, in lateinischer und italienischer Sprache, Sprüche und Sentenzen moralischen Inhaltes, welche der Bibel und den Werken griechischer und römischer Schriftsteller entnommen sind.

34. Italienischer Codex oceanographischen und geographischen Inhalts, ausgezeichnet erhaltene Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 100 Bl., mit zahlreichen rothen Initialen. Der Codex enthält ein practisches Handbuch für Schiffer, das die Richtung der damaligen Seewege, und die bedeutendsten Häfen, Inseln und Städte in oceanographischer, meteorologischer und allgemein-geographischer Beziehung beschreibt. Der cosmographische Theil ist, wie es scheint, grossentheils den Werken des Pomponius Mela, Aeticus, Anonymus Ravenatensis und Appianus entnommen. Die Entfernungen der Häfen sind nach Meilen angegeben, die gefährlichen Inseln, Häfen oder Sandbänke sehr genau bezeichnet. Die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts ist sehr reich an Werken ähnlichen Inhalts und ähnlicher Tendenz, wie sie die blühende Seefahrt des Zeitalters der Entdeckungen dringend benöthigte. Eigentlich oceanographischen Inhalts ist in unserem Codex jedoch nur die erste Hälfte (bis Bl. 95); die wenigen Schlussblätter enthalten die Beschreibung einiger Theile von Asien, ohne eigentlichen Abschluss.

35. Spanischer Codex vermischten Inhalts, Pergamenthandschrift aus dem XV. Jahrhundert, 143 Bl., mit 70 gemalten Miniatur-Initialen, enthält einzelne Abschnitte und Fragmente aus verschiedenen Werken des Aristoteles, Cicero, Seneca, Cas-

siodor und anderer Schriftsteller, alles bunt durcheinander gewürfelt. Die Initialen, blau und roth gemalt, mit auslaufenden Arabesken, sind vorzüglich gearbeitet und verleihen der Handschrift besonderen Reiz und erhöhten Werth. Am Schlusse der Handschrift, nach dem 143. Blatte, folgen noch zwei Pergamentblätter, welche zu dem alten Einbande gehörten und in die neuen Deckel mit übergingen. Das erste Blatt stellt in brauner Zeichnung einen Ritter zu Ross dar, auf dem Haupte eine Kopfbedeckung von senkrechten Federn, in der Hand einen Apfel mit dem Kreuze, an den Füssen Sandalen. Die Inschrift lautet: «*Fons gloriae perennis Theodosi.*» Auf dem zweiten Blatte befindet sich ebenfalls eine Inschrift, welche jedoch so verwischt ist, dass sie nur theilweise und unsicher entziffert werden kann. Der leserliche Theil lautet etwa: «*I. H. S. Joannes darius scripsit atramento nemphit . . . per ipsas (?) Lariaco Aconitano ad scribendum adducto.*» — Die Handschrift scheint für die Geschichte der spanischen Sprache von Werth zu sein.

Dies sind die fünfunddreissig sogenannten Corvina-Bände, welche die Bibliothek unserer Universität der Grossherzigkeit Sultan Abdul Hamid's II. verdankt. Ueber den Werth und den Ursprung der einzelnen Handschriften, über das Verhältniss derselben zu älteren oder jüngeren Traditionen derselben Werke, über die Zugehörigkeit derselben zur Büchersammlung des Königs Mathias, und über vieles Andere sind erst noch genauere, methodisch geführte Special-Untersuchungen nöthig, bevor wir hoffen dürfen, bezüglich der einen oder der anderen Frage zu einem abschliessenden Urtheil zu gelangen. Bereits ist unter unseren Fachmännern reges Leben erwacht, und einzelne Gelehrte haben sich schon dem Studium einzelner Handschriften gewidmet. Das obige Verzeichniss wünscht auch die verschiedenen Fachmänner des Auslandes auf die Schätze aufmerksam zu machen, welche soeben der Wissenschaft zugänglich gemacht worden sind, um auf diese Weise ein Zusammenwirken vaterländischer und fremder Kräfte im Dienste der Wissenschaft einzuleiten.

Dr. Gustav Heinrich.

LITERATUR.

1. Das ungarische Unterrichtswesen am Beginne des Jahres 1875. Bericht des k. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht an den Reichstag. *Deutsch bearbeitet im Auftrage des k. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht.* Budapest, k. u. Universitäts-Buchdruckerei. 1877. 4. XII. u. 467. S.

Es ist ein überaus dankenswerther Vorgang des Herrn Unterrichtsministers, dass er seinen im vorigen Jahre an den Reichstag erstatteten «Bericht über den Zustand des ungarischen Unterrichtswesens im Anfang des Jahres 1875» nunmehr auch in *deutscher* Sprache veröffentlicht. Das reiche Material, welches dieser «Bericht» für die Kenntniss unserer öffentlichen Bildungsanstalten bietet, wird auch dem Auslande willkommen sein, umsomehr, da der vorliegende Bericht zugleich als Fortsetzung für jene Publication erscheint, welche seitens desselben Herrn Ministers im Jahre 1872 über denselben Gegenstand erfolgt ist. Wird diese löbliche Veröffentlichung auch in Zukunft fortgesetzt, so empfängt das gebildete Ausland von Jahr zu Jahr authentische Mittheilungen über das ungarische Unterrichtswesen, was einerseits zur Aufklärung über die Bildungs-Verhältnisse Ungarns Vieles beiträgt, andererseits aber auch durch die natürliche Rückwirkung der objectiven Kritik des Auslandes über diese Verhältnisse unserem Bildungswesen selbst zu Gute kommt.

Bevor wir an dieser Stelle den Inhalt des vorliegenden ministeriellen Berichtes skizziren, seien noch einige vorläufige Bemerkungen gestattet. Die officiellen statistischen Daten lauten für das ungarische Volksschulwesen nur bis Ende des Jahres 1874; bei den Mittel- und Hochschulen gehen dieselben jedoch bis zum Schlusse des Schuljahres 1875, ja in dieser deutschen Ausgabe im Einzelnen sogar noch weiter. Auch hat diese deutsche Bearbeitung in manchen Punkten den Erläuterungen des Ministers noch Zusätze und Ergänzungen beigefügt, wie solche dem nichtungarischen Leser gegenüber nothwendig erscheinen, weshalb wir auch keine einfache «Uebersetzung», sondern in einzelnen Theilen eine selbständige *Bearbeitung* des ungarischen Original-Berichtes vor uns haben. Der deutsche Bearbeiter hat

sowohl dieses Verhältniss, als auch noch andere Unterschiede beider literarischen Publicationen in seinem «Vorworte» gekennzeichnet. Nach den eigenen Erklärungen des Herrn Ministers verhinderte die Schwierigkeit der Datensammlung bei den Volksschulen bisher das rechtzeitige Erscheinen des Berichtes und dessen Fortsetzung bis auf die jüngste Gegenwart, jedoch sei gegründete Aussicht vorhanden, diesen Uebelstand in Zukunft beseitigen zu können und so werden die künftigen Berichte auch für das elementare Schulwesen den neuesten Zustand möglichst getreu schildern. Endlich fügen wir unserseits noch hinzu, dass wir mit Zustimmung des Herrn Herausgebers dieser «Literarischen Berichte», eine eingehende historisch-statistische Darstellung einzelner Zweige des ungarischen Unterrichtswesens in einem der nächsten Hefte beginnen werden.

Der ministerielle Bericht zerfällt in *vier Abschnitte;* der erste schildert den Stand der *Elementar-* und *höheren Volks- und Bürgerschulen* und der *Lehrerbildungs-Anstalten;* der zweite umfasst die *Mittelschulen* (Gymnasien und Realschulen); der dritte die *Hochschulen* (Universitäten, Polytechnicum, Academien und Fachschulen) und im vierten werden die *philanthropischen* und *Cultur-Institute*, insofern diese dem Ressort des Unterrichtsministerium angehören, dargestellt. Die Basis aller Erläuterungen bildet das reiche statistische Material, welches in übersichtlichen Tabellen dem Leser geboten wird.

Diese deutsche Ausgabe des ministeriellen «Berichtes» gibt vor Allem eine recht gelungene allgemeine Darstellung über den *Stand der Volksschule Ungarns* zu Anfang des Jahres 1875. Es werden darin insbesondere die bedeutenden Hindernisse hervorgehoben, welche sich einer gedeihlicheren Entwickelung des elementaren Schulwesens in den Weg stellen. Als solche gelten: der Gleichmuth, ja die Apathie, welche noch immer vielen Orts unter dem Volke gegen die Schule herrscht, in Folge dessen waltet dann nachlässiger Schulbesuch von Seite der Schulpflichtigen und bedauerlicher Indifferentismus der Gemeinden in Angelegenheiten der Schule. Ferner wirkt als Hinderniss der Mangel an Schulen und die Mangelhaftigkeit in der Einrichtung der bestehenden Lehranstalten, die Unzweckmässigkeit der Schulgebäude u. s. w. Ein sehr ernstes Hinderniss des Gedeihens der ungarischen Volksschule liegt auch in dem Mangel an geeigneten Lehrkräften, ein Uebel, das bekanntlich allgemach eine europäische Calamität geworden ist. Hinderlich wirken endlich die ungünstigen financiellen Verhältnisse des Landes ein, wodurch die Wirksamkeit der obersten Unterrichtsleitung vielfach gehemmt, ja zum Theil gänzlich gelähmt wird.

Wenn trotzdem das ungarische Volksschulwesen in dem letzten Decennium keinen Rückschritt gemacht hat, sondern sich vielmehr eines continuirlichen, obgleich langsamen Fortschrittes erfreut, so ist das neben den im Grunde trefflichen Principien des Volksschulgesetzes vom Jahre 1868 und der anschliessenden Novelle über die Pensionirung der Volksschullehrer, und theilweise auch dem Gesetze über die Volksschulbehörden, insbesondere der Thätigkeit der ministeriellen Exekutive zuzuschreiben, welche nach Maass-

gabe der gebotenen Mittel das elementare Schulwesen unablässig zu fördern und zu verbessern sucht. Die Resultate entsprechen diesen Bemühungen und wecken günstige Hoffnungen für die Zukunft.

Ungarn-Siebenbürgen und die einverleibte ungarische Militärgrenze (denn Croatien-Slavonien hat ein autonom verwaltetes Unterrichtswesen, das der selbständigen Leitung der croatisch-slavonischen Landesregierung untersteht) besass im Jahre 1874 in 11.743 Gemeinden 15.387 *Volksschulen*, wovon 1556 Gemeinde- und Staatsschulen (die Privat-Anstalten mitgerechnet) und 12.831 konfessionelle Anstalten waren; auf jede Gemeinde entfiel also 1·31 Schule. Mit der Bevölkerung von 13,455.030 Seelen verglichen, kam eine Volksschule auf 874·44 Einwohner; endlich im Verhältnisse zu dem Flächenraume von 4926·86 □ Meilen, betrug für jede Quadratmeile die Anzahl der Volksschulen 3·08.

Was nun die *schulpflichtigen* Kinder betrifft, so zählte man deren im Jahre 1874 im Ganzen 2,139.207 und zwar: im Alter von 6-12 Jahren: 1,543.009, von 12-15 Jahren: 596.198. Mit der Bevölkerungszahl verglichen, entfiel ein Schulkind auf je 6·28 Seelen; oder mit anderen Worten: die schulpflichtigen Kinder machten 15·89% der Bevölkerung aus. Gegen das Vorjahr 1873 hatte die Zahl der Schulpflichtigen um 17.787 zugenommen.

Interessant ist der statistische Nachweis über den thatsächlichen *Schulbesuch* der schulpflichtigen Jugend. Es besuchten nämlich im Jahre 1874 die elementare Alltagsschule 1,195.687 (648.295 Knaben, 547.392 Mädchen), die Wiederholungsschule 257.390 (142.123 Knaben, 114.247 Mädchen), die höhere Volks- und Bürgerschule 11.305 (7074 Knaben, 4244 Mädchen), Privat-Anstalten 20.027 (8452 Knaben, 11.575 Mädchen) und die Mittelschule 12,735 (nur Knaben), also insgesammt 1,497.144 schulpflichtige Kinder. Keine Schule besuchten 302.626 Knaben und 339.437 Mädchen, zusammen 642.063 Schulpflichtige.

Die Zahl der Nichtbesucher ist also noch immer sehr bedeutend; man erhält jedoch die richtige Schätzung dieses Verhältnisses, wenn man erwägt, dass im Jahre 1869 nur 47·88%, im Jahre 1874 aber bereits 69·98%, also beinahe 70% der Schulpflichtigen ihrer gesetzlichen Schulpflicht nachkamen, was eine Vermehrung der Schulbesucher um 22·10% bedeutet. Gewiss ein erfreulicher Fortschritt.

Nur ungern verzichten wir auf die detaillirtere Schilderung dieser Schulbesuchs-Verhältnisse in den einzelnen Comitaten des Landes, verglichen mit den daselbst wohnenden Nationalitäten und Confessionen; der «Bericht» liefert hierfür die interessantesten Daten, die auf Seite 171 ff. einzelne Erläuterungen erhalten und im ungarischen Originale überdies durch eine beigegebene Schulbesuchs-Karte illustrirt sind. Die Gegensätze bewegen sich für das Jahr 1871 in den beiden Extremen von 99·13 (Comitat Wieselburg) und 10·70% der Schulpflichtigen (Comitat Hunyad), für das Jahr 1874 aber zwischen 96·21% (Torna) und 31·80% der Schulpflichtigen (Marmaros) und bieten sowohl diese Extreme, wie die dazwischen liegenden Abstufungen lehrreiche Andeutungen über die Zustände der geistigen Cultur in den ver-

schiedenen Theilen des Landes. (Vgl. über diese Verhältnisse auch *Schwicker*, Statistik des Königreiches Ungarn, Stuttgart, bei Cotta, Seite 620 ff.)

Der *Confession* nach theilen sich die schulbesuchenden Kinder in:

Römische Katholiken . . .	790.535
Griechische » . . .	120 091
Griechisch-Orientalische . .	139.788
Reformirte	223.424
Lutherische	157.083
Unitarier	5.893
Juden	60.325
Zusammen .	1,497.144

Der *Muttersprache* nach unterschied man:

Ungarn (Magyaren)	740.577
Deutsche	264.152
Rumänen	173.287
Slovaken	217.190
Serben	35.675
Croaten	27.349
Ruthenen	38.914
Zusammen .	1,497.144

Diese Verschiedenheit der Muttersprache der Schulbesucher, sowie der Umstand, dass in vielen Theilen des Landes die Bevölkerung gemischter Zunge ist, hat zur Folge, dass auch die *Unterrichtssprache* in den Elementarschulen verschieden, in zahlreichen Schulen aber zwei- und dreisprachig sein muss. So gab es im Jahre 1874

6822	Schulen	mit ungarischer	Unterrichtssprache
1273	»	» deutscher	»
3001	»	» rumänischer	»
1971	»	» slovakischer	»
312	»	» serbischer	»
110	»	» croatischer	»
571	»	» ruthenischer	»
1	»	» griechischer	»
6	»	» bulgarischer	»
14	»	» wendischer	»
1167	»	» zweifacher	»
139	»	» dreifacher	»

Wirkte schon dieser Umstand eines mehrsprachigen Unterrichts in derselben Schule auf den unterrichtlichen Fortschritt hemmend ein, so war von noch ungünstigerem Einfluss der nur mangelhafte Schulbesuch. Denn von den schulbesuchenden Kindern gingen 1,001.069 Sommer und Winter. 496.075 aber nur des Winters zur Schule; gegen das Vorjahr nahm indessen

die Zahl der Ersteren um 52.409, der Letzteren um 1469 zu. Ferner muss als arger Uebelstand hervorgehoben werden, dass auch während der Schulzeit die *Schulversäumnisse* eine bedauerliche Höhe erreichten. So gab es im Jahre 1874 nicht weniger als 1,193.907 Schulversäumnisse, von denen 1,077.653 entschuldigt, 116.254 bestraft wurden. Endlich gehört zu diesen Hindernissen eines gedeihlichen Unterrichts noch der *Mangel an den nöthigen Lehrbüchern* bei den Schülern; im Jahre 1874 waren 193.364 der Schulbesucher mit Schulbüchern nicht versehen; doch nimmt die Zahl dieser Schüler alljährlich ab, so z. B. gegen das Vorjahr um 7194.

Dass bei solchen bösen Zuständen die *Resultate des Unterrichts* immer nur bescheidene bleiben können, liegt auf der Hand. Im Jahre 1874 traten 427.924 Schüler aus der Schule in's Leben. Davon konnten 115.204 blos lesen, 312.720 lesen und schreiben. Wie viele Kinder aus der Schule traten, die weder lesen, noch schreiben gelernt hatten, konnte bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht werden; in der Folge soll jedoch auch hierauf Bedacht genommen werden.

An den obigen 15.387 Volksschulen wirkten im Jahre 1874 insgesammt 19.610 *Lehrer*, davon waren

15.275 geprüft und
4.235 ungeprüft
17.754 ordentliche Lehrer
1.856 Hilfslehrer.

Nachdem die Zahl der geprüften Lehrer um 2379 geringer ist, als die der ordentlichen Lehrer, so geht daraus hervor, dass eine grosse Anzahl ungeprüfter, also beruflich nichtqualificirter Lehrer im ordentlichen Lehramte fungirt, was zum Belege des schon erwähnten vorhandenen Lehrermangels dient und durch denselben seine Erklärung und Entschuldigung findet. Nach den gebotenen Detail-Ausweisen steht weit über die Hälfte dieser Lehrer (10.895) unter 15 Jahren im Amte, — ein Beweis einerseits von der aufreibenden Beschäftigung des Lehramtes, anderseits von der relativ jungen Reform unseres Volksschulwesens. Ein wichtiger Umstand ist ferner die Thatsache, dass im Jahre 1874 zwar um 622 Lehrer mehr als im Jahre 1873 in's Amt getreten sind, dass jedoch im erstgenannten Jahre nicht weniger als 610 Lehrer den Lehrberuf verlassen haben; es beträgt somit die effective Vermehrung gegen das Vorjahr nur 12 Lehrer, vorausgesetzt, dass bei den Daten kein Fehler mitunterlaufen ist. Dem Lehrermangel geht also die Lehrerflucht als bedenkliche Begleiterin zur Seite.

Im Vergleich zu der Gesammtzahl der Schulpflichtigen (von 6-15 Jahren) entfielen auf eine Lehrkraft 109 Schüler, die um 29 mehr als das Gesetz für zulässig erklärt. Diese Berechnung, welche der ministerielle «Bericht» vornimmt und nach welcher noch 7130 Lehrer nothwendig wären, ist jedoch nicht stichhältig. Es können nämlich bei Berechnung der erforderlichen Lehrkräfte nur die Alltagsschüler in Betracht kommen, da für die Wiederholungsschule keine besonderen Lehrer angestellt werden. Die Zahl der schulpflichtigen Alltagsschüler beträgt 1,543.009; auf eine Lehrkraft

kommen also nur ungefähr 74 Schüler, während das gesetzliche Maximum 80 Schüler auf eine Lehrkraft zulässt. Von den wirklich die Schule besuchenden Kindern entfallen gar nur 60·9 Schüler auf einen Lehrer. Diese an sich günstigen Durchschnittszahlen erleiden jedoch in der Wirklichkeit sehr erhebliche Verschlimmerungen; denn einmal haben über 4000 im Amte stehende Lehrer keine ordentliche Lehrbefähigung, sodann gibt es leider noch immer zahlreiche Schulen, in denen 100 bis 200 Schüler und darüber *einem* Lehrer zugewiesen sind.

An *Schulhäusern* zählte man im Jahre 1874 in Ungarn-Siebenbürgen 15.390, davon waren 13.792 eigene und 1598 gemiethete Gebäude. Gegen das Vorjahr hatte sich die Zahl der Schulhäuser überhaupt um 47 vermehrt, wobei es wichtig ist, dass die eigenen Schulgebäude mit 276 zu-, die gemietheten mit 229 abgenommen haben. In diesen Schulhäusern befanden sich 20.098 *Lehrzimmer* (um 446 mehr als im Jahre 1873) und kommen sonach von den schulpflichtigen Alltagsschülern etwa 70, von den Schulbesuchenden 59·1 auf ein Lehrzimmer. Erfreuliche Fortschritte bemerkt man auch in Bezug auf die Ausrüstung der Schulen mit Lehrmitteln, auf die zweckmässigere Einrichtung der Lehrzimmer, auf die Vermehrung der Turn-Anstalten, Baumschulen, Schulbibliotheken etc.; doch ist hier dem Eifer der Schul-Inspectoren noch ein weites Feld der Thätigkeit geboten.

Von der wachsenden Theilnahme des Volkes an seinem Unterrichtswesen zeugen endlich die jährlich zunehmenden Auslagen für die Errichtung und Erhaltung der Volksschule. Das *Einkommen der ungarischen Volksschule* fliesst aus vier Quellen und wird theils in Barem, theils in Naturalien geliefert. Es flossen im Jahre 1874 ein: *a)* 618.235 fl. als Erträgniss vom liegenden Eigenthum der Schule; *b)* 195.894 fl. als Zinsen von den Schulcapitalien; *c)* 948.382 fl. an Schulgeld (auf ein schulbesuchendes Kind durchschnittlich 63·34 kr. jährlich) und *d)* 6,085.732 fl. an verschiedenen Unterstützungen und Beitragsleistungen. Unter diesen Letztern betrug die staatliche Unterstützung nur 591.945 fl.; die Gemeindeleistungen 2,961.155 fl.; die Schulbeiträge der Confessionen 2,012.281 fl.; endlich sonstige Unterstützungen 520.351 fl. Das Gesammt-Einkommen der Volksschule Ungarns war sonach in dem genannten Jahre 7,848.243 fl. (um 478.350 fl. mehr als im Jahre 1873).

Die *Schulauslagen* vertheilen sich unter folgende Rubriken: Lehrerbesoldung 6,256.244 fl.; Heizung, Reinigung, Reparatur der Schulhäuser 569.544 fl.; Lehrmittel 92.013 fl.; Armenbücher 57.336 fl.; diverse Auslagen 873.106 fl. Am interessantesten ist die erste dieser Rubriken, die Lehrerbesoldung, welche im Jahre 1873 nur 5,664.014 fl. betrug, somit in einem Jahre um 792.230 fl. oder um 13·98% gestiegen ist. Das Resultat für die durchschnittliche *Lehrerbesoldung* stellte sich dadurch in folgender Weise: Im Jahre 1869 war die durchschnittliche Lehrerbesoldung in Ungarn-Siebenbürgen 208 fl. 87 kr. (in Siebenbürgen gar nur 120 fl. 47 kr.); im Jahre 1873 zeigte dieses Durchschnitts-Gehalt bereits 289 fl. 5 kr.; und im Jahre 1874 hatte es die Höhe von 319 fl. erreicht, war somit durchschnitt-

lich grösser als der gesetzliche Minimalsatz von 300 fl. So erfreulich und ehrenvoll diese namhafte Aufbesserung der materiellen Bezüge der Lehrer ist, so genügt diese in der Wirklichkeit noch lange nicht dem Bedürfnisse, das allerdings riesig ist, wenn man erwägt, dass es im Jahre 1872 mehr als 6000 Lehrer gab, deren Jahresbesoldung 200 fl. nicht überstieg, ja 3089 derselben hatten gar nur ein Einkommen von bis 100 fl. jährlich.

Die Zahl der *Lehrer-Seminarien* zur Heranbildung der Volksschullehrer betrug im Jahre 1874 insgesammt 58, darunter 20 Staats- und 38 konfessionelle Anstalten. Dem Geschlecht der Zöglinge nach waren es 48 männliche und 10 weibliche Seminarien. Sämmtliche dieser Lehrerbildungs-Anstalten hatten 158 Classen und 2651 Zöglinge, nämlich 1905 männlichen und 746 weiblichen Geschlechts. Die weiblichen Lehramts-Candidaten haben in den letzten Jahren überaus zugenommen; im Jahre 1867 zählte man in allen Seminarien nur 119, im Jahre 1874 schon 746 solcher Zöglinge. Das Lehrpersonale sämmtlicher Lehrerbildungs-Anstalten betrug 486 Lehrer und Lehrerinnen; auf eine Classe kamen 15·76, auf eine Lehrkraft 5·46 Lehramts-Zöglinge. Gegen das Vorjahr hatte sich die Zahl der Letzteren um 231 vermehrt.

Weit langsamer ist die Zunahme der *höheren Volks- und Bürgerschulen* des Landes. Trotz der bezüglichen Vorschrift des Gesetzes und der ernsten Mahnung des Ministers gab es im Jahre 1874 im Lande nur 27 höhere Volks- und 39 Bürgerschulen, zusammen 66 Anstalten, wovon 17 für Mädchen und 9 für Knaben und Mädchen bestimmt waren. Nahezu ein Drittel (nämlich 20) dieser Schulanstalten genoss im Jahre 1874 einer staatlichen Subvention.

Besondere Sorgfalt verwendet der jetzige Herr Unterrichtsminister August Trefort auf die Hebung und Förderung des *gewerblichen und landwirthschaftlichen Unterrichts*. Die höheren Volks- und Bürgerschulen werden mit derartigen Fachclassen verbunden oder selbständige Industrie-Schulen für Kunstschnitzerei, Kunstflechterei etc. errichtet. Blühend ist die erste ungarische Maschinen-Industrieschule zu Kaschau. Ebenso haben die niederen Handelsschulen eine neue Organisation erhalten und wurden der ordentlichen Inspection der Staats-Schulinspectoren unterstellt.

Der ministerielle «Bericht» gedenkt ferner der *Kleinkinder-Erziehung*, welche in Ungarn ausschliesslich Sache der Privat- und gesellschaftlichen Thätigkeit ist. Im Jahre 1874 gab es 198 «Kleinkinder-Bewahranstalten» im Lande, an Werth allerdings verschieden, doch zumeist dem Fröbel'schen System angehörig. Auch besteht in Budapest ein Privat-Seminar zur Heranbildung und Prüfung von Kindergärtnerinnen.

Endlich gibt der ministerielle «Bericht» noch Rechenschaft über die *Herstellung von Lehrmitteln* auf Regierungskosten; wir überschlagen aus Rücksichten des Raumes diesen Ausweis, um schliesslich dieses Abschnittes noch des *Volksschullehrer-Pensionsfonds* mit einigen Worten zu gedenken. Derselbe wurde erst mittelst des G.-A. 32 : 1875 in's Leben gerufen. Aus dem «Berichte» entnehmen wir, dass im Jahre 1875 dem Pensions-Institut 8537

Lehrer beigetreten sind, welche beim Eintritte semel pro semper 146.765 fl. und an Jahresbeiträgen 58.718 fl. erlegt haben. Ferner bezahlten 8314 Gemeinden für 14.268 Lehrerstellen à 12 fl. jährlich 171.216 fl., so dass Ende 1875 thatsächlich bereits 276.099 fl. für den Pensionsfond theils vorgeschrieben, theils auch schon eingezahlt waren. Im Rückstand befanden sich circa 7000 Lehrer; rechnet man sowohl diesen gesicherten Rückstand, wie auch den Staatszuschuss von 50.000 fl., sowie die dem Fond einzuverleibenden vorhandenen Gelder noch hinzu, so weist dessen Status Ende des Jahres 1875 eine Höhe von 649.443 fl. 9 kr. aus, — gewiss ein sehr erhebliches Resultat für das erste Verwaltungsjahr.

Mit dem Namen «Mittelschulen» bezeichnet man in Ungarn (und Oesterreich) die Gymnasien, Realschulen und «verwandte Lehranstalten». Die *Gymnasien* Ungarns unterstehen theils der staatlichen Leitung des Unterrichts-Ministeriums (hierher gehören die eigentlichen Staats-Gymnasien, die Communal- und Privat-Gymnasien, dann die aus dem Studienfond erhaltenen «königlichen katholischen Gymnasien» und endlich die von katholischen Welt- und Ordens-Geistlichen geleiteten Gymnasien), theils gehören sie den einzelnen nichtkatholischen Confessionen (Protestanten und Griechisch-Orientalischen) und übt der Staat auf diese Anstalten thatsächlich fast gar keine Einwirkung. Nichtsdestoweniger geniessen sie dieselben Rechte und Befugnisse, wie die staatlichen oder vom Staate direct beeinflussten und geleiteten Institute. Eine Reform durch die Schaffung eines ordentlichen Mittelschul-Gesetzes ist hier sehr vonnöthen und wird in naher Zukunft erwartet.

Im Jahre 1874 gab es 146 *Ober- und Unter-Gymnasien*, die jedoch bezüglich ihrer Classenzahl sehr verschieden waren; das vollständige Ober-Gymnasium hat acht getrennte Jahresclassen, die unvollständigen Gymnasien weisen 2, 3, 4, 5 und 6 Classen auf. Nach dem Flächenraum von Ungarn-Siebenbürgen kam ein Gymnasium auf 32 Quadrat-Meilen (in Oesterreich auf 44·5 Quadrat-Meilen), nach der Bevölkerung auf 90.630 Einwohner (in Oesterreich auf 173.010 Bewohner). In diesen 146 Gymnasien zählte man 921 Classen (im Jahre 1873 nur 915) mit 1734 Professoren (im Jahre 1873 nur 1681), welche Zahlen im Jahre 1875 auf 926, resp. 1768 stiegen. Dagegen sank im Jahre 1874 die Schülerzahl von 27.220 des Vorjahres auf 26.273 herab, hob sich aber im Jahre 1875 wieder auf 27.144 und hat seitdem stetig zugenommen. Der officielle «Bericht» gibt sodann eine Scheidung der Schüler nach Nationalität und Confession, welche wir sowohl hier, wie bei den Realschulen Raumes halber überschlagen müssen.

Seit dem Jahre 1876 sind die *Realschulen* zu achtclassigen Mittelschulen erweitert worden. Im Jahre 1874 bestanden insgesammt 32 dieser Anstalten, wovon 16 Staats- und 7 Communal-Anstalten, die übrigen confessionelle (6) und private (3) Institute waren. Im Jahre 1875 war deren Zahl auf 35 gestiegen. Bis zu dem Jahre 1875 zeigten die Realschulen einen steten Zuwachs an Classen, Professoren und Schülern. Man zählte im Jahre

1873	an sämmtl.	Realschulen	136	Classen,	337	Professoren,	7310 Schüler
1874	»	»	156	»	387	»	7743 »
1875	»	»	164	»	431	»	8086 »

Seitdem ist durch die Erweiterung des Realschul-Curses von 6 auf 8 Jahrgänge ein bemerkenswerther Rückschlag eingetreten; die Schüler-Frequenz an den Gymnasien nimmt abermals in erheblicher Weise zu, indessen bei den Realschulen ein Abfall beobachtet wird.

Zu den Mittelschulen gehört endlich die im Jahre 1875 in Budapest errichtete *höhere Staats-Töchterschule*, welche nach dem Vorbilde des Grazer Mädchen-Lyceums unter der hingebenden Leitung des provisorischen Directors, des Reichstags-Abgeordneten ALADÁR v. MOLNÁR, während ihrer zweijährigen Wirksamkeit recht anerkennenswerthe Resultate geliefert hat. Dieselbe zerfällt in drei Stufen: einjähriger Vorbereitungs-Curs, vierjährige Mittelschule und zweijähriger höherer Lehrcurs. Gegenwärtig bestehen ausser dem Vorbereitungs-Curse schon drei Mittelschul-Classen. Die Entwickelung zeigen folgende Zahlen: Im Jahre der Eröffnung wurden 50, im nächsten Schuljahre schon 145 Zöglinge aufgenommen, so dass die erste Mittelschul-Classe doppelt eröffnet werden musste. Nach dem Muster dieser Töchterschule wurden ähnliche Anstalten noch in Marmaros-Sziget und Trentschin (mit Staatsunterstützung), dann in Eperies und Arad (von Privaten) begründet.

Die *Hochschulen* Ungarns sind theils Universitäten und die technische Hochschule (Polytechnikum), theils wissenschaftliche Fachschulen (theologische Lehranstalten, Rechtsakademien, Muster-Zeichenschule, Musik-Akademie).

Ungarn-Siebenbürgen besitzt gegenwärtig zwei *Universitäten* zu Budapest (im Jahre 1635 zu Tirnau gestiftet, im Jahre 1771 nach Ofen, im Jahre 1784 nach Pest übertragen) und zu Klausenburg (seit 1872). Die Budapester Universität hat die vier herkömmlichen Facultäten; der Klausenburger fehlt die theologische Facultät, dafür besitzt sie vier weltliche Facultäten: die rechts- und staatswissenschaftliche, die medicinische, die philosophische und die mathematisch-naturwissenschaftliche. Mit jeder Universität ist ein Seminar zur Heranbildung von Mittelschul-Professoren verbunden.

Die Universitäten (namentlich die Budapester) haben unter der Leitung des jetzigen Herrn Unterrichts-Ministers AUG. TREFORT in ihrer innern Einrichtung wesentliche Reformen erfahren. Es wurde für dieselben eine neue Studien-, Disciplinar- und Lections-Ordnung herausgegeben; ferner das Rigorosen-Wesen, die Doctor-Promotionen etc. geregelt. Besondere Verdienste erwarb sich der genannte Herr Minister um die Universität zu Budapest durch seine energische Bauthätigkeit, wodurch dieser Hochschule die zu ihrer Entfaltung erforderlichen Räume und Arbeitssäle geboten werden. Den erfreulichen Fortschritt in der äusserlichen Entwickelung und in der Frequenz der *Budapester Universität* lehren folgende Zahlen. Es waren Lehrkanzeln im Jahre

	1867	1875
an der theologischen Facultät	10	10
» » juridischen »	14	27
» » medicinischen »	37	54
» » philosophischen »	28	60
Zusammen .	89	151

Die Vermehrung beträgt also nahezu 70%. Bezüglich der Frequenz weisen die amtlichen Berichte aus. Im Winter-Semester

	1867	1874	1875
Theologen	72	70	77
Juristen	1121	1369	1278
Mediciner	468	537	572
Philosophen	104	453	390
Chirurgen	184	3	—
Pharmaceuten	89	—	122
Zusammen .	2038	2432	2411

Auf die interessanten Daten über Nationalität und Confession der Hörer und die resultirenden Ergebnisse in Bezug auf die culturellen Entwickelungen im ungarischen Volke müssen wir hier leider verzichten.

Die *Universität zu Klausenburg* ist nur mässig besucht. Dieselbe hatte im Winter-Semester des Schuljahres 1873-74 40, des Jahres 1874-75 44 Lehrkanzeln und im ersten Jahre 310, im letzten Jahre 369 Hörer. Hier und in Budapest stellten die Juristen das vorwiegende Contingent der academischen Bürgerschaft.

Die einzige technische Hochschule im ganzen Königreiche Ungarn, das *Josefs-Polytechnikum zu Budapest*, hat eine allgemeine und vier Fach-Abtheilungen für Ingenieure, Chemiker, Architecten und Maschinenbauer. Die Zahl der Lehrkräfte war im Schuljahr 1873-4 insgesammt 49 und stieg im folgenden Jahre auf 56. Die Hörerzahl betrug im Winter-Semester

	1873-4	1874-5
Allgemeine und chemische Abtheilung	473	507
Ingenieur- und Architecten- »	110	167
Maschinenbau- »	22	33
Ausserordentliche Hörer	91	110
Zusammen .	696	817

Die *theologischen Lehranstalten* stehen unter der alleinigen Aufsicht der betreffenden Confessionen, die theologische Facultät in Budapest etwa ausgenommen, insofern deren Professoren Staatsbeamte sind und die Facultät auch sonst den akademischen Statuten der Hochschule untersteht. Die theologischen Lehranstalten zerfielen in den Jahren 1874-1875 in 20 römisch-katholische, 3 griechisch-katholische, 8 lutherische, 5 kalvinische, 1 unitarische, 4 griechisch-orientalische (3 für Rumänen, 1 für Serben), im Ganzen

also 41 Anstalten. An denselben fungirten im Jahre 1873-4 121, im nächsten Jahre 124 Professoren, die Hörerzahl war in jenem 1152, in diesem nur 766. Die Hörer der Theologie zeigen seit dem Jahre 1867, wo sie noch 1682 zählten, eine kontinuirliche Abnahme.

Die *Rechtsakademien* haben in neuester Zeit durch Minister TREFORT eine gründliche Reform erfahren. Darnach sind dieselben als exponirte juridische Facultäten mit vier Jahrgängen zu betrachten, deren Hörer das Recht geniessen, die vorgeschriebenen staatswissenschaftlichen und juridischen Prüfungen zu machen; nur das Doctorat muss an einer Universität erworben werden. Im Jahre 1873-4 und 1874-5 hatte Ungarn-Siebenbürgen 5 königliche, 2 römisch-katholische, 5 reformirte und 1 lutherische, im Ganzen somit 13 Rechtsakademien, deren Professorenzahl in dem ersten Schuljahre 91, im letzten 111 betrug, die Hörerzahl war dort 1873, hier 1418; der Abfall macht also mehr als 400 — kein ungünstiges Symptom, wenn man das ohnehin übermässige Zuströmen der studirenden Jugend nach dem juristischen Fache betrachtet.

An weiteren Fachlehranstalten, insofern selbe dem Unterrichts-Minister unterstehen, werden in dem «Berichte» noch angeführt: die *Hebammenschulen* in Pressburg und Grosswardein, ausser denen noch Hebammen-Lehrcurse an den medicinischen Facultäten zu Budapest und Klausenburg eingerichtet und gut besucht sind. Ferner die *Landes-Musterzeichenschule* in Budapest, die theils zur Ausbildung plastischer Künstler dient, theils die fachliche Heranbildung der für die Mittelschulen erforderlichen Zeichenlehrer besorgt. Die Anstalt, welche im vorigen Jahre in einem palastähnlichen Neubau untergebracht wurde, zerfällt in eine Vorbereitungsclasse, dann in den ordentlichen Lehrcurs und nimmt überdies Gastschüler, Besucher der Abendcurse und Xylographen zur weiteren Vervollkommnung auf. Die Frequenz zeigte im Wintersemester 1874-5 127, im Jahre 1875-6 105 Zöglinge. Eine Schöpfung der neuesten Zeit (1875) ist auch die *Landes-Musikakademie*, als deren Präsident der weltberühmte Tonkünstler Dr. FRANZ LISZT fungirt. Der Lehrcurs dauert vier Jahre. Die Akademie, welche mit der *Landes-Theaterschule* in Verbindung steht, wurde im Jahre 1875-6 von 38 Zöglingen beiderlei Geschlechts frequentirt. Die Theaterschule zerfällt in die dramatische und in die Opern-Abtheilung, jene wurde im Jahre 1874-5 von 19 (8 männlichen und 11 weiblichen), diese von 20 (3 männlichen und 17 weiblichen) Zöglingen besucht. Im Jahre 1875-6 hatte die dramatische Abtheilung 24, die Opern-Abtheilung 29, beide also 53 Zöglinge, worunter 36 weiblichen Geschlechtes.

Wir eilen mit unserem Referate, das ohnehin schon einen ungewöhnlichen Umfang gewonnen hat, zum Schlusse mit dem Ausdrucke des Bedauerns, dass wir auf eine nähere Besprechung des »Berichtes» über das königliche *Taubstummen-Institut* in Waitzen, über das königliche *Blinden-Institut* in Budapest und das *Rettungshaus* in Balaton-Füred (letzteres ursprünglich eine Gründung des Reichstags-Abgeordneten ALADÁR MOLNÁR) verzichten müssen, obgleich wir dabei manchen erfreulichen Fortschritt in Bezug auf

die innere Einrichtung, dann hinsichtlich des Lehr- und Erziehungsplanes dieser Institute zu verzeichnen hätten. Desgleichen verbietet uns der Raum, auf eine nähere Schilderung des *ungarischen National-Museums* und der gesammten Thätigkeit des Unterrichts-Ministeriums und der unterstehenden Organe bezüglich der Erforschung und Erhaltung, resp. Restaurirung der im Lande vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler einzugehen. Wir müssen uns mit dem Hinweise begnügen, dass das National-Museum unter der Leitung seines jetzigen Directors FRANZ v. PULSZKY in allen seinen Abtheilungen die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat und zu den interessantesten, reichhaltigsten und bestgeordneten Instituten dieser Art in Europa zu zählen ist. Eine ausführliche Beschreibung dieser grossartigen Schöpfung des nationalen Geistes muss einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Wer diesen ministeriellen «Bericht» des Herrn Unterrichts-Ministers über den Zustand des ungarischen Unterrichts- und Bildungswesens unbefangen prüft, wird allerdings noch mancherlei Lücken und Gebrechen erkennen, macht doch der Herr Minister selber an vielen Stellen darauf aufmerksam; allein er wird auch zugestehen, dass Ungarns geistige Cultur in dem letzten Decennium durch die Fürsorge der Legislative, durch die eifrige Thätigkeit der Regierung, sowie durch die mehr und mehr wachsende Theilnahme und Opferwilligkeit des Volkes einen ununterbrochenen, erfreulichen Aufschwung genommen hat. Und darin liegt eine der Hauptbürgschaften für eine gedeihliche, dauernde Zukunft.

2. Die Sterblichkeit der Stadt Budapest in den Jahren 1874 und 1875 und deren Ursachen. Von JOSEF KÖRÖSI, Director des hauptstädtischen statistischen Bureau's etc. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, 1877. Lexicon-Format. VIII und 155 S.

Als vierzehnte Publication des statistischen Bureau's der ungarischen Hauptstadt Budapest liegt uns die Fortsetzung der Arbeit über die «Sterblichkeit» dieser Stadt und deren Ursachen in den Jahren 1874 und 1875 vor. Begonnen wurden diese überaus wichtigen Veröffentlichungen im Jahre 1876, in welchem Jahre die betreffenden Nachweise für die Jahre 1872 und 1873 publicirt wurden, doch bezogen sich dieselben nur allein auf die Stadt Pest, da die gesetzliche und factische Vereinigung der bisher getrennten «Schwesterstädte» Pest, Ofen und Altofen erst im Jahre 1874 erfolgte. Schon diese erste Arbeit über die Mortalitäts-Verhältnisse in der Hauptstadt Ungarns zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und zwar einerseits wegen des besonders wichtigen Gegenstandes, sowie andererseits durch die vortreffliche, ausführliche und instructive Behandlung desselben. Diesem ersten Berichte tritt nun der neueste über die Jahre 1874 und 1875 würdig zur Seite, wobei man jedoch mit dem verdienstvollen Director des Bureau's nur aufrichtig bedauern muss, dass eine übelangebrachte Sparsamkeit der Budapester Grosscommune bedeutende Reductionen

in der tabellarischen und graphischen Verarbeitung und Darstellung des statistischen Materials vonnöthen gemacht hat.

Und doch sollte gerade unsere Hauptstadt keine Kosten scheuen, um ihre Sanitätszustände erstlich genau zu erforschen und dann mit dem Aufwande aller Kräfte zu verbessern; denn die unbestechlichen Zahlen verkündigen gerade in dieser Beziehung bedauerliche Thatsachen, welche die ernsthafteste Beachtung fordern. Budapest nimmt nämlich in Hinsicht auf seine Sanitäts-Verhältnisse eine tiefe Stelle in der Reihe der Städte ein. Dies lehren auch die vorliegenden neuesten Ausweise unseres hauptstädtischen statistischen Bureau's, nach deren Mittheilungen wir die Mortalität der ungarischen Hauptstadt im Nachfolgenden schildern wollen.

Seit der Vereinigung zählt Budapest mit Einschluss der Militärbevölkerung 309.208 Seelen (Zählung im Januar 1876). Setzt man diese Einwohnerschaft zu einer runden Summe von 300.000 an, so gestalten sich die Sterblichkeits-Verhältnisse in folgender Weise. Es starben im Jahre 1874 insgesammt 12.860, im Jahre 1875 aber nur 12.026 Personen; von je Tausend betrug also der Sterblichkeits-Coëfficient im ersteren Jahre 42·9, im anderen 40·1, durchschnittlich für beide Jahre 41·5. Nach diesem Verhältnisse nimmt Budapest hinsichtlich seiner Mortalität unter 39 Städten die 35. Stelle ein. (Vgl. Kőrösi, «Statistique internationale des grandes villes. Première section, tome I. 1876.») Nur in den Städten Prag, München, Odessa und Hamburg ist die Mortalität noch schlimmer als in Budapest. Immerhin hat sich aber auch hier dieser Zustand seit dem Jahre 1873 gebessert; denn für die Jahre 1872-3 betrug der Sterblichkeits-Coëfficient nahezu 48‰ (genau 47·7‰), wobei allerdings die in diesen Jahren hier herrschende Cholera-Epidemie wesentlich mitgewirkt hatte.

Interessant ist, dass in den Jahren von 1872 bis 1875 die Zahl der weiblichen Verstorbenen in Budapest, resp. in Pest, weit geringer war als die männlichen. Es starben im Jahre 1874 insgesammt 7048 Männer und 5821 Frauen, im nächsten Jahre 6583 Männer und 5443 Frauen; von 1872-1875 aber 25.152 Männer und 20.427 Frauen, d. h. um 23 % mehr Männer als Frauen, wobei bemerkt werden muss, dass die Conscription vom Jahre 1876 nur etwa 5-6 % Plus für das weibliche Geschlecht ergab.

Dass hiervon hauptsächlich die fremde und passagere, zumeist männliche Bevölkerung die Ursache ist, geht aus folgenden Ziffern hervor: Es starben von 1872-1875 in den Wohnungen 17.512 Männer und 16.074 Frauen, dagegen in den Spitälern 7640 Männer und 4351 Frauen. In den Wohnungen betrug also der Todtenüberschuss der Männer nur 9 %, dagegen in den Spitälern 76 %.

Bezüglich des Alters der Verstorbenen weisen die statistischen Daten nach, dass die grosse Sterblichkeitsziffer von Budapest vor Allem durch die enorme Kindermortalität verursacht wird. Unter den Verstorbenen standen nämlich von je 100 Personen im Jahre 1874 50·38, im Jahre 1875 48·30 im Alter von 0-5 Jahren. Und dieses Verhältniss ist ziemlich stabil; denn es betrug in den Cholerajahren 1872-73 auch nur 50·88, resp. 47·17 %.

Nach der Confession zählte man unter den Verstorbenen

	im Jahre 1874	1875
Katholiken	9956	9194
Protestanten	1224	1184
Israeliten	1408	1429
Sonstiger oder unbekannter Confessionen	281	219
zusammen	12.869	12.026

Darunter kamen die am meisten betagten unter den Israeliten vor. Von je 100 Verstorbenen über dem 50. Lebensjahre entfielen in den Jahren 1874-5 auf die Israeliten 19·1, auf die Protestanten 16·8, auf die Katholiken 16·2. In Bezug auf die Kindersterblichkeit findet sich für das Alter von 0-1 Jahr das günstigste Verhältniss bei den Protestanten (31·1 %), dann folgen die Israeliten (33·8%) und erst in dritter Reihe die Katholiken (35·8 %). Nach den vierjährigen (1872-1875) Beobachtungen ergibt sich für die Verstorbenen über dem 5. Lebensjahre ein Durchschnittsalter

bei Israeliten . . . . von 42·50 Jahren
» Katholiken . . . » 39·27 »
» Protestanten . . » 38·71 »

Nach den Geschlechtern weisen alle Confessionen für die Männer ein höheres Durchschnitts-Alter auf; nämlich:

katholische . . . Männer 39·42 Jahre. katholische . . . Frauen 38·85 Jahre
protestantische . » 39·24 » protestantische . » 37·93 »
israelitische . . » 43·82 » israelitische . . . » 40·87 »

Den Ausweis der Sterblichkeit nach den Stadtbezirken überschlagen wir und notiren die Mortalität nach den Jahreszeiten und Monaten. Darnach ergibt sich, dass die Sterblichkeit von Budapest in den Herbstmonaten (September, October, November) am niedrigsten, in den Frühlingsmonaten aber am höchsten ist. Es war die Sterblichkeit durchschnittlich an einem Tage

	1874	1875
im Winter	33·5	32·0
» Frühling	40·9	36·8
» Sommer	39·1	34·6
» Herbst	29·0	28·8

Die gefährlichsten Monate des Jahres sind März, Mai und Juli; die relativ gesundesten September, October und December.

Der «Bericht» des statistischen Bureau's gibt nun interessante Daten über die Temperatur-Verhältnisse von Budapest und deren Beziehungen zur Mortalität der Hauptstadt, welche wir jedoch diesmal beiseite lassen, um nicht allzusehr in die Breite zu gerathen.

Unter den Verstorbenen des Jahres 1874 waren 12.457 eines natürlichen und 412 eines gewaltsamen Todes gestorben; für das Jahr 1875 betrugen diese Zahlen 11.630 und 396, zusammen für beide Jahre 24.087 und 808. Die gewaltsamen Todesfälle waren:

1. Unfälle: 342 und zwar im Jahre 1874: 137 (106 m., 31 w.); im Jahre 1875: 205 (143 m., 62 w.). Unter den Verunglückten des Jahres 1875 befinden sich auch jene 62 Menschenleben (36 m., 26 w.), welche dem schrecklichen Wolkenbruche vom 26. Juni d. J. zum Opfer gefallen sind.

2. Selbstmorde: 203, und zwar im Jahre 1874: 100 (84 m.. 16 w.) und im Jahre 1875: 103 (77 m, 26 w.). Die Zahl der wirklichen Selbstmorde ist jedenfalls bedeutender und kommen ohne Zweifel von den Todesfällen durch Verunglückung viele in diese Rubrik; dies gilt namentlich bezüglich der aus den Fluten der Donau gezogenen Leichen. Die Art des Selbstmordes konnte nur bei 164 constatirt werden. Es waren hierunter:

Selbstmord durch Schuss	73	(71 m.,	2 w.)
» » Vergiftung	47	(19 m.,	28 w.)
» » Erhenken	64	(59 m.,	5 w.)

Also die männlichen Selbstmörder ziehen die Kugel oder den Strick vor, die weiblichen wählen Gift oder den Sprung in die Donau. Dem Alter nach kamen die meisten Selbstmorde in der Lebenszeit vom 20. bis zum 30. Jahre vor; unter 20 Jahren waren 23, über 60 Jahre 24; bei 26 Selbstmördern konnte das Alter nicht bestimmt werden.

3. Durch Mord und Todschlag starben 29, und zwar 1874: 15 (8 m., 7 w.), 1875: 14 (nur männlichen Geschlechts). Doch ist auch hier die ziffermässige Angabe noch unsicher; denn bei 203 Individuen konnte nicht festgestellt werden, ob ein Verbrechen, Selbstmord oder Unfall deren Tod verursacht hatte.

Das Durchschnittsalter der Verstorbenen Budapests ist in Folge der enormen Kindersterblichkeit ein sehr niedriges; um jedoch hierin der Wahrscheinlichkeit näher zu kommen, hat das statistische Bureau eine doppelte Berechnung, mit und ohne die verstorbenen Kinder unter dem 5. Lebensjahre angestellt und dabei folgendes interessante Resultat erhalten:

In den Jahren 1872-3 betrug das Durchschnittsalter der Verstorbenen 20·31 Jahre (ohne die Kinder 38·47); in den darauf folgenden Jahren 1874-5 stieg dieses Durchschnittsalter auf 20·78 Jahre (ohne die Kinder auf 41·39), also für die über fünf Jahre alten um volle drei Jahre. Dieses günstige Ergebniss ist allerdings in erster Linie dem Verschwinden der Cholera-Epidemie zuzuschreiben, die gerade die Kinder unter 5 Jahren verschonte, desto ärger aber in dem Alter von 11 bis 40 Jahren wüthete. Interessant ist, dass das Durchschnittsalter der weiblichen Verstorbenen über 5 Jahre grösser ist als das männliche; so war

	1872-3		1874-5	
das Durchschnittsalter der verstorbenen Männer	(20·86)	37·38	(21.33)	39.91
» » » » Frauen	(19·64)	41·21	(20·14)	42·01

Unter 37 europäischen und amerikanischen Grossstädten nimmt Budapest nach dem Durchschnittsalter seiner Verstorbenen über dem 5. Lebensjahre die 32. Stelle ein; eine niedrigere Durchschnittszahl weisen auf: New-York, New-Orleans, St.-Petersburg, St.-Louis und Bukarest.

Die natürlichen Todesursachen weisen in den Jahren 1874 und 1875 220 verschiedene tödtliche Krankheiten auf; der grössere Theil derselben kommt aber nur sporadisch vor, so dass die Zahl jener natürlichen Todesursachen, denen in den obgenannten zwei Jahren mindestens 100 Menschenleben zum Opfer fielen, nur 34 (resp. 27) betrug. Doch auch diese lassen sich nicht als eigentliche «herrschende» Krankheiten der ungarischen Hauptstadt bezeichnen. Sieht man vorläufig von den ausschliesslichen Kinderkrankheiten der «Fraisen» und der «angeborenen Lebensschwäche» ab, so bleiben 12 Krankheiten, die man für Budapest als die häufigsten, also gewöhnlichen Todesursachen bezeichnen muss.

In erster Linie sind zu nennen die Krankheiten der Respirations-Organe: Tuberkulose, Lungenentzündung, Bronchitis, Catarrhus bronchialis und Pleuritis. Diesen Todesursachen waren in den Jahren 1874-5 nicht weniger als 7006 Menschenleben, somit nahezu ein Drittel der Verstorbenen, verfallen. Für Tuberkulose sind die Monate März, April und Mai die gefährlichsten; im Juni tritt eine Abnahme der Gefahr ein, die bis zum Winter anhält. Die Lungenleiden bedrohen zumeist das Lebensalter von 20-30 Jahren, in welcher Periode mehr als die Hälfte (57 %) der in dieser Zeit Verstorbenen diesen Leiden unterliegt; die früheste Jugend und das Greisenalter sind derselben weit weniger unterworfen. Nach der früheren Beschäftigung der Verstorbenen sind der Tuberkulose insbesondere Tischler und Schuster ausgesetzt, weniger Schlosser, Beamte und Schneider; am seltensten «aus eigenem Vermögen lebende» Frauen und Taglöhnerinnen. Lungenentzündung war am häufigsten bei Taglöhnern und männlichen Dienstboten, am seltensten bei Beamten, Tischlern, Schneidern und Schustern.

Diarrhöe tritt in den Sommermonaten am stärksten auf, und zwar so sehr, dass man in den Monaten Juli und August regelmässig von einer «Diarrhöe-Epidemie» sprechen könnte. In den Jahren 1874 und 1875 kamen in diesen Monaten durchschnittlich 185 Diarrhöe-Todesfälle vor, in den übrigen Monaten nur 60. Diese Krankheit ist vorzugsweise Kinderkrankheit. Die Gesammtzahl der an dieser Krankheit Verstorbenen betrug 1922, worunter 1883 unter fünf Lebensjahren.

Die Blattern-Epidemie ist desgleichen ein häufiger böser Gast in Budapest. Es fielen derselben im Jahre 1874 945, im Jahre 1875 426, zusammen also 1371 Menschenleben zum Opfer. Diese Epidemie trat in den kälteren Monaten, namentlich im November und December, intensiver auf und wüthete desgleichen vorwiegend in der ersten Kindheit von 0-5 Jahren. Dabei ergab sich auch, dass bei 41 beobachteten Fällen 32 Nichtgeimpfte konstatirt wurden. Unter den Erwachsenen erlagen relativ zumeist weibliche Dienstboten der Blatternkrankheit. Die Vermuthung liegt nahe, dass diese Erscheinung eine Folge der Pflege blatternkranker Kinder durch weibliche Dienstboten ist, weshalb bei solchen Krankenwärterinnen die Impfung strenge vorgenommen, resp. wiederholt werden müsste.

An Marasmus senilis starben im Jahre 1874/5 insgesammt 745 Individuen, darunter 277 Männer und 468 Frauen, also auf je 100 Männer 171

Frauen. Die grosse Majorität mit 662 (darunter 411 Frauen) stand im Alter von 60 bis 90 Jahren, über 90 bis 111 Jahren zählte man 25 Todte.

Der Typhus ist die ständige Krankheit der grossen Städte; in Budapest erlagen derselben im Jahre 1874 405, im Jahre 1875 307, insgesammt also 712 Menschenleben. Am häufigsten erscheint diese Todesursache in den Monaten Mai und Juni und rafft hauptsächlich Jünglinge und Männer in ihrer ersten Blüthenperiode hinweg. Der frühern Beschäftigung der Verstorbenen nach lieferten für diese Rubrik der Todesfälle die Maurer (nahezu jeder 10. Fall) und Schlosser (jeder 12. Fall) das grösste Contingent; am seltensten ist diese Krankheit bei aus eigenem Vermögen lebenden Frauen (nur jeder 50. Fall).

Croup, Dyphtheritis und Angina sind nicht seltene Todesursachen bei Kindern unter 10 Jahren; es starben in den Jahren 1874/5 an diesen Krankheiten insgesammt 686 Individuen. Am häufigsten zeigten sich dieselben in den Monaten Februar, März und April; dann gegen den Schluss des Jahres. Desgleichen können Gedärmentzündung und Scharlach vorwiegend als Kinderkrankheiten betrachtet werden; der erstern erlagen in den Jahren 1874/5 insgesammt 593 (darunter nur 65 im Alter von über 5 Jahren) und letzterem 490 Menschenleben. Anfang des Jahres 1874 und Ende 1875 trat der Scharlach epidemisch auf.

In Folge von Apoplexie und Paralysis starben 287 männlichen, 189 weiblichen Geschlechts, insgesammt 473. Die Mehrzahl der Fälle kam auf die Frühlingsmonate und traten diese Todesursachen zumeist in vorgerückteren Jahren (vom 40. Lebensjahre an) ein. Es unterlagen diesen Krankheiten verhältnissmässig am zahlreichsten Kaufleute, Beamte und aus eigenem Vermögen Lebende; am wenigsten Schneider und Tischler.

Gehirnhaut-Entzündung und Gehirn-Entzündung waren in 594 Fällen die Todesursachen und zwar treten diese Krankheiten gleichfalls hauptsächlich in der Kinderwelt auf.

Endlich zeigen sich als häufige Todesursachen organische Herzleiden. und zwar bei Frauen öfter als bei Männern. Es starben daran insgesammt 452 Personen, wovon 204 dem männlichen, 248 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Bezüglich der Jahreszeiten, in der diese Todesursache eintritt, ergibt sich, dass dieselbe in den Sommer- und Herbstmonaten seltener ist, als in der kalten Zeit des Jahres. Die Wahrscheinlichkeit, an dieser Krankheit zu sterben, ist in den höheren Altersclassen grösser; am häufigsten erfolgte der Tod im Alter von 40—60 Jahren. Die statistischen Beobachtungen erweisen endlich, dass den organischen Herzleiden bei dem männlichen Geschlechte zumeist Kaufleute, Wirthe, Caffeesieder, Kellner und männliche Dienstboten erliegen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, den die Statistik ziffermässig beweist, dass auf die Lebensdauer die Wohlhabenheit und die Wohnung von ganz besonderem Einflusse sind. Der vorliegende statistische Bericht bringt diesbezüglich sehr interessante Daten. Von 20.161 Verstorbenen wurde der Wohlhabenheitsgrad verzeichnet und gehörten davon

zur ersten (reichsten) Classe	343
» zweiten (Mittel-) Classe	3.890
» dritten (armen) Classe	13.440
» vierten (nothdürftigen) Classe . .	2.488
Zusammen .	20.161

Das Durchschnittsalter dieser Verstorbenen in den vier Classen betrug

	überhaupt	ohne die Kinder unter fünf Lebensjahren
I. (reiche) Classe	38·81 Jahre	50·86 Jahre
II. (Mittel-) »	23·50 »	44·66 »
III. (arme) »	14·41 »	41·31 »
IV. (nothdürftige) Classe . .	10·12 »	40·22 »

Das Resultat ist ein überraschendes. Die Differenz zwischen der ersten und vierten Classe beträgt 10 Jahre, mit den Kindern unter 5 Lebensjahren sogar 28 Jahre. Ferner ist schon aus diesen Zahlen deutlich, dass die grosse Kindersterblichkeit insbesondere bei den Armen und Nothdürftigen wüthet, obwohl auch der Abfall von der ersten zur zweiten Classe (15 Jahre!) sehr bedeutend ist. Für die lokalen Verhältnisse erweist sich sodann besonders lehrreich die vom Bureau durchgeführte Berechnung des Durchschnittsalters der Verstorbenen in den einzelnen Vermögens-Classen nach den Stadtbezirken, wobei sich das entsetzliche Resultat herausstellt, dass ein Angehöriger der III. Classe z. B. in der innern Stadt (IV. Bezirk) ein Durchschnittsalter von 22·58, in der Leopoldstadt (V. Bezirk) aber nur von 10·84, in Steinbruch (X. Bezirk) gar nur von — 8·40 Jahren erreicht.

Die mit dem Wohlhabenheitsgrade verbundene verschiedene Lebensweise, Wohnung und Beschäftigung erzeugt dann auch unterschiedene Todesursachen bei den einzelnen Vermögensclassen. Nach den in Budapest gemachten Beobachtungen treten bei den wohlhabenderen Classen relativ häufiger auf: Marasmus senilis, Gehirnhaut-Entzündung, Gehirnentzündung, Hydrops, Apoplexie und Paralysis, organische Herzfehler, Masern, Scharlach und Dyphtheritis; dagegen wurden bei den ärmeren Classen häufiger beobachtet: Cholera, Diarrhöe, Blattern, Scrophulosis, Gedärmentzündung, Wassersucht, angeborne Lebensschwäche (einigermassen auch Lungentuberculose und Typhus). Lungenentzündung und Keuchhusten traten ziemlich gleichmässig bei Reichen und Armen auf. Auf die nähere ziffermässige Darstellung dieser Sätze müssen wir leider verzichten.

Sehr zahlreich ist noch immer die Anzahl derjenigen Verstorbenen, denen keine ärztliche Hilfe zu Theil ward. Dieselbe betrug in den Jahren 1873, 1874 und 1875 nacheinander 27·3, 22·5, 25%. In absoluten Zahlen ausgedrückt, betrugen diese Verstorbenen im Jahre 1874 zusammen 2800, im Jahre 1875 aber 2903 Personen.

Von besonderem Interesse ist endlich der Einfluss der Wohnung auf die Sanitäts-Zustände. Der statistische Bericht theilt hinsichtlich der Bewohntheit die Bevölkerung in *vier* Classen:

Erste Classe: auf ein Zimmer entfallen höchstens zwei Personen;
zweite » » » » » 2 bis 5 »
dritte » » » » » 5 bis 10 »
vierte » » » » » mehr als 10 »

Director Kőrösi hat nun in dieser Richtung während der Jahre 1872-1875 insgesammt 45.000 Todesfälle der Beobachtung unterzogen und dabei ergaben sich für die

	I. Classe	6.069 Verstorbene	
	II. »	18.000 »	
	III. »	6.775 »	
	IV. »	414 »	d. i. unter je 10.000
Verstorbenen für die	I. »	1.941 »	
	II. »	5.759 »	
	III. »	2.167 »	
	IV. »	133 »	

Mit der Bewohntheit steigert sich die Gefahr bei contagiösen Krankheiten und sind in stark bewohnten Räumen namentlich Blattern, Masern, Scharlach, Typhus, Keuchhusten, Croup und Dyphtheritis besonders vorherrschend. Namentlich verderbenbringend sind aber die in Budapest immer noch zahlreichen Kellerwohnungen, in denen das Durchschnittsalter über fünf Lebensjahren auf 37·15 Jahre herabsinkt, ja mit Berücksichtigung der Kinder-Mortalität beträgt dasselbe gar nur 9·76 Jahre. Eine nähere Schilderung dieser Verhältnisse müssen wir uns versagen, machen jedoch auf die betreffende Darstellung und auf die einschlägigen Tabellen des «Berichtes» nachdrücklich aufmerksam.

Wir haben schon am Eingange dieses Referates erwähnt, dass die grosse Kindersterblichkeit in Budapest die hauptsächlichste Ursache der überaus hohen Mortalitätsziffer dieser Stadt ist. Ungarn geniesst überhaupt des traurigen Ruhmes, unter den meisten europäischen Culturstaaten die höchste Kindersterblichkeit zu besitzen. Während nämlich in Europa durchschnittlich 40 Procent der Verstorbenen auf das Lebensalter von unter fünf Jahren entfallen, machen in Ungarn die verstorbenen Kinder dieses Alters die Höhe von 48·69 % der Todten aus. (Vgl. meine «Statistik des Königreiches Ungarn», Stuttgart bei Cotta, S. 112 ff.) Budapest überragt nun hierin selbst dieses hohe Landesmittel; denn hier starben im Jahre 1874 insgesammt 6484 (3354 Knaben, 3130 Mädchen), im Jahre 1875 aber 5806 (3080 Knaben, 2728 Mädchen) Kinder unter fünf Jahren. Das macht für das Jahr 1874 mehr als die Hälfte, nämlich 52·12 %, für das Jahr 1875 noch immer nahezu die Hälfte, nämlich 49·73 % aller Verstorbenen aus.

Hinsichtlich der Kindersterblichkeit in den verschiedenen Jahreszeiten weisen die statistischen Daten nach, dass in den wärmeren Monaten 10 bis 12 % mehr Kinder starben als im Herbste oder im Winter; namentlich für die Neugeborenen ist die warme Jahreszeit gefährlich. Die reichste Ernte hält der Tod aber unter den illegitimen Kindern. Von den 11,730

in den Jahren 1874/5 verstorbenen Kindern waren 2725 unehelicher Geburt; in den beiden Jahren wurden aber in der ungarischen Hauptstadt überhaupt 7848 ungesetzliche Kinder geboren. Unter diesen räumt der Tod schon im ersten Lebensjahre derart auf, dass von 100 Illegitimen 81.94% innerhalb der ersten zwölf Monate ihres Daseins dahingerafft wurden. Also von 100 unehelichen Kindern treten blos ungefähr 18 in das zweite Lebensjahr über. Das ist wahrhaftig eine grauenhafte Verwüstung des jugendlichen Lebens.

Das erste Lebensjahr ist für die Kinder der ungarischen Hauptstadt überhaupt sehr gefährlich; denn von den Kinderleichen gehören 68·61% diesem Alter an, und zwar wird hier das männliche Geschlecht weit mehr bedroht als das weibliche; denn jenes ist für das erste Lebensjahr mit 70·24, dieses nur mit 66·77% unter den einjährigen Verstorbenen vertreten. Die enorme Kindersterblichkeit wird erklärlich vor Allem durch den Umstand, dass von 11,829 verstorbenen Kindern 4998 oder 42% keines ärztlichen Beistandes genossen. Ferner übt die ungesunde Beschaffenheit oder Ueberfüllung der Wohnungen schädlichen Einfluss. In den Jahren 1874/5 starben 1617 Kinder in den meist feuchten, dumpfen und dunklen Kellerwohnungen, wobei hervorzuheben ist, dass nahezu die Hälfte dieser Todesfälle (730) auf solche Kellerwohnungen entfiel, in denen 6, 10, 16 Personen in einem Zimmer beisammen wohnten.

Den Einfluss des Wohlhabenheitsgrades auf die Kindersterblichkeit zeigt die Statistik der Hauptstadt darin, dass in den ärmeren Classen die Kindersterblichkeit dreimal so gross war als bei den wohlhabenderen Classen; namentlich steigert sich die Kindersterblichkeit bei der ärmeren Bevölkerung nach dem Verlaufe des ersten Lebensmonats der Neugeborenen.

Als die häufigsten Todesursachen wurden bei 12 233 Kinder-Sterbefällen unter fünf Lebensjahren beobachtet:

Leiden der Verdauungsorgane	2984
» » Athmungsorgane	2670
» des Nervensystems	2554
Constitutionelle Krankheiten	1779

Die hauptsächlichsten tödtlichen Krankheiten waren: Diarrhöe, Fraisen, angeborene Lebensschwäche, Lungentuberkulose, Blattern, Lungenentzündung. Unter diesen Krankheiten erliegen die illegitimen Kinder der angeborenen Lebensschwäche, der Lungentuberkulose, der Diarrhöe und den Fraisen häufiger als die legitimen Sprösslinge.

Auffallend sind endlich in Ungarns Hauptstadt die Früh- und Todtgeburten. An ersteren wurden im Jahre 1874 77, im Jahre 1875 73, zusammen also 150 (darunter 81 Knaben) angemeldet. Todtgeburten gab es im

Jahre 1874	735
» 1875	729
zusammen	1474,

darunter 787 Knaben.

Unter den Todtgeborenen ist die Zahl der illegitimen Kinder grösser als unter den Lebendiggeborenen; es waren nämlich unter den 26.623 Neugeborenen der Jahre 1874-1875

7848 illegitime 18.775 legitime
= 29·48 % » 70·52 % »

Dagegen unter den 1474 Todtgeborenen

496 illegitim 978 legitime
= 33·70 % » 66·30 % »

Wir schliessen damit unser Referat über den vortrefflich gearbeiteten lehrreichen Bericht des statistischen Bureau's von Budapest, indem wir zum Schlusse nur noch der Verbesserungs-Vorschläge dieses Bureau's in Kürze erwähnen.

Diese Vorschläge bestehen in Folgendem:

1. Allmälige Räumung der ungesunden Kellerwohnungen, worüber bekanntlich schon eine Verfügung der Stadtbehörde seit dem Jahre 1873 besteht; 2. unausgesetzte ärztliche Controlirung der übervölkerten Wohnungen und 3. Steigerung des Sinnes für Reinlichkeit und Anständigkeit der Wohnungen bei den unteren Classen der Bevölkerung, wozu entsprechende Humanitätsvereine nach dem Vorbilde des Auslandes Vieles beitragen könnten; 4. Sorge für die illegitimen und für die in Pflege gegebenen Kinder, resp. Regelung und fortgesetzte Ueberwachung des gesammten Pfleglingswesens. Dieser Vorschlag ist vor Allem wichtig angesichts der entsetzlichen Sterblichkeit unter diesen armen Menschenblüthen. Seit Jahren bildet die Errichtung von Findelhäusern und Regelung der öffentlichen Kinderpflege den Gegenstand eingehender Erörterungen im Kreise der medicinischen Fachgelehrten, wie in der Journalistik und auch im Schosse unserer Stadtvertretung. Leider blieben sowohl die Bemühungen einzelner Fachmännern, als auch die wiederholten Mahnungen der Presse und das Auftreten einzelner einsichtsvoller Stadtrepräsentanten bisher ohne Erfolg; doch die Zeit dürfte nicht mehr ferne sein, wo die hartnäckigen Vorurtheile, die aus falscher Scham oder Bequemlichkeit, oder aus Verkennung des wahren Sachverhaltes einer rationellen Lösung dieser Frage widerstreben, für immer der besseren Einsicht weichen müssen. Alsdann wird auch dem himmelschreienden Geschäfte der professionsmässigen «Engelmacherei», das heute in üppiger Blüthe steht, ein heilsames Ende bereitet sein.

Als fünften Reformvorschlag nennt der Bericht die fortgesetzte Bepflanzung des Rákos mit Bäumen, um Budapest von der lebensgefährlichen Staubplage zu befreien; im Zusammenhange damit steht die Reinhaltung und die gehörige Bespritzung der Strassen, woran es heute immer noch sehr mangelt. Sodann 6. die Verbesserung und Vermehrung der Spitäler, und endlich 7. die radikale Umgestaltung des Armen-Heilwesens, damit man nicht fernerhin die traurige Erfahrung machen müsse, dass die ärmere Volksclasse der ärztlichen Hülfe nicht theilhaftig wurde.

Ein wichtiges Erforderniss ist nur nebenbei erwähnt, nämlich die Herstellung und allgemeine Lieferung gesunden Trinkwassers. Wer die oft jauchenartige Flüssigkeit sieht, die aus den Leitungsröhren den Bewohnern von Budapest häufig als «Trinkwasser» geboten wird, der wird eine der Hauptursachen unserer grossen Sterblichkeit nicht weiter zu suchen brauchen. Zum Schlusse gedenken wir noch der mangelhaften Canalisirung, welche desgleichen die Quelle vieler Erkrankungen und Todesfälle bildet, — wobei gerne zugestanden werden mag, dass die diesbezüglichen Verhältnisse mancher Stadt des Auslandes noch weit ungünstiger sind.

Die Wahrheit ist das Beste, so bitter sie auch munde, und darum können wir die ernsten, obgleich herben Wahrheiten, welche die Ziffern dieses Berichtes mit unerbittlicher Logik predigen, nur der allgemeinen Beachtung empfehlen. Menschenkapital ist das kostbarste. Wir verschwenden es oder vernachlässigen es in leichtsinniger Weise, und doch lehrt die Erfahrung immer wieder: ein dünnbevölkertes Land, eine volksarme Stadt können auch der Bildung, dem Wohlstand und der Freiheit keine dauernde Stätte bieten.

Prof. J. H. SCHWICKER.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

In der am *8. Mai* gehaltenen Sitzung der III. Classe erstattete KARL v. THAN seinen ersten Bericht über die von ihm schon vor vier Jahren mit Unterstützung der Akademie begonnenen Experimental-Untersuchungen über *die chemische Energie der Körper*. Nachdem er die Bedeutung derartiger Untersuchungen für die Wissenschaft hervorgehoben, setzte er die von ihm befolgten Methoden auseinander. Den Gegenstand seiner gegenwärtigen Abhandlung bildete die exakte *Bestimmung der chemischen Energie des Knallgases*. Bei der Ausführung der Experimente wurde eine gemessene Menge des Knallgases in einem kleinen geschlossenen Glasgefässe in das BUNSEN'sche Eiskalorimeter gebracht und wurde das Knallgas innerhalb des Kalorimeters mittelst eines electrischen Funkens entzündet. Die dabei entstandene Wärmemenge wurde durch das Eiskalorimeter genau gemessen. Nach dem Mittelwerthe aus fünf der genauesten Versuche hat sich ergeben, dass, wenn 1 Gramm Wasserstoff in geschlossenen Gefässen verbrennt, 33.982 Kilogramm Wärme-Einheiten entstehen. Dies ist eine Quantität Energie, welche in Arbeit umgesetzt, eine Last von 14.442 Kilogramm auf 1 Meter Höhe heben kann. Der Vortragende zeigte hiernach, dass die bisher gebrauchten Werthe in mancher Beziehung mangelhaft sind. Mit seinen Resultaten lässt sich nur der von ANDREWS im Jahre 1845 bestimmte Werth vergleichen. Nach den nöthigen Correctionen stimmt die Zahl von ANDREWS mit der des Vortragenden recht gut überein. Der wahrscheinliche Fehler der letzteren beträgt weniger als 0.001 des ganzen Betrages. Ueber die Verwerthung der gewonnenen Resultate, sowie über die weitere Fortsetzung dieser Untersuchungen wird der Vortragende der Akademie später Bericht erstatten.

Professor Dr. THAN las dann auch eine Abhandlung von Professor PAUL PLÓSZ vor, welche von der *chemischen Beschaffenheit der Peptone*, sowie von deren Rolle und Schicksal im Organismus handelt. Die Arbeit zerfällt in drei Theile. Der erste Theil enthält die Beschreibung von Fütterungsversuchen mit Peptonen, an Thieren angestellt, die zeigen, dass die Ernährung mit den Peptonen, das ist mit künstlich verdautem Eiweis, vollkommen gelingt. — Der zweite Theil behandelt die chemische Beschaffenheit der Peptone und liefert den Nachweis, dass dieselben Zersetzungs-

Producte des Eiweisses darstellen, wobei die Frage offen gelassen wird, ob die Peptone nicht auch geringe Mengen unzersetzten Eiweisses enthalten. — Der dritte Theil untersucht das zeitliche Verhältniss der Kohlensäure- und der Stickstoff-Ausscheidung im thierischen Organismus. Durch diese Untersuchung wird dargethan, dass die Stickstoff-Ausfuhr nach Pepton-Eingabe sofort bedeutend steigt, während die Kohlensäure-Ausscheidung nur in geringem Grade erhöht wird, wogegen die Bewegung eine umgekehrte Wirkung hervorbringt; bei dieser steigt die Kohlensäure-Ausfuhr sehr beträchtlich, die Stickstoff-Ausscheidung dagegen gar nicht.

Professor Hugo Lojka zählt in seinem Vortrage die *Lichenen* auf, welche derselbe auf drei Excursionen zu Ostern und zu Pfingsten 1874 und zu Ostern d. J. in der Gegend von Bazias, Szvinicza, Trikuli, Herkulesbad und Dorf Mehadia gesammelt hat. Es sind 217 Arten, darunter 45 für Ungarn neue Flechten, sowie 12, die überhaupt für die Wissenschaft neu sind. Bei der Anordnung des Materials folgt der Vortragende diesmal dem System des Professors Dr. William Nylander in Paris, welchem er auch die Bestimmung mehrerer Arten, sowie die Revision seiner Bestimmungen verdankt.

Die von Koloman Szily vorgelegte Abhandlung des Klausenburger Universitäts-Professors Dr. Anton Abt hat *die Geschwindigkeit der Wellenbewegung in biegsamen Schnüren* zum Gegenstande. — Seit den Versuchen Savart's und Seebeck's ist es bekannt, dass bei den Transversal-Schwingungen der Saiten die Zahl der Schwingungen immer grösser ist, als die auf Grund der bekannten Formel durch Berechnung gefundene, und dass diese Differenz durch die Gespanntheit der Saiten verursacht wird. Bekannt ist ferner, dass die Versuche, welche die Brüder Weber zum Zweck der Prüfung der theoretischen Formel mit einer möglichst weichen Baumwollschnur machten, die schönste Uebereinstimmung zwischen den theoretischen und den Erfahrungs-Resultaten ergaben. Obgleich die Differenz zwischen der durch die Brüder Weber beobachteten und berechneten Zeit in der That sehr gering ist, so fällt es doch auf, dass diese Differenz mit der Spannung der Schnur zunimmt. Diese Thatsache erweckte in dem Verfasser der eingesendeten Abhandlung die Idee, dass diese Differenz vielleicht kein Wahrnehmungsfehler ist, wie die Brüder Weber meinten, sondern vielmehr daher stammt, dass selbst die weiche Schnur, wenn sie stark gespannt wird, sich nicht in Umständen befindet, auf welche die theoretische Formel vollständig anwendbar ist. Die weichen Schnüre, dachte er, verhalten sich, wenn stark gespannt, so wie die gespannten Saiten, bei welchen die beobachtete Geschwindigkeit grösser ist als die berechnete. Um hierüber in's Reine zu kommen, beschloss er, die Weber'schen Versuche mit verschiedenen Schnüren und mit verschiedenen Spannungsgewichten zu machen, als Zeitmesser aber nicht die Terzen-Uhr, wie die Brüder Weber, sondern das electrische Chronoscop zu benutzen. Er machte die Versuche 1. mit einer ungedrehten, sehr biegsamen, zu diesem Zwecke verfertigten Seidenschnur; 2. mit einer ungedrehten, feinen, ebenfalls zu diesem Zweck verfertigten

Baumwollschnur; 3. mit einer dickeren, ungedrehten, sehr biegsamen Baumwollschnur; 4. mit feinem Stahldraht; 5. mit Kupferdraht; 6. mit dickerem Stahldraht. Die Resultate waren folgende: bei der Seidenschnur war die beobachtete Geschwindigkeit in den sechs ersten Bestimmungen, so lange nämlich die Wellenbewegung unter 70 Meter blieb, immer grösser als die berechnete, und die Differenz zwischen beiden nahm mit dem Anwachsen der Geschwindigkeit ab. Bei den übrigen Versuchen ging die Schnelligkeit über 70 Meter hinaus; hier war die Differenz zwischen der beobachteten und der berechneten Geschwindigkeit negativ, was dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die genaue Beobachtung bei solcher grösseren Geschwindigkeit und bei einer Länge der Schnur von nur 13 Meter schon sehr schwer ist. — Indess macht die ausserordentlich geringe Differenz zwischen der beobachteten und der berechneten Geschwindigkeit, die bei der Seiden- und bei der dickeren Baumwollschnur nicht einmal zwei Percent beträgt, es wahrscheinlich, dass die vom Verfasser beobachtete Differenz bei den weichen Schnüren nicht obwaltet, sondern dass die Theorie auf diese bei kleineren und grösseren Spannungen vollkommen anwendbar ist. — Der schwach gespannte feine Stahl- und Kupferdraht entspricht ebenfalls den Formeln der Theorie.

In der am *14. Mai* gehaltenen Sitzung der I. Classe las Dr. Aurel Mayr eine Abhandlung über den *phonetischen Werth der sogenannten weichen Aspiraten im Altindischen*, und Dr. Ignaz Barna seine Uebersetzung des zweiten Gesanges der Vergil'schen Aeneide. — Dr. Aurel Mayr weist darauf hin, dass in keiner der indogermanischen Sprachen die gegensätzliche Unterscheidung zwischen den Tenues mit leisem, respective gehauchtem Absatz — die ohnedies nur relativ ist — etymologisch verwerthet wurde, und hält es daher schon a priori für unwahrscheinlich, dass dies bei den Mediae mit leisem, respective tönend gehauchtem Absatz der Fall gewesen sei. Die Argumente, welche für die Medialaspiraten-Natur der fraglichen Laute vorgebracht werden, beweisen dieselbe eben nicht. Denn: 1. eine Metathesis der Aspiration auf die Wurzelinitiale fand, wie schon Grassmann nachwies, nie statt. Die Behauptung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Formen wie τρέφω und θρέψω spreche entscheidend für die Annahme, dass τ und θ sich wie simplex und aspirata tenuis verhalten, wird dadurch widerlegt, dass selbes auch in späterer griechischer Zeit, für welche die Spirantennatur der Buchstaben φ, θ, χ auch Curtius nicht leugnet, dennoch bestand. 2. Solche Wurzeln, deren Initiale eine sogenannte «Aspirata media» ist, zeigen in der Reduplications-Silbe in der Regel nur die Media. Nichtsdestoweniger ist die Folgerung, man habe es hier mit einem zusammengesetzten Consonanten zu thun, dessen ersten Theil die Reduplications-Silbe aufweise, irrig. Formen, wie skr. *bheje*, *bhremus*, *bodhi*, *jahi*, beweisen, dass die unaspirirte Media der Reduplications-Silbe per dissimilationem entstanden ist. Beide Fälle der Dissimilation finden sich auch im Griechischen. Bezweifelte man auch, dass φ, θ, χ immer Spiranten waren, so geht aus dem Nordischen (dem Deutschen

überhaupt) die Möglichkeit einer Dissimilation der tönenden Spirans unstreitig hervor; nur beschränkte sich selbe nicht auf Fälle, wo auf die Silbe eine Spirans folgt, sondern ergriff sämmtliche initiale Spiranten, wie dies auch im Zend grösstentheils der Fall ist und auch im Indischen später eintrat; in dieser zweiten Schicht gelangte der Dissimilations-Process auf indischem Gebiet zur Media aspirata. 3. Indem die sogenannte Media aspirata und die indogermanische Spirans *s* vor mit *s* oder angeblicher Medial-aspirata (*bh*, *dh*) anlautenden Suffixen in unaspirirte Verschlusslaute übergehen: müssen die Laute *s*, *gh*, *dh*, *bh* homogener Natur, also sämmtlich Spiranten gewesen sein. 4. Die neueren indischen Sprachen zeigen für die fraglichen Laute im Anlaut immer, im Inlaut dagegen nur nach vorhergehendem *n* oder *r*, aspirirte Media, während sonst im Inlaut *h* auftritt; dieselbe Wandlung erfahren die tönenden Spiranten im Germanischen; speciell im Dänischen findet auch der Schwund derselben im Inlaut statt. Die Conservirung der cerebralen Spiranten und deren spätere Wandlung in Verschlusslaute kann nur in der phonetischen Natur derselben begründet sein; auch im Niederdeutschen wurden die tönenden Interdentalen-Spiranten nach deren Wandlung in dorsale zu Verschlusslauten. Einen weiteren Beweis für die spirantische Natur der angeblichen Aspiraten liefern die in späterer Zeit aus consonantisch fungirenden Sonoren entstandenen indogermanischen *y* und *v*, deren Lautgeschichte mit der ihrer Vorgänger identisch ist; auch *v* und *y* werden im Anlaut zu Verschlusslauten, resp. zu Affricaten, während sie im Inlaut auch in neuerer Zeit oft noch als Vocale erscheinen.

Auch das Zigeunerische wird von Ascoli und Miklosich (S. insbesondere: Beiträge zur Kenntniss der Zigeunermundarten, I, II, Wien, 1874; II. behandelt die Aspiraten) in's Treffen geführt. Indem jedoch in einigen Dialecten desselben sich die tenuis aspirata gar nicht findet, im allgemeinen die tenuis neben der tenuis aspirata als Vertreter der fraglichen Laute erscheint, ja sogar in einigen Wörtern tonlose Spiranten noch jetzt sich finden, andererseits das aus einer in consonantische Function getretenen Sonoren entwickelte *v* dieselbe Wandlung zum Verschlusslaut erfährt, und auch dem Verlust des Tones unterworfen wird, sich demnach auch *ph* für *v* findet, so liefert auch das Zigeunerische ein Argument contra aspiratam.

Eine Hauptschwierigkeit bildet die Erklärung der Gruppen *gdh*, *ddh*, *bdh* aus *gh* + *t*, *dh* + *t*, *bh* + *t*. Die romantische Behauptung, es habe eine Wandlung des Hauches nach rückwärts stattgefunden, abstrahirt davon, dass in diesem Fall im Indischen der tönende Verschlusslaut vor dem tonlosen *t* zu stehen gekommen, und demnach nach den Gesetzen dieser Sprache tonlos geworden wäre. Auch ist es ganz unbegreiflich, wie man behaupten konnte, das zweite Element der Aspirata habe das erste sowohl im Zigeunerischen, als auch im Griechisch-Lateinischen (so meint Ascoli) seines Tones beraubt, und nun vor *h* eine Wandlung des *t* zu *d* anzunehmen. Interessant wäre es auch zu erfahren, wie sich die Kämpen der Aspiraten-Theorie gegenüber dem neuindischen *dh* an der Stelle von skr. *th*, prakri-

tischen *bh* für *ph* verhalten, da doch die tönenden Laute an der Stelle älterer tonloser nach ihrer Theorie absolut unerklärbar sind.

Die Untersuchung des Vortragenden gelangt schliesslich zu folgendem Resultat: Tonlose Verschlusslaute verwandeln vorhergehende tönende Verschlusslaute zu tonlosen, assimiliren also nach rückwärts, während Spiranten nach vorwärts assimiliren, indem sie den Verschlusslaut zur Spirans verwandeln, welche nach tönenden Spiranten selbst tönend wird.

So gelangte MAYR zu einer Gruppe aus zwei tönenden Spiranten, wie selbe auch das Nordische in seinem participium perfecti passivi und praeteritum bietet. Nun ging im grössten Theil Islands die erste Spirans in den homorganen Verschlusslaut über, wie dies auch im Altindischen der Fall war, während man in Snaefells-Sýsla z. B. in der Gruppe *gd* «Spirans+ Verschlusslaut» spricht, wie diese Reihenfolge auch das Zend bietet. Im weiteren Verlauf ging im Indischen in der nun «Verschlusslaut + Spirans» enthaltenden Gruppe auch der zweite Laut in den Verschlusslaut über und so finden wir dies in der heutigen Aussprache, ebenso wie z. B. auch der Schwede heute *gd*, also zwei Verschlusslaute, spricht.

Am *27. Mai* wurde die *feierliche Jahressitzung* im Prunksaale der Akademie in Gegenwart eines zahlreichen gewählten Auditoriums abgehalten. — Der Präsident Graf MELCHIOR LÓNYAY eröffnete dieselbe mit einer Ansprache, in welcher er zunächst die Wichtigkeit der geistigen Arbeit für die Lebensfähigkeit und Zukunft der Völker berührte, und dann im weiteren Verlauf seines Vortrages an die Thatsache anknüpfte, dass die Präsidenten der Academie und der drei Classen stets auf drei Jahre gewählt werden; diese Wahlen aber eben wieder stattgefunden hätten, somit jetzt ein dreijähriger Cyklus abgelaufen sei. Da Redner während dieses Zeitraumes an der Spitze der Academie gestanden, so hält er es für angemessen, die Thätigkeit der Academie während des letzten dreijährigen Cyklus zu skizziren. Er gibt nun die Hauptzüge der Wirksamkeit der drei Classen, spricht dann von dem Vermögensstand der Academie, der eine lange Reihe von Jahren hindurch stets günstiger geworden, seit den letzten drei Jahren aber wegen ausserordentlicher Baukosten unverändert (1,774.993 fl. 21 kr.) blieb, und hebt dann, auf die Gesammt-Periode einen Blick werfend, hervor, dass die Akademie ihrer Aufgabe, die ungarische Sprache wissenschaftlich und die Wissenschaft in ungarischer Sprache zu pflegen, in jeder Beziehung entsprochen und während der drei Jahre theils aus ihren eigenen Einkünften, theils aus Staats-Subventionen auf ihre Zwecke 324.492 fl. verwendet habe. Sie wurde in ihrer Thätigkeit nur durch die Unzulänglichkeit der materiellen Mittel beschränkt, wie denn z. B. die für dieses Jahr zur Herausgabe der in den wöchentlichen Sitzungen verlesenen Abhandlungen präliminirte Summe schon im ersten Halbjahr erschöpft wurde. Alle Spenden, alle Vermächtnisse zu Gunsten der Academie kommen sonach nur der Förderung der geistigen Production der Nation zugute. Nach diesem Rückblick auf die Leistungen des letzten Trienniums wandte sich der Redner der Zukunft zu. Die nächste Jahresversammlung, hofft er,

werde bereits mit dem Fest der Enthüllung des *Eötvös-Monuments* abgeschlossen werden können. Von den Kosten dieses Denkmals werden einige tausend Gulden übrig bleiben und als «Eötvös-Fond» dem Fond der Academie angeschlossen werden. — Auch die Errichtung und Enthüllung des *Széchenyi-Monuments* werde bald darauf folgen. Bis dahin werde die Academie dem «grössten Ungar» wohl auch ein geistiges Monument errichten können. Széchenyi's Tagebücher, Manuscripte und Correspondenzen — mit Ausnahme der Privatbriefe an Anton Taschner — seien nämlich mit den zu diesem Zwecke eingeflossenen Spenden angekauft worden, und Redner werde die Academie demnächst auffordern, dieselben zu übernehmen und über deren Aufarbeitung und Herausgabe Verfügungen zu treffen. Mit einem Rückblick auf die Zeit, in welcher Széchenyi wirkte und schrieb und dann mit einigen Worten über den hohen Beruf der Academie schloss der Redner seine Ansprache.

Paul Gyulai, Secretär der I. Classe, las dann den vom General-Secretär Johann Arany verfassten Secretariats-Bericht über die Wirksamkeit der Academie im verflossenen Jahre.

Hierauf hielt Balthasar Horváth eine Denkrede auf Graf Emerich Mikó. — Wir haben Mikó's in unseren «Literarischen Berichten» bereits bei anderer Gelegenheit gedacht (siehe das zweite Heft Seite 237); gleichwohl ist es nicht überflüssig aus dieser Denkrede eine Partie einzufügen, in welcher Horváth, früher Justizminister und als solcher ein College Mikó's, sich über die Stellung Mikó's als Mitglied des verantwortlichen ungarischen Ministeriums, in welchem derselbe das Communications-Ministerium übernommen hatte, ausspricht. «Damals,» sagt Redner mit Bezug auf diese Thatsache, «gab es Viele, die lieber Fachmänner an der Spitze der einzelnen Ressorts gesehen hätten. Diese Ansicht war jedoch einseitig und irrig. Man darf nicht vergessen, dass nach jener grossen politischen Umgestaltung (im Jahre 1867) in erster Reihe politische Rücksichten massgebend waren. Es war nicht genügend, dass die dualistische Verfassung durchgesetzt war, diese musste auch ins Leben eingeführt werden. Der Ausgleich hatte mehr als eine Frage in der Schwebe gelassen, die ihre Lösung vom practischen Leben erwartete, wobei aber grosse Wachsamkeit nöthig war, damit nicht der Geist des Ausgleichs gefälscht und das zwischen den beiden Staaten der Monarchie hergestellte Rechtsverhältniss und dessen Grundprincipien umgestossen würden. Auch für die wieder hergestellte Verfassung selbst war es eine Lebensfrage, dass sie die höhere Weihe erhalte, ohne welche jede Verfassung eine beinahe leere Form wird und zu einer grösseren oder geringeren Illusion zusammenschrumpft, — jene höhere Weihe, die wir unter dem Namen Parlamentarismus kennen, und die man im Gesetz weder decretiren, noch formuliren kann, und deren Zukunft ausser der Lebensfähigkeit der Nation zum grössten Theil von der entschlossenen, selbstbewussten und glücklichen Initiative abhängt. Der neue Staat hatte keinen entsprechenden Organismus. Die neue Situation und die gesteigerten Ansprüche der Zeit erforderten theils die Schaffung neuer Institutionen,

theils eine zeit- und zweckmässige Umgestaltung der alten Einrichtungen. Unsern National-Charakter kennend, mussten wir darauf gefasst sein, dass die Wogen des constitutionellen Lebens anfangs hoch gehen werden, dass auch die Presse, befreit vom gewohnten Gängelbande, in den ersten Monaten ihrer Erlösung die Schranken ihrer edlen Mission vielleicht überschreiten werde, und dass alles dies im Schosse der Nation gewisse retrograde Neigungen erwecken könnte, welche den geheimen Schaden jeder grösseren politischen Umgestaltung zu bilden pflegen, Neigungen, welche jede irgendwie günstige Gelegenheit zum Angriff ergreifen, und erst nach längerer Zeit, wenn sie des Hoffens müde geworden sind, verschwinden.

«Unter den natürlichen Krisen der Umgestaltung war also in den Leitern der Nation vor Allem politischer Sinn, politischer Tact, höhere staatsmännische Thätigkeit vonnöthen; man brauchte Männer, deren Vergangenheit eine Gewähr dafür bot, dass sie auch unter den wechselvollen Kämpfen der neuen Aera an der Richtung, an den Grundsätzen festhalten werden, deren Vorkämpfer sie bis dahin gewesen, — Männer, die an der Herbeiführung der neuen Situation den grössten Antheil hatten, und deren Namen und Ehre es gewissermassen erheischte, dass sie ihre eigenen Schöpfungen vertheidigen, aufrechterhalten und consequent weiter entwickeln. Dieser Gesichtspunkt gelangte mit wenigen Ausnahmen bei der Zusammensetzung der ersten Regierung zur Geltung und daher war kein Cabinet denkbar, aus welchem Graf Emerich Mikó hätte wegbleiben dürfen. Aber ausserdem hatte Mikó im Schoosse des ersten Ministeriums noch eine grosse Mission, nämlich die Interessen Siebenbürgens zu vertreten. Wir haben Jahrzehnte hindurch viel von der Union gesprochen und geschrieben, ohne dass wir uns mit Siebenbürgen, mit dessen eigenthümlichen Verhältnissen und localen Interessen genau bekannt gemacht hätten. Das war ein grosser Fehler seitens des Mutterlandes, der aber nicht in uns, sondern in unseren siebenbürgischen Brüdern lag. Sie verlangten vielleicht vom Mutterlande etwas, was nur die Zeit bringen kann; sie hatten vielleicht von ihrer leidensvollen Vergangenheit mehr Bitterkeit als Witzigung geerbt; sie gestatteten vielleicht den Stammes-Sympathien und Antipathien einen zu grossen Einfluss auf ihr Gemüth; die Befangenheit des Particularismus mag hie und da den Gesichtskreis ihrer Ansichten enger gezogen haben als wünschenswerth gewesen wäre. Dieser Fehler wurzelte in der Vergangenheit Siebenbürgens und ist um so leichter zu verzeihen, da unsere siebenbürgischen Brüder uns in der Erkenntniss und Würdigung der grossen Tragweite der Union stets überflügelt haben. Jedenfalls gab es hinsichtlich der Auffassung der Situation zwischen uns und ihnen Unterschiede; hinsichtlich dessen, was zu thun war, trafen unsere Ansichten nicht in allen Punkten zusammen. Mikó war die Aufgabe zugefallen, diese Lücke zu überbrücken; einerseits die Lage und die Lebens-Interessen Siebenbürgens darzulegen, andererseits seine siebenbürgischen Compatrioten auf jenen höheren Standpunkt emporzuheben, von welchem aus das, keinerlei Local-Interessen unterzuordnende, allgemeine Interesse sicher erkannt werden

kann. Dieser Aufgabe hätte Niemand besser entsprechen können als Mikó mit seinem Ansehen, mit seinem ruhigen Wesen und seinem schwungvollen Geist, — derselbe Mikó, der an der ungarischen Staats-Idee mit aller Kraft seiner Seele hing, aber deshalb keinen Augenblick seine Treue und Liebe für sein engeres Vaterland verleugnete. Die Annäherung, die seitdem in immer sichtbareren Proportionen erfolgte; die Thatsache, dass durch die allmälige Ausgleichung der Ansichten und Interessen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der wechselseitigen Anhänglichkeit zwischen beiden Landestheilen heute bereits so warm und so stark ist, wie dasselbe noch nie gewesen: — das ist zum grössten Theil das Verdienst Mikó's.»

Hierauf las Aron Szilády eine Studie über *die ungarische Poesie zur Zeit des Königs Mathias.* — Der hier behandelte Stoff scheint auf den ersten Blick allzu schmächtig; doch bietet das zerstreute fragmentarische Material, wie Szilády dasselbe zusammengestellt, ein Bild in ziemlich anschaulichen Umrissen. — Der Verfasser beginnt mit einer Thatsache, die uns, wenn auch nicht in medias res, doch in die Mitte der geschilderten Periode führt. Der Codexmaler Blandi kam im Jahre 1471 mit einer Partie für die königliche Bibliothek angefertigter Codices von Rom nach Ofen, und brachte zugleich ein gedrucktes Exemplar des Gedichtes «De bello punico» von C. Silius Italicus, herausgegeben von Julius Pomponius Laetus, mit, welches der gelehrte Herausgeber in Begleitung eines Schreibens dem König Mathias schickte. Dieser war eben von mehreren Kriegen in Anspruch genommen, nahm sich aber doch noch im Laufe desselben Jahres Zeit, dem Sender zu antworten. «Man sagt allgemein: inter arma silent musae. Obgleich aber in aufeinanderfolgende Kriege verwickelt, widmen wir dennoch die wenige Zeit, die uns bleibt, den Wissenschaften.» Das ihm übersendete Buch lese er um so lieber, da es vom Kriege handelt, und weil er es schon in seiner Kindheit gelesen und lieb gewonnen habe. — An dieses Beispiel erinnert der Verfasser, um es zu rechtfertigen, dass er in einer so bewegten Zeit, wie die gegenwärtige, die Aufmerksamkeit der Zuhörer für die Ueberreste der ungarischen Poesie aus der Zeit des grossen Königs in Anspruch nimmt.

Nach dieser Einleitung geht der Verfasser auf seinen Gegenstand über und berührt zunächst die lateinische Poesie der geschilderten Zeit. Im Walde dieser Poesie stosse man hie und da auf eine Quelle, der man es anmerkt, dass sie unter dem Hufschlage der Kriegsrosse der Könige Ladislaus und Mathias aufsprudelte. Es wäre daher der Mühe werth, namentlich die Dichtungen des Janus Pannonius aus dem Staube der Latinität hervorzuholen, respective zu übersetzen und dem modernen Verständnisse nahe zu bringen. Aus den zeitgeschichtlichen und nationalen Spuren in der lateinischen Poesie des 15. Jahrhunderts und aus den wenigen vorhandenen Resten der damaligen ungarischen Poesie gewinnt Verfasser ein Bild der letzteren. Er bezeichnet sie als frei von der Koketterie mit den Gestalten der griechischen und römischen Mythologie, aber auch frei von jenem Cynismus, in welchem die vorzüglichsten lateinischen Dichter des

15. Jahrhunderts miteinander wetteiferten, — als schlicht und von kräftiger Objectivität. Die wenigen vorhandenen Reste gestatten eine Volks- und eine Kunstpoesie, eine epische und eine religiöse Poesie zu unterscheiden. Die Subjectivität der Lyrik war noch nicht zum Durchbruch gelangt. — In seinen Berührungen mit dem Volke zeigte sich König MATHIAS wohl zu manchem derben Scherz aufgelegt, aber er liess sich keine cynischen Lieder vorsingen. Bei der Tafel liess er Lieder in der Nationalsprache, welche Heldenthaten zum Gegenstand hatten, mit Begleitung der Laute vortragen. Dass diese Lieder in Form und Inhalt auf einer hohen Stufe stehen mussten, dafür bürgt die Bildung und der Geschmack des Königs MATHIAS.

Der Vortragende citirt mehrere Specimina der ungarischen Poesie aus jener Zeit. So die Verse, welche das Volk sang, als MATHIAS zum König gewählt wurde; ferner zwei Zeilen, die ZRINYI anführt, und von welchen er sagt, dass selbst die kleinen Mädchen sie nach dem Siege des Königs MATHIAS über den Sultan MAHOMET sangen: «Mikor magyar király zászlójat látá, — Jó lovának száját futni bocsátá» (Als er des Ungar-Königs Banner sah, liess er seinem guten Pferde den Zügel schiessen); ein prägnantes Bild, zu dessen Wiedergabe der Dichter AMBRUS GÖRCSÉNYI ein Jahrhundert später schon sechs Zeilen brauchte; — ausserdem Stellen aus dem vor mehreren Jahren im CSICSERY'schen Familien-Archiv im Unger Comitate gefundenen Fragment: «Szabács diadaláról», — sowie aus der Elegie GERGELY DEÁK'S auf den Tod seines Herrn JOHANN BOTH. — Der Vortragende zieht noch Mehreres in den Rahmen seines Bildes, unter Anderem die Satyre des FRANZ APÁTI. Man hat diese der jagellonischen Zeit zugeschrieben; aber die Frische des Ausdruckes und die berührten Verhältnisse deuten auf die Zeit des Königs MATHIAS. Man brauche sich in dieser Beziehung nur an die Mittheilung des GALEOTTI zu erinnern, nach welcher MATHIAS die Kerczer Abtei wegen des ausgelassenen Lebenswandels der Geistlichen aufgelöst habe. — Im Weiteren beschäftigt sich der Verfasser mit der in einigen Codices erhaltenen religiösen Poesie, deren Ursprung noch streitig ist, die aber nach den vom Verfasser angeführten Gründen wahrscheinlich dem 15. Jahrhundert angehört.

Schliesslich las Professor Baron ROLAND EÖTVÖS seinen Vortrag *über Wirkungen in die Ferne*. Populäre Werke und Vorlesungen über naturwissenschaftliche Themata, meint der Vortragende, sind in unserer Zeit zum allgemeinen Bedürfnisse der Gebildeten geworden. Leider wird hierbei das Augenmerk des Wissensbedürftigen hauptsächlich nur auf die oft wunderbar erscheinenden Resultate moderner Naturforschung gerichtet, so dass der logische Gedankengang der Forschung und die philosophische Bedeutung der durch naturwissenschaftliche Theorien gelieferten Erklärungen dem Laien meistens verhüllt bleiben.

Der Vortragende möchte gerne diesem Mangel abhelfen; er beschäftigt sich mit der so alten Frage der Fernewirkungen und bespricht hauptsächlich die Hypothesen, welche dem NEWTON'schen und den neueren electrodynamischen Punktgesetzen zu Grunde liegen. Er betont, dass die

Erklärungen, welche die physikalische Theorie hierdurch liefert, hypothetischer Natur sind, ja stets bleiben werden. Es sei unmöglich, physikalische Thatsachen durch an sich unumstösslich sichere Sätze zu erklären; der Theoretiker muss sich daher zufrieden stellen, wenn er eine *unzählbare Anzahl unerklärter* Erscheinungen auf *einige wenige unerklärbare* Hypothesen, Principien zurückführen kann. Die Endursachen selbst bleiben unserem Geiste stets verschlossen und der Naturforscher kann nicht im Allwissen, sondern nur im Forschen Befriedigung finden.

Gegenüber dieser durch die Entwickelung der Wissenschaft gereiften Ueberzeugung sei es gewiss ein merkwürdiger Irrthum, wenn so manche Anhänger des Materialismus naturwissenschaftliche Theorien zu Dogmen erheben, um damit Dogmen der Religion zu bekämpfen.

Zum Schlusse erzählt der Vortragende die Geschichte des GALIANI'schen Apologs: «les dés de la nature sont pipés» und sagt, daran anknüpfend, es sei nicht wesentlich, ob wir die Ursache, welche das Fallen der Würfel des Weltalls bedingt, Zufall, Kraft oder Gott nennen; unleugbar sei es, dass das Innere dieser Würfel uns stets verhüllt bleiben wird.

In der am *28. Mai* gehaltenen Gesammtsitzung las LORENZ TÓTH eine Denkrede auf ALEXANDER BERTHA (geboren am 7. April 1796, gestorben am 4. Februar 1877). — BERTHA war ein vertrauter Günstling STEFAN SZÉCHENYI's, dem er zur Zeit, als dieser seine Werke «Hitel» (Credit), «Világ» (Licht) u. s. w. schrieb, als sprachlicher Berather zur Seite stand. Auf zwei Landtagen redigirte er die Diarien, und auf literarischem Felde wirkte er unter Anderem als hervorragender Theilnehmer an der ungarischen Uebersetzung des «Tripartitums». Seit 1839 war er correspondirendes Mitglied der Akademie, der er bis 1853 auch als Rechtsconsulent, und von 1853-69, bis das Bodencredit-Institut die Casseverwaltung der Akademie übernahm, als Casse-Controlor diente. — Die schriftstellerische Thätigkeit des Verewigten war keine bedeutende, obgleich es ihm an Fähigkeit dazu keineswegs fehlte. Er schrieb unter Anderem memoirenartige Aufzeichnungen über einige Pressburger Landtage, veröffentlichte aber nur Weniges, da ihm die Censur Schwierigkeiten bereitete.

In der am *11. Juni* gehaltenen Sitzung der III. Classe besprach MAX v. HANTKEN in einem: «*Beiträge zur geologischen Kenntniss der Karpathen*» betitelten Vortrag die Hauptresultate seiner im vorigen Jahre in den Karpathen gemachten geologischen Ausflüge. Bei diesen hatte er sein Hauptaugenmerk auf die im Karpathen-Gebiete vorkommenden Nummuliten-Bildungen gerichtet, da diese in den bisher erschienenen geologischen Abhandlungen nur in sehr allgemeinen Zügen behandelt wurden, so dass auf Grund derselben weder eine Vergleichung der karpathischen Nummuliten-Schichten mit ähnlichen Gebilden anderer Landestheile möglich, noch ihr geologischer Horizont genauer bestimmbar war. Dem Vortragenden lag deshalb daran, an Ort und Stelle die nothwendigen Daten zu gewinnen, um eine Vergleichung der karpathischen Vorkommnisse mit den Nummuliten-Gebilden der Ofen-Grauer Gegend und des Bakony-Gebietes, wo diese

eine sehr vielfältige Gliederung und Ausbildungsweise besitzen, durchführen zu können. Er untersuchte die Nummuliten-Schichten der Umgebung von Blatnicza, Mosócz und Bella im Thuróczer und jene der Umgebung von Potornya und Thurik im Liptauer Comitat.

Bei Blatnicza sind drei Nummuliten-Schichten-Complexe entwickelt, und zwar sind in den Blatniczaer Steinbrüchen die obersten Nummuliten-Schichten aufgeschlossen, welche vollständig den Ofner Nummuliten-Kalksteinen entsprechen. Sie sind durch Orbitoiden und kleine gestreifte Nummuliten charakterisirt und enthalten aussex diesen noch winzige Foraminiferen sowie Bryozoen und Kalk-Algen (Lithotamnium). In östlicher Richtung von den Steinbrüchen treten am entgegengesetzten Abhange mergelige Nummuliten-Schichten auf, die einem tieferen Horizonte angehören und durch das massenhafte Vorkommen von ausgebreiteten Nummuliten scharf charakterisirt sind. Diese Stelle ist einer der interessantesten Fundorte von losen Nummuliten in Ungarn. Die vorherrschende und auffallendste Art ist Nummulites granulosa. Dieser Schichten-Complex entspricht dem im Bakony sehr verbreiteten, durch Nummulites Spira charakterisirten Schichten-Complexe. Der unterste Schichten-Complex besteht aus festen Kalksteinen, welche Nummuliten in geringerer Menge enthalten, hingegen an anderen Foraminiferen-Arten, unter denen Mitiotideen vorherrschen, reich sind. Ausser diesen treten noch Lithothamniumreste reichlicher auf, und sind diese Kalke noch durch das Auftreten von Alveolinen ausgezeichnet. Die in diesem Schichten-Complexe auftretenden Nummuliten gehören vornehmlich der Gruppe der punktirten Nummuliten an.

Die Nummuliten-Schichten von Bella und Potornya entsprechen den oberen Schichten von Blatnicza nnd daher den Ofner Nummuliten-Kalksteinen, hingegen die im Mosóczer Steinbruch aufgeschlossenen und die bei Thurik vorkommenden dem Blatniczaer unteren Schichten-Complexe entsprechen.

Der Vortragende besprach ferner die durch reichlichen Einschluss von Gyroporellen ausgezeichneten, der unteren Kreideformation angehörenden Kalksteine der Umgebung von Blatnicza, welche in dem Hügelzuge zwischen der dortigen Burg und der Ortschaft auftreten. Aehnliche Kalksteine treten in den kleinen Karpathen, wo sie zuerst von Wiener Geologen nachgewiesen wurden, und namentlich am Wetterlingsberge auf, daher diese Kalke auch den Namen Wetterlingskalke erhielten. Die Nummuliten-Gebilde so wie die zuletzt erwähnten Kreide-Kalksteine waren bisher unbekannt und sind deshalb auf den bisher erschienenen geologischen Karten nicht verzeichnet.

Schliesslich besprach HANTKEN noch die Nummuliten-Schichten von Kis-Győr im Borsoder Comitate, die er schon vor mehreren Jahren kennen gelernt hatte und welche durch reichlichen Inhalt von genetzten Nummuliten ausgezeichnet sind. Diese entsprechen den in der Umgebung von Nagy-Kovács bei Ofen und auch in der Umgebung von Klausenburg in Siebenbürgen vorkommenden durch Nummulites intermedia gekennzeichneten Schichten.

Dr. Rudolf Fabinyi, der im chemischen Laboratorium der Münchener Universität unter der Leitung des Professors Dr. Baeyer Studien über die Verbindungen der Aldehyde mit den Phenolen macht, hat als erstes Resultat seiner Untersuchungen eine umfangreiche Abhandlung über das *Dihydroxyphenylaethan* eingesendet, welche nun Professor Nendtvich vorlegte. Der Verfasser erinnert an die gegenwärtige Richtung der practischen Chemiker, die, nicht mehr zufrieden mit dem Resultate, welches auch die analytische Chemie an die Hand gibt, im Gegentheil ihre Thätigkeit auf die Synthese organischer Verbindungen ausdehnen und damit ein sehr dankbares, fruchtbares Feld zu erobern trachten. Diesen Bestrebungen ist es zu danken, dass man durch die künstliche Darstellung der Reibefarben nicht nur den grössten Theil der theuern natürlichen Farbestoffe zu ersetzen im Stande ist, sondern auch mehrere ganz neue ausgezeichnete Farbestoffe gefunden hat. Ebenso gelang es Gräbe durch seine Bemühungen, das Anthracen, aus diesem das Anthractinon und endlich den so schönen und kostbaren Farbestoff, das Alizerin, künstlich darzustellen. Dieser Richtung huldigt nun ein grosser Theil der Chemiker, wodurch nicht nur häufig sehr werthvolle practische Resultate erzielt werden, sondern auch die theoretische Chemie eine bedeutende Stütze gewinnt.

Professor Josef Szabó gab die Principien an, nach welchen die *Trachyte* bei der Aufnahme zu unterscheiden sind. Es sollen solche Gemengtheile zur Benennung angewendet werden, welche schon in der freien Natur auffallen und doch auch eine Bedeutung in der Mineral-Association haben. Nach der Altersfolge von den jüngeren zu den älteren werden folgende Unterschiede gemacht: 1. Augit-Trachyt, enthält weder Amphibol noch Biotit. 2. Amphibol-Trachyt, gleichviel ob er Augit enthält oder nicht; massgebend ist der Amphibol und die Abwesenheit von Biotit. Diese zwei Arten enthalten keinen Quarz. 3. Granat-Trachyt, eine Specialität Ungarns. 4. Biotit-Trachyt. Biotitquarz-Trachyt. Diese grosse Gruppe wird nach den möglichen Unterschieden der Gemengtheile und nach ihrem Erhaltungs- oder Modificationszustande bestimmt. — Für die erste Aufnahme der Trachyte ist diese Eintheilung hinlänglich genau und kann als Basis für genauere Unterabtheilungen dienen.

Nachdem Professor Margó aus einer Abhandlung des Assistenten Dr. Georg Teschler über *die Structur der Dentinzähne* die Hauptpunkte vorgelesen, legte Professor Wartha die Resultate jener Untersuchung vor, von welcher er in Gemeinschaft mit Schüller schon vorläufig Mittheilung gemacht hat. Die Untersuchung bezieht sich auf die *Herstellung eines Gewichts-Kalorimeters*, dann auf die Bestimmung der latenten Schmelzwärme und der Verbrennungswärme des Hydrogens mit Oxygen. Ebenso wurde der Wasserwerth des Instrumentes bestimmt und als Wärme-Einheit diejenige Quantität Wärme proponirt, welche ein Gramm Wasser bei seiner Abkühlung von 100° bis 0° verliert. Als Verbrennungswärme des Hydrogens wurden im Mittel 34117·5 Wärme-Einheiten gefunden.

In der am *18. Juni* gehaltenen Sitzung der I. Classe las August

GREGUSS eine Abhandlung *über Shakespeare's Fühlen und Denken.* Er gruppirt die diesem Dichter vorzugsweise eigenen Gefühle und Gedanken, und beschäftigt sich dann mit der Behauptung RÜMELIN's, dass der Dichter sich in «Hamlet» selbst personificirt habe. Demgemäss wäre der Weltschmerz, der Pessimismus SHAKESPEARE's Standpunkt. Indess kennt man SHAKESPEARE's persönliche Verhältnisse zu wenig, um den Dichter auf Grund derselben mit Hamlet zu identificiren. Höchstens könnte man sagen, dass Hamlet die gefühlvollste und geistreichste aller Gestalten SHAKESPEARE's sei und daher dem Dichter am nächsten stehen mag. SHAKESPEARE könne seiner moralischen Ueberzeugung nach nicht zu den Pessimisten gezählt werden. — Der Verfasser hütet sich, dem grossen Dichter einen solchen bestimmten Standpunkt zuzuschreiben, wie es viele Shakespeare-Ausleger auf Grund ihrer persönlichen Anschauungen gethan, indem sie ihn als Atheisten, als Katholiken, als Protestanten, als Pantheisten u. s. w. hinstellten. Sich auf den Standpunkt der unbefangenen, fortgeschrittenen Shakespeare-Kenner stellend, sucht er die Zeugnisse der Zeitgenossen über den Dichter zusammen, bringt diese mit einzelnen Stellen aus dessen Dichtungen in Zusammenhang und bezeichnet ihn in religiösen, politischen und sittlichen Fragen als frei, selbständig und edel denkend. Am Schlusse beschäftigt sich der Vortragende mit SHAKESPEARE als englischen Patrioten.

PAUL HUNFALVY legte sodann die von der sprachwissenschaftlichen Commission der Akademie revidirten und im Verlag der Akademie herausgegebenen *Principien und Regeln der ungarischen Rechtschreibung* vor.

Am *25. Juni* wurde unter Vorsitz des Präsidenten Graf MELCHIOR LÓNYAY eine Gesammtsitzung (die letzte vor den Ferien) gehalten, in welcher laufende Angelegenheiten erledigt wurden. Unter Anderem zeigte der Vorsitzende an, dass zum Behufe des Ankaufes der Tagebücher und Manuscripte STEFAN SZÉCHENYI's (von den TASCHNER'schen Erben), anstatt der erforderlichen 20.000 fl. bisher nur 10.564 fl. eingekommen seien. Gleichwohl hätten die Erben jene Manuscripte der Akademie schon jetzt übergeben, jedoch unter der Bedingung, dass ihnen der Rest des Ankaufspreises aus dem noch zu erwartenden Ergebniss der zu diesem Zwecke eingeleiteten Collecte ausgefolgt werde. Die Akademie sei somit bereits jetzt in den Besitz des kostbaren handschriftlichen Nachlasses SZÉCHENYI's gelangt. Es wird nun ihre Aufgabe sein, die Veröffentlichung dieser Schriften in Angriff zu nehmen, respective vorzubereiten. Zu diesem Zwecke schlägt der Präsident die Einsetzung einer Commission vor, welche über die Herausgabe ein Gutachten ausarbeiten soll und werden hierzu auf seinen Vorschlag ANTON ZICHY, KARL SZÁSZ, PAUL GYULAI, JULIUS PAULER und WOLFGANG DEÁK gewählt.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT.

In der am *7. Juni* unter Vorsitz des Präsidenten MICHAEL HORVÁTH abgehaltenen Sitzung las KANDID HEGEDÜS eine Denkrede über den kürzlich verstorbenen AUGUST SZALAY, welche die wesentlichsten Daten aus dem Leben des Verewigten zusammenfasste und hauptsächlich dessen Bestrebungen auf dem Felde der vaterländischen Geschichte hervorhob. 1811 geboren, gehörte SZALAY — ein Bruder des auch in Deutschland wohlbekannten Historikers LADISLAUS SZALAY — zu Denjenigen, deren Jugend in den Beginn der Reformperiode fiel. Nebst den patriotischen Anregungen folgte er dem Impuls, den ihm Professor STEFAN HORVÁTH gab, und wurde einer der eifrigsten Sammler und Forscher auf dem Felde der ungarischen Culturgeschichte. Diesen Bestrebungen blieb er Zeit seines Lebens getreu; eine Frucht derselben legte er in einem von ihm 1860 veröffentlichten Werke nieder, das 400 Briefe aus dem 16. Jahrhundert enthielt. Diese Briefe zeigen, wie sehr damals der Gebrauch der ungarischen Sprache verbreitet war. Nicht allein Beamte und Personen mittleren Adels, sondern auch Palatine, Erzbischöfe, ja selbst deutsche Kriegs-Commissäre schrieben ungarisch. Die Verhältnisse des Landes waren desolat; nichtsdestoweniger gibt sich in jenen Briefen eine starke Neigung zum Luxus kund, und ist darin von kostbaren Stoffen häufig die Rede. — Ein mit seinen Bestrebungen in Einklang stehendes bedeutendes Moment ist es, dass SZALAY 1872 zum Präsidenten der damals vom Minister errichteten Commission zur Erhaltung der ungarischen Kunstdenkmäler ernannt wurde, eine Stellung, in der er mit jugendlichem Eifer wirkte. Der Verfasser schloss seine Rede mit dem schönen Worte: «Diu, quia patriae vixit».

Nach dieser Denkrede kam eine Abhandlung von ÁRPÁD KÁROLYI über *die ungarischen Hussaren im schmalkaldischen Kriege* zum Vortrag. Der Secretär ALEXANDER SZILÁGYI, der diese Abhandlung in Abwesenheit des Verfassers im Auszuge vorlas, schickte voraus, dass die Quellen der Darstellung im Ofner Cameral-Archiv enthaltene Originalberichte und in Wiener Bibliotheken befindliche «Newe Zeitungen» über die Schlacht bei Altdorf seien. Die Abhandlung umfasst eine kurze Darstellung des Ursprunges des schmalkaldischen Krieges, eine Charakteristik KARL's V. und anderer damals hervorragender Persönlichkeiten, eine Beschreibung der Equipirung und Ausrüstung der ungarischen Hussaren und eine Darstellung der Schlacht bei Altdorf, an deren günstigem Ausgange die Hussaren einen beträchtlichen Antheil hatten.

In der Sitzung am *5. Juli* las LUDWIG THALLÓCZY eine Abhandlung über Zunftgepflogenheiten in *Maros-Vásárhely*. — Sodann legt WOLFGANG DEÁK aus dem Graf Wass'schen Familien-Archiv in Czege (Siebenbürgen) durch Graf ADAM WASS eingesendete zwanzig Documente aus der Zeit KARL ROBERT's vor, aus welchen unter Anderem hervorgeht, dass der Familienname Wass bereits im 14. Jahrhundert vorkommt. DEÁK zeigte

zugleich an, dass bereits von über 40 Städten und über 350 Zünften auf das Zunftwesen bezügliche Documente an die betreffende Commission der Gesellschaft eingesendet wurden.

Hierauf machte Dr. WILH. FRAKNÓI Mittheilungen über *das Erdödy'sche Archiv in Monyorókerék*. Dasselbe umfasst die Archive mehrerer ausgestorbenen Familien, und enthält Documente, die weit in's Árpád'sche Zeitalter zurückreichen. Die Archive der ausgestorbenen Familien bieten eine reiche Ausbeute an neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Eines der Documente ist z. B. mit einem Wachssiegel versehen, welches die von E. CZOBOR entzifferte Inschrift trägt: «Sigillum credibile Benedicti Bani 1221.» Es is ein «Sigillum equestre» (mit einer Reitergestalt) und wegen des Beiwortes «credibile» in der Inschrift ein Unicum in der ungarischen Sphragistik.

Zum Schluss legt ALEXANDER SZILÁGYI ein im National-Museum gefundenes Document, nämlich einen aus dem Jahre 1539 datirenden Vertrag, vor, welchen eine Anzahl bedeutender siebenbürgischer Grossen zu politischen Zwecken geschlossen hatte.

In dieser Sitzung kam auch ein von Professor FRANZ SALAMON bereits im Juni d. J. gestellter Antrag folgenden Inhalts zur Besprechung: 1. Nach Bestimmung des Vorortes einer jeden Wanderversammlung entsende die Gesellschaft eine Dreier-Commission, welche die in der Gegend des betreffenden Vorortes von den ältesten Zeiten bis inclusive 1849 vorgefallenen Schlachten und Festungs-Belagerungen zum Gegenstande ihres Studiums machen soll. Die Commission stelle die authentischen Daten zusammen und solle, so ausgerüstet, an der an Ort und Stelle stattfindenden Untersuchung theilnehmen und der topographischen Aufnahme die Richtung geben. — 2. Die Gesellschaft wende sich an das königl. ungarische Landesvertheidigungs-Ministerium mit der Bitte, das Unternehmen durch Abordnung eines in strategischen Aufnahmen geübten Honvéd-Officiers zu unterstützen, der im Einvernehmen mit der Commission die Schlacht- und Belagerungspläne ausarbeiten solle. Wegen der Kosten solle die Gesellschaft sich mit einem zweiten Gesuche an das königl. ungarische Ministerium wenden. — 3. Was die topographische Aufnahme der alten Festungen und Festungs-Belagerungen betrifft, solle die Commission sich noch mit einem in diesem Fach bewanderten Alterthumsforscher ergänzen. — Punkt 4 und 5 betreffen die Ausführung und Veröffentlichung des Textes zu den topographischen Aufnahmen. — Dieser Antrag, welcher bereits in der Juni-Sitzung im Principe angenommen worden war, wurde jetzt einer eingehenden Besprechung unterzogen und diese führte zu dem Resultat, dass im Interesse der beabsichtigten kriegsgeschichtlichen Arbeiten eine Commission, bestehend aus den Mitgliedern F. SALAMON, J. NAGY, B. CZOBOR, FL. RÓMER, K. THALY und Honvédmajor STEFAN KÁPOLNAY entsendet wurde.

NATURWISSENSCHAFTLICHE GESELLSCHAFT.

In der Sitzung am *18. April* stellte Professor KARL THAN mehrere Versuche an. Einer derselben diente zum Beweis der Wärmeleitungs-Fähigkeit des Wasserstoffes. Ein in der freien Luft durch den electrischen Strom glühend gemachter Platinadraht hört, in einen mit Wasserstoff gefüllten Recipienten eingeführt, auf zu glühen, zum Beweise, dass der Wasserstoff eine beträchtliche Quantität Wärme abgeleitet habe. — Ein zweiter Versuch hatte den Beweis von der Konstanz der Materie zum Zweck. In einer mit Sauerstoff gefüllten und abgewogenen Glasröhre wird Schiessbaumwolle oder Kohle verbrannt und das Gewicht der Röhre bleibt nach dem Verbrennungsprocess dasselbe. — Ein dritter Versuch hatte die Diffusion der Gase durch die nicht poröse Colloidmembran zum Zweck. Der Beweis war durch eine sinnreiche Combination der Apparate hergestellt, in Folge deren die Diffusion durch ein electrisches Signal angezeigt wurde.

Professor JULIUS KONT gibt die Theorie der *Empfindlichkeit mancher Gasflammen für den Schall*, zu deren Erklärung die Versuche RIDOUT's, des Entdeckers dieser Erscheinung, den Schlüssel bieten. Nach Constatirung der Thatsache, dass das Brennen des ausströmenden Gases keinen Einfluss auf die Erscheinung hat, und dass auch nicht brennendes Gas unter sonst gleichen Umständen für den Schall eben so empfindlich ist, — zeigt der Vortragende die verschiedenen Formen des Ausströmens bei verschiedenem Druck und gibt dadurch eine physikalische Definition der verschiedenen empfindlichen Ströme. Empfindlich sind jene Flammen (Gasströme), die sich in einem labilen Gleichgewichtszustande befinden, d. h. wenn die Flamme durch eine minimale Druckänderuug ihre Form wesentlich verändert. Dies kann bei der Steigerung oder auch bei Verminderung des Druckes geschehen. Dieselben Veränderungen nun, welche durch Veränderung des Druckes hervorgebracht werden, entstehen durch den Schall oder durch eine kleine Erschütterung. Die Flamme schlägt nämlich in beiden Fällen in den anderen Gleichgewichtszustand über. Die Empfindlichkeit der Flammen besteht daher darin, dass die durch den Schall mitgetheilten Vibrationen die Flamme von der labilen in die stabile Gleichgewichtslage umsetzen.

Der Vortragende untersuchte auch, ob nicht Flüssigkeitsströme ebenso wie Gasströme für den Schall empfindlich wären und fand, dass bei geringem Drucke ruhig ausfliessende Wasserströme sich durch den Schall oder durch kleine Erschütterungen sehr merklich veränderten. Man kann diesen Versuch mit den gewöhnlichen Wasserleitungspipen wiederholen; man muss die Pipe so weit absperren, dass das Wasser kaum mehr continuirlich ausfliesse und bei weiterem Drehen der Schraube schon in Tropfen falle. Ein Theil dieses continuirlichen Wasserstrahles zerfällt, wenn man auf die Pipe schlägt, in vibrirende Tropfen. Ist die Pipe nicht eingemauert, son-

dern an einen Tisch befestigt, wie es in Laboratorien häufig vorkommt, so ist der Wasserstrahl viel empfindlicher, er wird auch durch den Schall in vibrirende Tropfen zertheilt. Der Vortragende macht darauf aufmerksam, dass schon SAVART diese Erscheinung bemerkt habe; als er nämlich die Formen des ausfliessenden Wasserstrahles untersuchte, bemerkte er, dass diese Formen durch den Schall Veränderungen erleiden.

Professor PASZLAVSZKY sprach über eine *Gymnospermie bei einer Tulpe.* Der Vortragende erklärt, dass er nicht zu den Naturforschern gehöre, die ihre Studien vorzugsweise den Kindern Floras widmen. Den Gegenstand seines Vortrages hat er dem Zufall zu verdanken. Mitte November setzte er mehrere Hyacinthen und Tulpen in ein Gefäss, damit sie aufblühend seine Fenster zieren. Unter diesen Pflanzen zeigte eine Tulpe eine beträchtliche Abweichung. Die Staubgefässe befanden sich gerade in dem Stadium, wo sie sich halb zu Blumenblättern gestalteten. Drei der Staubgefässe waren noch vollständig. Wegen des Interesses, das diese Erscheinung darbot, brachte er die Pflanze in die Schule, um seinen Schülern diesen schönen Uebergang der Umgestaltung zu zeigen. An dem Tage, an welchem die Pflanze transportirt wurde, war regnerisches Wetter und die Tulpe hatte ihre Blumenblätter geschlossen; auf dem Wege aber öffnete sie dieselben und schloss sie nicht wieder. Bei dieser Gelegenheit muss die Befruchtung vor sich gegangen sein. Bemerkenswerth ist hier die Selbstbefruchtung. Die Carpellblätter des Fruchtknotens breiteten sich aus, spalteten sich in drei Theile und bildeten keine geschlossene Kapsel. Die einzelnen Carpellblätter gestalteten sich gleichfalls zu Blumen, Blättern, behielten aber merkwürdigerweise nebstdem ihre frühere Eigenschaft bei und entwickelten Samenknospen. Hier ergab sich also der Fall einer wirklichen Gymnospermie. Die Samenknospen erreichten eine Grösse von 5 $^{m}/_{m}$ und fielen dann in Folge von Nahrungsmangel ab. Die äusseren Samenknospen rötheten sich, nahmen so gleichfalls die Eigenschaften der Blumenblätter an und lieferten einen Beweis zur Foliolar-Theorie.

In der Sitzung am *16. Mai* demonstrirte Assistent J. FRÖHLICH die *Umwandlung der galvanischen Energie durch die Gramme'sche Maschine.* Die bisherigen Versuche, mittelst welcher man die bei der Umwandlung der galvanischen Stromenergie in mechanische Energie durch die GRAMME'sche Maschine auftretenden Verhältnisse zu bestimmen suchte, sind so unvollständig und so unwissenschaftlich ausgeführt, dass man sich aus denselben durchaus kein richtiges Urtheil über die Wirkungsweise, Leistungsfähigkeit etc. der Maschine bilden konnte. Der Vortragende untersuchte daher diese Verhältnisse zuerst auf streng theoretischem Wege und bestimmte sodann die Constanten, welche zur practischen Anwendung der theoretischen Resultate nöthig sind, experimentell. Die Uebereinstimmung der theoretischen Folgerungen mit aus den Versuchen gewonnenen Daten war sehr befriedigend. Es ergab sich, dass, wenn die GRAMME'sche Maschine durch eine constante electromotorische Kraft in Bewegung gesetzt und erhalten wird, dieselbe im günstigsten Falle 48 % der gesammten Stromenergie umzu-

wandeln im Stande sei. Ferner wurden die Verhältnisse bestimmt, wenn der Strom einer mit constanter Geschwindigkeit sich bewegenden GRAMME'schen Maschine eine zweite Maschine in Bewegung setzt und letztere eine mechanische Arbeit verrichtet; ebenso diejenigen, wenn der Strom einer GRAMME'schen Maschine Wasser zersetzt. Gestützt auf seine theoretischen und experimentellen Untersuchungen gelangte Dr. FRÖHLICH zu folgenden Resultaten: 1. Die GRAMME'sche Maschine ist von den bisher untersuchten magneto-electrischen und electro-magnetischen Maschinen die günstigste zur Umwandlung von galvanischer Stromenergie in mechanische Energie. — 2. Die Projecte des Erfinders dieser Maschine und Anderer, wonach eine durch natürliche Kräfte (etwa in einem Fluss oder Bach etc.) in Bewegung gesetzte GRAMME'sche Maschine verschiedene, in beliebig weiter Entfernung befindliche Maschinen in Bewegung setzen könnte und diese wieder mechanische Arbeit liefern würden; ferner dass man den Strom einer solchen Maschine beliebig weit leiten und sie dort zur Zersetzung von Wasser benutzen, die zersetzten Gase aber zu anderweitigen Arbeitsleistungen verwenden könne: scheitern sämmtlich an dem Widerstande der Leitungsdrähte, welche die gesammte Stromenergie in ausserordentlichem Masse herabdrücken. — 3. Die zweckmässigste Verwendung der GRAMME'schen Maschine zur Ausnutzung der Naturkräfte besteht darin, solche Maschinen an den Ufern von Flüssen etc. aufzustellen und dieselben zur Zersetzung von Wasser in unmittelbarer Nähe der Maschinen zu benutzen, die zerlegten Gase in entsprechende Gasometer aufzufangen und sie (gleich dem Leuchtgas) weiterzuleiten, eventuell zur Bewegung von Gasmotoren, zur Erzeugung von DRUMMOND'schem Lichte, überhaupt zu beliebigen Arbeitsleistungen zu verwenden.

Professor WARTHA hielt hierauf zwei kurze Vorträge. Er sprach zunächst über die *Bestimmung der temporären Härte des Trinkwassers.* Schon MOHR hat den Vorschlag gemacht, die temporäre Härte des Wassers, d. h. die darin aufgelösten alkalischen Erden, vermittelst der Titrirmethode zu bestimmen; MOHR schlug zu diesem Zwecke die Cochenille-Tinktur vor. Ebenso wurde in letzter Zeit Rosolsäure u. A. m. zu demselben Zwecke empfohlen. Vortragender fand nun, dass zu diesem Zwecke sich das *Alizarin* ganz besonders eignet. Dieser Farbstoff ist so unendlich empfindlich, dass die neutrale Lösung desselben in Glasgefässen nicht gekocht werden kann, da die geringe in Lösung übergegangene Menge *Glas* hinreicht, um den citronengelben Farbenton, den die neutrale Alizarinlösung erzeugt, in die carminrothe Farbe der Alkali-Alizarinverbindung umzuwandeln. Es wurde nachgewiesen, dass $^1/_{300000}$ Theil Alkali in der Lösung noch nachgewiesen werden kann. Bei Wasseruntersuchungen gibt man eine bestimmte kleine Menge in eine Silber- oder Neusilber-Schale, setzt etwas Alizarinlösung zu und titrirt in $^1/_{10}$ oder $^1/_{20}$ Normal-Salpetersäure bis zum Eintreten der gelben Farbe. Da die Kohlensäure, die bei Zusatz von Säure entweicht, auch Einfluss auf den Farbenton hat, so muss die Operation während des Siedens der Flüssigkeit geschehen. Auf Reisen, bei geologischen Excur-

sionen etc., wo es oft wichtig ist, die Beschaffenheit einer Quelle an Ort und Stelle zu untersuchen, kann man mit derselben Genauigkeit eine Lösung von Fluorescëin als Indicator benutzen, da auf diesen Farbstoff die Kohlensäure *keinen* Einfluss hat. Die Bestimmung geschieht mit fast mathematischer Schärfe in 5-6 Minuten. Vortragender glaubt, dieser Methode eine grosse Wichtigkeit für die Statistik der natürlichen Wässer beimessen zu können. So benutzte er dieselbe zur Bestimmung der temporären Härte der vier Brunnen des hiesigen Wasserwerkes.

Ferner sprach derselbe über die *Bestimmung des Arsens*. Er vereinfachte den MARSH'schen Apparat, der in seiner jetzigen Gestalt complicirt und explosionsgefährlich ist, derart, dass auch ein Laie innerhalb 5-10 Minuten mit absoluter Bestimmtheit die Gegenwart des Arsens in Tapeten, Tapisserien, Lampenschirmen, Kleiderstoffen etc. nachweisen kann.

LUDWIG LÓCZY sprach hierauf über *eigenthümliche Thalbildungen im Bihargebirge*. Die sonst seltenen Fälle, in welchen der jetzige Thalweg nicht der Linie der älteren, durch lose Materialien gefüllten Becken-Niederung folgt, sondern in die festen Felsen der Thalwände sich einengt, kommen in dieser Berggegend verhältnissmässig häufig vor. In allen nach Westen abdachenden Thälern kommen mehrere solche Fälle vor, und das Marosthal von Déva bis Lippa, als entschiedenes Erosions-Diagonalthal, ist in diesem Theile als ein solcher Fall zu betrachten. Vortragender findet eine Erklärung darin, dass hier, wie bei den Schuttkegeln, besonders wo von beiden Thalseiten sich solche berühren, der Fluss in losem leicht nachrutschendem Material mehr Widerstand findet, als in dem festen Gestein, wo steile Wände möglich sind und ungleich weniger Material weggeführt werden muss. Diese Erklärung scheint in diesem Gebirge besonders aus dem Grunde annehmbar, weil hier seit der Tertiärzeit weder Spalten noch Hebungen und Dislocationen stattgefunden haben.

Schliesslich hielt Professor KRENNER über eine wenige Tage vorher in *Altofen* vorgekommene *Bergrutschung* einen kurzen Vortrag. Er entwarf zunächst das Bild des geologischen Baues der Gegend, betonend, dass an jenem Orte der Kern des Gebirges aus Dolomit besteht, welcher von einer mächtigen zu den Bergspitzen nicht hinanreichenden Tegel- (Lehm-) Schicht bedeckt wird; auf dieser ruht die Dammerde mit den Weingärten. Von den Höhen des Gaisberges und Dreihotterberges zieht sich gegen den Hügel der Kleinzeller Kaserne ein muldenartiges Thal; der eine Flügel desselben stösst an diesen Berg, der andere an einen Tegelhügel, auf welchem eine grosse Ziegelei angelegt ist. Geht man thalaufwärts, so bemerkt man an der linken Abdachung des Thales, dass ein ca. 5-6 Joch grosser Weingarten-Complex nach abwärts gerutscht ist, und zwar nicht in gleichem Masse. Der Humus gestattete dem Regen sehr leicht den Durchzug, das Wasser wird durch den unterliegenden Tegel aufgehalten; an der Contactfläche beider sammelt sich eine dünne Wasserschichte, welche die Reibung beider Gesteine vermindert, so dass eine Verschiebung beider vorbereitet werden kann. Ein das Thal der Länge durchziehender Graben, der als Fahrweg

benutzt wird, gab direct Gelegenheit zur Verschiebung des einen Humus-Abhanges, indem er bis in den Tegel eingeschnitten ist. Die Weingärten machten eine Bewegung nach abwärts, überschritten theilweise den Weg und können kaum tiefer rücken, als bis sich die beiden Grabenränder berühren, welcher Fall schon hie und da eingetreten ist. Da die Bewegung sich blos auf die Humusschichte erstreckt, der Tegel und noch weniger der Dolomit von dieser nicht mit ergriffen ist, so werde die Rutschung, die somit einen ganz localen Charakter hat, keinen grösseren Schaden anrichten.

—

Die k. ungar. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus.

Unter jene Anstalten, welche seit den letzten zehn Jahren gegründet wurden, und deren Aufgabe die Erforschung der naturwissenschaftlichen Verhältnisse des Landes bildet, zählt auch die k. ungar. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. Obzwar die Gründung derselben bereits im Frühjahr 1868 von der ungarischen Akademie der Wissenschaften beantragt worden, erfolgte die definitive Entscheidung erst im Laufe des Jahres 1870. Die Wirksamkeit der Anstalt datirt somit erst vom Beginne des Jahres 1871.

Die Zahl der Beobachter in Ungarn, welche ihre Beobachtungen an die k. k. österreichische Central-Anstalt einschickten, betrug im Jahre 1870 im Ganzen 41, wovon 9 auf Croatien und die Militärgrenze entfallen. Von diesen traten mit Beginn des Jahres 1871 10 aus dem Verbande, so dass von der ungarischen Central-Anstalt thatsächlich nur 31 Stationen übernommen wurden. Bei dem Mangel eines Observatoriums musste die neue Anstalt im Vorhinein auf die Durchführung selbständiger wissenschaftlicher Unternehmungen verzichten und ihr Hauptaugenmerk auf die Organisirung der auswärtigen Stationen und die Verarbeitung des gelieferten Materiales richten. Die Zahl der Stationen stieg im Jahre 1871 auf 49, doch konnten nur die Berichte von 47 Stationen aufgenommen werden. Im Jahre 1872 hörten von diesen 3 Stationen auf, dagegen wurden 13 Stationen neu errichtet. Die Totalzahl betrug somit 57.

Im Jahre 1873 war der Abfall 5, der Zuwachs 17 Stat., Totalzahl = 69
» » 1874 » » » 4, » » 14 » » = 79

Im Jahre 1875 war die Totalzahl nur 78 Stationen, somit ein Rückgang zu verzeichnen, wohingegen im Jahre 1876 eine Gesammtzunahme von 10 Stationen stattfand, was eine Totalzahl von 88 Stationen ergibt.

Ausser den erwähnten Beobachtungs-Stationen gibt es auch solche, welche über Auftrag des k. ungarischen Communications-Ministeriums nur den Niederschlag registriren. Ihre Anzahl betrug 6.

Die Resultate der Beobachtungen werden in «Jahrbüchern» veröffentlicht. Die Anordnung des Materiales ist die vom Meteorologen-Congresse vorgezeichnete; der wesentliche Inhalt ist folgender:

Monat- und Jahres-Mittel der Temperatur, sowohl nach der unmittelbaren (dreistündigen) Beobachtung, als auch auf wahre 24stündige Mittel reducirt; die beobachteten Maxima und Minima.

Normale Mittel der Temperatur jener Stationen, von denen eine 25jährige Beobachtungsreihe vorliegt, und die Abweichungen von diesen Normal-Mitteln.

Die monatlichen und jährlichen Schwankungen der Temperatur.

Monat- und Jahres-Mittel des Luftdruckes, seine Maxima und Minima, sowie die Schwankungen desselben.

Die Monat- und Jahres-Mittel des Dunstdruckes und der relativen Feuchtigkeit, sowie die Minima derselben.

Die Monat- und Jahres-Summen und die Maxima des Niederschlages; die Regenhäufigkeit.

Die Bewölkung und Windvertheilung nach Percenten.

Für besondere Untersuchungen werden noch die Pentaden-Mittel der Temperatur nach DOVE berechnet. —

Zu bemerken ist noch, dass die Instrumente vor der Abgabe an die Stationen an der Central-Anstalt verglichen und der constante Fehler derselben ermittelt wird.

Ausser den in den Jahrbüchern niedergelegten speciellen Resultaten sind im Laufe der letzten Jahre noch aus dem Institute hervorgegangen:

Climatographie von Ungarn, in allgemeinen Umrissen dargestellt, für die Weltausstellung in Wien, 1873.

Idöjárási viszonyok Magyarországban 1871. évben (d. h. «Meteorologische Verhältnisse Ungarns im Jahre 1871», in den Abhandlungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften). Unter den beigegebenen Tafeln sind hervorzuheben: Karte der mittleren Jahres-Temperatur, — Karte der Regenmengen in Ungarn, auf Grundlage sämmtlicher bisher bekannter Beobachtungen entworfen.

Ferner sind vorhanden: Autographische Aufzeichnungen der Temperatur und des Luftdruckes, vom Jahre 1863 angefangen.

Beobachtung der Boden-Temperaturen in 4, 8, 12, 16 und 20 Fuss Tiefe für den achtjährigen Zeitraum von 1862 bis 1871 in Ofen; theilweise veröffentlicht in den Schriften der Akademie, im Ganzen im II. Bande der «Jahrbücher».

Der Meteoritenschwarm vom 27. November 1872, beobachtet an der meteorologischen Central-Anstalt von den Herren Assistenten Dr. GEORG BAUMGARTNER, Professor IGNAZ KURLÄNDER und Director GUIDO SCHENZL, berechnet von Herrn Dr. LUDWIG GRUBER, derzeit k. Meteorologen der Anstalt. Veröffentlicht in den Annalen der Wiener Sternwarte.

Neben der Erforschung der climatischen Verhältnisse hat die Central-Anstalt ihr Augenmerk auch den phyto- und zoophänologischen Beobachtungen zugewendet. Die Zahl der Theilnehmer, die im Jahre 1871 nur 4 betrug, ist bis zum Schlusse des Jahres 1876 auf 18 gestiegen. Die Resultate, deren Zusammenstellung Herr Gymnasial-Professor MORIZ STAUB über-

nommen, werden ebenfalls in den «Jahrbüchern» der Anstalt veröffentlicht werden.

Die magnetischen Beobachtungen wurden im Jahre 1861 mit der Aufstellung eines Magnetometers (nach GAUSS'scher Form) in der Ober-Realschule zu Ofen begonnen, an welchem bis zum Herbste des Jahres 1870 die Variationen der Declination beobachtet wurden. Nachdem dem Director dieser Lehranstalt die Führung des akademischen Observatoriums übertragen wurde (1863), ergab sich Gelegenheit, auch Variations-Apparate für die horizontale und verticale Intensität aufzustellen. Gleichzeitig wurde ein magnetischer Theodolit von Lamont für absolute Bestimmungen angeschafft.

Die magnetischen Ortsbestimmungen wurden im Jahre 1864 begonnen und seither fortgesetzt; die Zahl der Punkte, an denen bisher Messungen vorgenommen wurden, betrug bis zum Schlusse 1876 108, darunter auch einige in den benachbarten Ländern. Diese Ortsbestimmungen erstrecken sich, mit geringen Ausnahmen, auf alle drei Elemente. Einzelne Gruppen derselben sind in den «Mathematikai és természettudományi közlemények» (d. h. «Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen») der ungarischen Akademie, ferner im Jahresberichte der k. Ober-Realschule in Ofen vom Jahre 1865, und in den Jahrbüchern der k. k. meteorologischen Central-Anstalt in Wien (1867 und 1869) erschienen.

Eine specielle Arbeit, die Declinations-Verhältnisse Siebenbürgens betreffend, erscheint in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Abhandlungen der ungarischen Akademie, dann auszugsweise in deutscher Sprache in Dr. Ph. CARL's «Repertorium für Physik».

REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

— 1877. Erstes Halbjahr.* —

Budapesti Szemle. (Budapester Revue [Zweimonatlich]; im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften, red. von PAUL GYULAI. Budapest, Verlag von Moriz Ráth. Neue Folge, 5. Jahrgang, 1877.)

25. Heft (Januar-Februar): JUL. KAUTZ, die Edelmetalle in der Geschichte der Menschheit. — ARN. IPOLYI, ungarische culturhistorische Studien. — G. SZATHMÁRY, Bosnien. — Graf ANT. SZÉCSEN, literarische Studien, II. Shakespeare. — JOH. XÁNTUS, einige Wochen auf Ceylon, I. — PAUL GYULAI, Romhányi, epische Dichtung, dritter Gesang. — GUSTAV HEINRICH, die Tristan-Sage in Deutschland, II. — *Literatur* (Anzeigen von: E. SAYOUS, Histoire generale des Hongrois. — MOLNÁR, über weiblichen Unterricht in Ungarn. — FR. BROCKHAUS, die Briefe des Junius. — G. COX, Handbuch der Mythologie und Griechische Sagen [ungar. Uebersetzung]. — W. MÜLLER, historische Frauen).

26. Heft (März-April): MURRAY, ein Deputirten-Candidat unter Napoleon III. (Novelle), übersetzt von G. BELÉNYESI. — FR. PULSZKY, mein Leben und meine Zeit, IV. (Memoiren). — JOH. XÁNTUS, einige Wochen auf der Insel Ceylon, II. — GUSTAV HEINRICH, die Tristan-Sage in Deutschland, III. — Die Capelle (Gedicht) von JOS. LÉVAY. — Drei Lieder von SHELLEY, übersetzt von JOS. CSUKÁSSI. — Unsere technische Literatur im Jahre 1876. — *Literatur* (Anzeigen von: ERÖDI's ungarischer Literatur-Geschichte. — JUL. SCHWARZ, die Demokratie. — ANT. JALAVA, Ungarn und sein Volk [finnisch]. — EDM. KOVÁCS, die Religions-Philosophie. — H. KEITER, Versuch einer Theorie des Romans. — BUTLER, the cheap Dinner).

27. Heft (Mai-Juni): JOH. DEMÁR, über Dembinszky's Memoiren. — EMER. HENSZLMANN, Albrecht Dürer. — PAUL HUNFALVY, ugrisch-magyarisch-finnische mythologische Bruchstücke. — JOH. XÁNTUS, einige Wochen auf

* Die «Literarischen Berichte» werden von nun an auch ein Repertorium des Inhalts unserer hervorragendsten Fachzeitschriften bringen, um dem ausländischen Leser einen Einblick in den Kreis von Ideen und Stoffen zu gewähren, mit welchen unsere Fachmänner beschäftigt sind. Im Obigen geben wir eine Uebersicht des Inhalts vom Januar bis Juni 1877; das nächste Heft wird die zweite Hälfte des laufenden Jahres enthalten. Vom nächsten Jahrgange an wird diese «Revue» eine stehende Rubrik *jedes* Heftes bilden. Die Red.

der Insel Ceylon, III. — Gust. Heinrich, die Tristan-Sage in Deutschland, IV. (Schluss). — Zoltan Beöthy, die neue Familie (Original-Novelle). — Paul Gyulai, auf der Margaretheninsel (Gedicht). — Eine schottische Ballade, übersetzt von Jos. Lévay. — Die Statue, Allegorie (Gedicht) von Adalb. Szász. — *Literatur* (Anzeigen von: Benj. Kállay, Geschichte der Serben. — Aur. Kecskeméthy, Nordamerika im Jahre 1876. — Gabr. Balázs, Reise in Südamerika. — Henri Thiers, la Serbie, son passé et son avenir. — Einige ungarische Anthologien).

Nyelvtudományi közlemények. (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, red. von Paul Hunfalvy. Budapest, XIII. Band, 1877.)

1. Heft: Jos. Budenz, Grammatik der moksa- und erza-mordvinischen Sprache. — Sigm. Simonyi, die ugrischen Modalformen. — Jos. Budenz, ein Scheinwort.

2. Heft: Gabriel Bálint, der nördliche burjatisch-mongolische Dialect. — Herm. Vámbéry, etymologisches Wörterbuch der türkisch-tatarischen Sprachen.

Archaeologiai értesítő. (Archäologische Zeitschrift, Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von der ungarischen Akademie der Wissenschaften, red. von Dr. Emer. Henszlmann und Baron Alb. Nyáry.)

1. Heft: Emer. Henszlmann, Jahresbericht über die Wirksamkeit der ungarischen Kunstdenkmäler-Commission. — Wilh. Fraknói, zur Geschichte der Relief-Porträts des Königs Mathias und seiner Gemahlin Beatrix. — Emer. Nagy, zwei alte unbekannte Siegel. — Baron Alb. Nyáry, Beiträge zur Geschichte der Masken-Costume in Ungarn. — Literatur. — Vermischtes (auch in allen folgenden Heften).

2. Heft: Ueber das neue Wappen des Severiner Comitates. — Jos Hampel, über ungarische Bronzeschwerter. — Baron B. Radvánszky, das Siegel der Stadt Miskolcz aus dem Jahre 1433.

3. Heft: Fr. Flor. Römer, über die ungarischen Festungen vor dem Tatareneinfall. — Al. Csetneki, die Uransiedlung von Tószeg. — Emer. Henszlmann, der Jupiter-Tempel in Olympia. — Numismatische Beiträge. — B. Czobor, ein Dutzend silberner Löffel aus dem 17. Jahrhundert. — Theod. Lehoczky, eine alte Kupferkanne.

4. Heft: Frz. Geduly, Bericht der Festungskirchen-Baucommission über ihre Wirksamkeit im Jahre 1876. — Sigm. Bubics, die Holz- und Kupferstiche des National-Museums. — Emer. Nagy, alte Siegel. — Kleinere Mittheilungen.

5. Heft: Aug. Szalay †. — Jos. Hampel, Pázmány-Thaler. — Emer. Henszlmann, Schliemann's Ausgrabungen in Mykenai. — Emer. Nagy, die

Siegel der Grafen von Németujvár und des Dömöser Capitels. — Culturgeschichtliche Kleinigkeiten. — Die Steinstatue der Maria Dolorosa in Divék-Ujfalu.

Mathematikai és természettudományi közlemények. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen, mit Rücksicht auf die vaterländischen Verhältnisse. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, red. von Josef Szabó, Budapest, XIV. Band, 1877.)

1. Heft: Dr. Mor. Staub, die Entwickelung der Vegetation in der Umgebung von Fiume, mit fünf graphischen Tabellen.

2. Heft: Joh. Molnár, chemische Analyse der Ofner Rákóczy-Bitterwasser-Quelle.

3. Heft: Jos. Bernáth, chemische Analyse der Ofner Kinizsi-Quellen.

4. Heft: Dr. Karl Nendtvich, das Enargit von Parád.

5. Heft: Alex. Mocsáry, die Hymenopteren, Dipteren, Neuropteren, Orthopteren und Hemipteren des Biharer und Hajduken-Comitates.

Nemzetgazdasági szemle. (Nationalöconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der nationalöconomischen und statistischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, red. von Andreas György, Budapest, 1877, I. Jahrgang.)

1. Heft (Januar-März): Graf Melch. Lónyay, über Flussregulirungs-Gesellschaften, mit besonderer Rücksicht auf die Berieselung. — Jul. Kautz, einige literarhistorische Daten zur Frage der Colonisirung in Ungarn. — Karl Keleti, die Frage der Colonisirung in Ungarn. — Dr. Alex. Konek, die Grundbesitz-Bewegung in Civil-Croatien und -Slavonien. — Graf Aurel Dezsewffy, vor der Erneuerung der Handelsverträge. — Karl Hieronymi, die finanzielle Zukunft der ungar. Eisenbahnen. — Dr. Alex. Matlekovics, die Zollbewegung in Oesterreich. — Graf Andr. Bethlen, einige Worte über die Internationale. — Jos. Kőrösi, statistische Literaturschau. — Ludw. Láng, über die zweifache Valuta. — Dr. Peter Dobránszky, Natur und Gesellschaft. — Maurus Gelléri, die Organisation unserer Industrie-Vereine und die Entwickelung unserer Industrie. — Oeffentliche Verhandlungen der permanenten Commission für Volkswirthschaft und Statistik an der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 26. Februar und 27. März. — *Vermischtes*: Unser Export in lebenden Thieren dem Ausland gegenüber, von Isidor Máday. — Die Steuergesetzgebung, von Rud. Dobner. — Die Frage der Weinfabrication, von Isidor Máday. — Zwei englische Werke über die Bankfrage, von Dr. Béla Weiss. — Der Bücheredit und sein Gegenmittel, von Dr. Jul. Kakujay. — Wir müssen die Weinfabrication einschränken, von Alex. Török. — Cliffe Leslie's neues Werk, von Dr.

Béla Weiss. — Walter Bagehot todt. von Andr. György. — Ausländische Literatur. — Vaterländische Fachliteratur. — Bibliographie.

2. Heft (April-Juni): Jul. Kautz, das Metallgeld und die Valutafrage. — Béla Lukács, Güter- und Wälder-Regelung. — Karl Keleti, Credit und Wucher. — Karl Kerkapoly, zur Modification des Gewerbegesetzes. — Eugen Szabó, einige Worte über die Gruppirung der Eisenbahnen. — Oeffentliche Verhandlungen der volkswirthschaftlich-statistischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 28. April. — *Vermischtes:* Statistische Daten über Dalmatien, Croatien und Slavonien, von Jos. Körösi. — Ueber den Silbervorrath und dessen Vertheilung, von Jul. Láng. — Ueber die «Erste vaterländische Sparcasse». — Ueber die diesjährige General-Versammlung der Budapester Waaren- und Werth-Börse. — Die Organisation der Contumaz-Anstalten. — Die Finanzen Englands. — Die Revenuen der Religions- und Studienfonde. — Der wirthschaftliche Fachunterricht in Frankreich. — Der französische Zolltarif. — Die französische Bank. — Die Finanzen Rumäniens. — Die Budapester Arbeiter-Unruhen. — Bibliographie.

Földtani közlöny. (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären der Gesellschaft, Béla Inkey und Alexander Schmidt. VII. Jahrgang, 1877.

1. und 2. Heft: *I. Abhandlungen:* Béla Inkey, Daten betreffend die im Jahre 1876 im Comitate Somogy beobachteten Erdbeben. — Dr. Franz Herbich, Geologie des Székler-Landes. — *II. Literatur:* On the ancient Volcans of the district of Schemnitz, by J. W. Judd. — *III. Vermischtes:* »Naturhistorische Hefte» (Természetrajzi füzetek). — Internationaler Geologen-Congress in Paris 1878. — *IV. Vereins-Angelegenheiten:* Fachsitzung am 10. Jänner 1877. — Ordentliche General-Versammlung der ungarischen geologischen Gesellschaft für 1877, am 31. Januar d. J. — *V. Anhang:* Namensverzeichniss der Mitglieder der ungarischen geologischen Gesellschaft.

3 Heft: *I. Abhandlungen:* Dr. Jos. Szabó, Nyirok und Löss im Ofner Gebirge. — Jos. Stürzenbaum, über riesenhafte Foraminiferen. — *II. Literatur:* «Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie» von P. Groth. — «Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft», XXVIII. Band, 1. Heft. — H. Credner, die Küstenfacies des Diluviums der sächsischen Lausitz. — *III. Vermischtes:* Amerikanische Pterodaktylen. — Amerikanische tertiärzeitige Säugethiere. — Das wahrscheinliche Alter des Erdballes. — Ueber die Arten der europäischen lebenden und fossilen Eiche. — Das absolute Gewicht eines Atoms Hydrogen. — Basil Alexander Popovics †. — *IV. Vereins-Angelegenheiten:* Fachsitzung am 21. Februar 1877.

4. Heft: *I. Abhandlungen:* Jos. Rochlitzer, Beiträge zur geologischen Kenntniss der Fruska Gora. — Dr. Vinz. Wartha, über die Bildung

des Soda (Natron). — *II. Literatur:* G. v. Rath, zur Krystallbildung des Goldes. — Sollas, die geologische Entwickelung. — Verzeichniss neuer Mineralien. — *III. Vermischtes:* B. v. Cotta, geologisches Repertorium. — Eine Versteinerung im Karpathen-Sandstein. — Wirkungen der vorjährigen Regen-Niederschläge. — Umwandlung von Geysern in Vulkane. — Verkohlte Pflanzenreste in vulkanischer Asche. — *IV. Vereins-Angelegenheiten:* Fachsitzung am 14. März 1877.

5. und 6. Heft: *I. Abhandlungen:* Livius Maderspach, die Pelhócz-Ardauer Zink- und Galmei-Lager. — Béla Inkey, Erdrutschung im Comitate Somogy. — Dr. Ant. Koch, Bemerkungen zu Josef Rochlitzer's geologischer Karte der Fruska Gora und Beiträge zur geologischen Kenntniss dieses Gebirges. — Alex. Schmidt und Andr. Semsey, mineralogische Mittheilungen. — *II. Literatur:* Gust. Liszkay nach Dr. Brauns, über salz- und natronhaltige Wässer. — R. Müller, die Wirkung kohlensäurehaltigen Wassers auf einige Mineralien und Gesteine. — Stan. Meunier, die natürlichen Sulphide und die gediegenen Metalle. — *III. Vermischtes:* Der artesische Brunnen im Stadtwäldchen darf als gelungen betrachtet werden. — Die ungarischen staatlichen geologischen Aufnahmen in den Jahren 1868-1876. — Die vulkanischen Erscheinungen des Jahres 1876. — Neuer Mammuth-Fund. — Die diesjährigen Aufnahmen des königl. ungar. geologischen Instituts. — Künstliche Blumen als Barometer. — *IV. Vereins-Angelegenheiten:* Fachsitzungen am 11. April und 9. Mai 1877.

Természettudvmányi közlöny. (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der k. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von Koloman Szily und Julius Pethö, vom 1. März ab: Koloman Szily und Josef Paszlavszky. IX. Band, 1877.)

1. Heft: Ludw. Lóczy, über die Untersuchung der urweltlichen Höhle zu Baráthegy. — Dr. Géza Horváth, die Scheidezone der Thier- und Pflanzenwelt (Vortrag von Huxley). — Die 1875-1876er Polar-Expedition der Engländer. — Sammlung populärer Vorträge. — Kleinere Mittheilungen. — Vereins-Angelegenheiten. — Briefkasten. — Meteorologische und erdmagnetische Aufzeichnungen in Budapest. (Regelmässige Rubriken jedes Heftes.)

2. Heft: Karl Than, Eröffnungsrede in der General-Versammlung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. — Gust. Kondor, Denkrede auf Karl Nagy, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. — Dr. Géza Horváth, die Scheidezone der Thier- und Pflanzenwelt (Schluss). — (Kleinere Mittheiluugen u. s. w. wie im Januar-Hefte.)

3. Heft: Bartholom. Ónody, die Wirthschaftspflanzen Khiva's und die mit denselben in Ungarn gemachten Acclimations-Versuche. — Vinz. Borbás, das physiognomische System als Quelle ungarischer botanischer Benennungen. — (Kleinere Mittheilungen u. s. w.)

4. Heft: Dr. Paul Hojtsy, die heutigen Aufgaben der Astronomie. — Dr. Ludw. Thanhoffer, die einfachsten Lebens-Erscheinungen der Organismen. — Besprechung der in den naturwissenschaftlichen Soiréen gehaltenen Vorträge. — (Kleinere Mittheilungen u. s. w.)

5. Heft: Otto Hermann, Geieradler und Geier. — Ludw. Thanhoffer, die einfachsten Lebens-Erscheinungen der Organismen (Schluss). — (Kleinere Mittheilungen u. s. w.)

6. Heft: Joh. Hunfalvy, die allmäligen Erhebungen und Senkungen der Erde, I. — Jul. Pethő, die geologische Altersbestimmung (nach Cotta). — (Kleinere Mittheilungen u. s. w.)

Egyetemes philologiai közlöny. (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], red. von Emil Thewrewk und Gustav Heinrich, I. Jahrgang, 1877.)

1. Heft: Dr. Joh. Télfy, *φιλόλογος* und *φιλολόγος*. — Step. Tamaskó, lateinische Uebersetzung von Berzsenyi's «Gebet». — Dr. Ign. Barna, Uebersetzung von Sulpicia's Satire, mit Anmerkungen von Emil Thewrewk. — Emil Thewrewk, der ungarische Nominativ. — Dr. Gust. Heinrich, das älteste Faustbuch. — Dr. Ign. Goldziher, George Smith, I. — Pet. Hatala, die punischen Texte im Poenulus. — Karl Hofer, über einige Hilfsmittel der französischen Philologie. — Dr. Jul. Pasteiner, die Werkstätte des Phidias. — *Literatur* (Anzeige von Joh. Arany's Balladen, erklärt von Aug. Greguss, II. — Handbuch der Mythologie von Georg Cox. — Philologische Programm-Abhandlungen. — Die neueste Molière-Literatur. — Maurophrydes, Versuch einer Geschichte der griechischen Sprache. — Bibliotheca graeca medii aevi. ed. C. Sathas). — *Vermischtes* (Nachrichten aus Griechenland. — Entzifferung der Hieroglyphen. — Pausanias' Arcadia. — Ilias II, 825 — Cinna's Smyrna. — Cicero's Elegie. — Horat. Carmen, II, 3, 18. Epod. 16, 28).

2. Heft: Dr. Gust. Heinrich, über Hans Sachsens Bánk-Bán-Tragödie. — Dr. Aurél Baszel, Plato's Bedeutung für die moderne Zeit. — Dr. Ign. Goldziher, George Smith, II. — Dr. Ign. Barna, Uebersetzung von Persius' fünfter Satire. — Emil Thewrewk, der ungarische Nominativ, II. — Dr. Gust. Heinrich, Giller-Gilleers-Gille. — *Literatur* (Anzeige von Gregor Csiky's ungarischer Uebersetzung der «Antigone» und des «Oedipus auf Kolonos». — Maczke's Poetik. — Felsmann's deutsche Rhythmik. — H. Rückert, Geschichte der deutschen Sprache. — K. Lachmann, kleinere Schriften. — E. Grisebach, die treulose Wittwe. — Charpentier, la littérature française. — Hahn's sagwissenschaftliche Studien). — *Vermischtes* (Nachrichten aus Griechenland: griechische Orthographie und Aussprache. — Literatur über Lessing's Hamburgische Dramaturgie. — Zur Anthologia latina. — Die Stenographie bei den Griechen).

3. und 4. (Doppel-) Heft: Jos. Budenz, heidnische Wörter. — Dr. Joh. Télfy, Eranos. — Dr. Aurél Mayr, der Uebergang der tonlosen

Engelaute in tönende, und der grammatische Wechsel im Deutschen. — Dr. AUREL BÁSZEL, zur Kritik der Antigone. — Dr. IGN. GOLDZIHER, George Smith (Schluss). — EMIL THEWREWK, Denkrede auf FRIEDRICH RITSCHL. — Dr. JUL. PASTEINER, die Werkstätte des Phidias (Schluss). — EMIL THEWREWK, der ungarische Nominativ, III. — STEF. TAMASKÓ, lateinische Uebersetzung von Berzsenyi's Ode «An die Ungarn». — EMIL THEWREWK, wann schrieb Berzsenyi diese seine Ode? — EMER. PIRCHALA, Uebersetzung des XV. Theokrit'schen Idylls. — *Literatur* (Anzeigen von J. VERESS, Homer's Ilias, I-III, Schulausgabe. — E. MÉRY, der Kirchhof zu Arrabona. — S. CSIKY, Uebersetzung der Trachinerinnen des Sophokles. — DELBRÜCK, altindische Tempuslehre. — S. WECK, Principien der Uebersetzungskunst. — C. MICHAELIS, romanische Wortschöpfung). — *Vermischtes* (Nachrichten aus Griechenland. — Moabitische Alterthümer. — Das Räthsel im Alterthum und Mittelalter).

5. und 6. (Doppel-) Heft: K. HOFER, die Phonetik des Französischen. — JOS. SZINNEY jun., Plautus und Lessing. — A. BÁSZEL, zur Textkritik der Antigone. — E. THEWREWK, der Nominativ im Ungarischen. — T. KÁRFFY, Schiller's «Lied an die Freude» in Fueglistaller's lateinischer Uebersetzung. — A. MAYR, die Declination der *an*-Stämme im Deutschen. — Dr. E. NAUMANN, zu Plaut. Asin. 389; Cic. de orator. 90, 367; Xenoph. de rep. Lac. 10, 4. — *Literatur* (Anzeigen von SZAMOSI's Ausgabe des Platon'schen Criton, der Homan'schen Pindar-Ausgabe, der J. Nagy'schen ungarischen Grammatik und des Schenkl-Vajdafy'schen griechischen Lesebuches. — Prof. JOH. TÉLFY bespricht einige neugriechische Nova: das Werk des Therianos über Musik, des Kalliburses über die griechischen Inseln und des Dragumis über Griechenland von 1811-1862). — *Vermischtes* (Die griechischen Zeitungen und Zeitschriften ausserhalb Athens. — Neuere Funde in Mycenae. — Conjecturen zu Verg. Ecl. VI, 13-16; Plin. XXXV, 2; Verg. Aen. II, 8. — Kleinere Anzeigen).

Századok. («Jahrhunderte.» Zeitschrift [Monatsschrift] der ungarischen historischen Gesellschaft. Red. von ALEXANDER SZILÁGYI, Vereins-Secretär. Budapest, 1877.

1. Heft: LEOP. ÓVÁRY, Forschungen im Farnese-Archiv zu Neapel. — ÁRP. KÁROLYI, Beitrag zur Geschichte der Verlobung Sigmund's und Maria's. — PAUL KRIZKÓ, die Krönungsfeier im Jahre 1563. — FRIEDR. PESTY, Culturzustände in Temesvár im 18. Jahrhundert. — WILH. FRAKNÓI, auf Ungarns Geschichte bezügliche Documente auf dem Büchermarkte des Auslandes. — *Literatur* (Besprechungen von: MEYNERT, Ungarns Kriegswesen. — MILAN DIMITRIJEVICS, Brankovic. — K. GALGÓCZY, Monographie des Pester Comitates). — *Miscellen* (in jedem Hefte, theilweise Vereins-Angelegenheiten).

2. Heft: Baron G. KEMÉNY, Gedächtnissrede auf Graf EMERICH MIKÓ. — E. WERTHEIMER, die Diplomatie Venedigs, besonders im 16. und 17.

Jahrhundert. — Fr. Salamon, zur Kriegsgeschichte Ungarns in der Zeit der Herzöge. — Ludw. Némethy, die nach der Wiedereroberung Ofens in der Hauptstadt zurückgebliebenen Türken. — Wilh. Lipp, der Alterthums-Verein des Eisenburger Comitates. — *Literatur* (Anzeige von Em. Henszlmann's Werk über die ältere Geschichte der ungarischen Baukunst.) — *Kleinere Mittheilungen* (Die Zrinyi's in Böhmen. — Königliche Bienenzüchter in der Baranya. — Die ungarischen Kriegskosten im Jahre 1549. — Alte ungarische Gemeinde-Siegel. — Die Kanonen Neuhäusels im Jahre 1685). — *Miscellen.*

3. Heft: Wilh. Fraknói, Martinovics' Leben, I. — Fr. Flor. Römer, Beiträge zur Geschichte der ungarischen Goldschmiedekunst. — Alad. Ballagi, unsere ersten Kunstdenkmäler aus christlicher Zeit. — *Literatur* (Anzeige von Ant. Jalava's finnischem Werke über Ungarn, und des Handbuches der Chronologie von Ferd. Knauz). — *Kleinere Mittheilungen.* (Die Rüstung der ältesten Magyaren. — Zur ungarischen Kriegsgeschichte). — *Miscellen.*

4. Heft: Wilh. Fraknói, Martinovics' Leben, II. — *Literatur* (Hunfalvy's Anzeige von Jung's «Römer und Romänen»). — *Kleinere Mittheilungen* (Die Jerney'sche Handschriftensammlung). — *Miscellen.*

5. Heft: Jul. Pauler, die Ansiedelung der Magyaren, I. — Karl Fabrizius, aus dem alten Stadtbuche von Rosenau. — Fr. Flor. Römer, die Statuten der alten Goldschmiede-Zünfte. — *Literatur* (Schluss von Hunfalvy's Anzeige und Besprechung von Rupp's topographischer Geschichte Ungarns). — *Kleinere Mittheilungen* (Die historischen Quellen der ungarischen Anjou-Periode. — Eine Darstellung der croatischen Rechtsgeschichte von einer Dame. — Beitrag zur Geschichte der ungarischen Zigeuner. — Preise von Fahnen im 17. Jahrhundert). — *Miscellen.*

6. Heft: Jul. Pauler, die Ansiedelung der Magyaren, II. — Stef. Gyárfás, die «schwarze Armee», I. — Mich. Zsilinszky, zur Charakteristik des Geschichtsschreibers Bonfinius. — Karl Fabrizius, aus dem alten Stadtbuche von Rosenau. — *Kleinere Mittheilungen.* (Chronologische Beiträge. — Aus dem Archiv der Stadt Kremnitz (über Lad. Netzpáli). — Verzeichnisse von Silber- und Schmucksachen im 14. Jahrhundert. — Umzüge mit der Zunftlade.) — *Miscellen.*

Figyelő. (Der Beobachter, Monatsschrift für Literaturgeschichte, red. von Ludwig Abafi. Budapest, Verlag von L. Aigner, 1877, II. Bd.

1. Heft: Gerh. Váry, die classischen Elemente unserer National-Literatur. — Jos. Szinnyei jun., David Czvittinger. — Claus Vaszary, die Sache der ungarischen Sprache auf dem 1825er Landtag, aus dem Tagebuche von Isidor Guzmich. — Franz Kozma, Gabriel Döbrentei's Briefwechsel mit Gregor Kozma. — Rud. Rényi, Clara Zách von einem italienischen Chronisten. — Dem. Horváth, Franz Kazinczy's Briefe an Wolfgang Cserei. — Jul. Hantz, die ungarische Volkspoesie in Südungarn. — Dr.

Gust. Heinrich, Julius Klein und Karl Simrock. — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium. — Neue Sammlung von Volksliedern.

2. Heft: Emil Békesi-Concilia, das Alter des ältesten ungarischen historischen Volksliedes. — Karl Schlosjarik, die classische Schule der ungarischen Literatur und Benedek Virág. — Josef Szinnyei jun., Czvittinger's Nachfolger. — Vict. Vajda, Johann Ribinyi. — Alois Klekner, Vict. Vajda, Ludw. Höke, über unsere lateinischen Schriftsteller. — Stef. Szilágyi, über Georg Palatich. — Die europäische Literatur im Jahre 1876. — Ludw. Thallóczy, Franz Toldy's Bibliothek. — Dem. Horváth, Franz Kazinczy's Briefe an Wolfgang Cserei. — Kol. Thaly, zwei Gedichte aus dem 17. Jahrhundert. — Emer. Nagy, Székler Volkslieder. — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium. — *Kleinere Mittheilungen:* Wie entstand der «Notar von Peleske»? — Johann Köröspataki ist kein unbekannter Dichter.

3. Heft: Stef. Szilágyi, Csokonai's Grabmal und das Debrecziner Professoren-Collegium. — Jos. Szinnyei jun., die ersten systematischen Bearbeiter der ungarischen Literatur. — Karl Weiszbarth, unedirte poetische Episteln von Paul Ányos. — Ludw. Hajdu, Ludw. Höke, Adalb. Edes, Ludw. Abafi, die beiden Josef Kovács. — Alexius Deák, Volkssagen und Aberglauben aus der Theissgegend. — Alex. Márki, ein bäuerlicher Dichter. — Dr. Emer. Tomcsányi, Literatur der Provinzial-Zeitungen, I. Szatmár. — Kol. Thaly, noch einmal über Georg Palatich. — Aron Szilády, einige Bemerkungen. — Dr. Aron Kiss, über den Briefwechsel des Stefan Nagy v. Szerencs und des Alexander Kovásznai. — Kol. Sümegi, Alexander Kisfaludy und die Akademie. — Die europäische Literatur von 1876. — Dem. Horváth, Franz Kazinczy's Briefe an Wolfgang Cserei. — Ludw. Győrffy, über die literarhistorische Bedeutung der Pränumerations-Einladungen. — Emer. Révész, die Verfasser des «Magyar Hirmondó» (ungarischer Bote) bitten den reform. Priester Michael Benedek um Empfehlung eines Mitarbeiters. — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium.

4. Heft: Jos. Szinnyei jun., Beginn der Kritik in der ungarischen Literaturgeschichte. — Alex. Paszlavszky, Kaspar Károli's Nachlass. — Jos. Ferenczi, Johann Arany's Poesie. — Karl Falaky, Ludwig Szeberényi. — Dr. Stef. Szemák, das Lorette-Drama der französischen Literatur. — Aug. Bergmann, Hölty und Dayka. — Alexius Deák, Volkssagen und Aberglauben aus der Theissgegend. — Emil Békesi-Concilia, Aron Szilády, über das älteste historische Volkslied. — Béla Kőváry, ungarisches Wortspiel. — Jul. Hantz, Volkslied aus dem Balázser Bezirk des Veszprimer Comitates. — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium.

5. Heft: Sig. Bodnár, literarhistorische Standpunkte. — Jos. Szinnyei jun., literarhistorische Monographien. — Jos. Ferenczi, Johann Arany's Poesie. — Ad. Hahn, über eine Sammlung von Volksliedern aus dem vorigen Jahrhundert. — Dr. Ant. Váradi, die Ursachen des Aufblühens des Volksschauspiels. — Stef. Szilágyi, kritische Auseinandersetzungen zu Paul Jászberényi's Leben. — Jul. Dallos, Skizzen aus der Geschichte der ara-

bischen Sprache und Literatur. — Ludw. Abafi, Josef Jakacsics' Brief und Gedicht aus dem Jahre 1713. — Gerson Szinyei, über Georg Bessenyei. — Alex. Márki, zu Stefan Szántó's Leben. — Ludw. Abafi, Denkblätter (von Josef Bajza und Vörösmarty). — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium. — Sammlungen von Volksliedern.

III. Band, 1. Heft: Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium. — Sammlungen von Volksliedern, III. Bd., I. Heft. — Jos. Szinnyei jun., Franz Toldy. — Kol. Thaly, Beiträge zur Literaturgeschichte der Zeit Thököly's und Rákóczi's. — Lad. Fehérpataki jun., geistiges Leben unter den Árpáden. — Dr. Alad. Ballagi, der Budapester Buchhandel im Jahre 1790. — Karl Kárpáti, die Murányer Venus in der ungarischen Dichtkunst. — Wolfg. Deak, ein Gedicht nach Art des «Vanitas Vanitatum» aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Karl Weiszbarth, unedirte Gedichte von Paul Ányos. — Jul. Hantz, «der Königssohn». — Joh. Szíklai, «Blätter aus der Pressburger Gegend». — Ludw. Abafi, ein unedirtes Gedicht des Baron Ladislaus Amadé. — Jos. Szinnyei sen., literarhistorisches Repertorium.

Magyar könyvszemle. (Ungarische Bücherrevue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums [Bibliothekar: Dr. Wilhelm Fraknói]. Budapest, 1877, II. Jahrgang.)

1. Heft (Januar-Februar): Alex. Szilágyi, magyarische Unica aus dem 16. Jahrhundert, in der Bibliothek des Wiener Theresianums, und die erste ungarische Horaz-Uebersetzung. — Wilh. Fraknói, interessante ungarische Werke aus dem 16. und 17. Jahrhundert in der Bibliothek des Szatmárer Bischofs Lorenz Schlauch. — Rabbiner Dr. Sam. Kohn, die hebräischen Handschriften des ungarischen National-Museums. — Zur Bibliographie der ungarischen Zeitungen und Zeitschriften in den Jahren 1848-49. — Jos. Csontosi, die Urkundensammlung des National-Museums. — Theod. Tipray, die ungarische Literatur im Jahre 1877. — Vaterländische nichtungarische Literatur. — Auf Ungarn bezügliche Werke der ausländischen Literatur. — Unsere Zeitschriften im Jahre 1877. (Die letzteren vier Rubriken in jedem Hefte.) — Eine «Newe Zeytung» über den ungarischen Bauernaufstand. — Ein ungarisches Gedicht aus dem Jahre 1525.

2. Heft (März-April): Wolfg. Deák, ein Heldengedicht über Stefan Báthory. — Wilh. Fraknói, weitere Mittheilungen über die Bischof Schlauch'sche Bibliothek. — Dr. S. Kohn, die hebräischen Handschriften des National-Museums. — Jos. Szinnyey, unsere Journal-Literatur im Jahre 1848-49. — (Stehende Rubriken.) — Sabbatiner in Siebenbürgen. — Briefe des Ofner Pascha's Mustaffa. — Archiv der Familie Rumy.

3.-4. (Doppel-) Heft (Mai-August): Franz Pulszky, die Reste der «Corvina». — Joh. Csontosi, bibliographische Beschreibung der aus Constantinopel zurückgekehrten Bände der «Corvina». — Sigm. Bubics, die Holz- und Kupferstiche des National-Museums. — (Stehende Rubriken.) — Paul Szegedi, ein italienischer Dichter des 16. Jahrhunderts. — Hebräische Bände der «Corvina». — Cataloge von Privat-Bibliotheken.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

(Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.)

BARNA FERDINÁND. Egy szavazat a nyelvújítás ügyében. (Barna Ferdinand. Eine Stimme in Angelegenheit der Sprachneuerung. Abhandlung aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Bd. 1. Heft. Verlag der Akademie.) 8. 88 S. — 59 kr.

BÁLINT (Szentkatolnai) GÁBOR. Kazáni-tatár nyelvtanulmányok. II. füzet. Kazáni-tatár Szótár. (Bálint [v. Szentkatolna] Gabriel. Kasanisch-tatarische Sprachstudien. II. Heft. Kasanisch-tatarisches Wörterbuch. Verlag der Akademie.) Gr. 8. 178 S. — 1 fl.

BÁLINT GÁBOR. Párhuzam a magyar és mongol nyelv terén. — Magyar mongol két nyelvet egyenlítő irat. (Bálint Gabriel. Parallele auf dem Gebiete der ungarischen und mongolischen Sprache. Eine die ungarische und mongolische Sprache vergleichende Schrift.) Hornyánszky's Buchdruckerei. 8. XXX, 62 S.

BALOGH PÉTER (Papi). Mezőhegyes az 1876. évnek kezdetén. (Balogh Peter. Mezőhegyes zu Anfang des Jahres 1876.) Arad, Leopold Réthy's Buchdruckerei. 8. 209 S.

BARTSCH SAMU. A sodró-állatkák és Magyarországban megfigyelt fajaik. (Bartsch Samuel. Die Räderthierchen und die in Ungarn beobachteten Arten derselben.) Naturwissenschaftliche Gesellschaft. 4. IX, 51 S., mit lithographirten Tafeln.

BONCZ FERENCZ. Magyar államjog. (Boncz Franz. Ungarisches Staatsrecht.) Athenäum. 8. 423 S. — 3 fl. 50 kr.

CSONTOSI JÁNOS. A Konstantinápolyból érkezett Corvinák bibliographiai ismertetése. Különnyomat a «Magyar Könyvszemlé»-ből. (Csontosi Johann. Bibliographische Beschreibung der aus Constantinopel eingelangten «Corvina». Separat-Abdruck aus «Magyar Könyvszemle».) Verfasser. 8. 64. S.

DAEMPF SÁNDOR. A magánjog és tárgya különös tekintettel a magyar általános magánjog codificátiójára. (Daempf Alexander. Das Privatrecht und dessen Gegenstand, mit besonderer Rücksicht auf die Codification des ungarischen allgemeinen Privatrechts.) Fünfkirchen, Verfasser. 8. VIII, 327 S.

ERŐDI BÉLA. Gyakorlati török nyelvtan. Rövid vezérfonal a török társalgó nyelvnek 36 leczkében tanító segélye nélküli elsajátítására. Ahn F.

* Fortsetzung aus dem zweiten Hefte der «Literarischen Berichte».

módszere szerint. (Erődi Béla. Practische türkische Sprachlehre. Kurzer Leitfaden, die türkische Umgangssprache in 36 Lectionen ohne Hilfe eines Lehrers sich anzueignen. Nach F. Ahn's Methode.) Ferdinand Tettey u. Comp. 1—4. Bogen. — 1 fl.

György Endre. A különbözeti árszabályok jogosultsága és hatása. A m. t. akademia által a Dóra-jutalommal koszoruzott pályamű. (György Andreas. Die Berechtigung und Wirkung der Differential-Tarife. Eine von der ungar. Akademie mit dem Dóra-Preise gekrönte Preisschrift.) Akademie. Gr. 8. 304 S. — 1 fl. 40 kr.

Ioannovics György. Az ikes igékről. (Ioannovics Georg. Von den Zeitwörtern auf *ik*. Abhandlung aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VI. Band, Nr. 10.) Akademie. 8. 63. S. — 40 kr.

Kertbeny Károly. A magyar nemzeti és nemzetközi irodalom könyvészete 1441-1876, 12 szak-füzetben. II. füzet. (Kertbeny Karl. Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur 1441-1876, in 12 Fach-Heften. II. Heft. Mit deutschen Anmerkungen.) Tettey & Comp. 1876. 325 S.

Kollerffy Mihály. A magyar korona országainak helységnévtára 1877-re. (Kollerffy Michael. Topographisches Lexicon der Länder der ungarischen Krone für 1877. Königl. ungar. Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel.) Gr. 8. 1359 S. — 7 fl. 50 kr.

König Gyula. Bevezetés a felsőbb Algebrába. I. Az algebrai analysis elemei. (König Julius. Einleitung in die höhere Algebra. I. Die Elemente der algebraischen Analyse.) Eggenberger. 8. VIII, 266 S. — 2 fl. 80 kr.

Kosutány Tamás. Magyarország jellemzőbb dohányainak chemiai és növényélettani vizsgálata. I. rész. (Kosutány Thomas. Chemische und pflanzenphysiologische Untersuchung der charakteristischeren Tabake Ungarns. I. Theil.) Königl. ungar. naturwissenschaftlicher Verein. 4. VIII, 32 S.

Makáry Gerő. Magyar könyvészet. 1876. Jegyzéke az 1876. évben megjelent új, vagy ujolag kiadott magyar könyveknek és térképeknek, az alakok, lapszámok, megjelenési helyek, kiadók és árak fölemlítésével és tudományos szakmutatóval. Függelékül: A magyar hirlapok és folyóiratok 1877-ben. (Makáry Gregor. Ungarische Bibliographie 1876. Verzeichniss der im Jahre 1876 erschienenen neuen oder neu aufgelegten ungarischen Bücher und Landkarten mit Angabe des Formates, der Seitenzahl, des Erscheinungsortes, Verlegers und Preises, und eines wissenschaftlichen Fachregisters. Als Anhang: Die ungarischen Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1877.) Verein der Budapester Buchhändlergehilfen. 8. XXVII, 97 S. — 1 fl.

Monumenta diplomatica comitatus Békésiensis. (Monumenta diplomatica comitatus Békésiensis, mit vielen auf die innere Geschichte unseres Vaterlandes bezüglichen Daten. Gesammelt und publicirt von Ludwig Haan und Michael Zsilinszky.) Ferd. Tettey & Comp. 8. VIII, 275 S.

DER ANTHROPOLOGEN- UND ARCHAEOLOGEN-CONGRESS

zu Budapest im Jahre 1876.

Den Gegenständen, welche auch in Ungarn von der Anwesenheit und Beschaffenheit des urzeitlichen, sogenannten prähistorischen Menschen Kunde geben, hat sich bei uns die Aufmerksamkeit erst vor nicht zu langer Zeit zugewandt. Die *Donnersteine* sind zwar seit lange bekannt, weil das Volk dieselben zur Zauberei gebraucht und deshalb aufbewahrt; anderweitige *Steingeräthe,* insbesondere die aus Obsidian verfertigten, galten der gemeinen Auffassung als Feuersteine; dass jedoch all diese Gegenstände irgend eine bedeutsame Zeugenschaft leisten könnten, daran dachte noch im Beginne des laufenden Jahrhunderts — nicht allein bei uns, sondern auch anderwärts — kaum Jemand. Die aufgefundenen Kupfer- und Bronze-Gegenstände wanderten regelmässig zu den Kesselschmieden. In neuerer Zeit jedoch kam bei uns diesbezüglich eine andere Auffassung in Schwung. Ein grosses Verdienst gebührt hierin den unlängst verstorbenen Brüdern Franz und August v. Kubinyi, ferner Johann Érdy, dem Vorgänger Florian Rómer's bei der Alterthümersammlung des ungar. National-Museums, Emerich Henszlmann, Arnold Ipolyi, insbesondere aber dem unermüdlichen Rómer selbst, dessen Aufmunterung allenthalben im Lande wirksam ist. Heute wetteifern Einzelne und Vereine im Aufspüren und Sammeln von Alterthümern und ausser dem National-Museum bereichern sich Privat- und

Provinzial-Museen von Tag zu Tag immer mehr. Wenn der ungarische Landwehr-Commandant, Erzherzog Josef, als einer der eifrigsten Alterthümler, die Alterthümler-Garde aufböte, würde er eine Truppe vor sich erblicken, welche es an Zahl mit einer kleinen Landwehr-Truppe aufnehmen könnte und deren würdigster Prälat eben der genannte Domherr Rómer sein würde.

I. Der achte internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie wurde im Jahre 1876 in Budapest abgehalten. Der erste Band der Congress-Berichte ist vor Kurzem unter der Redaction Rómer's erschienen, welcher der General-Secretär des Congresses gewesen.* Der zweite Band ist noch rückständig. Derselbe wird die Wirkungen des Congresses in unserem Lande, den Hauptinhalt der Briefe unserer Alterthümer-Sammler, archäologische Karten u. s. w. und auf 60 Tafeln die Abbildungen der für den Congress ausgestellt gewesenen Stücke nebst deren Erläuterung enthalten. Die beiden Bände zusammen werden ein ebenso ansehnliches Werk geben, wie der zweibändige Bericht über die zu Stockholm gehaltene siebente Versammlung; dieselben werden zugleich von der Vorzüglichkeit der Druckerei der Franklin-Gesellschaft Zeugniss geben.

Wir haben nicht die Absicht, den gesammten Inhalt des erschienenen Bandes zu besprechen, wollen vielmehr insbesondere diejenigen Theile desselben näher beleuchten, welche den urzeitlichen Zustand und die neueren ethnographischen Verhältnisse unseres Landes betreffen. Stellenweise bietet sich uns auch zu allgemeineren Bemerkungen Anlass. Namentlich taucht die Frage auf, ob die Alterthümer, seien es nun die steinzeitlichen, oder die kupfer-, bronze- und eisenzeitlichen, an und für sich vermögend seien, uns die ethnographische Stelle jenes Volkes oder jener Völker anzuzeigen, dessen oder deren Ueberbleibsel jene Alterthümer sind? Ob daher jene Hoffnung auf Erfüllung rechnen

* Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Compte-rendu de la huitième session à Budapest, 1876. Premier volume. Budapest. Imprimerie Franklin-Társulat. XL. u. 706.

könne, welche LIPP anlässlich der Erwähnung der Eisenburger Alterthümer folgendermassen ausdrückt (Seite 664 und 665): «Gegenwärtig ist es sehr schwer zu bestimmen, welcher Menschenraçe die ersten Bewohner des Eisenburger Comitats angehört haben .... Wir hoffen jedoch, dass neuere Funde diese Bestimmung möglich machen werden.»? Die übriggebliebenen Schädel vermögen zwar die RETZIUS'schen Raçen anzudeuten, aber die Völker oder ethnographischen Classen der einzelnen Raçen anzuzeigen, sind auch jene unvermögend. Deshalb wird auch jener Wunsch noch lange unerfüllt bleiben, welchem RÓMER in seinem einleitenden und orientirenden Vortrag (S. 28, 29) Ausdruck giebt, indem er sagt: «Es ist nun die Sache der Herren, zu bestimmen, welchem Volke oder wie vielen Völkern die gefundenen Gegenstände, welche die Entwickelung unseres Landes in so eigenthümlicher Weise kennzeichnen, zugeschrieben werden müssen. »Das uns vorliegende Buch, nämlich eben der Bericht über den Congress («Compte-rendu»), kann kaum daran denken, zu bestimmen, welche Völker in jener Zeit, in welcher die Stein-, Kupfer- und Bronze-Gegenstände verfertigt worden sind, Ungarn bewohnt haben. Soviel steht fest, dass, wie RÓMER ebendaselbst sagt: «unsere Bronzen, vermöge ihrer eigenthümlichen Formen und Verzierungen, es unzweifelhaft machen, dass die Donauländer eine besondere Cultur besessen haben.«

II. Es war für den Congress eine Alterthümer-Ausstellung bewerkstelligt worden, in welcher sich, nach RÓMER's Angabe, unter Anderem die Zahl

der Stein-, Feuerstein- und Obsidien-Gegenstände	auf	9,400
der geschliffenen Steinobjecte	»	2,800
der hirschhörnenen Gegenstände	»	560
der beinernen »	»	1,600
der thönernen »	»	3,300
der kupfernen »	»	190
der Bronze- »	»	7,630
der Waffen- »	»	1,170
der Gold-, Silber- und Schmuck-Gegenstände . .	»	1,800

belief. Die Gesammtzahl der ausgestellten Gegenstände aber summirte sich auf 31,500, worunter 9000 dem National-Museum, ohngefähr 22,000 aber Privat- und Provinz-Museen angehörten.

Unter den Steingegenständen sind die aus Obsidian gefertigten deshalb bemerkenswerth, weil es vorher unbekannt gewesen, dass der Obsidian auch bei uns vorkomme. Prof. Josef Szabó, welcher die Hegyalja auch in dieser Hinsicht durchforscht hat, entdeckte daselbst weit mehr Fundorte des Obsidians, als vor ihm Beudant (1822) und Richthofen (1858). Derselbe hat auch den Obsidian Griechenlands, insbesondere auf der Insel Milo, studirt. Die ungarländischen Obsidiangeräthe kommen daher in der Hegyaljaer Gegend häufig vor. — Mathias Badányi hat auch in der Haligóczer Höhle (Zipser Comitat) Steingegenstände gefunden, und zwar zugleich mit Knochen des ursus spelaeus, was darauf hindeuten würde, dass dort der Mensch bereits im Zeitalter dieses Bären gelebt habe. — Im Jahre 1874 hat Graf Béla Széchenyi bei Ausgrabungen im ausgetrockneten Neusiedler See ebenfalls vielerlei Steingeräthe gefunden, welche beweisen, dass der Mensch daselbst in der jüngeren Steinzeit in Pfahlwohnungen gelebt hat. Die Thongeräthe und Thonzierraten sind von grober Arbeit.

Es scheint, dass die Aggteleker Höhle das instructivste «prähistorische Museum» für Ungarn bilden wird. Baron Albert Nyáry ist schon nach kurzer Forschung in derselben zu einem hervorragenden Ergebniss gelangt, dessen Essenz darin besteht, dass die grosse Höhle in der Bronze- und Eisenzeit als Wohnung gedient habe, in der Steinzeit aber eine Begräbnissstätte gewesen sei. Die Zeugen der späteren (bronze- und eisenzeitlichen) Cultur sind die dort gefundenen Getreidekörner, welche drei Weizengattungen, sodann Gerste, Wicken, Erbsen und Linsen aufweisen. Jedenfalls ist es merkwürdig, dass sich weder Hafer- noch Roggenkörner vorfanden; falls sich solche selbst bei künftigen Forschungen nicht vorfinden sollten, würde daraus folgen, dass der dort wohnende ackerbauende Mensch den Hafer und Roggen nicht gekannt habe. Ein nahezu noch grösseres Interesse haben die in der Höhle gefundenen Leichenreste, welche, das Antlitz nach

abwärts gekehrt, in einer Doppelreihe nebeneinander lagen. Die neben den Leichenresten gefundenen Gegenstände gehören sämmtlich der Steinzeit an. Die Untersuchung der Schädel ergab, dass dieselben theils dolichokephal, theils brachykephal seien. Diese zwei Menschengattungen haben demnach dort gleichzeitig und nebeneinander gewohnt, und zwar, da ihre Begräbnisse gemeinsam waren, im Frieden mit einander, — wenn wir nämlich aus der berühmten Cultur des XIX. Jahrhunderts, welche den Hass der Lebenden auch im gesonderten Begräbniss verewigt, auf die Sitte der damaligen Zeit Schlüsse ziehen dürfen. Ferner zeigen die Gerippe eine nur mittelmässige Länge. Baron Nyáry verspricht seine Forschungen fortzusetzen und deren Ergebnisse in einem besonderen Werke ausführlich mitzutheilen. Dieser Publication sieht bei uns jedenfalls Jedermann mit grossem Interesse entgegen, denn wen möchte die Vergangenheit des Bodens, den er selbst bewohnt, nicht interessiren?

III. Professor Lenhossék besprach zwei Schädel. Den einen hatte ein Fischer in Csongrád im Jahre 1867 aus einem durch die Theissspülungen offengelegten Grabgewölbe, in welchem sieben Leichen gelegen hatten, gerettet; den anderen dagegen hatte der Erzherzog Josef, welcher im Jahre 1871 und 1872 in Alcsuth Grabungen veranstaltete, dem National-Museum eingesandt.

Der erstgenannte Schädel gehört, zufolge seiner zugespitzten Form, welche in dieser Weise nur durch künstliche Zusammenpressung gebildet werden konnte, in die Reihe jener bisher in verschiedenen Gegenden Europa's aufgefundenen wenigen Schädel, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten in so hohem Grade auf sich gezogen haben. In Mejico und Peru haben die alten Schädel sämmtlich diese künstlich erzeugte Form; dort war daher die von vorne nach hinten gerichtete Zusammendrückung der Schädel der neugeborenen Kinder ein allgemeiner Gebrauch. Die in Europa gefundenen Schädel dieser Art sind von Einigen den Avaren zugesprochen worden; diese Ansicht entkräftet jedoch der 400 Jahre vor Christo lebende Hippokrates, welcher über dem Pontus wohnende Menschen mit derlei Schädeln beschreibt und dieselben

Makrokephalen (Langschädel) nennt. Wenn auf die Beschreibung des Hippokrates sichere Schlüsse gebaut werden dürfen, so ist die Sitte der Schädelzusammendrückung, in Folge welcher der Schädel nothwendigerweise lang oder vielmehr nach rückwärts zugespitzt wird, von Altersher bei verschiedenen Völkern im Schwunge gewesen. Der von Professor LENHOSSÉK vorgewiesene und beschriebene Schädel kann allenfalls 200 bis 300 Jahre alt sein, und da die Schiffer deren sieben, jedoch von verschiedener Grösse, in einer künstlich gemachten Höhlung, d. h. in einem ausgehöhlten grösseren Grabe beisammen gefunden haben, so muss man annehmen, dass dies ein gemeinsames Familiengrab gewesen sei, in welchem Kinder und Alte miteinander bestattet worden sind. Diese Familie mag, nach den Aeusserlichkeiten des geretteten Schädels zu schliessen, zwischen 1570—1670, also in der Zeit der Türkenherrschaft, in Csongrád gelebt haben. Und wenn wir die Volkstradition, welche von *hundsköpfigen Tataren* spricht, in Betracht ziehen, so würde dieser Schädel die Hundsköpfigkeit bestätigen und jene Benennung rechtfertigen, zugleich die Muthmassung erwecken, dass jene Familie tatarischen Ursprungs gewesen sei. Zur Zeit der Türkenherrschaft haben hierzulande in den Reihen der Türken bekanntlich auch Tataren gekämpft; und dass sich bei uns Tataren auch angesiedelt haben, beweisen die ehemaligen Ortsnamen Tatár-Szent-Miklós, Tatár-Szent-György, Tatár-Szállás u. s. w. zur Genüge. In der Krim wurden in den Jahren 1816—1833, in der Nähe von Kertsch und Jenikaleh, ebenfalls mehrere derartig geformte Schädel gefunden; nun ist es aber bekannt, dass zu derselben Zeit, wo die Türken bei uns herrschten, nicht allein die Krim, sondern die ganze Nordküste des schwarzen Meeres und die südlichen Don- und Wolga-Länder unter türkischer Botmässigkeit standen. Wenn die krimischen Schädel kein höheres Alter aufwiesen als der Csongráder, so würden auch sie Tatarenschädel sein; wenn sie jedoch ein sehr hohes Alterthum erkennen liessen, müssten sie jenen Pontusanwohnern zugeeignet werden, welche Hippokrates als Makrokephalen beschrieben hat. Uebrigens gehört der Csongráder Schädel, nach dem Urtheil des Professor

LENHOSSÉK, nicht der mongolischen Raçe an, könnte also auch aus diesem Grunde tatarisch sein; sonst würde er Brachykephalie zeigen, vorausgesetzt, dass er nicht deformirt wäre.

BROCA ergänzte die Abhandlung LENHOSSÉK's. Dergleichen makrokephale Schädel finden sich auch in Frankreich, namentlich in der Gegend von Toulouse, wo bei dem Volke der ungehörige Gebrauch, die Schädel der Kinder zu deformiren, noch heute nicht verschwunden ist. Und weil nach der kimrischen Invasion, welche durch den Sieg des Marius von Italien abgewendet wurde, daselbst Tektosagen haften blieben, ist BROCA zu der Annahme geneigt, dass die von Hippokrates beschriebenen Makrokephalen unter den oberhalb des Pontus sesshaft gewesenen Kimmeriern gesucht werden müssen, und dass diese Kimmerier, nordostwärts wandernd, von dort nachher unter dem Namen der Kimren in das südliche Frankreich eingefallen seien. Interessant ist auch noch, was KOPERNICKI aus seiner eigenen Erfahrung hinzufügte. Er traf vor vier Jahren in Bukarest mit drei Männern zusammen, von denen der Eine ein Tabakhändler war, in dessen Hause er selbst wohnte, der Andere dessen leiblicher Bruder und der Dritte der Aufseher des Zollhauses. Alle drei waren Thessalier und zufällig kahlköpfig, so dass die Formen ihrer Schädel ganz genau betrachtet werden konnten; dieselben waren bei allen Dreien so, wie der von LENHOSSÉK vorgewiesene Csongráder und die in der Gegend von Toulouse vorfindlichen Schädel. KOPERNICKI selbst sah einmal auch in einem Pariser Caffeehause einen solchen, welcher einem berühmten Schachspieler angehörte. Derselbe traf auch unter den Bulgaren einen Schädel-Typus, welchen er den *rein bulgarischen* nennt, und welcher sich in Europa nirgends findet, aber den eben beschriebenen Schädeln ähnlich ist.

Aus alledem wird ersichtlich, dass die Sitte der Umgestaltung oder besser Verunstaltung des Schädels, wo immer sie ihren Ursprung genommen haben und durch welchen Umstand immer sie veranlasst worden sein möge, zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern geherrscht hat; sie ist also kein *anthropologischer Charakter*, wie BROCA richtig bemerkt hat, sondern eine

archäologische Erscheinung, d. h. nicht ein Werk der Natur, sondern der Kunst.

Der andere Schädel, welcher als Geschenk des Erzherzogs Josef in das National-Museum kam, ist, laut der Bestimmung des Professor Lenhossék, ganz anderer Art. Auch er zeigt keine mongolische Bildung, aber sein Bau deutet auf ein Volk von niedrigerer Cultur; er nähert sich einigermassen der Prognathie. Seine äussere Färbung lässt ihn sehr alt, ganz gewiss tausend und einige hundert Jahre alt erscheinen. Virchow bemerkt hiezu, dass dieser Schädel in mancher Hinsicht jenen Schädeln ähnelt, welche Baron Nyáry in der Aggteleker Höhle gefunden hat. Hieraus liesse sich schliessen, dass die uralten Bewohner der Aggteleker Gegend und jene Menschen, von denen der Alcsuther Schädel herrührt, einem gleichartigen Volke angehört haben.

IV. Bemerkenswerth ist Franz Pulszky's Mittheilung über die *Kupferzeit in Ungarn*. Nach der gewöhnlichen Annahme, sagt er, würde in Europa nach der Steinzeit, ohne einen vermittelnden Uebergang, die Bronzezeit eingetreten sein; man glaubt daher, dass die Erzschmelzkunst nicht in den nördlichen und westlichen Ländern Europa's erfunden, sondern von anderswoher dorthin gebracht worden sei. Doch stimmen die Meinungen darüber nicht überein, von welchem Volke sie herstamme, ob von den Phöniziern oder von den Etruskern? Der Director des römisch-deutschen Museums zu Mainz, Lindenschmitt, leugnet die unabhängige und selbständige Cultur der Bronzezeit, indem er behauptet, dass dieselbe von den Etruskern herrühre; übrigens ist auch er der Ansicht, dass die Mischung des Kupfers und Zinnes nicht von den Etruskern erfunden worden sei. Die kräftigste Stütze der gewöhnlichen Annahme besteht darin, dass reine Kupfergeräthe nicht häufig gefunden werden; der europäische Mensch würde demnach die Verarbeitung des Kupfers zu Geräthen vor der Einführung der Bronze nicht verstanden haben; und wo reine Kupfergeräthe etwa vorkommen, wäre dies, der gangbarsten Annahme zufolge, lediglich dem zeitweiligen Mangel der Bronze zuzuschreiben. Im ungarischen National-Museum finden sich jedoch

unter 724 Stücken 129 Stücke aus reinem Kupfer; diese Kupfergeräthe weisen vollständig die Formen der Steingeräthe auf und zeugen von einer viel tieferstehenden Kunst, als die Bronzegegenstände. Namentlich giebt es im Museum 51 einfache Keile und Aexte mit aufgestülptem Helmrand (haches à rebords) aus reinem Kupfer, dagegen nur 18 solche aus Bronze; ferner 75 einfache Stockhämmer aus reinem Kupfer und nur ein solcher aus Bronze. PULSZKY hat 10 dieser Geräthe durch die Professoren WARTHA und LENGYEL auch chemisch untersuchen lassen und die Untersuchung hat ergeben, dass einige dieser Geräthe aus absolut reinem Kupfer bestehen, wie solches in gediegenem Zustande noch heute in der Mátra gefunden wird, während sich in dem Kupfer der anderen geringe Spuren von Silber und Antimon finden, welche Art Kupfer man noch heute in den Tajovaer Hütten schmilzt. Es leidet daher keinen Zweifel, dass das Kupfer, aus welchem die in unserem Museum befindlichen Kupfergeräthe verfertigt wurden, hier gegraben worden ist; demnach sind die Kupfergeräthe hier in der That die Vorgänger der Bronzegeräthe gewesen. Da aber derlei reine Kupfergeräthe nicht blos an einem Orte, sondern allenthalben im Lande vorkommen, auf der Schütt-Insel und in den Mátra-Thälern, ferner in den Gran- und Eipel-Gegenden, ebenso wie in den Comitaten Szabolcs, Békés, Temes, in Siebenbürgen und Croatien: so darf in betreff Ungarns behauptet werden, dass es hier zwei grosse Culturperioden gegeben habe, eine Periode des geschliffenen Steins und eine Periode des Metalls, welche letztere in die Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit zerfällt. Der Dorpater Professor GREWINGK bemerkte hiezu, dass auch in Russland, im Gouvernement Samara, Kupfer-Aexte, ähnlich den von PULSZKY beschriebenen, gefunden worden seien, von denen er geglaubt habe, dass ihr Kupfer aus Sibirien nach Russland gekommen sei; jetzt ändere er aber seine Ansicht. Endlich erwähnte noch PIGORINI, dass reine Kupfergeräthe auch in Italien hie und da vorkommen. Trotz alledem neigt sich die Ansicht der Mehrheit noch immer dahin, dass die Kupfergeräthe als isolirte Fälle zu betrachten und darum

unvermögend seien, die geltende Ansicht von dem plötzlichen Eintritte der Bronzezeit zu Falle zu bringen.

Es ist indessen undenkbar, dass derselbe Mensch, der sich mit grosser Mühe zerbrechliche Steingeräthe verfertigte, dort, wo er gediegenes Kupfer fand, welches selbst mit dem Steinhammer geformt werden kann, dieses, den Stein an Dauerhaftigkeit jedenfalls übertreffende Material verschmäht haben sollte. Es ist demnach undenkbar, dass der Mensch nirgends soll Kupfergeräthe haben verfertigen können, bevor die Bronze aus fremden Ländern eingeführt wurde. Es giebt indess Länder, in welchen weder Kupfer noch Zinn vorkommt, auch nie vorgekommen ist, und ein solches ist Dänemark. In Dänemark können daher Kupfergeräthe den Bronzegeräthen nicht vorangegangen sein, indem dorthin sowohl das einfache Kupfer, als auch die künstlich erzeugte Bronze nur im Wege des Handels gelangen konnte, gleichviel von welchem Volke. Nun haben sich aber die Binnenländer Europa's dem Handel schwerer und später erschlossen, als dessen südliche, westliche und nördliche Küsten, und sowohl die Phönizier, als auch die Etrusker haben früher und leichter, z. B. nach England oder Dänemark, als in die Gegenden der Mátra oder der Karpathen gelangen können. Wohin immer sich aber der Handel Bahn brach und die fertige Bronze einführte, verdrängte das Bronzegeräth sicherlich das Kupfergeräth, wo es ein solches vorfand; ebenso wie später das Eisengeräth auch das Bronzegeräth ausser Gebrauch setzte.

Worsaae, welcher für die Selbständigkeit der Bronzezeit eintrat, stellte den Antrag, man möge die Bronzen jedes einzelnen Landes besonders untersuchen, damit solcherweise die Aehnlichkeit und Verschiedenheit derselben deutlicher in's Auge springe. Denn es ist unzweifelhaft wahr, dass z. B. die Bronzen Ungarns von denen Skandinaviens, und ebenso andere von anderen, verschieden sind. Es lassen sich mehrere Culturströmmungen erkennen, denn in Europa hat sich sowohl die Bevölkerung als auch die Cultur von verschiedenen Gegenden her und nach verschiedenen Richtungen hin ausgebreitet. Beide sind, naturgemäss, nach dem

Norden später hingelangt; dagegen hat dort auch sowohl die Stein-, als die Bronzezeit am längsten gedauert und deshalb zeigen die Stein- und Bronze-Geräthe dort die grösste Vollkommenheit. Dass dieselben wirklich auch dort verfertigt worden sind, wird durch die dort aufgefundenen alten Werkstätten ausser Zweifel gestellt.

Bertrand, die Gedanken Worsaae's weiter entwickelnd, behauptete, dass im Norden (in den südliehen und nördlichen Küstenländern der Ostsee) in der That eine eigenartige Cultur («civilisation sui generis») dagewesen sei; dass in Mitteleuropa eigenartige ungarische oder Donauland-Typen auftreten, ist nicht minder gewiss; endlich bilden die gallischen (gaule) und italischen Typen, zu welchen auch die in den Seen gemachten Funde gehören, eine dritte Gruppe. Diese Gruppe könne etruskisch sein, wie Lindenschmitt meint; die dänischen Bronzen aber stammen von den Etruskern.

V. Der Bronzefrage lässt sich die Zigeunerfrage anschliessen, über welche Broca eine längere Abhandlung Bataillard's vorlas, welcher dieselbe deshalb als für die Budapester Versammlung passend erachtet hatte, weil vorzugsweise hier über die Zigeuner geforscht werden müsste. Bataillard, welcher sich seit 1844 mit dem Zigeunervolk beschäftigt und darüber mehrere Werke publicirt hat, ist nämlich der Ansicht, dass an der Herstellung und Verbreitung der Metalle in Europa den Zigeunern ein grosser Antheil zukomme. Demnach wären dieselben länger hier, als die gewöhnliche Ansicht annimmt, welche ihr erstes Auftauchen in das Jahr 1417 setzt. Sie sind gewiss auch früher bereits dagewesen, namentlich im Osten Europa's. Von den wallachischen Wojwoden giebt es seit dem Jahre 1387 Urkunden, welche über die Zigeuner als Sklaven verfügen; nun ist aber ihr Sklavenstand ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass dort auch geraume Zeit vor 1387 Zigeuner gewesen sein müssen. Gewiss ist ferner, dass 1378 in Griechenland unweit Nauplia eine Zigeuner-Colonie existirte, welche Ackerbau trieb. Auf Kreta, in der Nähe der Stadt Kandia, finden wir im J. 1322 Zigeuner. Bataillard führt Spuren des Daseins der

Zigeuner in Osteuropa aus dem VII. Jahrhundert an und ist überzeugt, dass dieselben *Chamiten* seien (étant convaincu d'ailleurs que les Tsiganes sont des Chamites, p. 339), was soviel bedeuten will, dass sie keine Arier seien oder nicht aus Ostindien stammen. Bataillard behauptet sogar, dass nicht die Phönizier, sondern die Zigeuner die Bronze nach Europa gebracht hätten. Schliesslich drückt er den Wunsch aus, dass in Budapest ein Zigeuner-Museum errichtet werden möchte, worin Alles auf die Zigeuner Bezügliche gesammelt würde. Diese Abhandlung vermochte keine ernste Discussion anzuregen, weil hier das Studium der historischen Daten mit dem sprachwissenschaftlichen Studium verbunden werden muss, die Mitglieder des Congresses aber auf keines von Beiden vorbereitet waren. Indessen wollen wir hier ein historisches Datum anführen, von welchem möglicherweise auch Bataillard Kenntniss hat, welches aber bezüglich der Herstellung der Bronze einiges Licht verbreitet. Herodot (III, 115) bekennt, dass er über die westlichen Theile Europa's nichts Zuverlässiges wisse, denn, sagt er, «ich kann es nicht als wahr annehmen, dass es einen in das nördliche Meer mündenden Strom giebt, welchen die Barbaren Eridanos nennen und aus dessen Umgegend das Electron (Bernstein) zu uns kommt; auch das ist mir unbekannt, ob es Zinninseln (Kassiteriden) giebt, von welchen wir das Zinn erhalten. Schon der Name Eridanos selbst zeigt an, dass er griechisch und nicht barbarisch, also wohl die Erfindung irgend eines Dichters sei; sodann vermag ich, ungeachtet aller mir diesbezüglich gegebenen Mühe, keinen Menschen zu finden, welcher mit eigenen Augen gesehen hätte, dass in jenen Theilen Europa's ein Meer sei.» Herodot weiss es gewiss, dass der Bernstein aus der Umgegend irgend eines nördlichen Flusses (Welchsel, Niemen, Düna) stammt; er weiss auch, dass das Zinn aus einer westlichen Gegend gebracht wird, von welcher ihm unbekannt ist, ob sie Insel sei oder nicht: aber diesen Handel trieben nicht Griechen, von denen er sich Gewissheit über Land und Leute daselbst hätte verschaffen können. Wir sehen hier deutlich, was der ferne Norden und Westen dem Südosten zu Herodot's Zeiten und schon

vor ihm geliefert hat, nämlich Bernstein und Zinn. Das Letztere diente zur Herstellung der Bronze, zugleich war es nebst dem Bernstein eine Waare, für welche die Nordländer (Dänemark und die Südküsten der Ostsee) und die Westländer (Gallien, Britannien) die fertige Bronze eintauschten. Mit einem Worte, zu HERODOT's Zeit und vor ihm trieben nicht griechische Kaufleute, sondern andere, Phönizier, Karthager, Etrusker, den Handel mit dem europäischen Norden und Westen, selbstverständlich auf dem Seewege. Lässt sich diese Thatsache wohl den Zigeunern anpassen? Darf man ihnen wohl jenen Verkehr zuschreiben, welcher zwischen dem Zinn und Bernstein einerseits und der fertigen Bronze andererseits unbedingt im Gange war? Unter den arischen Völkern sind, dem Wissen der Geschichte nach, die Griechen das erste schiffahrende und handeltreibende Volk, und unter diesen treffen wir weder zu HERODOT's noch zu THUKYDIDES' Zeiten auch nur die mindeste Spur von Zigeunern. Aber es konnte deren vielleicht unter den Phöniziern geben, da BATAILLARD sie für Chamiten hält. Diese seine Annahme wird jedoch durch die Sprache der Zigeuner vollständig widerlegt. Die Zigeunersprache gehört in derselben Weise zu den indischen Sprachen, wie die rumänische zu den romanischen; die Zigeuner können keine Chamiten sein, denn, angenommen dass sie zu den Chamitenvölkern (Phönizier, Aegypter, Karthager) gehören; wo könnten sie die arische Sprache hergenommen haben, die sie sprechen?

VI. Die Eisenzeit erläutert HENSZLMANN durch eine *Studie über die gothische Kunst*, welche auch auf die ungarischen Alterthümer einigen Bezug hat. Unter den Denkmälern der Eisenzeit finden sich auch solche, welche, wenngleich in sehr verschiedenen und voneinander weit abgelegenen Ländern aufgefunden, dennoch in Anlage und Ausführung einander so ähnlich sind, dass sie für Werke *Eines* Volkes angesehen werden müssen. In Frankreich werden sie der *Merowinger-*, in Ungarn der *Avaren-Zeit* zugeschrieben, Andere setzen sie in die *Zeit der Völkerwanderung*.

HENSZLMANN gedenkt der von HERODOT (IV, 8—10) erzählten Sage, dass dem HERKULES von seinem Halbschlangenweibe Echidna

im Pontuslande drei Söhne geboren worden seien. Seiner Verfügung gemäss sollte von den Dreien derjenige herrschen, welcher den Bogen seines Vaters zu spannen und dessen Gürtel, von dessen Mitte *ein goldener Becher herabhängt*, umzugürten vermöchte, was dem SKYTHES gelang. Der Namen der Skythen kommt von SKYTHES, dem Sohne des HERKULES, so glaubt HERODOT, zu dessen Zeit die Skythen einen Gürtel mit daranhängendem Becher trugen. In der Wiener Weltausstellung 1873 waren fünfzehn, in der spanischen Ortschaft Yecla aufgefundene Bildsäulen ausgestellt, welche, obgleich Frauen, dennoch zwischen ihren Händen einen Becher in der Gegend des Nabels hatten. Unter dem 1873 in Rumänien gefundenen sogenannten Schatze von Petrossa befindet sich eine Schale, in deren Mitte ein Mädchen sitzt, das in der Hand einen Becher hält. Diesen in Petrossa ausgegrabenen Schatz schreibt man dem Gothenfürsten ATHANARICH zu, welcher denselben, wie man glaubt, auf seiner Flucht vor den Hunnen dort vergraben liess und, weil er am 25. Jänner 381 zu Constantinopel starb, ausser Stande war wieder herausnehmen zu lassen. Es befinden sich in demselben Stücke von verschiedener fremder Kunst, wie sie ein kriegführendes Volk plündernd und brandschatzend zusammenrafft, aber auch solche von gothisch-nationaler Originalität.

Nach HERODOT, so fährt HENSZLMANN fort, beginnen wieder die russischen Chroniken im XIII. Jahrhundert derartiger Bildsäulen Erwähnung zu thun. RISBROUKE oder RYSBROCKE (Rubriquis), welchen 1253 der Frankenkönig LUDWIG der Heilige zum Grosskhan der Tataren sandte, sah in der Krim und in Südrussland viele solche Statuen. «Die Cumanier erhöhen einen grossen Grabhügel, erzählt er, und errichten darauf ein Standbild, das Antlitz gen Osten gewandt, welches einen Becher gegen den Nabel gedrückt hält; den Reichen errichten sie auch Pyramiden, d. h. nach oben spitzzulaufende Häuschen, und mancherorten sah ich auch grosse Thürme von Backsteinen.» * Solche Hügel hat man

* Comani faciunt magnum tumulum et erigunt ei statuam versa facie ad orientem, *tenentem cyphum ad umbiculum*; fabricant etiam divitibus pyramides, id est domunculas acutas, et alicubi vidi magnas turres de tegulis coctis.

vom Pruth bis zum Don hin gefunden; diese Denkmäler wurden von PALLAS und KLAPROTH den Hunnen, von EICHWALD den Cumanen, von BULGARIN den Skythen, von RADOZICKI den Mongolen, von GÜLDENSTEDT den Slaven, von JERNEY den Magyaren zugeschrieben. Niemand hat an die Gothen gedacht, welche doch gleichfalls in jenen Gegenden gehaust hatten. JERNEY hat auf seiner Orientreise 1844 zuerst im Museum zu Odessa solche becherhaltende Statuen gesehen; er hielt sie für Magyarenbildnisse und besuchte deshalb fleissig die Orte, wo sich solche befinden. In seiner Orientreise («Keleti utazás») schreibt er dieselben nicht mehr ausschliesslich den Magyaren, sondern auch anderen verwandten Völkern zu.

Auf die Frage, welchem Volke jene Statuen-Denkmäler zuzuschreiben seien, antwortet nun HENSZLMANN: *einzig und allein den Gothen;* denn unter allen Barbarenvölkern haben nur die Gothen Statuen verfertigt; sie haben auch in Spanien Werke dieser Art hinterlassen, welche mit den in Südrussland gefundenen Werken beinahe identisch sind. Die Stellung und der symbolische Becher bleibt an denselben unverändert, es ändert sich blos das Gewand, der wechselnden Tracht entsprechend. Die russischen Statuen tragen die byzantische, die spanischen dagegen die Tracht der letzten römischen Kaiserzeit. Wessen Symbol kann der Becher sein? fragt HENSZLMANN. Schon HERODOT hatte ihn aus einer Sage hergeleitet; das Symbol wurde ein religiöses und blieb dies auch in der christlichen Zeit, denn RYSBROCKE fand es, wie wir sahen, im XIII. Jahrhundert auch auf den Gräbern der Cumanen. Die Visigothen hatten es von ihren heidnischen Vorfahren geerbt. Die in Südrussland hausenden Völker lebten, als Nomaden, meist von Pferdemilch, wie noch heutzutage die Nomaden Asiens, welche die zum Melken nöthige Kanne an den Sattel gebunden mit sich führen. Dieses so unentbehrliche Gefäss wurde nachher zum religiösen Symbol und die Gothen behielten es auch noch in Spanien, indem sie dort ihre Grabstatuen damit schmückten.

HENSZLMANN führt sodann ausser den Bildhauerwerken auch Goldschmiedearbeiten an, auf welchen auch Runen zu sehen sind,

ähnlich den skandinavischen Runen, was den gothischen Ursprung derselben noch mehr bekräftigt. Solche gothische Werke sind auch bei uns gefunden worden, namentlich in einem Grabe zu Puszta-Bakod im Jahre 1859; dergleichen giebt es auch in Skandinavien. Unzweifelhafte Gothenwerke sind auch die neun Kronen von Guarazzara, worunter die merkwürdigsten die den spanischen Gothenkönigen Recevinthus und Suinthida gehörigen, aus den Jahren 631 und 649—672 sind.

Das Resultat der umfangreichen Abhandlung ist nach Henszlmann dies, dass der mit einer oder beiden Händen an den Gürtel gedrückte Becher, welchen die russischen oder spanischen Statuen zeigen, ein religiöses Symbol ist, welches sich von Jahrhundert zu Jahrhundert auch nach der Völkerwanderung erhalten hat; die bechertragenden Statuen sind daher Werke *eines* Volkes; dieses Volk aber ist das gothische, welches allein unter allen Barbarenvölkern Bildhauerei übte; dieses gothische Volk hat auch Goldschmiedearbeiten hinterlassen, wie der Schatz von Petrossa in Rumänien, mehrere ausgezeichnete Funde in Ungarn, die Kronen von Guarazzara in Spanien u. s. w.; die bechertragenden Statuen hat die Goldschmiedekunst auch in kleineren Werken zur Darstellung gebracht, wodurch sie den Zusammenhang zwischen Bildhauerei und Goldschmiedekunst bei den Gothen beurkundet; unter den gothischen Werken bemerken wir theilweise Nachahmungen classischer und römischer Kunst, finden jedoch auch Werke von nationaler Originalität; auf einigen findet sich auch Runenschrift, welche der skandinavischen ähnlich ist. Nach alledem erkennen wir unter den Alterthümern eine *gothische Gruppe*, welche fortan in Betracht gezogen werden muss.

Wir sehen, dass der an den Gürtel oder Nabel gedrückte Becher der Statuen das Charakteristikon ist, infolge dessen Henszlmann dieselben für gothischen Ursprungs ansieht. Der Becher selbst ist indessen wohl doch nicht gothischen Ursprungs, ob wir uns nun darunter ein Pferdemelkgeschirr denken oder ihn gleich vom ersten Anfang an für ein Opfergeschirr halten wollen. Dieser charakteristische Becher fand sich schon bei den Skythen, wie

HERODOT erzählt; nun können aber die Gothen mit den pontischen Skythen nicht identificirt werden, indem jene zu HERODOT's Zeiten noch an den Ostseegestaden hausten. Aber darum können wir uns auch bei den Gothen einen Opferbecher denken, umsomehr, als sich THOR's *Schale* (Thor's skål) in Schweden bis in die neuere Zeit erhalten hat. Auch heutigen Tages, wenn die Schweden bei Gastmählern einander die Gesundheit zutrinken, thun sie dies mit dem Rufe: skål, sprich: skōl (deutsch Schale). Und sie meinen damit THOR's Schale; diese Bedeutung ist Manchen wohl nicht mehr bekannt, aber die Sitte bewahrt das Alterthum. Und wem fällt nicht der bei den Ungarn noch im XVII. Jahrhundert übliche *Ukon-* oder *Opfer-Becher* ein, oder auch das «poculum benedictionis» bei Verbőczi, deren religiöse Bedeutung ebenfalls bereits dunkel ist? fügen wir noch die *Ukon-malja*, d. i. Ukko-Schale, hinzu, aus welcher die heidnischen Finnen beim Säen und Ernten opferten. Wir finden also die Schale oder den Becher bei den Skythen, Gothen, Schweden, Magyaren, Finnen; und diese Schale ist, gewiss als *Opfergefäss*, nicht aber als *Melkgeschirr*, in einigen Ceremonien beinahe bis auf den heutigen Tag in Gebrauch geblieben. Welchem Volke sollen wir nun die erste Opfer-Schale zuschreiben? Dies zu untersuchen wäre ganz überflüssig. Wie die Sprache, so ist auch die Religion bei jedem Volksstamm ursprünglich hervorgetreten; jedes Volk hat seinen Göttern geopfert, folglich muss auch jedes Volk ein Opfergefäss gehabt haben, ebenso wie bei jedem Volke, welches Kühe oder Stuten zu melken begann, auch ein Melkgefäss vorhanden sein muss.

Auch das kann nicht mit solcher Bestimmtheit, wie HENSZLMANN es thut, behauptet werden, dass unter den Barbarenvölkern nur die Gothen Bildhauer- und Goldschmiedekunst geübt haben. Die in Südrussland gefundenen bechertragenden Statuen sind nicht sämmtlich von den Gothen verfertigt, können nicht sämmtlich von ihnen verfertigt worden sein, da die Gothen sich ja dauernd bis zum Don gar nicht ausgebreitet haben; der grössere Theil jener Statuen muss Nichtgothen zugeschrieben werden. Unter allen Völkern finden sich Einzelne, die am Schnitzen ein Vergnügen finden;

aus den Schnitzern aber werden Bildhauer, wenn es dem Volke vergönnt ist, unter günstigen Verhältnissen zu leben. Die Menschen der Steinzeit sind sämmtlich Barbaren, nach der griechischen Auffassung; und wenn diese hie und da im Stande waren, nicht allein vollkommene, sondern selbst schöne Geräthe *mittelst Stein* aus Stein zu verfertigen: warum sollten sie es nicht so weit bringen, im Laufe der Zeit mittelst Bronze oder Eisen auch richtige Statuen aus Stein verfertigen zu können?

VII. Die ethnographische Frage drängt sich in den Abhandlungen der Archäologen beinahe überall hervor. Die Raçe ist streng genommen Gegenstand der Anthropologie; aber die Raçe, als solche, ist stumm. Sobald wir zu redenden Menschen gelangen, tritt die Raçe in den Hintergrund und es erscheint das Volk; wir treten aus der Anthropologie in die Ethnologie oder Ethnographie. Indem Virchow über die braune und blonde Raçe in Deutschland (sur la race brune et la race blonde en Allemagne) sprach, sagte er damit dies, dass auch *verschiedene* Raçen *ein* Volk oder *eine* Nation bilden können. Virchow, welcher auf fünf colorirten Karten die Gebiete der in den verschiedenen deutschen Ländern lebenden Braunen und Blonden aufweist, beschreibt nicht blos die gegenwärtige Bevölkerung, von welcher er auch nur den jüngeren, die Schulen besuchenden Theil berücksichtigt, sondern hofft dadurch auch dahin gelangen zu können, dass es möglich wäre, auch *die physischen Merkmale und den Ursprung der deutschen Bevölkerung* mit grösserer Sicherheit zu bestimmen. Die in den Höhlen gefundenen Schädel hatten einen Streit über die craniologische Stelle erregt, welche man dem prähistorischen Menschen in Europa anweisen müsse. Als die Ansicht aufkam, dass ein grosser Theil der Höhlenmenschen in Frankreich und Belgien einer mongolischen — sei es die finnische oder die esthnische — Raçe angehört: begann man die gegenwärtige Bevölkerung der europäischen Länder aufs Neue zu untersuchen, um ihren Ursprung zu erforschen und ihre Verwandtschaft mit der fremden Raçe zu bestimmen. Die mongolische Raçe nahm man allgemein als brachykephal, braun, klein und schwächlich (chétive) an und, dies

zur Basis nehmend, folgerte man, dass jeder Mensch in der gegenwärtigen Bevölkerung, welcher mongolische Merkmale zeigt, von einer uralten, prähistorischen Raçe stamme, welche mit dem grossen Turanierthum verwandt sei. Demnach, sagt VIRCHOW, wären diejenigen Deutschen, welche braune Augen und braunes Haar hätten, Anverwandte der Magyaren, Finnen, Esthen, Lappen und aller jener Stämme, welche im nördlichen Russland bis zum Ural und Altai hin zerstreut leben. Es ist uns Allen bekannt, dass die politischen Ereignisse dieser academischen Frage eine grosse Wichtigkeit beigelegt haben, indem insbesondere vom nordöstlichen Deutschland Einige behaupteten, dass dessen Bevölkerung grossentheils braun und wild und mindestens den Finnen ähnlich sei. *

Auch in Deutschland hatte man in den alten Gräbern Brachykephalen gefunden. Insbesondere hat ECKER nachgewiesen, dass in den ältesten Gräbern des Südwestens Brachykephalen liegen; dagegen finden sich in den Franken- und Alemannen-Gräbern Dolichokephalen. Nun haben aber die classischen Autoren die Franken und Alemannen als blond geschildert: folglich sind die schmalen und langen Schädel (Dolichokephalen) die Schädel *blonder Menschen;* dagegen die breiten und kurzen Schädel (Brachykephalen), welche Reste einer älteren Bevölkerung sind, die Schädel *brauner Menschen.* Diese braunen Menschen gehören einer fremden Raçe an (sind allophyl) und von diesen stammen auch die heutigen Braunen ab. Es ist also nicht ohne Grund, sagt VIRCHOW, dass wir bei unserem Volke, d. h. beim deutschen Volke, die braune und die blonde Raçe und deren Local- und Zahl-Verhältniss zu einander ins Klare bringen.

Auf VIRCHOW's Vorschlag wurde zu diesem Zwecke die schulbesuchende Jugend Deutschlands der Untersuchung unterzogen. Die Untersuchung erstreckte sich über fünf Millionen. Es gab folgende

* VIRCHOW spielt hiemit insonderheit auf QUATREFAGES an, der in seinem 1871 im 15. Februarheft der «Revue des deux mondes» erschienenen Artikel und in dessen Separatabdruck unter dem Titel «La Raçe Prussienne» (Paris, 1871, Librairie Hachette) von den Ostpreussen behauptet, dass sie Finnen seien.

Rubriken: *reine Blonde*, bei welchen das Haar blond, das Auge blau, die Haut weiss; *reine Braune*, bei welchen Haar, Auge und Haut braun sind; *gemischte*, bei welchen das Haar blond, die Augen grau oder braun. Unter den 5 Millionen fanden sich 33 % reine Blonde, 13 % reine Braune, und 54 % Gemischte. »Die classischen Merkmale der germanischen Raçe zeichnen also gegenwärtig nur ein Drittheil der deutschen Jugend aus und die Mischung überwiegt.« In den südlichen Theilen des deutschen Reiches ist die braune Farbe und die bräunliche Mischung zahlreicher, als in dessen nördlichen Theilen. In Preussen selbst zeigt sich die blonde Bevölkerung hauptsächlich in Ostfriesland, Schleswig-Holstein und in Pommern jenseits der Oder. Die Oder, der Rhein und insbesondere die Donau zeigen augenfällige Unterschiede in der Bevölkerung; diesseits dieser Flüsse sind die Menschen mehr blond, jenseits derselben mehr braun. Die braune Farbe breitet sich also unter den Deutschen vom Süden, Südwesten und Südosten her aus.

Broca fügte hiezu, dass er in Frankreich zuerst im Jahre 1859 begonnen habe, die Bevölkerung zu bestimmen. Er fand zwei gallische Raçen, die kimrische und die keltische; die Franzosen der kimrischen Raçe oder die nördlichen, sind grösser als die der keltischen Raçe oder die südlichen. Ihm scheint der *Wuchs* (la taille) beim ethnologischen und ethnogenischen Studium entscheidend zu sein. Die kimrische Raçe ist mehr blond, die keltische mehr braun, übrigens giebt es überall Blonde und Braune, sowie auch Hoch- und Niedrig-gewachsene, weil überall Raçenmischung vorkommt. Sache der Statistik ist es nun, die Stufen der Mischung festzustellen.

Nach Dupont ist die Bevölkerung Belgiens theils flämisch, theils wallonisch; die Flamänder sind mehr blond, die Wallonen mehr braun. Vanderkindere, sagt er, hat gezeigt, dass in Flandern die braune Bevölkerung älter ist, als die blonde.

VIII. Ich selbst habe über *das Alterthum der Magyaren* gesprochen, wobei ich auf die verbreitete und auch von Virchow berührte Ansicht Rücksicht nahm, welche der göttingische Pro-

fessor PAUL DE LAGARDE * in einer Weise ausdrückte, wie sie beim Aburtheilen über nicht wissbare oder noch nicht aufgeklärte Dinge oft gebräuchlich ist. Wie VIRCHOW bemerkt hat, hatte man die in den ältesten deutschen Gräbern gefundenen Brachykephalen für braunfarbig und deshalb mongolisch gehalten, demnach entschieden, dass sie der grossen Turanierfamilie angehören. DE LAGARDE aber, welcher die Magyaren ebenfalls für Nachkommen jener prähistorischen Turanier hält, sprach es aus, dass die Magyaren demzufolge ein greisenhaftes, auf dem Aussterbe-Etat stehendes Volk seien, welchem noch eine politische Rolle vindiciren zu wollen eine bare Lächerlichkeit sei. Ich hatte bereits gelegentlich des Congresses zu Bologna bemerkt, ** dass es eine reine Unmöglichkeit sei, über die Nationalität, d. i. über die Sprache des prähistorischen Menschen etwas zu behaupten. Zu dieser Bemerkung hatte mir die in der Revue des deux mondes erschienene Abhandlung von QUATERFAGES (s. die vorletzte Anmerkung) Anlass gegeben, welche beweisen wollte, dass die nordöstlichen Deutschen, die Preussen im engeren Sinne, gar keine Deutschen, sondern ursprünglich Finnen seien; und dass jene Grausamkeiten, welche das deutsche Heer 1870 in Frankreich verübt habe, eigentlich auf Rechnung des finsteren finnisch-barbarischen Geistes zu schreiben seien, welcher sich auch in den heutigem Preussen äussere. Bezüglich der von den Anthropologen beliebten finnischen Theorie, nach welcher die erste Bevölkerung Mitteleuropa's eine finnische gewesen wäre, welche sodann von den Ariern nach dem Norden hin zurückgedrängt worden sei, hatte ich dort kurz dargethan, wie sehr dieselbe mit aller historischen Erfahrung in Widerspruch stehe. Meine Bemerkung war der finnischen Theorie nicht genehm. Wenn wir aber die Geschichte beiseite werfen, ist es sehr leicht den Schädeln aufzudisputiren, dass sie einem so oder so

* Ueber die gegenwärtige Lage des deutschen Reiches. Ein Bericht, erstattet von PAUL DE LAGARDE, Dr. der Theologie und Philosophie, ord. Professor in der philos. Facultät der Universität Göttingen. Göttingen 1876.

** Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte-rendu de cinquième session à Bologne. Bologne 1873. Pag. 436.

sprechenden Volke angehört haben; denn der stumme Schädel vermag uns ja nicht zu widerlegen; dass er aber auch für uns nicht zeugen könne, darum kümmern wir uns gar nicht.

Indem ich beim Budapester Congress «vom Alterthum der Magyaren» sprach, behandelte ich diese Frage neuerdings. Das erste Erforderniss hiebei ist, zu bestimmen, was eigentlich eine Nation ausmache oder sie hervorbringe? Sobald man dies weiss, kann man nach dem Ursprung einer Nation forschen. S. H. SCHEIBER behauptet (Compte-rendu p. 601), *dass die Frage des Ursprungs der magyarischen Nation durch die Linguistik nicht gelöst werden könne, weil dies einzig und allein die anthropologische Forschung zu thun im Stande sei.* SCHEIBER nahm die anthropologische Untersuchung an den, aus der Stadt Budapest und den Comitaten Pest, Weissenburg, Weszprim, Raab und Tolnau, also von einem 300 □ Meilen umfassenden Gebiete und aus einer 1.200,000 Seelen zählenden Bevölkerung, für den Kriegsdienst conscribirten Jünglingen, sogenannte Recruten, vor und fand, dass der Wuchs der Magyaren durchschnittlich 1·619 m., der Juden 1·632 m., der Deutschen und Slaven 1·636 m. messe. Die Mittelhöhe dieser Wüchse ist daher 1·635 m., unter welcher die Magyaren um 16 mm. und die Juden um 4 mm. zurückbleiben, während die Deutschen und Slaven dieselbe um 11 mm. überragen. Sodann theilt er vergleichungshalber auch die Grösse der Conscribirten anderer Länder mit, aus welcher Mittheilung hervorgeht, dass die 19jährigen Italiener 1·620 m.; die 20jährigen Ungarn dagegen 1·619 m. hoch sind. «Ich glaube demnach, sagt SCHEIBER (pag. 609), mit meiner Forschung bewiesen zu haben, *dass die Magyaren zufolge ihres mittelhohen Wuchses sich am meisten der finnischen Race nähern.*» Angenommen nun, dass der von SCHEIBER gefundene mittlere Wuchs auch der mittlere Wuchs des ganzen Magyarenthums wäre, würde wohl hieraus folgen, dass die ungarische Nation deshalb den Finnen, und nach den Finnen den Italienern am nächsten stehe? Und wenn der mittlere Wuchs der Magyaren nach Verlauf von 50 Jahren in Folge besserer Ernährung, mit einem Worte, sorgfältigerer Kinderwartung, denjenigen der Italiener

erreichen würde, würde hieraus hinwiederum folgen, dass die Magyaren den Italienern am nächsten stehen, daher ihr Ursprung bei diesen gesucht werden müsse? Der Wuchs kann sich aber in der That ändern, wie dies die tägliche Erfahrung beweist. Wenn sich der Wuchs aber bei vielen Einzelnen ändert, muss sich natürlich auch der mittlere oder Durchschnitts-Wuchs ändern. Uebrigens vindicirt SCHEIBER, wie BROCA, dem Wuchse (taille) die Fähigkeit das Volk zu bestimmen: nur dass nach BROCA der hochgewachsene Kimre und der niedriggewachsene Kelte zusammen die jetzige französische Nation geschaffen haben, sowie nach VIRCHOW die braune und die blonde Raçe zusammen die jetzige deutsche Nation hervorgebracht haben.

Die Raçen *entstehen*, daher sind auch ihre physischen Merkmale von der Natur gegeben; und inwieweit sich an den einzelnen Völkern die Raçen-Merkmale zeigen, insoweit kann auch ihr physischer Ursprung mit einiger Wahrscheinlichkeit erwiesen werden. Man glaubt, dass die alten Franken und Alemannen dolichokephal und blond gewesen seien: aber unter den heutigen Deutschen bildet die Brachykephalie und die Mischfarbe die Mehrheit. KOPERNICKI constatirt (p. 612) die Thatsache, dass in den Grabhügeln und alten Friedhöfen Polens vorwiegend dolichokephale Schädel gefunden werden, während das heutige Polenthum entschieden brachykephal ist. «Durch die in Russland, Polen und Böhmen angestellten Schädelforschungen wird es sehr glaublich, dass in der prähistorischen Zeit ganz Europa vom atlantischen Ocean bis zum Bett der Wolga von einer dolichokephalen Bevölkerung bewohnt gewesen sei, wiewohl deren Stätigkeit in den westlichen Theilen Europa's noch nicht nachgewiesen ist» (p. 618). Aus den anthropologischen Merkmalen kann überhaupt eine bestimmte Nationalität nicht gefolgert werden, denn die Anthropologie ist in ihrer jetzigen Bedeutung, welche mit der Bedeutung des Wortes anthropos sogar in Widerspruch steht, nichts anderes als Zoologie.

THOMSEN (p. 79—84) findet in den Geräthen der Steinzeit die erste Scheidelinie zwischen Mensch und Thier. Nirgends und

nie hat sich noch ein Thier Werkzeuge verfertigt, wiewohl bei manchen Thieren, wie z. B. beim Biber, der Bautrieb in bewunderungswürdiger Weise entwickelt ist; aber selbst das am wunderbarsten bauende Thier ist nicht im Stande sich irgend ein Werkzeug zu verfertigen. Die *Fähigkeit Werkzeuge zu verfertigen* ist in der That eine Scheidemarke zwischen Mensch und Thier. Es trennt diese beiden aber auch noch ein anderer Unterschied und dieser ist die *Rede*. Jene Fähigkeit scheidet *überhaupt* den Menschen vom Thiere; die Rede aber zertheilt, vermöge der Verschiedenheit der Sprachen, die Menschheit in ebenso viele Gruppen, als es Sprachstämme giebt. Richtig sagt SCHAAFHAUSEN (pag. 388), dass «die ersten Versuche menschlichen Gewerbes überall die gleichen seien. Viele Steingeräthe in Europa sind ganz so, wie in Asien und Afrika; die alten Kelten haben dieselben ebenso gefertigt, wie die alten Japanesen es thaten. Die Cultur entwickelt die Geistesfähigkeiten, die Lebensweise, die Bauart der Wohnungen, die Glaubensideen, den Geschmack überall in gleicher Weise und zu gleicher Höhe.» Aber weder SCHAAFHAUSEN noch irgend ein Anderer kann behaupten, dass die Menschen der Steinzeit überall dieselbe *Sprache* geredet haben; dass demnach der alte Kelte mit dem alten Japanesen auch in betreff der Sprache übereingestimmt habe. Die Unterschiede der Sprachen sind unabhängig von den physischen Merkmalen der Menschen, also unabhängig von der Raçe; wir wiederholen es, dass die Sprachen-Unterschiede die Menschheit in so viele Gruppen theilen, als es Sprachstämme giebt. *Und in diesen Sprachstämmen finden wir den Ursprung der Völker nicht aber in den physischen Merkmalen, welche wie wir gesehen haben, bei einem und demselben Volke verschieden sein können. In den einzelnen Sprachen sind ferner die Geschichten der einzelnen Völker abgespiegelt.* Also nur das Zeugniss der Sprache vermag uns zum Ursprunge der Völker hinzuleiten. Sehen wir nun, ob die magyarische Sprache jene Ansicht rechtfertigt, nach welcher das magyarische Volk älter wäre, als andere europäische Völker, weil die Bevölkerung Europa's eine finnische gewesen sei.

In der magyarischen Sprache fallen vor Allem sehr viele

slavische Wörter in die Augen. Diese Wörter beweisen, dass vor der Hieherkunft der Magyaren sowohl Ungarn als auch Siebenbürgen von Slaven bewohnt gewesen sei, welche grossentheils mit dem Magyarenthum verschmolzen. Angenommen, dass die physischen Merkmale jener alten Slaven und Magyaren verschieden gewesen sind: sie sind dessenungeachtet zu Einem Volke zusammengeschmolzen. Die Einheit wurde nicht durch die körperliche Beschaffenheit, sondern durch die Sprache geschaffen. Indem wir in der Untersuchung der magyarischen Sprache gleichsam nach rückwärts zu fortschreiten, finden wir in derselben nicht wenige türkische Wörter, und zwar solche, welche nicht aus der bekannten Türkensprache in dieselbe hineingelangt sind, sondern aus dem tschuwaschischen Türkisch. Denn die Wörter: *tenger* Meer, *ökör* Ochs, *iker* Zwilling, *borju* Kalb, etc. lauten im Türkischen *dengiz*, *öküz*, *ikiz*, *buzagu* etc., im Tschuwaschischen aber haben dieselben ein *r*, wie im Magyarischen. Wenn wir in dieser Richtung noch weiter fortgehen, so finden die magyarischen Zahlwörter, die hauptsächlichsten Nennwörter (welche die Theile des menschlichen Körpers, die hervorragenden Naturerscheinungen, die Denkthätigkeiten, die Familie u. s. w. benennen), die ursprünglichen Zeitwörter, die Verhältnisswörter (Pronomina und Postpositionen), die Suffigirung der Zeitwörter u. s. w., ihre Analoga in den ugrisch-finnischen Sprachen. Hieraus erhellt, dass sich die magyarische Sprache in der Gesellschaft der ugrisch-finnischen Sprache gebildet habe; folgerichtig ist auch der Kern des magyarischen Volkes, an welchen sich nachher türkische und slavische Fremdlings-Elemente angeschlossen haben, in der Gesellschaft der ugrisch-finnischen Völker entstanden. Die Urkundschaft der Sprache meldet auch noch von einem anderen grossen historischen Ereignisse. Die Zahlwörter von 1—7 sind nämlich im Magyarischen, in den ugrischen und finnischen Sprachen übereinstimmende und *einfache* Wörter; die Zahlwörter für 8 und 9 dagegen zusammengesetzte Wörter, welche so gebildet sind: 2 — 10 = nyol-tz; 1 — 10 = kilen-tz, d. i. nyol-tíz, kilen-tíz, gleichsam: *zwei* von *zehn*, *eins* von *zehn*. Diese Compo-

sita nun sind verschieden in den enger gefassten finnischen Sprachen einerseits und in den ugrischen Sprachen anderseits. Die Zahlwörter lehren also, dass bei den ältesten Ugriern und Finnen, als sie noch beisammen waren, das *heptadische* Zahlensystem geherrscht habe. Später aber wurden sie durch irgend ein unbekanntes grosses Ereigniss zur Annahme des *dekadischen* Zahlensystems genöthigt; damals waren sie also gezwungen für die Zahlen 8 und 9 neue Namen zu schaffen. Alle haben dieselben mittelst Subtraction gebildet, aber aus verschiedenen Wörtern. Die Finnen, Esthen, Liwen, Karelier u. s. w. haben zu diesem Behufe dieselben Wörter aufgegriffen; Beweis dafür, dass sie auch *nach* der Annahme des Zehnersystem's noch beisammen geblieben sind. Die Ugrier dagegen, nämlich die Magyaren, Wogulen, Ostjaken, Permier u. s. w., haben zu demselben Zwecke andere Wörter verwendet; Beweis dafür, dass sie nach der Annahme des Zehnersystems von den finnischen Völkern bereits getrennt waren; aber sie können auch miteinander nicht mehr so lange, wie die finnischen Völker, vereint geblieben sein, denn sie weichen von einander in der Benennung der Zahlen 8 und 9, sowie des Zehners und der vervielfältigten Zehner, mehr oder weniger ab. Die Leuchte der magyarischen Sprache kann uns also über die ugrische Sonder-Existenz hinaus noch bis zur ugrisch-finnischen Gemein-Existenz hinaufgeleiten, aber höher nicht; namentlich kann sie zu den samojedischen und türkischen Sprachen nicht hinführen, wiewohl diese mit dem Magyarischen geographisch benachbart und morphologisch übereinstimmend sind. Wie wir für die magyarische Sprache und Nation den ugrisch-finnischen Kern gefunden haben, so müssen wir einen besonderen Kern für die samojedischen und einen anderen besonderen Kern für die türkischen Sprachen finden. Die besonderen Sprach- und Volks-Kerne aber auf einen gemeinsamen Kern zurückführen zu wollen, kann nur Sprachforschern einfallen, welche die betreffenden Sprachen von ferne betrachten, und Anthropologen, welche, indem sie die Sprachen überhaupt ausser Acht lassen, auch den Begriff der Völker verlieren. Da wir aber den ugrisch-finnischen

Kern im Norden Europas und Asiens aufgefunden haben, können die ugrisch-finnischen Völker schon deshalb nicht die ersten Bewohner Europas gewesen sein, denn die Uralgegenden, die längs den Flüssen Obi, Pecsóra, Dvina, Kama gelegenen Länder bis zur Wolga und Düna, sind gewiss am spätesten bevölkert worden. Auch in der Geschichte treten die Ugro-Finnen zuletzt auf.

SCHAAFHAUSEN hat den Einwand erhoben, dass meine Auffassung mit den craniologischen Thatsachen nicht im Einklang stehe. Denn er hat, sagt er, bewiesen, dass die in den grossen Steingräbern Skandinaviens gefundenen kleinen runden Schädel den lappischen oder alten finnischen Typus zeigen. In Deutschland und Frankreich sind ebenfalls einzelne solcher Schädel gefunden worden; im hiesigen Museum existirt gleichfalls ein aus der Liszkovaer Höhle hieher gelangter Schädel dieser Art. Hieraus muss geschlossen werden, dass die Einwandernng der Finnen in Nordeuropa ebensowohl wie in Ungarn eine ur-uralte sei. SCHAAFHAUSEN ist fest überzeugt, dass die Sprache und mit dieser zugleich die Nationalität am Schädel hafte, dass demnach die verschiedenen Sprachen und Nationalitäten den Menschen ebenso angeboren werden, wie die verschiedenen Arten des Gezwitschers den Vögeln. Dies bedarf wohl keiner Widerlegung. Denn was wir heute beobachten, nämlich das jederlei Schädel für jederlei Sprache geeignet sei, da eine jede gelernt werden muss, konnte wahrscheinlich immer beobachtet werden, seit Menschen auf Erden reden. *Gleichartige* Schädel können daher sehr *verschiedene* Sprachen und Nationalitäten haben, ebenso wie auch die Braunen und die Blonden, die hoch- und die niedrig Gewachsenen; und umgekehrt können *verschiedenartige* Schädel *eine* Nation ausmachen, weil sie in ein und derselben Sprache jene Bildung und sociale Entwicklung in sich aufgenommen haben, welche das Eigenthum des sie erziehenden Mediums ist. Und nehmen wir an, dass die von SCHAAFHAUSEN erwähnten Schädel wirklich irgend eine lappische Sprache geredet haben, so können dieselben doch nicht die Vorfahren der heutigen Lappen sein, weil sie anderwärts in dem gestaltenden Materiale

jener anderen Völker aufgegangen sind, in deren Grund und Boden sie begraben liegen.

SCHAAFHAUSEN überging noch auf LENHOSSÉK's Abhandlung, indem er einige deformirte Schädel anführte, unter anderen einen aus dem Mainzer Museum, welcher neben fränkischen Gräbern gefunden worden ist. Diese Gräber gehören dem 6.—8. Jahrhundert an. Er selbst hat einen solchen unter den in der Kapelle der heiligen Ursula aufbewahrten Schädeln gefunden, welche die Legende als die Schädel der daselbst durch die Hunnen getödteten 11,000 Jungfrauen bezeichnet. Es ist glaublich, sagt SCHAAFHAUSEN, dass die Hunnen im Laufe des 5. Jahrhunderts die Rheingegenden verheert haben; später wurden von einem Schlachtfeld die Schädel gesammelt und in der zu Ehren der heiligen Ursula erbauten Kirche aufbewahrt. Auch Raphael hat den Attila auf dem berühmten vatikanischen Gemälde mit einem solchen rückwärtsgedrängten Schädel gemalt. Dergleichen makrokephale Schädel können demnach von den Hunnen und Avaren herrühren; denn die Hunnen sind, nach SCHAAFHAUSEN, die Abkömmlinge der alten Skythen; die Avaren aber sind gewiss Anverwandte der Hunnen. «Ja man glaubt auch, dass der Name *Hunn* von dem deutschen *Hund* stammt;» und hier in Budapest hat SCHAAFHAUSEN überdies erfahren, dass sich die Székler für die Abkömmlinge der Hunnen halten, und dass sie von den Siebenbürger Sachsen *Pferdeköpfe* (lófő) genannt werden. — Auf solche Weise entstehen denn noch heute — und entstanden wohl auch zu anderen Zeiten — historische Anekdoten. SCHAAFHAUSEN beruft sich auf JORDANES: wenn er aber den JORDANES besser kennte, so würde er dieses «on croit», dass der Name *Hunn* von *Hund* komme, in einer ernsten Versammlung gar nicht vorgebracht haben, weil dieser Glaube weder aus dem JORDANES, noch aus dem PRISKUS, dem einzigen Augenzeugen über die Hunnen, herausgelesen werden kann. Die Griechen nannten die Hunnen *Uni* und nach ihnen nannten sie die Lateinschreibenden *Hunni*. Die Ableitung von *Hund* mag zuerst unter den Anekdoten eines deutschen Kalenders aus diesem oder dem vorigen Jahrhundert vorkommen, ebenso wie die Ablei-

tung des Wortes *hungarus* vom deutschen *Hungèr*. Gerade so übel ist SCHAAFHAUSEN mit seinem Budapester Lehrer angekommen. Die Siebenbürger Sachsen nennen oder nannten die Székler nie *lófő*, sondern diese selbst nannten ihre «*primipili*» so. Und das Wort *lófő* bedeutet auch nicht soviel wie *Pferdekopf*, sondern soviel wie *Cavallerie-Häuptling* oder *-Hauptmann*.

In Ungarn haben in den prähistorischen Jahrhunderten oder auch Jahrtausenden, wie die auf uns gekommenen Schädel bezeugen, vielerlei Völker gewohnt. Diese vielerlei Völker haben sich anfangs Stein-, später Kupfer- und Bronze-Geräthe verfertigt. Sobald die Funde vollständiger vorliegen werden, wird daraus auch die verhältnissmässige Dichtigkeit der Bevölkerung ersichtlich werden, wenigstens landstrichweise. Welche Sprache oder Sprachen die hier Lebenden — Dolichokephalen sowohl als Brachykephalen — geredet haben, kann aus nichts herausgelesen werden. Soviel ist sicher, dass auch von den prähistorischen Völkern «Material» für die historischen Völker zurückgeblieben sein kann; sowie auch dies gewiss ist, dass von diesem Materiale auch die Magyaren ihren Theil erhielten. Von den historischen Völkern handelt aber die Historie; diese gehören also nicht hieher.

PAUL HUNFALVY.

DIE UNGARISCHE DICHTUNG DER GEGENWART.

REVUE DER JÜNGSTEN ERSCHEINUNGEN.

Insofern es Aufgabe dieser Blätter ist, über die Thätigkeit auf dem Gebiete der gesammten ungarischen National-Literatur Rechenschaft zu geben, — werden dieselben ihre Aufmerksamkeit wohl auch den bedeutenderen Erscheinungen und Bewegungen auf dem Felde der ungarischen Belletristik und der betreffenden Literatur-Geschichte zuwenden müssen. Auch in letzterer Beziehung wird es hierzu nicht an Gelegenheit fehlen. Nach mannigfachen Richtungen hin giebt sich rege Thätigkeit kund. Der Geschichte der ungarischen Poesie wenden sich in neuerer Zeit die Bestrebungen jüngerer und älterer Kräfte mit Vorliebe zu. Ausser der Vermehrung der betreffenden Fachlehrer, welche durch die Ausdehnung und Vervollkommnung des Mittelschul- und Bürgerschulwesens bedingt ist, mag es sowohl dem zur Reflexion neigenden Zug der Zeit, als auch dem Beispiel der ausländischen Literatur zuzuschreiben sein, dass in den letzten Jahren häufiger denn je sich Bearbeiter für einzelne Partien aus der Geschichte der ungarischen Poesie gefunden haben. Waren es auch meist nur Versuche, in welchen es am Willen oder an der nöthigen Kenntniss zu vergleichender Betrachtung, und daher an einem genügend weiten Gesichtskreis fehlte, — so kündigte sich in ihnen doch die Richtung an, in welcher die ungarische Literatur-Geschichte seit dem Hintritte Franz Toldy's fortzuschreiten strebt, von dem sie ihre jüngste Gestalt gewonnen hat. Die beiden Kisfaludy, Kölcsey und seine Zeit, die Poesie während und nach der Revolution, das ungarische Drama und

insbesondere das Volksdrama, die vergleichende Kritik verschiedener Dichtungen, deren Heldin Maria Szécsy ist, und viele andere Details, die überwiegend der neueren Periode der ungarischen Literatur angehören, bildeten den Gegenstand mehr oder minder umfangreicher, theils selbständig, theils in Zeitschriften erschienener Essay's. Von dem geistvollen Kritiker und Professor der ungarischen Literatur-Geschichte an der Budapester Universität, Paul Gyulai, steht eine neue und vermehrte Bearbeitung seines als Biographie und Zeitbild ausgezeichneten Werkes über den Dichter Michael Vörösmarty in naher Aussicht, — und von eben demselben ist ein gleiches Werk über Alexander Petőfi zu gewärtigen, über den er im gegenwärtigen Semester an der Universität einen Cyclus von Vorlesungen hält. — Die Kisfaludy-Gesellschaft hat, nach einem ersten gescheiterten Versuch, zu Beginn dieses Jahres wiederholt einen Preis auf eine Geschichte des ungarischen Romans ausgeschrieben; und selbst wenn auch diesmal der Zweck verfehlt werden sollte, ist doch wenigstens der Impuls zu historisch-kritischen Versuchen über diesen Zweig der Literatur gegeben.

Die «Literarischen Berichte» werden den hiermit signalisirten literargeschichtlichen Arbeiten ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden, aber auch selbst ihr Scherflein zu Arbeiten dieser Art, durch Rückblicke auf die neuesten Erscheinungen im Gebiete der ungarischen schöngeistigen Production, beizutragen streben. Auch das wechselseitige Verhältniss zwischen dieser und dem Publicum verdient wohl unter allen Umständen Beachtung. Hier aber müssen wir umsomehr dieses Moment berühren, weil in Betreff desselben neuestens eine vielleicht nicht belanglose Aenderung sich zu vollziehen begonnen hat. Die producirenden Kräfte haben in den letzten Jahren bei den Verlegern nicht das gleiche fördernde Entgegenkommen gefunden, wie früher, und daher in zwei verschiedene Gruppen sich zusammengethan, um vereint mit dem Bücher kaufenden Publicum direct in Verkehr zu treten. Die «Petőfi-Gesellschaft» und die «Kisfaludy-Gesellschaft» haben beide zu gleicher Zeit Verlagsunternehmungen begonnen, deren Zweck die

Herausgabe guter belletristischer Werke ist; und die erstere der beiden Gesellschaften hat im Laufe des diesjährigen Sommers bereits ihre ersten zwei Verlagsartikel gebracht, beides lyrische Gedichte, und damit — aus Vorsicht oder zufällig — ein Feld der ungarischen schöngeistigen Production betreten, das niemals in bedenklicher Weise brach gelegen ist. Es sprosst und blüht da immer: — in einer immer schwächer werdenden *nationalen* Gruppe und in einer anderen, die *kosmopolitische* Tendenzen verfolgt.

Zu der ersteren ist Victor Dalmady zu zählen, der bereits zwei Bände seiner gesammelten Gedichte (Budapest, 1876, Ferdinand Tettey) herausgegeben hat, und auch seitdem von Zeit zu Zeit mit vereinzelten Producten seiner Muse hervortritt. Familiensinn und Patriotismus bilden den am häufigsten wiederkehrenden Grundton seiner Poesie, mehr zum Vortheil seines Charakters als seines Talents. Er begnügt sich allzu häufig mit dem Ausdruck achtungswerther Gesinnung. Wenn er, was oft geschieht, die stillen, einfachen, poetischen Freuden eines glücklichen Familienlebens besingt, so macht wohl noch die Poesie, die in dem Gegenstande liegt, die Saiten im Herzen des Lesers sympathisch erklingen. Politische Gedanken jedoch, die er gleichfalls oft zum Ausdruck bringt, setzt er nicht in Empfindung um, umkleidet er nicht mit lebensvoller Anschaulichkeit, und so bleiben seine Klagen über die schlechten Finanzen des Landes, über das Walten einer fremden Sprache in Ungarn u. dgl. für die Poesie verloren. — Theilweise in gleicher Richtung bewegt sich Graf Géza Zichy in dem von der Petőfi-Gesellschaft herausgegebenen Bändchen seiner Gedichte. Er bietet angenehm berührende Stimmungsbilder aus dem Kreise eines glücklichen Familienlebens, und berührt auch patriotische Ideen; ist aber hinsichtlich der letzteren weniger schroff, sympathischer und stellenweise auch glücklicher im poetischen Ausdruck, als der früher Genannte. Beispielsweise erwähnen wir ein Gedicht, welches die Klage des Dichters zum Ausdruck bringt, dass er erst in der Zeit des Freiheitskampfes zur Welt gekommen, und so der Periode des

Epigonenthums angehört. Hier ist ein Gefühl ausgesprochen, das in Vielen, wenn auch unklar und unbestimmt lebt. Da erschliesst sich dem Geschlechte der Epigonen in einem glücklichen poetischen Moment ein klarer Blick in sein Inneres und es wird sich des Mangels an jener Energie der Empfindungen bewusst, welche den glücklicheren Vorgängern Herz und Adern schwellte. — Uebrigens versucht sich Graf Zichy auch ausserhalb der hier berührten Kreise. So hat er z. B. in einem grösseren Gedicht den Weltuntergang, die letzten Augenblicke des allerletzten Menschen zum Gegenstande gewählt; doch fehlt ihm die Macht der Phantasie und des Ausdruckes, um das Gefühl der furchtbaren Vereinsamung des einzigen Menschen zu schildern, der auf der ganzen weiten Erde nur allein noch übrig ist. In der Darstellung der Weltkatastrophe sind moderne naturwissenschaftliche Hypothesen und Vorstellungen des frommen Glaubens, das Absterben der Erde und der Posaunenschall und die Engelschöre des jüngsten Gerichtes, ohne Lösung des Widerspruches, der hierin liegt, nebeneinander gestellt. Das Ganze ist mehr ein Conglomerat von Lese-Reminiscenzen, als eine aus schöpferischer Phantasie hervorgegangene Dichtung, und — nebenbei bemerkt — einer der in der ungarischen Literatur neuerer Zeit mehrfach auftauchenden Versuche, Probleme der Menschheit poetisch zu lösen, — ein Streben, das in der Lyrik durch das Vorwiegen allgemeiner Stoffe, vom nationalen Leben losgelöster Gedanken und Gefühle zum Ausdrucke gelangt.

Als ein Repräsentant der hier bezeichneten Richtung ist Emil Ábrányi zu nennen. Dieser junge Dichter scheint zwar von der französischen Romantik beeinflusst, wie z. B. im «Schwanengesang einer Lustdirne», ringt aber doch mit ernstem Streben nach der reinen Idee der Humanität. Eines seiner besten Gedichte ist: «Charfreitag», eine stimmungsvolle Schilderung der andächtigen Menge, der brausenden Orgeltöne, — die einem ergreifenden Vorgange zum Hintergrunde dient. Eine Equipage hält vor der Kirche, eine vornehm gekleidete, verschleierte Dame, die den Wagen verlassen, mengt sich unter die Beter, und das «Stabat

mater dolorosa», das den wohlgewählten Refrain des Gedichtes bildet, scheint der Widerhall der Gefühle zu sein, die das Herz der vornehmen Beterin durchzittern. Jedoch nicht sie ist hier die «Mater dolorosa», sondern eine greise Bettlerin, die, vor der Kirchenthüre kauernd, die dürre Hand nach Almosen ausstreckt, und in der vornehm gekleideten Dame, die, aus der Kirche kommend, ihr eine Gabe reicht, ihre «verlorene» Tochter erkennt. Diese enteilt mit einem leisen Aufschrei, ihre Carosse rollt mit ihr davon und — «stabat mater dolorosa!» — Emil Ábrányi ist übrigens auch ein gewandter Uebersetzer.

Ein Dichter voll einschmeichelnder Sinnlichkeit, mit vorwaltendem Natursinn und einer Sprache voll Farbe und Wohlklang ist Alexander Endrődy, der schon früher mit kleineren Gaben hervorgetreten ist und dessen gesammelte Gedichte die Petőfi-Gesellschaft jüngst herausgegeben hat. Der Glanz seiner Sprache, die Ueppigkeit seiner Phantasie treten beinahe in allen einzelnen Nummern hervor, — doch nur in wenigen kommt der Ideengehalt an Werth der Form gleich, ist die Frucht der Schale würdig. Wo dieses der Fall, wird theils der Hauch glühender Leidenschaft fühlbar, theils gelangt pantheistische Anschauung zum Ausdruck, wie z. B. im «Sternenhimmel», wo die Seele des Dichters mit dem Licht des Weltalls sich ergiesst und den Menschen fortstrahlt, wenn er selbst nicht mehr ist.

Anton Váradi, sonst schwerfällig in der Form und nüchtern im Vortrag, darf in seinen, ebenfalls im Laufe dieses Sommers erschienenen neueren Gedichten nur einige stimmungsvoll ausgeführte Bilder aus dem Bereiche christlich religiöser Vorstellungen zu den beachtenswerthen Producten der neueren ungarischen Lyrik zählen. — Zu nennen wäre noch Josef Kiss, der einige Bilder aus dem Leben der Hauptstadt und aus dem jüdischen Leben mit lyrisch-epischem Talent behandelt hat und gute Aufnahme fand und verdiente. Doch dieser schweigt seit einigen Jahren beinahe gänzlich.

Von Johann Arany, Paul Gyulai und Anderen, die mit den abgeschlossenen Sammlungen ihrer Gedichte in unserer schönen

Literatur lebendig fortwirken, — könnte hier nur dann eingehender gesprochen werden, wenn diese Skizze sich auf einen weiter gezogenen Kreis erstrecken würde. Sie beschränkt sich jedoch nur auf die neuesten Bewegungen, die im Ganzen dem Wort des dahingegangenen Literarhistorikers FRANZ TOLDY entsprechen, dass die ungarische poetische Literatur aus ihrem reactiven beschränkten Kreise sich losgerungen habe und in Inhalt und Form sich langsam doch sicher zur Höhe der Zeit hinanschwinge. — Die Grenzen der ungarischen Lyrik, wie der poetischen Literatur überhaupt, erweitern sich übrigens auch durch die Uebersetzungen, theils deutscher, englischer, französischer, schwedischer Gedichte (Meister auf diesem Felde sind WILHELM GYÖRY und KARL SZÁSZ), theils antiker, namentlich römischer Dichtungen (Dr. IGNAZ BARNA), und schliesslich der Poesien der mit den Ungarn in einem Nationalverbande lebenden Stämme.

Zu der in dieser Beziehung bereits vorhandenen Literatur gesellten sich in den letzten Jahren die «Gyulityi» (Röschen) des serbischen Dichters JOVAN JOVANOVITS, von EUGEN PAVLOVITS in's Ungarische übersetzt und unter dem Titel «Rózsák» (Zombor, 1875) erschienen; und die rumänischen Volkslieder, von GEORG EMBER, J. GROZESKU und J. VULCANU in's Ungarische übertragen, und mit einer Einleitung aus der Feder des letzteren, von der Kisfaludy-Gesellschaft unter dem Titel «Román népdalok» herausgegeben (Budapest, Athenaeum, 1877). — Beide hier genannte Sammlungen haben nebst dem poetischen Reiz auch einen ethnographischen Werth. Die serbischen Gedichte des JOVANOVITS spiegeln, obgleich nicht eigentliche Volkslieder, doch lebhaft den serbischen Volkscharakter ab. Und die rumänischen Volkslieder, die in den Versionen vorliegen, in welchen sie in Ungarn und Siebenbürgen gesungen werden, zeigen deutlich neben dem eigenthümlichen rumänischen Gepräge die geschichtlichen und geographischen Einflüsse, die in Ungarn hinzugetreten sind. Orts- und Personen-Namen, besonders der des Königs MATHIAS, kommen häufig vor, und die Willigkeit, mit welcher die rumänische Volkspoesie derlei Eindrücke aufgenommen hat, ist nebenbei ein

Zeichen, dass das gesunde Volksgemüth sich gegebenen staatlichen Verhältnissen besser accomodirt, als man nach anderen Kundgebungen vorauszusetzen versucht ist.

Von der Art, wie das Volk in seinen Liedern selbst sich darstellt, kommen wir zu der objectiven Darstellung des Volkes. Die Form dieser letzteren ist der Roman. JULIAN SCHMIDT's Ausspruch, der Roman müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen, ist richtig, wenn man Beides, «Volk» und «Arbeit», im weitesten Sinne nimmt. Und das geschieht wirklich. Jede Phase, jedes Moment im ewig gährenden Volksleben kann die Phantasie des Romandichters zu einer Conception anregen. Daher allenthalben auf diesem Felde die Fülle der Production. Selbst aus der überwiegenden Menge derjenigen Werke dieser Art, die ohne inneren Beruf und nur als Futter für das gähnende Ungeheuer der Langweile geschrieben werden, könnte manches Körnchen Lebenswahrheit herausgewaschen werden. Dass aber bei der allgemeinen Fruchtbarkeit der Romanliteratur dieser Zweig des ungarischen Schriftthums verhältnissmässig so wenig Früchte trägt, — findet zum Theil darin seine Erklärung, dass das Bedürfniss des ungarischen Lesepublicums einerseits durch die fremden Originale, andererseits auf dem billigen Wege der Uebersetzungen reichlich befriedigt wird. Angesichts dieser Sachlage gebricht es der Originalproduction an der erforderlichen materiellen Unterstützung und mit dieser wird auch die Productionslust geschwächt, derart, dass die unter den Auspicien der Akademie herausgegebene «Budapesti Szemle» (Budapester Revue) den Raum, den sie gerne einem gediegenen Originalroman offen halten würde, gewählten Uebersetzungen aus dem Englischen überlassen muss.

Grössere, Beachtung erheischende Productionen, in denen sich das ungarische Leben mehr weniger abspiegelt, bietet nur MORIZ JÓKAI, welcher derzeit fast allein das Banner der ungarischen Romanliteratur aufrecht hält. Auch er, dem es im In- und Auslande nie an der entgegenkommendsten Theilnahme gefehlt hat, scheint jetzt letztere in den heimischen Kreisen durch die Ungunst der Zeit geschwächt zu sehen und veröffentlichf daher seine

neuesten Romane in einer billigen Heftausgabe. — Während er in dem ersten derselben, der zur Zeit der Napoleon'schen Kriege spielt, noch die ehemalige ungarische Adelsinsurrection vorzuführen begriffen ist, — spielt sein jüngster, abgeschlossen vorliegender Roman: «Egy az Isten» (Gott ist einzig) in der Zeit von 1848-1859, und hat — unter Anderem — die Unitarier, eigentlich aber die unitarischen Bewohner des gewerbfleissigen Städtchens Toroczko zum Gegenstande. Eine brillante Schilderung Roms im Jahre 1848 von den Osterfeiertagen bis zur Ermordung des Ministers Graf Rossi und der Flucht des Papstes, farbenreiche Landschaftsbilder aus Siebenbürgen und eine Episode der Schlacht bei Solferino bilden die hervorragendsten Partien dieses Romanes. — Auch die Zerstörung einiger ungarischer Ortschaften in Siebenbürgen durch rumänische Insurgenten wird in eigenthümlicher Weise vorgeführt; der Dichter lässt sich hierbei durch allerdings plausible versöhnliche politische Rücksichten leiten, doch indem er so jenen Vorgängen fremde Motive unterschiebt, schwächt er den poetischen Nerv ab, der in der Schilderung der Racenleidenschaft walten müsste.

Das Feld des historischen Romans, einst von Jósika, Eötvös und Kemény bebaut, liegt beinahe brach, obgleich in dem Materiale, welches die historische Gesellschaft zu Tage fördert, eine reiche Fülle von Anregungen und Stoffen zu finden wäre. Nur zwei Versuche dieser Art sind zu verzeichnen: «Szép Mikhál», von Jókai, eine mit einigen eigenen Erfindungen ausgestattete Paraphrase des «Ungarischen oder dacianischen Simplicissimus», und «Az utolsó Bebek» (Der letzte Bebek), von dem kürzlich verstorbenen Karl Pétery, der, von der Schönheit und romantischen Lage der Ruine Szádvár im Tornaer Comitat angeregt, die Burg dichterisch zu reconstruiren und sie mit ihren einstigen Bewohnern zu beleben versuchte. Der Held des Romans ist Georg Bebek, der einstige Besitzer von Szádvár, der von Ferdinand I. abfiel, die Partei Zápolya's ergriff und daher von den Kaiserlichen bekämpft wurde. Seine Burg Szádvár ward in Folge dessen von dem General Lazar Schwendi belagert und fiel auch in dessen

Hände, nachdem sie von der Gattin Bebek's tapfer, jedoch erfolglos vertheidigt worden war. Manches Detail in diesem Roman ist poetisch empfunden, doch ist das historische Colorit äusserst mangelhaft.

Der Vollständigkeit wegen sei zum Schlusse erwähnt, dass in jüngster Zeit zwei kleinere Romane von ARNOLD VÉRTESY und DESIDER MARGITTAY und ein grösserer von ALOIS DEGRÉ erschienen sind. Ob und welche innere Bereicherung die ungarische Romanliteratur hierdurch erfahren, darüber können wir derzeit noch nicht Rechenschaft geben.

Dafür werfen wir jetzt einen Blick auf die neuesten Erscheinungen der dramatischen Production, wo wir zwar in geringerem Maasse als früher, aber doch immerhin mannigfachen Zeichen der Anstrengungen begegnen, welche die heimischen Kräfte machen, um neben und unter den vielen zur Aufführung gebrachten übersetzten Stücken sich bemerkbar zu machen. Wenn übrigens die Originalwerke hinter den letzteren der Zahl nach zurückstehen, so gereicht dies der nationalen Production natürlich nicht zum Nachtheil. Von den Werken SHAKESPEARE's, MOLIERE's, RACINE's, MORETO's u. A. zu schweigen, die dem Repertoir des National-Theaters einverleibt sind, — gehen die meisten der neueren französischen Dramen, hie und da auch ein deutsches, über unsere Bühne, und mit der reichen fremden Production können die heimischen Kräfte, denen (für Trauerspiel, Lustspiel und Schauspiel) schliesslich doch nur das eine Nationaltheater zur Verfügung steht, an Fruchtbarkeit nicht concurriren. Genug, dass nie ein allzu langer Zeitraum verstreicht, ohne dass ein dramatisches Originalwerk zur Aufführung käme.

Einigen der im Verlaufe dieses Rückblickes bereits genannten Namen begegnen wir auch auf dem Felde der dramatischen Bestrebungen. So schrieb JÓKAI — nicht aus eigener Initiative, sondern von dem blinden deutschen Schauspieler WEILENBECK dazu angeregt — in neuerer Zeit ein Drama: «Milton», das ausser einer blendenden poetischen Diction sonst nur wenig Vorzüge aufzuweisen hat. Der Stoff ist auch für eine berufene dramatische

Kraft zu spröde, geschweige für einen Dichter, der als Roman-Schriftsteller nur episch zu denken gewohnt ist. — Derselbe brachte auch seinen oben erwähnten Roman: «Szép Mikhál» dramatisirt auf die Bühne, doch gleichfalls ohne bleibenden Gewinn für das Repertoir. — Graf Géza Zichy schrieb: «A szerelem harcza» (Liebeskampf), Drama in fünf Aufzügen, in welchem eine Gräfin und eine Schauspielerin mit einander um die Liebe eines Prinzen wetteifern. Die Handlung, die in Paris und vor der Revolution spielt, erinnert in mancher Beziehung an «Kabale und Liebe». In einigen Scenen war dieses Stück nicht ohne Wirkung, im Ganzen aber hatte es nur einen vorübergehenden Erfolg. — Sehr schwach war: »Die Liebe einer Königin» von Benjamin Virágh (Pseudonym), deren Heldin Christine von Schweden, die aber gleichwohl durchaus unhistorisch ist. — Von dem oben genannten Dichter Anton Várady gelangte während des hier in Rücksicht gezogenen Zeitraumes der letzten zwei Jahre «Iskarioth» zur Aufführung, eine Tragödie, deren Titelheld den Heiland für einen politischen Messias hält, daher diesem aus politischem Ehrgeiz sich anschliesst und an seinem hier bezeichneten Irrthum zu Grunde geht. Nebst dem Helden tritt auch Magdalena in den Vordergrund, die jener liebt und wegen deren er auf Christus eifersüchtig ist! Trotz grosser Gebrechen, welche dieses Trauerspiel neben einigen Zeichen von Talent aufzuweisen hat, wurde dasselbe oft aufgeführt und gern gesehen, — wegen der Inscenirung, welche malerische Effecte aufzuweisen hatte, und in Folge der poetischen Stimmung, die das Publicum dem Stoffe entgegenbringt. — Von Eduard Szigligeti, dem fruchtbarsten und an Erfolgen reichsten ungarischen Theater-Dichter, der aber, seit er als Director der recitirenden Vorstellungen des National-Theaters wirkt, wenig producirt, ist in neuester Zeit nur die Tragödie: «Bela IV.» zur Aufführung gelangt. — Bela IV. war ein grosser König und Staatsmann, der nach der Verwüstung Ungarns durch die Tataren das Reich wieder herstellte. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm allerdings durch seinen Sohn (nachmals König Stefan V.) verbittert, dennoch aber wurde er weder gestürzt, noch erlitt er sonst eine Catastrophe aus eigener Schuld und starb

eines natürlichen Todes. Er ist also keine tragische Gestalt und das Drama, zu dessen Mittelpunkt Szigligeti ihn machte, ist in der That keine eigentliche Tragödie, sondern vielmehr ein bürgerliches Schauspiel, dessen Inhalt die Zwietracht zwischen Vater und Sohn bildet und das gewaltsam einem tragischen Ende zugeführt ist. — Auch «Gróf Dormándi Kálmán» (Graf Koloman Dormándi), Trauerspiel von dem Schauspieler Bela Bercsényi, entspricht nicht dem Begiff der Gattung. Der Held ist ein Graf, der, in seiner früheren Liebe getäuscht, eine Bürgerliche heiratet und so in den Besitz einer Kohlengrube und eines Eisenwerkes gelangend, kurze Zeit der industriellen Beschäftigung lebt, bald aber in seine früheren Gewohnheiten zurückverfällt, dabei mit seiner ehemaligen Geliebten wieder in Berührung kommt und schliesslich in einem Duell fällt. Das Stück ist mit Bühnenkenntniss geschrieben und im Tone der französischen Sittencomödien gehalten. In der That liegt dieser Arbeit ein französischer Roman zum Grunde, dessen Inhalt der Verfasser in die ungarischen Gesellschaftskreise verlegt hat. In einigen Details gelang ihm dies, — im Ganzen aber ist der Zwiespalt zwischen der fremden Conception und der ungarischen Gewandung nicht überwunden. — Die jüngste Novität im Gebiete des ernsten Drama's ist «Janus», Tragödie von Gregor Csiky, der das ungarische Repertoir mit seiner schönen Uebersetzung der «Antigone» von Sophokles in dankenswerther Weise bereichert hat. — Csiky ist ein Meister der Sprache und seine schöne Diction bildet auch den Hauptvorzug der eben genannten Original-Tragödie, deren Stoff der letzte bedeutendere Aufstand der heidnischen Magyaren unter Bela I. bildet. Janus, Oberhaupt und Führer der Heiden, ist in dieser Tragödie gleichwohl ein Repräsentant der traditionellen Treue des Ungars für den gekrönten und gesalbten König, — für die christliche Institution! Abgesehen von diesem Widerspruche ist sein Heidenthum ein überaus milder, an die reinen Lehren des Christenthums erinnernder Glauben voll Willkür in der Erfindung. Der Conflict und durch diesen die Catastrophe erwächst auch nicht aus der Verschiedenheit der Weltanschauungen, die

in Janus und dem König einander gegenüber gestellt sein sollten, — sondern aus einer Intrigue der Anhänger des Janus. Schliesslich giebt dieser sich den Tod, weil er mit seinen wilden Anhängern nicht eines Sinnes sein und auch den Christenglauben nicht annehmen kann. Und so klingt das Drama allerdings tragisch aus, ohne dass jedoch der tragische Schluss gehörig motivirt wäre.

Den hiermit aufgezählten acht ernsten Stücken hatte die dramatische Production während desselben Zeitraumes nur zwei Lustspiele entgegenzustellen: «A házasitók» (Die Heirathsstifter), Lustspiel in drei Aufzügen von Árpád Berczik, und «Női diplomatia» (Weibliche Diplomatie), Lustspiel in einem Act von Ignaz Súlyovszky. Das erstere Stück, dessen Stoff durch den Titel gekennzeichnet ist, bietet zugleich ein Bild des ungarischen Badelebens; während letzteres im Salon eines ungarischen Ministers spielt. Die Gemahlin desselben bemüht sich einen Abgeordneten, der ein einflussreicher Parteiführer ist, mit unschuldiger Coketterie von der heutigen Unterhaussitzung zurückzuhalten, in welcher er der Regierung schaden könnte, und geräth so in den Verdacht eines Liebeshandels mit ihm, während thatsächlich ihre jüngere Schwester dem Herzen des Abgeordneten nahe steht.

Die heitere Muse hat, wie wir sehen, im Gebiete der ungarischen dramatischen Dichtung weniger Spielraum, als die ernste; dafür aber bewegt sich erstere ausschliesslich auf nationalem Boden und in der Gegenwart, während letztere eklektisch umherwandert, um ihre Stoffe in den verschiedensten Zeitaltern und unter verschiedenen Zonen zu suchen.

Das *Volksstück*, ehemals ein höchst ansehnlicher Zweig der ungarischen dramatischen Dichtung, ist aus dem Repertoir des National-Theaters ausgeschieden worden und besitzt wohl seit zwei Jahren eine eigene Stätte im ungarischen Volkstheater, scheint aber hier, wo die französische Operette und die Ausstattungs-Comödie vorwiegt, verkümmern zu wollen.

Dr. Adolf Dux.

ZUM UNGARISCHEN STRAFGESETZ.

— Exposé des Referenten Professor Dr. THEODOR PAULER in der Reichstags-Sitzung vom 22. November 1877.* —

Geehrtes Haus! Der Herr Justizminister hat in seiner Rede ebenso gründlich als motivirt die Wichtigkeit und Bedeutung des vorliegenden Gesetzentwurfes hervorgehoben. Und mit Recht; denn die Strafgesetzbücher sind nach meiner innigsten Ueberzeugung von entscheidendem Einflusse auf das Geschick nicht nur Einzelner, sondern ganzer Generationen und Völker. Die öffentliche Sicherheit des Staates, die Freiheit und das Vermögen der Bürger hängt grösstentheils von den Grundsätzen ab, die in dem Strafgesetzbuche zur Herrschaft gelangen; von den Normen, welche den Kreis der strafbaren Handlungen, die Art und das Maass der anzuwendenden Strafen bestimmen. Das Sinnbild der Strafjustiz: das blinkende Schwert, ist der sicherste Hüter der bürgerlichen Freiheit, aber es kann zur Mordwaffe werden, welche die Lebensader jener durchschneidet, jener die schwersten Wunden beibringt. Es ist daher nicht zu verwundern, dass sich seit der Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften die Aufmerksamkeit der Juristen und Staatsmänner vorzüglich diesem Zweige der Rechtswissenschaften, dem Strafrechte, zuwandte; es ist nicht zu verwundern, dass hier seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein so wesentlicher Umschwung der Ansichten und Grundsätze eintrat, wie in keinem anderen Zweige der Rechtswissenschaften. Die

* Die ungarische Legislative befasst sich gegenwärtig mit der Codification des ungarischen Strafcodexes, dessen «Entwurf» kürzlich auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist und die Aufmerksamkeit des Auslandes in hohem Grade auf sich gezogen hat. Den ausländischen Leser über die Vorgeschichte, die Entstehung und die Grundsätze des Elaborats, welches die Grundlage der Debatten bildet und, gewiss nur mit sehr unwesentlichen Modificationen, Gesetzeskraft erhalten wird, in bündiger und zugleich anziehender Weise zu orientiren, theilen wir vorläufig das Exposé mit, mit welchem der Referent, Universitätsprofessor Dr. THEODOR PAULER, der gewesene Unterrichts- und Justizminister, der ausgezeichnetste Criminalist Ungarns, den Entwurf dem Abgeordnetenhause vorgelegt und empfohlen hat.

Die Red.

Strafgewalt des Staates entstand aus dem Vergeltungsrechte der Einzelnen: längere Zeit war das Compositionssystem das herrschende; später gingen die europäischen Staaten ohne Ausnahme zum Princip der Abschreckung über. Dies machen die geschichtlichen Verhältnisse erklärlich. Die Schwäche der Staatsgewalt, die Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse erschwerten die Bestrafung der strafbaren Handlung und man wollte die Seltenheit der Strafe durch deren Schwere ersetzen. Das Princip, welches den Hauptzweck der Strafe in der Abschreckung suchte, welches *ein* wünschenswerthes Resultat derselben mit deren Rechtsgrund und Zweck verwechselte, führte in seiner consequenten Anwendung zum rigorosesten Strafsystem. Die verschärften Todesstrafen, die Verstümmelungsstrafen, das peinliche Verhör charakterisirten das Verfahren dieser Epoche. Die Einsprache Einzelner bereitete eine bessere Zeit vor, vermochte jedoch das allgemeine Vorurtheil nicht zu überwinden. Der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es vorbehalten, die Morgenröthe einer neuen Aera hervorbrechen zu lassen. Das Buch Beccaria's, von kleinem Umfange, aber hoher Bedeutung, regte jene Bewegung der Ideen an, jene Reform des Strafrechtes, als deren erste Frucht das toscanische Gesetzbuch Leopold's erscheint.

Seither entstand eine lange Reihe von Gesetzbüchern; viele darunter begründeten einen wahrhaften Fortschritt. Von den älteren sind epochal geworden der *Code pénal*, vermöge der Ausdehnung seines Giltigkeitskreises, und das baierische Strafgesetzbuch, wegen seines Systems und seiner Präcision. Doch hat man bald eingesehen, dass die auf dem Gebiete der Gesetzgebung geschaffenen Reformen insolange nicht von heilsamer Wirkung sein können, bis nicht die häufigsten Strafarten, die Freiheitsstrafen, im Geiste der Reform umgeändert werden; immer mehr sah man die Wahrheit jenes Satzes ein, welchen Papst Clemens XV. auf ein Gefängniss als Inschrift setzen liess: «*Parum est improbos coërcere poena, nisi probos efficiat disciplina*». Man sah ein, dass die Codification, die Bestimmung des Thatbestandes der strafbaren Handlung, das strenge Strafausmaass: Alles vergebens sei, so lange man auf die Thore der Gefängnisse schreiben konnte, was Szemere gesagt: «Wer als fehlerhafter Mensch an diesen Ort gebracht wurde, wird als geschulter Verbrecher entlassen.»

Welchen Einfluss diese Ideenbewegung auf die Gesetzgebung unseres Vaterlandes übte, das hat mein Vorredner, der Herr Justizminister, geschildert.

Wenn schon zu Ende des XVII. Jahrhunderts Cardinal Kolonics in seiner Repräsentation die Nothwendigkeit einer Strafgerichts-Ordnung hervorhob; wenn König Karl im Jahre 1726 die Stände des Landes zur Ausarbeitung einer solchen Strafgerichts-

Ordnung aufforderte; wenn die grosse Maria Theresia im Jahre 1752 die Ausarbeitung einer solchen anordnete: dann, geehrtes Haus, ist es nicht zu verwundern, dass Dasjenige, was in Europa vorging, auch hier ein Echo fand. Als Resultat hievon liegen die Strafgesetz-Entwürfe aus den Jahren 1791, 1827 und 1843 vor uns. Der Herr Justizminister hat die Ursachen dargelegt, in Folge deren dieselben nicht Gesetzeskraft erlangten. Das Patent vom 27. Mai 1852 hat das allgemeine österreichische Strafgesetzbuch eingeführt und steht dasselbe in einem grossen Theile des St. Stefan-Reiches noch heute in voller Wirksamkeit; es besteht in den siebenbürgischen Landestheilen, in den Nebenländern, auf dem Fiumaner Gebiet, in dem provincialisirten Grenzgebiete und somit, auch im engsten Sinne genommen, in Ungarn. Hier bei uns hat die Judex-Curial-Conferenz das allgemeine österreichische Strafgesetzbuch ausser Wirksamkeit gesetzt und mit einigen aus der Nothwendigkeit erflossenen Modificationen die früheren Gesetze und die frühere gesetzliche Praxis wieder eingeführt, d. h. jenen Zustand, welchen — wie der Herr Justizminister sagte — unsere Vorfahren schon vor einem Jahrhundert unerträglich fanden; jenen Zustand, vermöge dessen weder der Begriff des Verbrechens und dessen Thatbestand, noch das Strafausmaass gesetzlich bestimmt sind; jenen Zustand, in welchem der Richter in den meisten Fällen nach seiner weisen Einsicht, nach der Analogie entscheidet und urtheilt, somit die Aufgabe des Richters und des Gesetzgebers vereinigt. Die aus diesem Zustande entstehenden Uebel konnte das Vorgehen unserer Gerichte an der Hand der Wissenschaft einigermassen saniren, aber nicht beseitigen.

Es ist Zeit, dass wir diesem Zustande ein Ende machen, es ist Zeit, dass jener Zustand in Ungarn aufhöre, dass wir nahezu allein in Europa kein systematisches Strafgesetz besitzen. Die Gründe, welche die Annahme des 1843er Entwurfes verhinderten, wurden vom Herrn Justizminister dargelegt. Hochwichtige Gesetzbücher sind seit jener Zeit erschienen; unsere verfassungsmässigen Zustände haben sich geändert und zu den erwähnten Gründen ist noch ein neuer, wichtiger getreten: hinsichtlich der Zweckmässigkeit des Gefängniss-Systems, welches der 1843er Strafgesetz-Entwurf annahm, ist eine wesentliche Aenderung der Ansichten eingetreten. Im Jahre 1843 hielt man in Europa und in Amerika das System der Einzelhaft für das Zweckmässigste, für dasselbe sprach sich noch im Jahre 1846 der Frankfurter, im Jahre 1847 der Brüsseler Congress aus. Im Jahre 1868 zu Bern und noch mehr im Jahre 1872 zu London erkannten die Fachmänner die zu grosse Strenge und die schädlichen Folgen der Einzelhaft für den körperlichen und geistigen Zustand der Gefangenen und gaben dem sogenannten Progressiv- oder irischen

System den Vorzug. Das war auch ein Grund, welcher die Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuches nothwendig machte. Die Stadien, die der neue Entwnrf durchgemacht hat, kennt das geehrte Haus aus der Rede des Herrn Justizministers, kennt es aus dem Geschehenen. Der Justizausschuss unterzog den Entwurf einer eingehenden Berathung, acceptirte die Hauptprincipien und das System desselben. Es sei mir gestattet, in Kurzem die Gründe darzulegen, welche den Justizausschuss hiezu veranlassten.

Das Strafgesetzbuch bezieht sich auf *Verbrechen* und *Vergehen*, wie dies auch der Titel desselben zeigt. Ausgeschlossen sind die Polizei-Uebertretungen, welche einem demnächst vorzulegenden Polizei-Strafgesetzbuche vorbehalten sind. Der Justizausschuss konnte dieses Vorgehen des Justizministers nur billigen. Wesentlich unterscheiden sich die das Recht unmittelbar verletzenden Handlungen von jenen, welche darum geahndet werden, weil aus denselben Rechtsverletzungen erwachsen und die Rechtssicherheit der Bürger gefährdet werden könnte. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den rechtsverletzenden und den die Rechtsordnung nur mittelbar gefährdenden Handlungen. Darum hat auch der 1843er Entwurf die Polizei-Uebertretungen in den Anhang verwiesen; darum verfügen mehrere neuere Legislationen besonders über dieselben und verfügt auch der gegenwärtige Gesetzentwurf über dieselben gesondert, weil überdies viele der allgemeinen Principien auf die Uebertretungen nicht anwendbar sind; und weil es rathsam ist, dass auch das Aeusserliche des Gesetzbuches dem Volke den Unterschied zwischen Verbrechen und Uebertretungen klarer und fasslicher mache, damit es die Kluft erkenne, welche zwischen den rechtsverletzenden Handlungen und den nur die Ordnung und Rechtssicherheit gefährdenden Handlungen besteht.

Der Strafgesetz-Entwurf vom Jahre 1843 kennt nur eine Art rechtsverletzender, strafbarer Handlungen und nennt dieselben ohne Unterschied Verbrechen. Der vorliegende Entwurf theilt die strafbaren Handlungen in Verbrechen und Vergehen. Er nennt Verbrechen die grösseren, schwereren, absichtlichen Rechtsverletzungen; dagegen Vergehen die geringeren absichtlichen Rechtsverletzungen, sowie die aus Fahrlässigkeit entstandenen rechtsverletzenden Handlungen.

Es unterliegt keinem Zweifel und ist auch schwerlich jemals von irgend Jemand in Zweifel gezogen worden, dass zwischen den einzelnen rechtsverletzenden Handlungen in Anbetracht der Wichtigkeit des verletzten Rechtes, der Schwere der Verletzung, der Grösse des Schadens und der Gefährdung der Sicherheit ein Unterschied bestehe. Der Mord, wie die Ehrenbeleidigung — sie sind beide absichtliche Rechtsverletzungen; und doch — welch'

ein riesiger Unterschied besteht zwischen beiden! Niemand hat je in Zweifel gezogen, dass zwischen dem absichtlich begangenen Verbrechen und der aus Unbedachtsamkeit und aus Leichtsinn verübten Rechtsverletzung — ob auch ihre Folgen dieselben sein mögen, dennoch bezüglich der Willens-Entschliessung und der Schuld- und Zurechnungsfrage ein wesentlicher Unterschied besteht.

Ist das aber unleugbar, ist es ferner unleugbar, dass man die schwereren Rechtsverletzungen schwerer, die leichteren aber leichter bestrafen muss, dass man insbesondere bei den Freiheitsstrafen die schwereren Arten auf die ersteren, die leichteren auf die letzteren in Anwendung bringen muss, — so liess es, abgesehen von allen anderen Motiven, schon die Methodik der Stylisirung, welche fordert, dass die einer und derselben Strafgattung unterliegenden Handlungen auch mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet und unter einer Collectivbezeichnung zusammengefasst werden, räthlich erscheinen, den Unterschied schon durch die Verschiedenheit der Benennung zu markiren, diesen durch die Bezeichnungen *Verbrechen* und *Vergehen* leichter erkennbar und die auf dieselben bezüglichen Verfügungen unter einer Benennung zusammenfassbar zu machen.

Für dieses Vorgehen sprach das allgemeine Beispiel der europäischen Legislativen. Die Badenser und die Lübecker ausgenommen, gab es meines Wissens keine neuere Gesetzgebung, welche nicht zwischen schwerer und leichter zu ahndenden Handlungen auch in der Benennung eine Unterscheidung gemacht hätte.

Die Benennungen *Crime* und *Delit*, *Verbrechen* und *Vergehen*, sind allgemein recipirt. Und selbst dort, wo eben diese Bezeichnungen nicht aufgenommen sind, wie z. B. in dem ehemaligen Badenser oder in unserem 1843er Entwurfe, findet sich gleichwohl eine Unterscheidung der verschiedenen Handlungen. Denn während unser Strafgesetz vom Jahre 1843 in seinem materiellen Theile keinerlei Unterschied bezüglich der Benennung macht, unterscheidet es dennoch im dritten Theile, wo von dem Gefängniss-System die Rede ist, die einzelnen Handlungen insofern, als es die Strafe Derjenigen, welche mit längerer als halbjähriger Freiheitsstrafe zu ahnden sind, im Bezirksgefängnisse, die übrigen Strafen aber im Gefängnisse der Municipalbehörde verbüssen lässt. Da zwischen diesen beiden Gefängnissen das eine einer strengeren, das andere einer weniger strengen Disciplinar-Ordnung unterliegt, so ist die Unterscheidung, wenn auch nicht in der Benennung, so doch im Wesen der Sache gegeben. Das war also das Motiv, weshalb der Justizausschuss der allgemeinen europäischen Gepflogenheit huldigend, den Unterschied zwischen *Verbrechen* und *Vergehen* acceptirt und im Gesetze beibehalten hat.

Seitdem bei uns die Pressfreiheit eingebürgert ist, mussten auch Vorkehrungen getroffen werden in Bezug auf die Verbrechen und Vergehen, welche im Wege der Presse begangen werden und begangen werden können. Dies that der Gesetzartikel XVIII: 1848 nicht blos vom strafrechtlichen, sondern auch vom polizeilichen Gesichtspunkte aus. Der gegenwärtige Strafgesetz-Entwurf macht, was den Thatbestand und die Strafen betrifft, keinen Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen, welche im Wege der Presse und solchen, die auf andere Art begangen werden. Er macht deshalb keinen Unterschied, weil er von dem Grundsatze ausgeht, dass die Verschiedenheit des Mittels die Natur des Verbrechens nicht ändert. Da indessen die Gesetzgebung bezüglich der Presse sich nicht blos auf die Strafnormen beschränkt, sondern auch andere Verfügungen nothwendig macht, sind die gegenwärtig bestehenden Gesetze mit den Verfügungen des Strafgesetz-Entwurfes in Einklang zu bringen. Dies wird die Aufgabe eines besonderen Einführungsgesetzes sein, auf welches der letzte Paragraph des Gesetzbuches hinweist. In diesem Einführungsgesetze wird auch die wichtige Frage zu entscheiden sein, ob wir für die Pressvergehen und -Verbrechen das Princip der ausschliesslichen oder solidarischen Verantwortung aufrechterhalten bezüglich annehmen, — und dann werden wir Gelegenheit haben, darüber zu berathen und zu entscheiden.

Der wichtigste Theil jedes Strafcodex ist das Strafsystem; das Strafsystem dieses Gesetzbuches beruht hauptsächlich auf der Anwendung der Freiheitsstrafen. Er enthält die Todesstrafe. Geldstrafen, als Nebenstrafen den Amtsverlust und die Suspension der politischen Rechte. Aber die Wesenheit des Strafsystems liegt in den Freiheitsstrafen. Der Justizausschuss hat die Todesstrafe, beibehalten, weil man, nach seiner Ueberzeugung, gerechterweise die schwersten Verbrechen mit den schwersten Strafen ahnden kann und muss. Er hat sie aber nur für sehr wenige Fälle beibehalten — für den mit Vorbedacht ausgeführten Mord, wo die Todesstrafe dem im Rechte liegenden Gleichheitsprincip entspricht und von dem Rechtsgefühl der Völker immerdar gebilligt wurde, und für den schwersten Fall des Hochverrathes. Der Justizausschuss hat sie beibehalten, weil sie von den gebildetsten Nationen Europas beibehalten ward, weil wir unter unseren Verhältnissen die Strafe nicht für unnöthig erklären konnten, welche England, Frankreich, Italien und das Deutsche Reich bisher nicht für überflüssig erklären wollten, noch zu erklären wagten. Der Codex dictirt aber die Todesstrafe nicht absolut; er giebt dem Richter die Möglichkeit, dort, wo subjective ausserordentliche Milderungs-Umstände es nothwendig oder wenigstens empfehlenswerth erweisen, sie zu mildern, umzuwandeln; er hat, wie ich

später eingehender motiviren werde, das Correctiv derselben, das Begnadigungsrecht des Herrschers, beibehalten.

Die Hauptart der Bestrafung bilden aber die Freiheitsstrafen, jene Art der Bestrafung, welche in Europa beinahe allgemein als Hauptstrafe angenommen ist, aus dem Grunde, weil die Freiheitsstrafen persönlich, theilbar, exemplarisch und zugleich, wenn die Gefängnisse gehörig eingerichtet, werden, bessernd sind.

Bei dem System der Freiheitsstrafen werden zwei Arten unterschieden: Zuchthaus und Kerker. Der Justizausschuss that dies auf Grundlage des Entwurfes deshalb, weil einer der Hauptvortheile der Freiheitsstrafen darin besteht, dass sie proportionirt sind, d. h. sich der Grösse des Verbrechens anpassen lassen. Dieser Vortheil ist um so grösser, je mehr Unterschiede man bei den Freiheitsstrafen nicht nur nach der Zeitdauer, sondern auch nach dem Grade machen kann, weshalb der Ausschuss neben der strengeren Zuchthausstrafe auch die mildere Kerkerstrafe beibehalten hat. Für Vergehen ist Gefängniss die ordentliche Strafe. Es giebt jedoch noch eine Art Freiheitsstrafe, welche auf Verbrechen und auf Vergehen anwendbar ist, und das ist das Staatsgefängniss. Dasselbe ist auch in unserem Vaterlande nicht ganz unbekannt; die wegen Pressvergehen Verurtheilten bestehen ihre Strafe im Staatsgefängniss; diejenigen, welche ein Staatsverbrechen begangen, hatten auch früher schon nicht in den gewöhnlichen Gefängnissen, sondern im Festungsgefängniss ihre Strafe zu bestehen. Der Charakter des Staatsgefängnisses ist die *custodia honesta*, der Schuldige wird vom Verkehr abgeschlossen, wird seiner Freiheit beraubt, aber ausserdem wird er nicht gestraft. Mit Rücksicht auf die bewegenden Motive, mit Rücksicht auf die Natur und Umstände des Verbrechens, haben die neuesten europäischen Gesetzbücher diese Art Freiheitsstrafe angenommen; so der belgische Codex, so das deutsche Reichsgesetzbuch und unter andern auch der neueste österreichische Entwurf.

Die Wirkung der Freiheitsstrafen hängt jedoch zum grossen Theil von dem System ab, nach welchem sie eingerichtet sind. Der Herr Justizminister hat erwähnt, dass dieses Strafgesetzbuch das sogenannte *irische* oder *progressive* System angenommen hat. Es nahm jenes System an, nach welchem der Verbrecher einen Theil seiner Strafzeit in Einzelhaft verbringt; wenn sie länger als drei Jahre, ein Jahr, wenn sie kürzer, ein Drittel der Strafzeit. Dann gelangt er in die gemeinschaftliche Arbeits-Abtheilung, wo er mit Anderen beschäftigt, in disciplinarer Beziehung nach seinen Lernfortschritten und Arbeitsamkeit und nach seiner Aufführung classificirt wird; endlich wenn er einen bestimmten Theil, zwei Drittel, seiner Strafzeit bestanden und nach der Classificirung Zeichen der anhaltenden Besserung gegeben hat, gelangt er in die

sogenannte vermittelnde Anstalt, wo er einen grösseren Kreis von Freiheit besitzt, zwar unter Aufsicht steht, aber mit Anderen in Verkehr und Berührung treten kann und so gleichsam vorbereitet wird für den gehörigen Gebrauch der Freiheit. Aus der vermittelnden Anstalt wird er nach Ablauf einer gewissen Zeit, wenn er nämlich Dreiviertel seiner Strafe, oder wenn er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt war, 15 Jahre abgesessen hat, zeitweilig beurlaubt, wobei er noch unter Aufsicht steht und die Beurlaubung zurückgezogen werden kann.

Es ist dies dasjenige System, welches man in Europa, wo es versucht worden, mit Erfolg angewendet hat. Auch in unserem Vaterlande wurde es in Leopoldstadt in's Leben geführt, sowie es auch im Lepoglavaer Zuchthause in Croatien, wie ich höre, mit Erfolg in Anwendung gebracht wird.

Was kann, der Natur der Sache nach, zweckmässiger sein, als dass derjenige, welcher gestraft wird, so gestraft werde, dass er zugleich zu einem moralisch-gebesserten Lebenswandel hingeleitet und daran gewöhnt werde, in der Freiheit gehörig zu leben; dass er daher zuerst unter strengerer, dann unter milderer Aufsicht stehe.

Was hat den Justizausschuss dazu bewogen, die Maximaldauer der zeitigen Zuchthausstrafe mit 15 Jahren zu fixiren? Der Umstand, dass bei Abfassung des norddeutschen Strafgesetzbuches die preussischen Minister für Justiz und Inneres sich von Fachmännern Raths erholten, welche Dauer der Strafe sie für anwendbar erachten, ohne dass der eine Hauptzweck der Strafe, die Besserung des Betreffenden, auf's Spiel gesetzt werde? Und das einhellige Gutachten jener Fachmänner lautete dahin, dass die über 10 Jahre hinaus sich erstreckende Freiheitsstrafe schon die bis dahin erzielten Resultate gefährdet. Dieser Umstand bewog den Justizminister und den Justizausschuss, zur Feststellung eines solchen Cyklus, welcher wohl über 10 Jahre hinausgeht, dieser Zeitdauer aber nahe kommt, d. h. 15 Jahre.

Unter die Nebenstrafen hat der Ausschuss den Amtsverlust und die Suspension der Ausübung der politischen Rechte aufgenommen. Die Ehrlosigkeit, die Infamie, mit welcher die älteren Gesetzgebungen die Schuldigen stempelten, ist mit den Zwecken der Strafe, mit den Postulaten des Humanismus schwer vereinbar. Allein gross ist der Unterschied zwischen Ehrlosigkeit und gross der Unterschied zwischen den bürgerlichen Auszeichnungen, den Kundgebungen des Vertrauens.

Wer ein gewöhnliches Verbrechen begangen, darf, wenn er seine Strafe abgebüsst, billig fordern, dass er in die allgemeinen bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt werde, denn seine Schuld der Gesellschaft gegenüber ist ausgeglichen; allein er kann von

seinen Mitbürgern, von dem Staate nicht fordern, dass er, bevor er genügende Beweise seiner Besserung geliefert, sofort jener Auszeichnung, jenes Vertrauens theilhaftig werde, welches zur Ausübung gewisser wichtiger Rechte, gewisser Berufspflichten unerlässlich ist. Das Mindeste, was der Staat von Jenen fordern darf, denen er seine Agenden überträgt, das Mindeste, was die Mitbürger von Jenen fordern dürfen, die sie als Vertreter ihrer Interessen in die Volksvertretung, in die Berathungssäle des Municipiums entsenden, ist, dass sie dasjenige besitzen, was die Römer *existimatio* nannten. *Statum illaesae dignitatis moribus et legibus probatum.* Wer das nicht besitzt, kann auf Vertrauenskundgebungen des Staates oder seiner Mitbürger keinen Anspruch erheben. Der Staat kann dem Bürger die Ehre nicht rauben und nicht geben; er kann jedoch die Interessen der Moral mittelbar befördern, indem er die Handlungsweise bezeichnet, mittelst welcher die Betreffenden, wenn auch nicht für immer stigmatisirt, so doch für einige Zeit der Ausübung gewisser Rechte entkleidet werden.

In diesem Sinne trifft der Gesetzentwurf Verfügungen. Nicht mit jedem Verbrechen, auch nicht mit der Zuchthausstrafe im Allgemeinen verbindet derselbe die Suspendirung dieser Rechte, sondern nur mit bestimmten Verbrechen, und auch da nicht für immer, sondern auf einige Jahre, deren Bestimmung unter gewissen Beschränkungen der Einsicht des Richters überlassen ist. Der Justizausschuss ist sogar noch weiter gegangen und hat in gewissen Fällen den Richter ermächtigt, bei ausserordentlichen Milderungsumständen auch diese Nebenstrafen nachzusehen.

Geehrtes Haus! Der vom Justizausschusse angenommene Grundsatz ist: dem Richter Schranken zu setzen, nicht nur hinsichtlich des höchsten, sondern auch des niedrigsten Strafausmasses. Und dies ist eine jener Abweichungen vom 1843er Entwurfe, welche ich, obwohl nur kurz, rechtfertigen muss. Die Anschauung, dass man den Richter von dem Zwange des Minimums befreien und ermächtigen müsse, dass er für das grösste Verbrechen auch die geringste Strafe unbegrenzt bemessen könne, diese Anschauung ist nur damit zu rechtfertigen, dass bei den Verbrechen Alles von der Subjectivität, von der Willensbestimmung des Individuums abhängt. Die Grösse des Verbrechens hängt einestheils von der Böswilligkeit, Subjectivität des Individuums ab; aber es giebt bei jedem Verbrechen auch einen objectiven Thatbestand. Die Grösse der Rechtsverletzung, der Grad des Schadens und der Gefahr wirken entscheidend auf die Natur und die Grösse des Verbrechens. Aus welcher Absicht auch immer Jemand handeln mag: der Todtschlag ist immer ein schwereres Verbrechen, als die mit der grössten Böswilligkeit begangene Ehrenbeleidigung. Das Verbrechen hat einen objectiven

Thatbestand, welcher nicht nur vom Seelenzustande des Thäters, sondern auch von der Grösse der Rechtsverletzung abhängt.

Zu sagen, dass es kein Minimum gäbe, heisst soviel als das objective Moment des Verbrechens vollständig beseitigen. Das Gegentheil ist auch durch andere Gründe motivirt. Die Grösse des Verbrechens zu bestimmen, dessen grössere oder geringere Strafbarkeit durch die Bestimmung des höchsten und geringsten Strafausmasses zu kennzeichnen, das ist das Recht der Legislative. Die Legislative kann diesem Rechte ohne den grössten Nachtheil nicht entsagen. Ich sage, ohne den grössten Nachtheil, denn durch die Weglassung des Minimums würde die präventive Wirkung des Gesetzes vereitelt. Die grosse Wirkung der Gesetze und der Bekanntmachung derselben liegt darin, dass die Staatsbürger an die Folgen ihrer Handlungen gemahnt und aufmerksam gemacht werden. Dort, wo das Minimum beseitigt ist, verschwindet zum grossen Theile diese mahnende, warnende Wirkung des Gesetzes, sie geht verloren. Hierzu kommt noch, dass man überall in Europa dem «*prudens judicis arbitrium*» (weisen Ermessen des Richters) ein Ende gemacht hat, nicht aus Misstrauen gegen die Richter, sondern im Interesse der Freiheit der Bürger, im Interesse der bürgerlichen Rechtssicherheit. Allein ist die Weglassung des Minimums nicht zum mindesten in gewisser Richtung eine Rehabilitirung des «weisen richterlichen Ermessens«? Zudem ist auch der Richter Mensch, auch der Richter ist allen jenen Versuchungen ausgesetzt, welche Freundschaft, Protection, Nepotismus im Interesse der eigenen Freunde und Verwandten ausüben. — Nicht ich sage es, einer der berühmtesten Criminalisten Europas, *Rossi*, hat es gesagt, dass auch dies ein Grund sei, weshalb man den Richter durch das gesetzliche Minimum vor jenen Einwirkungen schützen müsse, welche unter den erwähnten und anderen Vorwänden auftreten und den Richter wankend zu machen trachten. Hierzu kommt noch — was beim Justizausschusse von grossem Gewicht war — das Vorgehen der gesammten Gesetzgebungen Europas.

Der ungarische Strafgesetz-Entwurf ist im Jahre 1843 erschienen. Europa kannte denselben, der grösste Criminalist Deutschlands äusserte sich billigend, lobend über denselben. Mittermaier hat in seinem Buche diesem legislatorischen Werke ein Denkmal errichtet, welches dieses vor Europa im glänzenden Lichte des grössten Lobes darstellte.

Seither entstand eine lange Reihe neuer Strafgesetzbücher nach langen Studien und langer Thätigkeit. So das preussische Strafgesetzbuch vom Jahre 1851, welches nach fast dreissig Jahre langer Verhandlung geschaffen wurde, so das belgische, berner,

baierische, das italienische, das neue deutsche Reichs-Strafgesetzbuch und der österreichische Strafgesetz-Entwurf. Nicht ein einziges von diesen hat das Weglassen des Minimums acceptirt und kein einziges hat in diesem Theile dem Principe des 1843er Entwurfes gehuldigt. Was die gesammte europäische Rechtswissenschaft, die Gesetzgebungen der gebildetsten europäischen Nationen nicht für anwendbar hielten, haben wir nicht gewagt in Anwendung zu bringen. Die Aufgabe der Legislative ist nicht die Experimentation, sondern die Anwendung der durch Wissenschaft und Erfahrung festgestellten Principien. Dies war die Ursache, dass wir bei aller grossen Achtung, die wir den Schöpfern des Strafgesetz-Entwurfes vom Jahre 1843 zollen; trotz jenes tiefen Dankgefühles, welches für dieselben in unserem Herzen lebt, dieses ihr Hauptprincip nicht annehmen konnten.

Dass die Verbrechen durch den Staat bestraft werden müssen, dass die Ahndung derselben nicht dem freien Willen der verletzten Parteien anheimgestellt werden darf, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Dennoch aber giebt es Rechtsverletzungen, welche in erster Linie nur die beleidigte Partei angehen. Es giebt Rechtsverletzungen, welche auf die Ehre Einzelner, auf den Frieden, die Ruhe der Familien von so grossem Einflusse sind, dass eine Ahndung, welche gegen den Willen der Betreffenden erfolgen würde, den Schmerz, das Uebel, die Verletzung nur noch vermehren müsste. Es giebt Rechtsverletzungen, für die der Nachweis nahezu gar nicht zu erbringen ist ohne die tiefste Störung der Familiengefühle und welche ohne Zuthun der Betreffenden gar nicht zu erweisen wären.

Aus diesen Gründen ahndeten schon unsere älteren Gesetze das Verbrechen des Ehebruchs, welches sie seitens der Ehefrau für todeswürdig erachteten, nur auf Grund einer Klage des verletzten Gatten; die Strafe, eine Untersuchung von amtswegen griff niemals Platz, wenn der Gatte sie nicht verlangte, und wurde sofort eingestellt, wenn er verzieh. Von solchen Anschauungen gingen unsere Altvordern bei diesem Verbrechen aus, und solcher Verletzungen giebt es noch mehrere; von dieser Anschauung gingen die neueren europäischen Gesetzgebungen aus, indem sie gewisse Verbrechen und Vergehen nur in Folge der Klage des verletzten Theiles ahnden. Von dieser Auffassung gingen auch wir aus. Es giebt Verbrechen und giebt Vergehen, welche, ob sie auch schwer sein mögen, nach diesem Gesetzentwurfe doch nur auf Grund einer Klage des Betreffenden bestraft werden, ausgenommen, wenn ein öffentliches Interesse verletzt wird, oder wenn die Handlungen von denjenigen begangen werden, deren Pflicht es wäre, die Rechte der verletzten Personen zu schirmen und als Kläger aufzutreten.

Nur noch einige Worte möchte ich sagen über die Arten der Aufhebung der Strafe. Wir haben die Begnadigung aufgenommen, die Begnadigung im weitesten Umfange. Wir haben das erhabene Recht der Krone aufrecht erhalten, je nach Massgabe der Umstände und Verhältnisse die Strafe zu mindern, nachzusehen, und im Gnadenwege zu erlassen. Und weshalb thaten wir das? Das Recht der Begnadigung, d. i. das Recht, die Strafe zu mildern oder nachzusehen, ist ein nothwendiger Ausfluss des Souveränetätsrechtes des Staates. Sehr richtig sagt LADISLAUS SZALAY: «Auf das Begnadigungsrecht verzichten, oder dasselbe beschränken, heisst so viel als die Souveränetät des Staates beugen. Noch kein einziger der europäischen Staaten hat es für angezeigt erachtet, diesfalls zu abdiciren;» und auch wir haben dies nicht für angezeigt erachtet.

Wir fanden es nicht für angezeigt, weil dies aus der Natur des Strafrechtes fliesst. Gerecht ist jene Strafe, die erstens den Postulaten des Rechtes, dann der Nothwendigkeit entspricht. «Ohne Verbrechen kann auch Gott nicht strafen, ohne Nothwendigkeit kann kein Mensch strafen», sagte SZEMERE. Ob nun und in wie ferne die Strafe unter den obwaltenden concreten Verhältnissen und Umständen nothwendig ist: die Beurtheilung dessen können wir nicht dem Richter überlassen, der nach dem Gesetze urtheilen muss. Dies kann nur Der beurtheilen, welcher der Inhaber und Repräsentant der Staatsgewalt ist. Gegen Missbräuche ist dort die Garantie, wo selbe gegen jeden Missbrauch zu suchen, in der Gegenzeichnung des verantwortlichen Ministers.

Wir haben die Verjährung angenommen, weil man gerade zufolge des erwähnten Princips dort, wo das Bewusstsein des Verbrechens in der lebenden Generation verschwunden ist, wo der Betreffende durch seine gesetzgemässe Lebensweise unzweifelbare Beweise seiner Besserung gegeben, nach der Gerechtigkeit vielleicht strafen könnte, aber mit Nothwendigkeit nicht strafen muss. Dies ist die Grundlage der Verjährung, dies ist die Ursache warum wir — wenn auch mit Erhöhung der Verjährungsperioden — auch diese annahmen und zur Annahme empfehlen.

Was nun die Details betrifft, so beschützt der Strafgesetz-Entwurf — wie der Herr Justizminister darlegte — den Staat, dessen Institutionen, das Leben, die Ehre, die Freiheit, das Vermögen der Einzelnen, er ahndet die gemeingefährlichen Verbrechen und trifft besondere Vorkehrungen bezüglich der Amtsverbrechen und Vergehen. In allen seinen Verfügungen hütete er sich vor den Definitionen der Schule dort, wo diese nicht unbedingt nothwendig waren. «*Omnis in jure civili definitio periculosa*» passt auch auf das Strafrecht. Er beschränkte sich auf gesetzliche Dispositionen und umschrieb nur die Begriffe, wo dies die Bestimmung des

Thatbestandes der Verbrechen unbedingt erfordert. Der Entwurf sowohl als der Justizausschuss befolgten in dieser Beziehung das System der europäischen Codexe, das Vorgehen der europäischen Gesetzgebungen.

Unleugbar, geehrtes Haus! übten die Gesetzgebungen des Westens stets einen wesentlichen Einfluss auf die Gesetzgebung unseres Vaterlandes. Seit jener Zeit, als der grosse und heilige König dieses Landes sich nicht gegen Osten, gegen Constantinopel wandte, sondern gegen Rom, seit jener Zeit war auch der Zukunft dieser Nation die Richtung vorgezeichnet. Die Würfel waren glücklich gefallen. Wir waren in die Sphäre der westlichen Civilisation geleitet; in dieser sind wir verblieben, in dieser befinden wir uns. Ein grosser Redner unseres Vaterlandes sagte: «Von der Annahme des Christenthums bis zu den Eisenbahnen ist in West-Europa keine Idee zur Herrschaft gelangt, der diese Nation sich verschlossen hätte. Möge es eine grosse Wahrheit oder ein grosser Irrthum gewesen sein: wir stossen in unseren Annalen auf deren Spur». So war es auch mit unserer Strafgesetzgebung. Seit den ältesten Zeiten übten die Institutionen unserer westlichen Nachbarn Einfluss auf dieselbe. Lesen wir die Gesetze der ersten Könige, so erkennen wir darin ganz deutlich den Einfluss der fränkischen Capitularien des canonischen Rechtes.

Später, als in ganz Europa das Abschreckungssystem herrschte, haben auch wir demselben gehuldigt. Vergebens berufen wir uns mit einem gewissen Selbstgefühl auf das Gesetz König Coloman's: «*De strigis, quae non sunt, nulla fiat quaestio*», denn der Einfluss der europäischen Nationen hat auch die Kraft dieses Gesetzes gebrochen. Trotz des Coloman'schen Gesetzes ordnet der G.-A. VI: 1527 die strenge Bestrafung der *incantatrices* (Hexen) an und durfte im Jahre 1749 der Verfasser der Cynosur dem Worte «*striga*» mit Wahrheit hinzufügen: «*Hodie contra illas judex secularis procedit et more aliarum gentium igne exterminat*». Wir konnten uns dem Einflusse unserer Nachbarn nicht entziehen, mochte derselbe heilsam oder schädlich gewesen sein.

Es waren dem zu Folge die Reformbewegungen auf dem Gebiete der Strafgesetzgebung auch auf uns, auf unsere gerichtliche Praxis von heilsamem Einflusse. Denn obgleich der Gesetzartikel XI vom Jahre 1723, welcher die Brandstifter zum Scheiterhaufen verurtheilt, durch kein späteres Gesetz aufgehoben ist; obgleich jene Gesetze, in welchen das Rad und der Pfahl angeordnet sind, durch kein ausdrückliches Gesetz ausser Kraft gesetzt sind: wurden dieselben doch durch die Gerichtspraxis aufgehoben. Und als die Aera der Codification eintrat, folgten auch wir dem Beispiele des gebildeten Europa. Die 1791er Codification hielt sich an das toscanische und Josefinische Gesetzbuch; jene vom Jahre 1827

an das österreichische Gesetzbuch vom Jahre 1803; der am meisten originale Gesetzentwurf endlich, jener vom Jahre 1843, welcher in vielen Beziehungen von jeder andern Codification abwich, folgt doch in den meisten seiner Bestimmungen dem badensischen Entwurfe.

Auch dieser Strafgesetz-Entwurf ist nach den Legislativen der modernen Nationen des Westens verfasst. Der österreichische Justizminister sagt in seinem im Jahre 1874 eingereichten Bericht über den neuen Entwurf: «Dieses Werk wurde auf Grundlage des deutschen Reichsgesetzbuches verfasst, denn dieses ist seiner vielfachen Uebereinstimmung mit dem italienischen, belgischen und französischen Gesetzbuche am geeignetsten, überhaupt die Grundlage eines europäischen Strafcodex zu bilden».

Der Einfluss dieses Gesetzbuches ist auch auf unsere Vorlage zweifellos, und dies gereicht ihm nicht zum Nachtheile, sondern meiner Ansicht nach zum Vortheile. Die Principien der Gerechtigkeit sind überall dieselben, namentlich im Strafrechte. Besonders das Strafrecht hängt mit den ewigen Principien der Gerechtigkeit, mit den Anforderungen der Moral auf das innigste zusammen. Was schon Grotius ausgesprochen: «*Nemo puniendus ultra meritum*», gilt noch heute, gilt ebenso für Ungarn jetzt, wie damals für die Niederlande. Innerhalb der Grenze der Gerechtigkeit die Verfügungen den Verhältnissen des Landes anpassen, das ist die Aufgabe der einzelnen Gesetzgebungen; allein auch hier kann zwischen uns und den Legislativen der übrigen westlichen Nationen kein grosser Unterschied bestehen, denn ich glaube, dass wir kühn behaupten dürfen, unsere Culturverhältnisse seien den Verhältnissen der übrigen Völker des Westens ähnlich und dass unsere Culturverhältnisse im Grossen und Ganzen auf derselben Stufe stehen, wie die jener.

Wir haben indessen stets — und auch der Entwurf that es — die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes berücksichtigt. Die Verfügungen über die territoriale Wirkung der Gesetze und über jene Personen, welche derselben untergeordnet sind, bilden den klaren Beweis dessen, dass wir jene Verhältnisse gehörig würdigten und berücksichtigten. Wir konnten uns nicht vor einer zweifellosen Thatsache verschliessen, dergemäss im Reiche der heiligen Krone nicht ein und dasselbe Strafgesetzbuch herrschen kann. Das deutsche Reich ist ein Bundesstaat, es besteht aus einer Mehrheit von Souveränen, welche ihre Majestätsrechte nicht vollkommen aufgaben, allein deshalb giebt es im grossen Deutschland dennoch ein Strafgesetzbuch, weil die Bundesglieder die Nothwendigkeit eines solchen einsahen.

Da bei uns der G.-A. XXX: 1868 die *socia regna* mit autonomem Gesetzgebungsrechte selbst auf dem Gebiete des Civil- und

Strafrechtes bekleidet, können wir diesen Codex nicht auf alle Theile des Reiches ausdehnen. Aber wir Alle fühlen die Anomalie, welche daraus entsteht, dass auf dem Territorium derselben Krone, derselben Staatsgemeinsamkeit wesentlich verschiedene Strafinstitutionen bestehen, und deshalb halten wir es Alle für wünschenswerth, dass in unserem Bruderlande den unserigen ähnliche Strafinstitutionen zu Stande kommen sollen. Für unbedingt nothwendig jedoch halten wir, dass die Verbrechen gegen die Territorial-Integrität der h. Krone, gegen den Bestand des Staates, gegen die Person des Königs derselben Sanction unterstellt werden jenseits wie diesseits der Drau. Und darum brachten wir einen Beschlussantrag in Vorschlag, in welchem wir das Haus ersuchen, das Ministerium aufzufordern dahin zu wirken, dass hinsichtlich dieser Gegenstände in den Nebenländern Gesetze geschaffen werden, welche mit den unserigen ähnlichen Inhaltes sind, selbstverständlich im Sinne und der Richtung des G.-A. XXX: 1868.

Doch durften wir auch jenes Verhältniss nicht ausser Acht lassen, in welchem wir uns zu den übrigen Königreichen und Ländern Sr. Majestät befinden. Wir bilden zwar zwei besondere Staaten, aber solche Staaten, welche durch vielfache Bande des Rechtes und der Interessen mit einander verknüpft sind. Deswegen hielten wir es für nothwendig, die territoriale Integrität und die Sicherheit des anderen Staates der Monarchie, die Ehre und die Freiheit der Delegation und deren Ausschüsse unter den Schutz unserer Gesetze zu stellen. Doch haben wir dies nur unter der Bedingung gethan, dass wir Reciprocität geniessen und dass auch unsere territoriale Integrität und Sicherheit, auch die Rechtsphäre unserer Delegation gewährleistet werden, wie wir es in diesem Gesetzbuche gethan. Wir haben daher das Ministerium aufgefordert, bezüglich der Reciprocität die nöthigen Garantien zu schaffen.

Geehrtes Abgeordnetenhaus! Hundertvierzig Jahre sind verflossen, seitdem der berühmte Autor des *Tripartitum Tirocinium*, Szegedy, der Verfasser jenes Buches, aus dem unsere Altvordern ihre Rechtskenntniss geschöpft haben, bezüglich unserer Strafgesetze Folgendes sagte: Wir hoffen binnen wenigen Jahren durch die Autorität des Königs und des Reiches eine selbständige Strafgerichtsordnung zu erhalten: «*Speramus aliunde, regis et regni auctoritate, intra annos non multos, praxim criminalem Hungariae propriam legibusque, regni conformem elaboratum iri.*»

Hundertvierzig Jahre sind es nunmehr, seitdem Szegedy diese Hoffnung ausgesprochen und auch heute noch stehen wir dort, wo er gestanden. Wir hoffen, dass der vorliegende Entwurf Gesetzeskraft erlangen werde, wir hoffen, dass nach so vielen

Zögerungen und Mühen auch unser Vaterland endlich ein systematisches Strafgesetzbuch erhalten werde. Sie, meine geehrten Herren Abgeordneten, sind berufen diese Hoffnung zu verwirklichen; Sie sind berufen, ein Gesetz zu schaffen, welches dem Geiste der Humanität und der Gerechtigkeit entspricht. Dem Geiste der Humanität, der es nicht gestattet zu vergessen, dass nicht jeder Verbrecher ein Feind der Gesellschaft; zuweilen ein bedauernswerthes Opfer seiner Leidenschaften und Gefühle, ja nicht selten ein Opfer der Macht der Verhältnisse ist; wir dürfen nicht ausser Acht lassen, dass, wie ein berühmter ungarischer Schriftsteller sagt: die Menschen in der Gesellschaft zusammen verbunden leben und die Freude wie der Schmerz des Einzelnen, gleich der electrischen Kraft, die ganze Kette durchläuft. *Homo sum, nil humani a me alienum puto.* Aber auch im Geiste der Gerechtigkeit muss unser Gesetz begründet sein. Und der Geist der Gerechtigkeit gestattet uns nicht zu vergessen, dass der Staat sowohl als die Rechte der Einzelnen Schutz und Vertheidigung fordern; wir dürfen nicht vergessen, dass die strafende Gerechtigkeit während sie Einen trifft, Hunderte, Tausende schirmt. Im Interesse der Gerechtigkeit müssen wir uns hüten vor jenem Auswuchs des Humanismus, jener falschen Philantropie, welche selbst in dem habituellen Missethäter einen unzurechnungsfähigen Kranken sieht, und gesehen wissen will. Sie werden, ich hoffe es, das Gesetz schaffen. Sie werden es schaffen im vollen Bewusstsein dessen, dass die Strafgesetze der Gradmesser der Volksbildung sind, dass von der Beschaffenheit der Strafgesetze die Sicherheit unseres Vaterlandes, daher in vieler Beziehung dessen Heil abhängt: Sie werden das Gesetz schaffen in dem Bewusstsein, dass die von einem legislativen Körper geschaffenen Gesetze für Generationen hinaus zum Beweise jener geistigen Höhe dienen, auf welcher er gestanden. *Mens et animus, et consilium et sententia civitatis posita est in legibus.* Ich empfehle den Gesetzentwurf zur Annahme.

ZUM GEDÄCHTNISS AN J. V. PONCELET

VON

EUGEN HUNYADY. *

JEAN VICTOR PONCELET'S Leben zeichnet sich vor dem anderer Gelehrten besonders durch stürmische Erlebnisse, sowie durch vielseitige Berufsbeschäftigung aus. Als Gelehrter ragt er hauptsächlich als Geometer hervor und begründete als solcher die projectivische Geometrie, wodurch er überhaupt als Gründer der modernen geometrischen Forschung erscheint.

PONCELET'S Epoche machendes Werk «*Traité des propriétés projectives des figures*», das im Jahre 1822 erschien, fällt noch ganz in jene Periode unseres Jahrhunderts, in welcher die mathematischen Disciplinen — mit wenigen Ausnahmen — hauptsächlich, ja beinahe ausschliesslich von den Franzosen cultivirt wurden, da selbst in Deutschland die Mathematik zu jener Zeit ausser Gauss — der sie allerdings auf das Glänzendste vertrat — kaum noch *eine* würdigere Kraft fand, während sich Frankreich auf dem Gebiete mathematischer Forschung vieler brillanter Namen rühmen konnte, unter welchen PONCELET, als Forscher auf dem Gebiete der Geometrie, den ersten Rang einzunehmen berufen war.

PONCELET'S epochales Werk konnte nicht verfehlen, das Interesse der mathematischen Forschung auf ein Gebiet zu lenken, das bis auf Monge seit Newton's und Leibnitz's grossartigen Entdeckungen selbst in Frankreich — in dem Vaterlande von Viète, Descartes, Fermat, Desargues und Pascal — über ein volles Jahrhundert ganz vernachlässigt worden war.

Gleichzeitig mit PONCELET sehen wir in Frankreich eine grosse Zahl von Mathematikern, als deren bedeutendsten wir den noch heute lebenden H. Chasles erwähnen, den geometrischen Speculationen zugewendet, während in Deutschland seit dem für deutsche mathematische Forschung Epoche machend gewordenen Jahre 1826 Steiner, Plücker und Möbius sich derselben bemäch-

* Gelesen am 29. October 1877 in der Gesammt-Sitzung der ungar. Academie der Wissenschaften.

tigten, denen sich dann Hesse und Staudt würdig anreihten. All' die hier aufgezählten grossen Forscher sind als PONCELET's Nachfolger zu bezeichnen.

Bevor wir auf die Schilderung des Lebenslaufes des grossen Geometers PONCELET näher eingehen, können wir das lebhafte Interesse nicht unerwähnt lassen, das selbst der grosse Analytiker Jacobi den Bestrebungen PONCELET's entgegentrug, indem er von diesem behandelte Fragen zweimal zum Gegenstande seiner eigenen tiefen Forschungen gemacht hat.

* * *

JEAN VICTOR PONCELET, der seit 1847 als auswärtiges correspondirendes Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe unserer Academie angehörte, wurde am 1. Juli 1788 zu Metz geboren, wo sein Vater, Claude Poncelet, Advocat war. Frühzeitig vom elterlichen Hause entfernt, trat er nach seiner Rückkehr in das Pensionat Dupuy's ein, aus welchem er nach sechsmonatlichem Aufenthalt nach bereits vollendetem sechszehnten Lebensjahre in das Lyceum in Metz eintrat. Im Alter bereits vorgeschritten trachtete er dasselbe rasch zu absolviren, was ihm im Verlauf von drei Jahren gelang. Schon hier fanden sich bei ihm deutliche Spuren von bedeutender mathematischer Begabung vor. Im Jahre 1807 trat er als Achter in die École polytechnique ein, auf welcher er wegen Kränklichkeit drei Jahre verbringen musste, um schliesslich seine Studien auf der École d'application zu Metz (1810—12) zu beendigen.

Bereits als Eleve der École polytechnique gab PONCELET seiner entschiedenen Neigung zur Geometrie Ausdruck, indem er schon damals geometrische Noten verfasste, die in der «Correspondance de l'école polytechnique» erschienen sind.

Unmittelbar nach seinem Austritte aus der École d'application sehen wir ihn bereits an den verschiedenen Befestigungsarbeiten in Holland und Frankreich betheiligt, bis er endlich am 17. Juni 1812 dem état major général du Génie zugetheilt die Ordre erhielt, sich der Armee in Russland anzuschliessen.

In Russland der dem Commando des Marschalls Ney unterstehenden Armee zugetheilt, wurde er am 18. November 1812 von der Armee des Fürsten Miloradowitsch bei Krasnoe gefangen genommen, und von da nach Saratoff transportirt, wohin er erst Ende März des folgenden Jahres gelangte.

Hier finden wir ihn während einer beinahe anderthalbjährigen Kriegsgefangenschaft sich den ernstesten mathematischen Studien hingebend. Beschränkt auf seine Erinnerungen vom Lyceum in Metz und der École polytechnique, wo er mit besonderer Vorliebe das Studium der Werke von Monge, Carnot und Brian-

chon cultivirte, wird man wohl zugeben, dass er den letzterschienenen Schriften vor seiner Rückkehr nach Frankreich keine Beachtung schenken konnte. Entblösst von jedweden wissenschaftlichen Hilfsmitteln musste er sich Dank seines ausgezeichneten Gedächtnisses der ungeheuren Mühe unterziehen, seine Erinnerungen von der Schule durch Anlegung von Heften in eine bleibende Form umzugestalten, die ihm bei seinen nachherigen originellen Forschungen so gut als eben möglich die Bibliothek zu ersetzen hatten. Nachdem er auf diese Weise die sich ihm entgegengestellten Hindernisse durch die grösste Ausdauer glücklich überwunden, konnte er sich erst an die Ausarbeitungen machen, welche ihm als Vorarbeiten zu seinem grossen «*Traité des propriétés projectives des figures*», das des Forschers PONCELET Namen verewigen sollte, dienen konnten.

Diese Voruntersuchungen sind die Arbeiten des Kriegsgefangenen PONCELET, die den ersten Band seiner «*Applications d'analyse et de geométrie*» bilden, dessen Drucklegung der bereits greise Forscher nach beinahe einem halben Jahrhundert, als seine unsterblichen Werke bereits der Geschichte angehörten, besorgt hatte.

Nach dem allgemeinen Friedensschluss im Jahre 1814 musste PONCELET ganz unvorbereitet Saratoff, den Ort seiner Gefangenschaft, verlassen. Er selbst erzählt im Vorworte des zweiten Bandes seiner «*Application d'analyse*» *etc.*: Wie freudig auch die bevorstehende Rückkehr in sein Vaterland und das Wiedersehen der Seinigen und seiner Freunde für ihn gewesen sein möge, konnte er sich doch nur mit dem Gefühl der lebhaftesten Besorgniss die Frage aufwerfen, ob ihm der Wiedereintritt in seine Activität wohl die Fortsetzung seiner in der Stille und Einsamkeit des Exiles begonnenen Studien gestatten werde, die seinen Schmerz versüssten und eben dadurch für ihn so theuer geworden sind.

PONCELET kehrte im Monat September 1814 als Seconde-Capitain in sein Vaterland zurück, wo er alsbald nach Metz transferirt wurde. Hier harrten seiner massenhafte Berufsbeschäftigungen, die ihm zur Fortsetzung seiner begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten weder Zeit noch Musse liessen. Erst seit dem Jahre 1815 konnte er die Wintermonate 1815—1820 zur Fortsetzung seiner Studien benützen, deren Früchte er der Welt in seinem bereits erwähnten Werke «*Traité des propriétés projectives des figures*» (1822) übermitteln konnte. Diesem reihten sich dann später mehrere seiner wichtigen Abhandlungen an, auf die wir weiter unten zurückkommen wollen, nach deren Veröffentlichung er sich von dem Gebiete der geometrischen Forschung, auf dem er mit so reichem Erfolge gewirkt, gänzlich abwandte und ein

anderes Feld betrat. Erst am Ende seines thatenreichen Lebens sehen wir seine wissenschaftliche Thätigkeit seinem von ihm so sorgfältig gepflegten Schoosskinde sich wieder zuwenden, indem er seine «*Applications d'analyse et de géométrie*» und die zweite mit seinen Memoiren bereicherte Ausgabe seines «*Traité des propriétés projectives des figures*» der Nachwelt überlieferte.

Die Academie zu Metz, welcher PONCELET seit ihrer Entstehung als Mitglied angehörte, erwählte ihn für die Jahre 1823—24 zu ihrem Präsidenten.

Durch seine militärische Stellung hatte sich PONCELET besonders mit ingenieurwissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, unter welchen er seine besondere Aufmerksamkeit der *mécanique industrielle* zuwandte. Mit einer diesem Gebiete angehörenden Abhandlung errang er im Jahre 1824 den von Montyon gegründeten «Preis für Mechanik» der Pariser Academie der Wissenschaften. In diesem Jahre wurde er auch zum Professor der Mechanik an der École d'application zu Metz ernannt.

Nach so hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, obschon bereits früher durch Charles Dupin (1822) und Arago (1831) im Namen der bedeutendsten französischen Mathematiker vergebens aufgefordert, musste endlich seine Bescheidenheit dem Drängen seiner zahlreichen Verehrer Raum geben, und PONCELET wurde im Jahre 1834 zum Mitgliede der Académie des sciences an Hachette's Stelle gewählt.

Der Minister des öffentlichen Unterrichtes creirte im Jahre 1838 an der Faculté des Sciences zu Paris eine Lehrkanzel der physikalischen und experimentalen Mechanik für PONCELET.

Im Jahre 1848 wurde PONCELET von dem damaligen Kriegsminister Arago zum Général de brigade und nach zehn Tagen zum Commandanten der École polytechnique ernannt.

Von den ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen wollen wir hervorheben, dass er in den Jahren 1815, 1837, 1841 und 1844 zum Chevalier, Lieutenant, Lieutenant-Colonel und Colonel der Légion d'honneur ernannt wurde.

Seiner Geburtsstadt Municipalrath, dessen Mitglied er war, ordnete nach dem bereits am 22. December 1867 erfolgten, die ganze wissenschaftliche Welt mit tiefster Trauer erfüllenden Ableben des Generals PONCELET in pietätvoller Weise die Benennung der Strasse, in welcher sich die École d'application befand, nach dem Namen des grossen Todten an.

Bevor ich auf die nähere Würdigung der Werke des grossen Geometers eingehe — welche Würdigung sich aus persönlichen Motiven auf dessen Forschungen im Gebiete der Geometrie zu beschränken haben wird — muss ich mir auch bezüglich dieser Schilderungen die gütige Nachsicht der hochansehnlichen Ver-

sammlung erbitten, die mich mit diesem ehrenvollen Auftrage betraute.

Indem den folgenden Schilderungen ihrer Natur nach ein tieferes Eingehen auf die vielen Einzelheiten der Werke und Abhandlungen PONCELET's nicht gestattet ist, so werden sich dieselben blos auf die darin enthaltenen Haupt-Ideen zu beschränken haben, welche alle in den beiden folgenden Werken:

«*Application d'analyse et de géométrie, qui ont servi de principal fondement au Traité des propriétés projectives des figures*», *par J. V. Poncelet. Avec additions par MM. Manheim et Moutard, anciens élèves de l'école polytechnique. II Vols. Paris 1862—64.*

«*Traité des propriétés projectives des figures, ouvrage utile a ceux qui s'occupent des applications de la géométrie déscriptive et d'opérations géométriques sur le terrain,*» *par J. V. Poncelet. 2 Vols. Paris 1865—66.*

mit mehr oder weniger Wiederholungen enthalten sind.

Wie von allen Mathematikern bereits anerkannt, gebührt PONCELET der unbestrittene Ruhm, den ersten Schritt zu dem grossen Reformationswerk im Gebiete der geometrischen Forschung gethan zu haben, das sich in den letzten fünfzig bis sechszig Jahren unseres Jahrhunderts vollzog, indem man mit vollem Rechte von den Leistungen PONCELET's behaupten kann, was Steiner um zehn Jahre später von seinen eigenen Leistungen im Vorworte seiner «*Systematische Entwicklungen der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander*» in folgenden erhebenden Worten hervorhob:

«Wenn Jemand alle bis jetzt bekannt gewordenen Sätze und Aufgaben nach den bisher üblichen Vorschriften zu beweisen und zu lösen sich vornehmen wollte, so wäre dazu viel Zeit und Mühe erforderlich, und am Ende hätte man doch nur eine Sammlung von auseinander liegenden, wenn auch sehr scharfsinnigen Kunststücken, aber kein organisches zusammenhängendes Ganze zu Stande gebracht. Gegenwärtige Schrift hat es versucht den Organismus aufzudecken, durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen in der Raumwelt mit einander verbunden sind. Es giebt eine geringe Zahl von ganz einfachen Fundamentalbeziehungen, worin sich der Schematismus ausspricht, nach welchem sich die übrige Masse von Sätzen folgegerecht und ohne alle Schwierigkeit entwickelt. Durch gehörige Aneignung der wenigen Grundbeziehungen macht man sich zum Herrn des ganzen Gegenstandes; es tritt Ordnung in das Chaos ein, und man sieht, wie alle Theile naturgemäss in einander greifen, in schönster Ordnung sich in Reihen stellen und verwandte zu wohlbegrenzten Gruppen sich vereinigen. Man gelangt auf diese Weise gleichsam in den Besitz der Elemente, von welchen die Natur ausgeht, um mit

möglichster Sparsamkeit und auf die einfachste Weise den Figuren unzählig viele Eigenschaften verleihen zu können.»

Die Methode, mit welcher PONCELET den fundamentalen Zusammenhang der sehr häufig scheinbar weit auseinandergehenden Eigenschaften geometrischer Gebilde zu erforschen strebte, war die der centralen oder konischen Projection.

Den ihn bei seinen Forschungen leitenden Hauptgedanken bildete die wohl durchdachte Ueberlegung, dass von den den geometrischen Gebilden zukommenden Eigenschaften eine grosse Zahl durch Abbildung mittest centraler Projection erhalten bleibt. Diese Eigenschaften geometrischer Figuren, zu welchen in erster Reihe die von Lagenverhältnissen abhängigen, dann aber auch rein metrische gehören, nannte er die projectivischen Eigenschaften der Figuren und diese bilden den Inhalt seiner grossen Werke.

Ausser diesem leitenden Princip, das nicht blos zur Erforschung der projectivischen Eigenschaften von ebenen Figuren angewandt wird, sondern auch zur Ermittlung derselben Eigenschaften bei den der Raumgeometrie angehörenden Figuren dient, leuchten in seinen Werken mehrere hervor, von welchen wir zunächst das sich auf homologe Figuren beziehende Princip hervorheben wollen.

Denkt man sich zwei in verschiedenen Ebenen befindliche Figuren, von welchen die eine für ein bestimmtes Projections-Centrum die centrale Projection der andern ist, und denkt sich ferner die eine Ebene um die gemeinsame Schnittlinie der beiden Ebenen so lange gedreht, bis sie in die zweite Ebene hineinkommt und endlich auch das Projections-Centrum um dieselbe Rotationsaxe gedreht, dass es in dieselbe hineinfällt, so erhält man in ein und derselben Ebene zwei Figuren, die PONCELET homologe Figuren nennt und die auch in homologer Lage sich befinden. Die gemeinsame Schnittlinie der beiden Ebenen wird jetzt Axe der Homologie, während das in die Ebene hineingedrehte Projections-Centrum das Centrum der Homologie genannt wird.

Die Punkte der beiden homologen Figuren werden sich in gewisser Weise entsprechen, die Verbindungsgeraden zweier entsprechender Punkte gehen durch das Centrum der Homologie und die Verbindungslinien zweier entsprechender Punktpaare haben ihren Schnittpunkt auf der Axe der Homologie.

Es knüpft sich hieran zunächst die Frage, wie zwei homologe Figuren construirt werden, wobei sich ergiebt, dass wenn die eine der beiden Figuren, das Centrum und die Axe der Homologie, und endlich zwei entsprechende Punkte der beiden Figuren gegeben sind, die zweite Figur bestimmt ist. Sind ferner die eine

Figur und zu drei Punkten derselben die entsprechenden Punkte der homologen Figur gegeben, so ist dadurch ebenfalls die ganze homologe Figur bestimmt. Hierdurch erklärt sich, dass in der Theorie der homologen Figuren die homologen Dreiecke eine fundamentale Rolle spielen. Führt man die Constructionen für zwei homologe Dreiecke aus, so erblickt man in derselben den von Desargues herrührenden Satz, welcher, als ein ganz specieller, aus der Theorie der homologen Figuren entspringender Satz in der projectivischen Geometrie eine höchst wichtige Rolle spielt. So wollen wir nur beispielsweise daran erinnern, dass dieser Satz mit seiner von Hesse gegebenen eleganten Erweiterung (Crelle's Journal Bd. 41) ausreicht, um die meisten Sätze der von Steiner erweiterten Figur des Pascal'schen hexagrammum mysticum zu beweisen, mit welchen die Geometrie während der letzten fünfzig Jahre in erster Linie durch Steiner selbst, dann aber durch Plücker, Hesse, Cayley, Kirkmann, Salmon und Bauer beschenkt wurde.

Das Princip der homologen Figuren kann ebenfalls auf räumliche Figuren übertragen werden, und wird dann auch als Relief-Perspective bezeichnet. Die Verbindungsgeraden homologer Punkte treffen wieder in einem Punkte zusammen, der das Centrum der Homologie genannt wird; die homologen Geraden beider Figuren werden sich jetzt aber in Punkten einer fixen Ebene treffen, welche die Ebene der Homologie genannt wird.

Es werden hier vier homologe Punktpaare nebst dem Centrum der Homologie genügen, um zu einer gegebenen Figur die ihr homologe Ebene vollständig zu bestimmen.

Die Stelle des Satzes von Desargues wird hier der folgende, zuerst von PONCELET gegebene Satz vertreten.

«Zwei Tetraeder, die ein Centrum der Homologie haben, werden auch eine Ebene der Homologie haben, und umgekehrt.»

Aus der reichen Fülle von Anwendungen dieses Princips auf die Theorie der Kegelschnitte und Flächen zweiten Grades wollen wir blos auf die Sätze hinweisen, welche besagen, dass dem durch die vier Punkte bestimmten Kegelschnittsbüschel ein sich selbst conjugirtes Dreieck entspricht, während dem Flächenbüschel zweiten Grades ein sich selbst conjugirtes Tetraeder entspricht, dessen vier Ecken die Spitzen der dem Büschel zugehörigen vier Kegelflächen sind. Ein Resultat, das sich hier zum ersten Male ausgesprochen vorfindet.

Auch ist das nach ihm Princip der Continuität benannte Princip zu erwähnen, welches, wenn auch der strengen geometrischen Begründung entbehrend, der analytischen Geometrie ent-

nommen werden musste, doch unleugbar einen grossen Antheil an dem Fortschritte der rein geometrischen Forschung hatte, indem es der Geometrie, dieselbe von den Fesseln der speciellen Lagen befreiend, zu allgemeineren kühneren Anschauungen verhalf.

In die Reihe der von PONCELET entwickelten und häufig angewandten grossen geometrischen Principien gehört auch das Princip der Reciprocität, das uns bei ihm; als aus der allgemeinen Theorie der Kegelschnitte und Flächen zweiten Grades entspringend, entgegentritt, indem er es zuerst in seiner vollen und allgemeinen Bedeutung erkannte.

Durch dasselbe wurde eine unendliche Reihe von dem Gebiete der projectivischen Geometrie angehörenden Sätzen in zwei grosse Lager getheilt, die, einander gegenüberstehend, durch das Verwandtschaftsband der Reciprocität mit einander verknüpft sind. Erst durch dieses Princip tritt die Gleichberechtigung der Geraden mit dem Punkt, als erzeugendes Element, ganz deutlich hervor. Ein Gedanke, der, wenn festgehalten, zum allgemeinen Princip der Dualität und von da ab weiter überhaupt zur gegenseitigen Zuordnung von erzeugenden Elementen-Paaren führen musste.

Man wird wohl zugeben, dass das Princip der Reciprocität wesentlich dazu beigetragen, dass der grosse Geometer Deutschlands, Jacob Steiner, für die Erforschung der projectivischen Eigenschaften von ebenen Figuren einen bedeutenden Schritt weiter machend den Raum verlassen und sich blos auf die Ebene beschränken konnte.

Diesem von Steiner eingeführten Fortschritt verdanken wir zunächst die Erzeugung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlbüschel und durch projectivische Punktreihen, ein Schritt, der erst durch die von Herrn Schröter publicirten Vorlesungen Steiner's zur vollsten Geltung kam.

Nicht unerwähnt dürfen wir hier lassen, dass die Idee der Erzeugung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlbüschel in ihren ersten Keimen bis auf Newton zurückfällt, der in seinem grossen Werke «*Philosophiae naturalis principia mathematica*» dieselben auf eine Weise erzeugte, welche sich in dem heutigen Sprachgebrauch also ausdrücken lässt:

«Werden zwei perspectivisch liegende projectivische Strahlbüschel in schiefe Lage durch blosse Drehung um ihre Mittelpunkte gebracht, so werden die Schnittpunkte der entsprechenden Strahlen von den nunmehr projectivischen und schiefliegenden Strahlbüscheln den Kegelschnitt zu ihrem Erzeugniss haben».

Beinahe überflüssig ist es zu erwähnen, dass der soeben gemachten Bemerkung nicht etwa die thörichte Absicht, den über alle Zweifel erhabenen Ruhm des grossen Geometers zu schmälern, zu Grunde liegen kann, sondern gerade im Gegentheil, dessen herrlicher Entdeckung durch Anführung der folgenden Worte des Fürsten der deutschen Mathematiker, Carl Friedrich Gauss, welche wie folgt lauten:

« . . . . . *Mir ist dabei wieder in Erinnerung gekommen, dass ich vor einem halben Jahrhundert, als ich zuerst Newton's Principia las, mehreres unbefriedigend fand, namentlich auch seine an sich herrlichen Sätze die Kegelschnitte betreffend. Aber ich las immer mit dem Gefühle, dass ich durch das Erlernte nicht Herr der Sache wurde; besonders quälte mich die gerade Linie mit deren Hilfe ein Kegelschnitt beschrieben werden kann.* * *etc. etc.*

diejenige Anerkennung zu zollen, die ihm aus diesen im reichsten Maasse erwachsen kann.

Allgemein anerkannt ist der weit und tief gehende Einfluss, den die hier erwähnten Principien auf die ganze Umgestaltung der rein geometrischen Forschung ausgeübt haben, aber nicht nur dieser sondern auch ihrer analytischen Richtung, d. i. der analytischen Geometrie sollten daraus grosse Vortheile erwachsen, bezüglich welcher wir wohl auf die dieser Richtung angehörenden neueren Arbeiten der Geometer hinweisen können.

Von den in den Werken PONCELET's enthaltenen Einzelheiten wollen wir blos auf einige, uns besonders bemerkenswerth erscheinende, hinweisen.

In erster Reihe mögen hier die neuen Gesichtspunkte von den Brennpunkten der Kegelschnitte angeführt werden, zu welchen er durch seine Theorie der Homologie gelangen konnte.

Haben nämlich zwei Kegelschnitte einen Brennpunkt gemeinschaftlich, so ist er für dieselben ein Centrum der Homologie; es folgt hieraus, dass ein Kegelschnitt und ein Kreis, dessen Mittelpunkt mit einem Brennpunkt des Kegelschnittes zusammenfällt, ihr Centrum der Homologie in diesem Brennpunkt haben. Ferner folgt hieraus, dass die durch den Brennpunkt gehenden Tangenten des Kegelsschnittes mit den Asymptoten des Kreises identisch sind, d. h. die Brennpunkte eines Kegelschnittes sind die Durchschnittspunkte der durch die beiden unendlich entfernten imaginären Kreispunkte an denselben gelegten Tangenten.

Nach dieser neuen Auffassung der Brennpunkte war es Plücker ermöglicht, dieselben in die allgemeine Theorie der algebraischen Curven einzuführen.

* Briefwechsel zwischen C. F. Gauss und H. C. Schuhmacher, Herausgegeben von Peters. 4. Bd. S. 145.

Die Untersuchungen PONCELET's erstrecken sich nicht blos auf Kegelschnitte, sondern ziehen auch höhere Curven und die allgemeinen Eigenschaften der algebraischen Curven in den Kreis ihrer Betrachtungen. In dieser Beziehung wollen wir in erster Reihe auf diejenigen Theoreme verweisen, die von Carnots allgemeinem Theorem der Transversalentheorie ausgehend die in folgenden Sätzen enthaltenen Folgerungen für die Theorie der Curven dritter Ordnung ergeben:

«Die Asymptoten einer Curve dritter Ordnung schneiden dieselbe in drei Punkten, die in einer Geraden liegen.»

«Die drei Wendepunkte einer Curve dritter Ordnung liegen auf einer Geraden.»

Diese beiden Sätze, deren letzterer eigentlich von Mac-Laurin herrührt, dienten Plücker als Ausgangspunkt bei der Begründung der analytischen Theorie der Curven dritter Ordnung. Die von Plücker gegebene Eintheilung dieser Curven in 219 Arten beruht lediglich auf dem erstern Satz, während der zweite. sich auf die Wendepunkte beziehende, erst in den grossartigen Entdeckungen Hesse's ihren Abschluss finden sollte, deren Bedeutung weit über die Grenzen der Geometrie hinausgeht.

Durch Uebertragung eines bekannten Satzes aus der Theorie der Kegelschnitte auf den Raum, der sich nach zwei Richtungen hin verfolgen lässt, gelangte zuerst Herr Chasles zu einer ganzen Reihe von merkwürdigen Sätzen bezüglich der Raum-Curven dritter Ordnung, welche zu erzeugen bereits PONCELET sich bestrebte, wobei sich jedoch ein Versehen eingeschlichen, das von PONCELET im II. Bde seines Traité des propr. projectives ausführlich erwähnt wird, so dass Herr Chasles für die geometrische Theorie dieser Curven als Begründer erscheint, der seine hierauf bezüglichen umfangreichen Arbeiten ausser im «*Aperçu historique*» noch in den Comptes rendues (1857 u. 1862) der Pariser Academie niedergelegt hatte. In anderer Richtung wurde der obenerwähnte Satz durch Hesse auf den Raum übertragen, aus welchem er ausging, um die analytische Theorie der Doppeltangenten bei den Curven vierter Ordnung zu begründen. Die hierin begründeten Sätze, welche sich hauptsächlich auf die verschiedenen Lagenverhältnisse der Doppeltangenten beziehen, bildeten den Gegenstand einer der allerbedeutendsten grossen Abhandlungen Hesse's, die gleichzeitig mit einer denselben Gegenstand auf rein geometrischem Wege behandelnden Abhandlung Steiner's in dem von Crelle gegründeten «*Journal für Mathematik*» (Bd 49) erschien.

Aus der Verringerung der Gradzahl der zu einer algebraischen Curve von der Ordnung entsprechenden reciproken Polar-Curve, schloss PONCELET, dass dieselbe von den Wendepunkten und Doppeltangenten der ursprünglichen Curve herrührt, sobald nun

die Zahl der Wendepunkte durch Plücker bestimmt war, war auch gewiss, dass die Zahl der Doppeltangenten im Allgemeinen

$$\tfrac{1}{2}\, n\,(n-2)\,(n^2-9)$$

sei. Ein Satz, der sich jedoch unabhängig von der Theorie der reciproken Polarcurven erweisen lassen müsse — so schloss Jacobi, — indem er, von PONCELET's Erwägungen ausgehend, einen directen Beweis für die Zahl der Doppeltangenten bei den algebraischen Curven gab.

Durch diese Untersuchungen wurde den speculativen Forschungen der grössten Geometer unserer Zeit ein weites ergiebiges Feld eröffnet.

Auch in anderer Richtung hin sollte der beiden grossen Forscher Namen mit einander verknüpf werden. Nämlich:

PONCELET wusste mit seinen schönen Theoremen von den zweien Kreisen oder Kegelschnitten um- und eingeschriebenen Polygonen, dieser Art von Problemen, welche bereits in speciellen Fällen von Euler und Fuss behandelt wurden, ganz neue Wege zu eröffnen, welche dann Jacobi für den speciellen Fall, in welchem die Kegelschnitte Kreise sind, mit den elliptischen Functionen zu behandeln lehrte, die dann wieder in dieser Richtung hin den Weg für ähnliche Unternehmungen von Richelot, Cayley und Andere eröffnen sollten.

Der durch PONCELET's Lösung für diese Classe von Problemen angebahnte Weg sollte später Steiner (Crelle Bd. 32) zur Lösung seiner berühmten, bei den Curven dritter Ordnung auftretenden Schliessungs-Problemen führen, welche nebst anderer von Mac-Laurin, PONCELET etc. herrührenden Theoremen ihre analytische Erledigung mittelst der Theorie der elliptischen Functionen durch Clebsch erhielten.

Erwägen wir, dass die eben erwähnten Untersuchungen Clebsch's bereits die ersten Keime zu seinen späteren allgemeinen, die Anwendung der Abel'schen Functionen in der Geometrie behandelnden Arbeiten bilden, so leuchtet der Zusammenhang zwischen PONCELET's Arbeiten und derjenigen von Clebsch, für welche er hauptsächlich von der Académie des sciences zu Paris mit dem von PONCELET gestifteten Preis ausgezeichnet wurde, im hellsten Lichte hervor.

* * *

Die vorangehende kurze Darstellung giebt wohl nur ein mattes Bild von dem durch seine unsterblichen Werke sich selbst errichteten Monumente des grossen Geometers PONCELET, auf welches die edle Wittwe dem theueren dahingeschiedenen Gatten, durch die der Pariser Academie in wahrhaft hochherziger Weise gemachte Schenkung (zur Stiftung eines Preises für Arbeiten aus

dem Gebiete der reinen oder angewandten Mathematik) unstreitig den ersten Kranz gelegt, welchem im Namen der Pariser Académie des sciences einen zweiten hinzuzufügen die Herren Lionville, Serret, Chasles, Bertrand und Combes sich beeilten, indem sie den zum ersten Male verliehenen Preis der PONCELET'schen Stiftung Clebsch zuertheilten, an dessen Arbeiten der mächtige Einfluss, den PONCELET's Werke auf die gesammte neuere geometrische Forschung ausübten, in nicht zu verkennender Weise hervortritt.

LITERATUR.

Monumenta Comitialia Regni Hungariae, Magyar Országgyülési emlékek. (*Ungarische Reichstags-Acten.*) Im Auftrage der historischen Commission der ungarischen Academie mit geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. WILHELM FRAKNÓI, Secretär der ungar. Academie. I.—IV. Band (Jahre 1526—1563.) Budapest 1874—77.

Die historische Commission der ungarischen Academie betrachtete gleich bei ihrer Entstehung die Herausgabe der auf die ungarischen Reichstage bezüglichen Denkmäler als eine ihrer Hauptaufgaben. Nachdem eine stattliche Reihe auf die heimatliche Geschichte bezüglicher «*Scriptores*» und »*Diplomata*» das Tageslicht erblickt hatte, ward im Jahre 1872, auf Antrag MICHAEL HORVÁTH'S, ein Theil der zur Herausgabe der Geschichtsquellen bewilligten jährlichen Staatsunterstützung von 20,000 fl. durch den Reichstag hierzu bestimmt. In WILHELM FRAKNÓI fand sich auch der Mann, das grosse Unternehmen zu vollführen, dem in der Literatur des Auslandes nur die von Professor WEIZSÄCKER herausgegebenen *Deutschen Reichstagsacten* würdig zur Seite gestellt werden können.

Jedermann weiss, dass die Bedeutung der Reichstage für die ungarische Geschichte eine viel grössere ist, als für die Geschichte irgend eines europäischen Staates, England seit den Stuarts ausgenommen. Die Parlamente in Frankreich waren Gerichte und dem König unterworfen. In England musste die allgemein anerkannte Gewalt des Parlaments im Schatten der mächtigen Plantagenets und Tudors vegetiren. Der deutsche Reichstag war wohl die grosse berathende Behörde des Reiches, nächst dem Kaiser der Centralpunkt des staatlichen Organismus; doch in Folge des in den einzelnen Theilen so früh entwickelten Sonderlebens nicht mit der Macht versehen, die dem Vertreter einer Nation zukömmt. In Ungarn hingegen war der Reichstag (ungarisch: *Ország-gyülés*, d. i. Landesversammlung) seit dem Tode des Königs Matthias Corvinus, als die königliche Gewalt so zu sagen aufhörte, der Mittelpunkt, das zusammenknüpfende Band der Nation, ja, wie wir sehen werden, in gewissem Sinne die Nation selbst.

Um die Geschichte der Diäten hat besonders GEORG MARTIN KOVACHICH grosse Verdienste, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit unermüdlichem Fleisse und einer durch keine Enttäuschungen entmuthigten Begei-

sterung den Denkmälern der alten Reichsversammluugen nachforschte.* Um die Geschichte der Landtage von Croatien hat sich Ivan Kukuljevics, um die von Siebenbürgen Graf Josef Kemény und Josef Trausch bemüht.

An Stoff war also kein Mangel; es galt aber diesen zu ergänzen und wissenschaftlich zu gestalten. Demzufolge ordnete die Academie Recherchen in den grossen Archiven des kais. Hauses und der Hof-Kammer in Wien, in den Archiven der Landesbehörden, ferner der königl. Städte und Comitate, ausserdem besonders in den Archiven Italiens an. Die hierher gehörigen Denkmäler werden vom Herausgeber unter folgende Rubriken gestellt: 1. Einberufungsschreiben. 2. Die Instructionen der Könige oder fremder Staaten für ihre Commissäre an den Reichstagen. 3. Die Instructionen der Deputirten aus den Comitaten und Städten. 4. Die königlichen Propositionen, die Adressen und die königlichen Repliken. 5. Die Gutachten der ungarischen und Wiener Regierungen, die Reichstage betreffend. 6. Die Instructionen der vom Reichstage an den König oder an fremde Mächte gesandten Deputirten. 7. An den Reichstag gerichtete oder von ihm ausgehende Briefe. 8. Die Relationen der königlichen Commissäre über die Arbeiten der Reichstage. 9. Die Tagebücher und Relationen der Deputirten. 10. Die diplomatischen Relationen. Endlich 11. die Gesetze, wo keine Originalhandschrift erhalten ist, nach der Ausgabe vom Jahre 1584. — Die unter 8, 9 und 10 fallenden Acten sollen in den Einleitungen benützt, aber nicht alle wörtlich mitgetheilt werden.

Die Arbeit geht vom Jahre 1526 aus, von der grössten Catastrophe in der so wechselvollen Geschichte Ungarns. Für die älteren Reichsversammlungen waren die Vorarbeiten ziemlich erschöpfend, erst von diesem Zeitpunkte an gelang es so viel neues Material herbeizuschaffen, dass wir dem Herausgeber darin wohl beistimmen können, wenn er hofft, dass wohl wenig Wesentliches noch zu erwarten steht. Wir heben schon hier hervor, dass das Lob für diese so wünschenswerthe und leider so selten erreichte Vollständigkeit im vollen Maasse dem Herausgeber zukömmt, der überdies in seinen (auch separat erschienenen) Einleitungen sich mit Erfolg bestrebt hat, den Inhalt der so reichhaltigen und so interessanten Quellenmasse auch einem grösseren, nicht streng wissenschaftlichen Kreise zugänglich zu machen.

* * *

Nach der Glanzepoche der Hunyadi, nach dem ruhmlosen Verfalle unter den Jagellonen bezeichnet die Schlacht von Mohács (1526) den Punkt von dem alle, die ungarischen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte bewegenden Factoren und Interessen ausgehen. Das Herrscherhaus der öster,

* Seine Hauptwerke sind: *Vestigia Comitiorum apud Hungaros.* Budae 1790—1800, 4 Bände, und: *Monumenta veteris Legislationis Hungaricae hactenus inedita*, das sein Sohn nach seinem Tode herausgab. (Agram, 1815.)

reichischen Lande erhebt erblichen Anspruch auf die Krone; in ihm erblickt zugleich ein Theil der Nation jenen Rückhalt gegen die türkische Macht, der ihr nach der vernichtenden Niederlage so noth that. Ein anderer Theil, festhaltend an dem Gesetze vom Jahre 1505, das jeden Fremden von der ungarischen Königswürde ausschloss, schaart sich um den Sohn des Schöpfers des so berühmten dreizehnten Punktes, den Wojwoden von Siebenbürgen, und setzt die uralte, jedem ausländischen Einflusse mit aller Kraft widerstrebende, am Alten festhaltende Partei fort. In den Kämpfen und Bestrebungen beider Theile der Nation ist das Verhältniss zum Sultan immer maassgebend. Die Anhänger Ferdinands sehen in dem geschwächten und verringerten Lande noch immer «die Vormauer der Christenheit», wollen alle noch übrigen Kräfte zu dem Zwecke aufbieten, das Reichsterritorium in seiner Ausdehnung herzustellen, und trachten, selbst mit Opfern, die Beihilfe der anderen christlichen Mächte, besonders des römischen Kaisers und des Reiches, zu gewinnen. Zápola und seine Partei dagegen heben hervor, dass die Christenheit seit mehr als hundert Jahren Ungarn immer sich selbst überlassen habe, dass auch jetzt um den Preis der Unterdrückung nur unerhebliche Hilfe von den Deutschen zu erhoffen sei, und dass die Nation, wolle sie nicht ihren vollständigen Untergang herbeiführen, wenigstens für einige Zeit dem Schutze des Sultans sich überlassen solle. Beinahe zweihundert Jahre dauerte dieser erbitterte Zwiespalt; jeder Theil sah in dem andern den Verräther, und doch muss die unparteiische Geschichte gestehen, dass die Wirksamkeit beider Strömungen neben und gegen einander viel mehr vom ungarischen Volksthum aufrecht erhielt, als es das Ueberwiegen der einen oder der andern vermocht hätte. — Zu dieser politischen Spaltung gesellte sich die religiöse. Der eben beginnenden Kirchenreformation traten die Gesetze der Reichstage von 1523 und 1525 scharf entgegen; unter dem Einflusse des Nationalunglückes, begünstigt von der Nachsicht beider Könige, gelang es der neuen Lehre dennoch, sich rasch im ganzen Lande zu verbreiten. Es gab keine Centralgewalt mehr im Reiche, fähig, alle Mittel im Kampfe mit den Ungläubigen zu einem grossen gemeinschaftlichen Unternehmen aufzubieten. Die einzelnen Theile mussten selbst und rasch entscheiden. Dadurch entwickelte sich in den geographisch oder sprachlich geschiedenen Landestheilen ein Particularismus, wie er früher nie bestanden. Wie die doppelte Krönung die Einheit der Regierung, so gefährdete jener die Einheit des Volkes. Croatien und Siebenbürgen beginnen sich selbstständig zu fühlen.

Welche Fülle von neuen Verhältnissen brachte der Umstand in das ungarische Staatsleben, dass der gewählte König kein Ungar, und zugleich König von Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, später römischer König und Kaiser war! Die andern Länder — wir wollen sie der Kürze halber vorgreifend Erbländer nennen — fühlen, dass Ungarn ihr Schutz und Schirm gegen die Türkenmacht ist. Ungarn hingegen, unbesiegbar in der Vertheidigung, kann einen Angriffskrieg, um die täglich sich tiefer in das Reich hineinschiebenden Osmanen hinauszutreiben, nur mit Hilfe der

andern christlichen Länder siegreich führen. Beide Theile sind aufeinander angewiesen, es beginnen die seit dieser Zeit fortdauernden Versuche, sich auseinanderzusetzen.

Seit dem Tode des grossen Matthias bestand das Verfassungsleben in den Kämpfen des von ihm herangezogenen Comitatsadels mit den Magnaten und Prälaten um die oberste Geltung in den Reichsangelegenheiten. An die Stelle des alten königlichen Rathes der Bischöfe, der Grosswürdenträger und Grafen (Obergespäne, den angelsächsischen Witan vergleichbar) traten die stürmischen heeresähnlichen Versammlungen der gesammten Nation, des Adels, wie sie später die Geschicke Polens leiteten und zerrütteten. Das Königthum war ohnmächtig. — Jetzt gab es einen König, begierig seine Macht zu erweitern, seine Krone erblich zu machen, der sich dabei auf seine Hausmacht und auf den Willen einer grossen Partei stützen kann, die von ihm die Befreiung und die Wiederherstellung des Vaterlandes erwartete.

Und alle diese verschiedenen Ideen und Kräfte rangen um Sieg und Realisirung in einer Zeit, in welcher selbst die Existenz der Nation für keinen Augenblick gesichert war. Jedermann weiss, mit welchem Geiste, mit welchem Erfolge Ungarn damals dem kriegerischen Theile seiner Aufgabe Genüge gethan. Und während der ewigen Gefahr und des ewigen Kampfes galt es doch zugleich sich unter veränderten Umständen häuslich einzurichten, Mittel für den Kampf zu beschaffen und in diesem Belagerungszustande sich mit den Königen, den Erbländern, den Nebenländern, dem religiösen Bedürfnisse so weit es ging abzufinden. Beides gethan zu haben ist das unvergängliche Verdienst des ungarischen Adels. Von der ersten glänzenderen, bekannteren That erzählt jeder Stein der *Grenzburgen*, von der andern die grossentheils jetzt dem Dunkel entrissenen Denkmäler der *Reichstage*.

Wir können deren Wirksamkeit hier nicht erschöpfend darstellen. Unser Bestreben ist, so weit möglich, die Beschaffenheit und Geschäftsordnung der Reichsversammlungen zu skizziren, von ihren Arbeiten aber nur die Hauptergebnisse mitzutheilen, da wir von jedem, der sich mit ungarischer Geschichte und der der Nachbarländer in diesem Zeitraume beschäftigt, ein Studium dieser Bände fordern dürfen.

«Das ungarische Gesetz ist, jeder weiss es, nicht ein Decret, das nur der Theorie des Einzelnen als Spiegel dient, und bei dem nur die Frage auftauchen kann, inwieweit es im Zusammenhange mit den Dingen gewesen ist. Es war immer ein Spiegel der öffentlichen Meinung, des allgemeinen Gefühles, und verdankte stets der Praxis und dem gleichzeitigen Denken der Nation, nicht des Einzelnen sein Dasein. Selbst wenn man die Anwendung, die ja von der Kraft der executiven Gewalt abhing, nicht in Betracht zieht, ist die Erklärung der Hälfte der Gesetzgebung, welche die Vertretung der Nation bildet, ein glaubwürdiges historisches Document, und ein Factum, so gut wie irgend ein anderes, das die Geschichte aufzeichnet. Die Sanction des Königs gab dem ausgesprochenen Worte nur die ver-

pflichtende Kraft.» * Diese Worte des ausgezeichneten Forschers gelten vor Allem für diese Epoche, wo die eigenthümliche Periode der ungarischen Geschichte beginnt, in der die Reichstage der Stimmung der Nation oft im Gegensatze zu den fremden Königen Ausdruck geben müssen.

Wir dürfen uns die Reichstage des damaligen Ungarn nicht als die in ihrer Entstehung und in ihrem ganzen Verlaufe durch Gesetze oder uralte Gewohnheiten auf Schritt und Tritt bestimmten gleichnamigen Versammlungen der Neuzeit denken. Wie alle staatlichen Institutionen des vormärzlichen Ungarn, entwickelte sich auch diese unter den Habsburgern aus der mittelalterlichen Form oder Formlosigkeit zu der Gestalt, die sie mit geringen Veränderungen bis 1848 behalten hat. Je unbekannter die Reichstage des XVI. Jahrhunderts sind, und je wichtiger die in ihrer Zusammensetzung und ihrer Geschäftsordnung vorgegangenen Veränderungen in dieser Zeit, nach dem hier mitgetheilten Materiale, erscheinen, für desto wichtiger halten wir es, das hierauf Bezügliche kurz zusammen zu fassen, was der hierzu vor Allem berufene Herausgeber leider unterlassen hat.

Man kann den Reichstag, wie er zur Zeit der Thronbesteigung Ferdinand's I. und Johann's gebräuchlich war, nicht eigentlich eine Ständeversammlung nennen. Der niedere Adel unter Führung des älteren Zápola und später des grossen Redners und Rechtsgelehrten Verbőczy — des Vorläufers der Demagogen im Reiche — hatte es doch durchgesetzt, an den Versammlungen, die das Reich betrafen, persönlich, nicht nur durch Deputirte Theil zu nehmen. Es scheint dies eine uralte Gewohnheit gewesen zu sein, welche unter den ersten Königen unterdrückt, in Zeiten grosser Noth, wie unter Andreas III., dem letzten der Árpáden, wieder auflebte. Auch an der Königswahl, als Ungarn ein Wahlreich ward, scheint jedes Mitglied der Nation das Recht der Mitwirkung besessen zu haben. Daneben aber lassen sich im XV. Jahrhundert schon die Comitate, so zu sagen die adligen Burgmannen der einzelnen Districte, als Absender von Vertretern an den verstärkten königlichen Rath nachweisen. Der ständige Rath des Königs stand seit den Jagellonen im bewussten Gegensatze zu dem auf dem Rákos gegenüber der königlichen Burg oder sonst auf der grossen Ebene versammelten Nationalheere, das Gesetze zu geben sich anmasste. Der Adel folgte dem von Matthias erhaltenen Impulse, indem er die königliche Gewalt zu stärken, die der Oligarchen zu Boden zu drücken trachtete.

So standen die Dinge, als beide Fürsten, die auf den Thron Anspruch machten, Reichstage beriefen, um sich wählen und dann krönen zu lassen. Wie so oft, wirkten auch hier persönliche Momente mit den allgemeinern zusammen. Der Palatin Stefan Báthory war die Hauptstütze der österreichischen Partei, Verbőczy stand mit allem Einflusse, den er über die Comitate besass, zum Wojwoden. Deshalb sieht man auch deutlich, wie

* Franz Salamon, Magyarország a török Hódítás korában (Ungarn im Zeitalter der türkischen Eroberungen). Pest 1864, S. 319.

bei den ersten, von Johann angesagten Versammlungen der Adel nach Köpfen berufen ist, so in Tokaj im October 1526 (Band I, 10 Unterschriften), in Weissenburg im November 1526 (Bd. I, 17), in Ofen im März 1527 (Bd. I, 98 Unterschriften). Bei der zur Wahl Ferdinand's nach Komorn, dann nach Pressburg beschiedenen Versammlung steht die Berufung des ganzen Adels nicht ganz ausser Zweifel. Selbst den Städten kömmt bei Johann ein weiteres Vertretungsrecht zu als bei der andern Partei. Er ühlt sich als Haupt der ganzen Nation, Ferdinand anfangs nur als der König einer Partei.

Als das Kriegsglück in den Jahren 1527—28 für Ferdinand entschied, trat der grösste Theil des Volkes auf seine Seite. Man kann dies nicht Wankelmuth nennen; es zeigte sich eben, dass der Hauptzweck, der Widerstand gegen die Türken, mit deutscher Hilfe erreicht werden könne. Auf seinem ersten wirklichen Reichstage in Ofen (Januar 1528) waren nur Deputirte des Adels berufen (I, 190; Bericht des Ursinus Velius). Es tritt auch schon hervor, wie die Magnaten (Barones) und der niedere Adel (Comitatus et Nobiles) besonders berathschlagen (S. die Adressen I, 197 und I, 201), dass sie aber auch zusammen Sitzung halten (I, 203: königliche Antwort auf die Adresse). Es war schon ganz der Organismus, wie er später bestand; doch sind wir über die Einzelheiten noch wenig unterrichtet.

Zum Reichstage von Gran (24. April 1532) berief der König den Adel «viritim». Der Grund dieser Maassregel war wohl, dass er die Unzufriedenen und Schwankenden wieder an sich ketten wollte und nach den eben beendeten grossen Adelsversammlungen jenseits der Donau diesen Zweck nur durch persönliche Beeinflussung jedes Einzelnen zu erreichen hoffen konnte. Sobald sich die Dinge für ihn besser gestalteten, war es auch mit der Herrlichkeit des Adels zu Ende. Zum Reichstage von Tyrnau (4. October 1535) waren nur die Prälaten, Bannerherren und Magnaten «viritim» berufen; der Adelsstand sollte Vornehmere aus seiner Mitte dahinsenden (I, 497, Anmerk. 1). Die Adressen beider Tafeln waren wieder gesondert, sie erhielten auch separate Antworten vom König. Der kurz darauf folgende Reichstag wurde vom König nach Wien beschieden. Der Adel schwankte; die Magnaten gehorchten sogleich. Das Verhältniss beider Stände zum König war verändert; von nun an war die Oligarchie die königliche Partei. Noch etwas fällt dabei auf. Der erste ungarische König, der zugleich Kaiser war, Sigismund, hielt im Jahre 1429 einen deutschen Reichstag in Pressburg und sandte ungarische Bevollmächtigte dahin; jetzt mussten die ungarischen Stände dem fremden König in die Hauptstadt seiner Erbländer folgen. Früher war es das Hauptland, dessen König erklärte, er könne eher die Kaiserkrone als sein Königreich entbehren; jetzt ist es eine Provinz wie die andern, ein Werkzeug der grossen habsburg'schen Politik, wenn auch eine bevorzugte. * Wir besitzen auch schon

* So schreibt König Maximilian an Kaiser Ferdinand (16. Mai 1566, IV, 494):

detaillirte Berichte über diesen Reichstag, aus denen hervorgeht, wie ernst es die Stände mit ihren Arbeiten nahmen. Die Sitzungen dauerten von früh 7 Uhr bis Mittag und vom Mittagsmahle bis zum Abend.

Während dieses Reichstags tritt auch schon das Bestreben der Regierung hervor, Pressburg zur Hauptstadt des Landes zu machen. Es war der Ausdruck der Resignation: man musste sich im kleineren Gebiete häuslich einrichten, da man nicht so bald hoffen konnte, das ganze Reich und Ofen wieder zu erlangen. Damit beginnt auch die Epoche der an der westlichen Landesgrenze, in Oedenburg, Tyrnau, vorzüglich aber in Pressburg abgehaltenen Reichsversammlungen.

Die Geschäftsordnung erscheint schon ziemlich geregelt. Der königliche Commissär hält vor den versammelten Ständen eine Rede und legt die königlichen Propositionen vor. Die Adresse wird dem königlichen Rathe unterbreitet, dessen Modificationen die Stände annehmen oder verwerfen. Dann erfolgt die königliche Antwort, welche den Ständen genügt oder auch nicht genügt. Im letzteren Falle wird eine zweite, auch dritte und vierte Adresse verfertigt, so lange bis die Krone oder der Adel nachgiebt. Die obere Tafel ist auf Seite des Königs oder sucht in den Fällen, wo sie die Unmöglichkeit einer schroffen Weigerung einsieht, zu vermitteln. Einig sind beide Stände, Herren und Adel, nur wo es sich um die Unabhängigkeit des Landes, oder um irgend eine der Corollarien seiner Verfassung handelt.

Die Einberufung des Landtages ist ein königliches Recht; auch den Zeitpunkt bestimmt die Regierung. Es ist aber ein von keinem Ungar, selbst von den königlichen Räthen nie in Zweifel gezogenes Princip, dass nur der Reichstag die Steuern zu bewilligen und auszuschreiben die Macht hat. Daraus lässt sich erklären, dass Ferdinand, trotz seines Widerwillens, so oft dieselben zum grossen Theile verdienten Klagen und Vorwürfe anzuhören, während der ersten 30 Jahre seiner Regierung 24 Reichstage abhielt, ohne die partiellen Versammlungen mitzuzählen. Nachdem er im Jahre 1559 die Stände vergebens aufgefordert, die Steuer für mehrere Jahre zu bewilligen, musste er sich bis zum Jahre 1563 ohne Landessteuer behelfen. Selbstverständlich erblickten die Stände auch hier, wie überall in Europa, die Grundbedingung ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in diesem Rechte, und waren trotz wiederholter Versuche nicht geneigt, ihm zu entsagen. (S. besonders die erste Adresse des Pressburger Reichstages 1559, IV. 227.)

Der Grund dieser Weigerung, den sie anführen, ist, dass es der Zweck der Reichstage ist, «nicht nur Steuern auszuschreiben, sondern auch die Beschwerden und Wünsche des Landes anzuhören und für ihre Heilung und Befriedigung zu sorgen». Man weiss wie inhaltschwer das Wort «Gravamina» in der Geschichte der ungarischen Diäten geworden ist. Der ewige

«Constat enim regnum Hungariae prae caeteris Maiestatis vestrae Caesareae regnis quadam praeeminentia gaudere.»

Kampf zwischen der königlichen Prärogative und den ständischen Rechten wogte durch Jahrhunderte um den Punkt: ob der Reichstag noch vor Abstellung der Missbräuche Steuern und Soldaten bewilligen solle oder nicht. In dieser Form erscheint die Frage zuerst auf dem Reichstage von Pressburg 1557. Die Stände entscheiden, wie es scheint, einhellig, dass die königliche Proposition erst vorgenommen werden dürfe, wenn die Majestät in Bezug auf die Unterdrückung des Landes besonders durch die fremden Soldaten einen Modus der Abhilfe bezeichnet haben wird. (Adresse vom 12. Juni 1557, IV. 40.) Der Reichstag von 1559 beschliesst, die Comitate einzeln zur Einreichung ihrer Gravamina aufzufordern, welcher Modus später besonders bei den religiösen Beschwerden befolgt wurde.

Natürlich waren diese Beschwerden, und demgemäss auch die Tagesordnung der Diäten sehr verschiedener Art. Manche betrafen das ganze Land, andere nur einzelne Gebiete, Städte oder Privatpersonen. Der Reichstag beschäftigte sich mit allen diesen Beschwerden, und selbst in den Adressen und Gesetzartikeln ist in dieser Beziehung kein Unterschied gemacht. So erschien die Wittwe des Franz Pethő mit ihren Kindern, Brüdern, Freunden und Verwandten vor den Ständen im Reichstage zu Pressburg (Juni 1537), um gegen den Bischof von Weszprim Klage zu führen. * Vor derselben Versammlung erschienen auch Erasmus Rothmestorffer und die Frau des Ludwig Pekry, ihre persönlichen Bitten vorzutragen. Da dies die Berathungen sehr verlangsamte, forderte der König in seiner Proposition für den Reichstag 1550, die Stände möchten nicht mehr über Privatangelegenheiten verhandeln, damit nicht darüber Lärm und Unruhe entstehe, sondern deren Schlichtung ihm überlassen (III, 288). Er findet es aber noch mehrere Male nothwendig, die Stände zur Ruhe und Ordnung in ihren Berathungen zu ermahnen, woraus wir auf ihr stürmisches und unruhiges Temperament schliessen könnten, wenn auch manche Berichte dies nicht ausdrücklich bestätigten. Selbst der König wurde in seiner Rede durch sie unterbrochen.

Die Hauptsache für alle Theile war immer, die Reichstage so bald als möglich zu schliessen. Der Reichstag von 1557 giebt diesem Wunsche von Seite der Stände energischen Ausdruck und droht damit, dass sie sonst ohne Ergebniss auseinander gehen. Es scheint auch, dass nicht immer für ihre Bequemlichkeit gesorgt war. Besonders der Reichstag von 1548 führte darüber Klage. Andererseits hielten sich aber auch Deputirte und Magnaten nicht strenge an die Zeit der Einberufung, kamen oft sogar später zur Sitzung als die Majestät oder ihre Vertreter. Die gewöhnliche Dauer war von fünf bis sechs Wochen, nur die von 1545, 1547 und 1563 währten länger als drei Monate.

Es ist schwer sich davon einen Begriff zu machen, wie es bei den Sitzungen, besonders der untern Tafel zugegangen ist. Es ist merkwürdig, dass wenige Vertreter durch Redetalent oder Einfluss auf ihre Mitdeputirten

* Instruction der Stände für ihre Gesandten an den König. II, 80.

hervorragen. Weder die Relationen der Deputirten, noch die der königlichen Commissäre erwähnen auch nur einen einzigen Mann, den man als Leiter einer Partei bezeichnen könnte. Die einzige Ausnahme bildet PETER PÁZMÁNY aus Bihar, der Grossvater des gleichnamigen grossen Erzbischofs, der als Bevollmächtigter des Georg Martinuzzi auf dem Reichstage von 1543 in Neusohl den Adel leitete und terrorisirte. (II, 541. Brief G. Wernher's an Kaiser Ferdinand.) Man weiss: ständisches Leben ist im Allgemeinen der Entwickelung grösserer Individualitäten nicht hold. Hier trat noch dazu, dass die einzelnen Deputirten an Instructionen ihrer Absender gebunden waren. Solche Instructionen sind nur von Seiten einiger Städte erhalten, doch können wir nicht daran zweifeln, dass sich auch die Edelleute aus den Comitaten an die Meinung ihrer Comittenten gebunden hielten. * Ja, es kömmt sogar vor, dass sich der Reichstag, als seine Mitglieder nicht zahlreich genug sind, für incompetent erklärt, auf die Berathung eines neuen Münzgesetzes einzugehen. (Pressburg, 1557, IV. 31.) Die Deputirten fühlen sich so zu sagen nicht als Personen, sondern nur als Sprachrohre für ihre Comitate. Nichts bezeichnet die über dieses Verhältniss vorwaltende Ansicht mehr, als die Naivetät, mit welcher der Gubernialrath dem Könige vorschlug, den Reichstag auf den 30. November (1548) nach Pressburg einzuberufen, damit — die am Ende October zu dem Gerichtshofe hinkommenden Adligen aus Oberungarn von ihren Comitaten als Deputirte hingeschickt werden könnten.

Dass es aber bei grossen und feierlichen Anlässen an prächtigen und langen Reden nicht gemangelt hat, leuchtet aus der ganzen Geschichte der ungarischen Reichstage hervor, wenn es auch für diese Zeit schwer fiele, ausser den officiell durch den Primas oder den königlichen Personal gehaltenen, eine zu nennen. ** Es kommt aber auch vor, dass die Stände in ihrer Sitzung das Kupfergeld einer Probe unterziehen, also gerade in einer Sache ganz modern vorgehen, in der sie ULRICH ZASIUS einer so groben Unwissenheit zeiht. *** — Es ist nicht häufig von Abstimmungen die Rede. In solchen Fällen entscheidet die einfache Majorität. So selbst bei der Wahl des Palatins, als 24 Comitate für Thomas Nádasdy, nur 13 für den vom König bevorzugten Andreas Báthory stimmten. (III. 468.) Doch war es manchmal nöthig, *Einstimmigkeit* zu zeigen. So als König Maximilian in der Antwort anf die vierte Adresse des Reichstages (in Pressburg 1559) darauf hinwies, dass die Majestät ihre Wünsche nicht erfüllen könne, da nicht alle gleich darauf drängen. (IV. 323.) Der König ging am andern

* III, 545. «Melius instructi et cum plena informatione necnon autoritate ad tractandum et concludendum.»

** Die Sprache, in der die Berathungen gepflogen wurden, war die ungarische.

*** U. Z. Brief an Kurfürst August von Sachsen. Pressburg, 6. November 1563 im Dresdner Archiv. Dem Herausgeber ist diese sehr werthvolle Briefsammlung leider nicht bekannt geworden.

Tage (28. Februar 1559) in die Sitzung und die Stände nahmen die eingebrachten Artikel einstimmig an.

Nach all diesen Formalitäten und Bemühungen wurden die Artikel vom König angenommen und sanctionirt. Sie bilden nur in seltenen Fällen wirkliche Gesetze. Es kam vor, dass die Meinungen *beider* Tafeln neben einander in die Artikel eingefügt wurden, ohne dass der König zwischen ihnen entschieden hätte. So der VIII. Artikel der Gesetze des Oedenburger Reichstages (1553) über die Zehnten. (III. 449.) Die Redaction der Artikel ging meistens schon in der Abwesenheit der Stände, ohne ihre Mitwirkung vor sich. So lässt es sich erklären, dass bei ähnlichem Wortlaute, wie es die Stände forderten, etwas ganz Anderes in die Artikel geschrieben wird,* ferner dass der König (Maximilian) seinem Bevollmächtigten schreibt, er solle die Beschlüsse des Reichstages nur modificirt sanctioniren oder sein Schreiben dazu schalten. (IV. 180.) Maximilian that das Erstere, nachdem schon der grösste Theil der Stände Pressburg verlassen hatte.

Doch es wäre unmöglich, den reichen Stoff selbst nur in diesem Punkte zu erschöpfen. Zum Reichstage von 1563 war zwar der Adel wieder «viritim» geladen, doch geschah dies, weil es ein Krönungsreichstag war. Sonst waren schon die Präcedenzfälle für alle möglichen Ereignisse im ständischen Leben geschaffen, der Weg zu dessen weiterer Entwickelung gebahnt.

Dieser Art waren die Versammlungen, welche das Verhältniss Ungarns zu seinem König unter den schwierigsten Umständen regelten, mit den auf ihre Selbstständigkeit ebenso eifersüchtigen Ständen Oesterreichs und Böhmens verhandelten, die Reformation — auch im katholischen Sinne — durchführten, die Unabhängigkeitsgelüste Croatiens dämpften und in dem unter drei Herren stehenden Reiche das Gefühl der Einheit erhielten. Und dieselben Männer, die in Pressburg oder Tyrnau sprachen und schrieben, standen bald darauf dem Erbfeinde der Christenheit in heisser Schlacht gegenüber. Selbst auf die Leibeigenen erstreckte sich ihre Sorge; sie stellten die Freizügigkeit der Bauern her, «weil verschiedene alte und neue Beispiele beweisen, dass der höchste Gott die schwere Sünde eines Volkes straft, und es Jedermann einleuchtet, dass nichts dem vor wenigen Jahren so blühenden Ungarn so geschadet hat, als die Unterdrückung der Bauern, die zum Himmel riefen.» In unserer Geschichte gebührt diesen Herren, die von den gelehrten deutschen Räthen der Kaiser als Barbaren und Verräther verschrieen waren, ein ehrenvoller Platz.

Zu den Einleitungen des Herausgebers haben wir sehr wenig zu

* Der Reichstag von 1557 fordert einen «Capitaneus *Hungarus*» in seiner Adresse (IV. 119); im Gesetzbuche (nach der Einleitung S. 34) Capitaneus *Hungariae*. Doch hat der 2. Punkt des Artikels Capitaneus *Hungarum*, was vielleicht ein Druckfehler ist.

bemerken. Einiges erwähnen wir in der Anmerkung, ** doch sind das nur unbedeutende Kleinigkeiten. Im Ganzen sind die «Einleitungen» sehr gehaltvoll, orientiren über die Lage der Dinge, heben Charakteristisches tactvoll heraus und zeichnen sich durch eine geschmackvolle Darstellung aus. Das Werk gehört zu dem Werthvollsten, was unsere Literatur besitzt und würde auch jeder anderen Literatur zur Ehre gereichen.

Vielleicht wird es einmal der Raum dieser Blätter gestatten, über die partiellen Versammlungen, die Landtage in Siebenbürgen, Croatien und Slavonien Einiges mitzutheilen.

Dr. H. Marczali.

1. **«A Szörény vármegyei hajdani oláh kerületek»** (*«Die ehemaligen Walachen-Districte des Severiner Comitats»*, von Friedrich Pesty.) Budapest, 1876, gr. 8., 84 S.
2. **«Brankovics György rácz despota birtokviszonyai Magyarországban és a rácz despota czim.»** (*»Die Besitzverhältnisse des serbischen Despoten Georg Brankovics in Ungarn und der serbische (raizische) Despotentitel»*, von Friedrich Pesty.) Budapest, 1877, gr. 8. 65 S.
3. **«Margum és Contra-Margum helyfekvése»**, (*«Die Ortslage von Margum und Contra-Margum»*. Auf Grund der Quellen und unmittelbarer Localforschung von Dr. Theodor Ortvay.) Budapest, 1876, gr. 8, 70 S.
4. **Torontáli őstelepek a Tisza mentén»**. (*«Prähistorische Ansiedlungen in Torontál entlang der Theiss»*, von Dr. Eugen Szentkláray). Temesvár, 1877. Lexiconformat, 16 S.

Die hier verzeichneten vier historischen Arbeiten haben das Gemeinsame, dass sie sich hauptsächlich mit geschichtlichen Zuständen und Verhältnissen Südungarns und des angrenzenden Serbien beschäftigen und glauben wir deshalb berechtigt zu sein, denselben unter Einem eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, um so mehr, als diese Abhandlungen in der That manch interessanten und werthvollen Beitrag zur Geschichte Ungarns liefern. Die ungarische Geschichtsschreibung hat überhaupt in dem letzten Decennium einen ebenso erfreulichen Umschwung als Fortschritt genommen. Das ausgefahrene Geleise blosser Chronikennachschreibung wurde verlassen, und man betrat den allerdings weit schwierigeren, aber desto lohnenderen Pfad der urkundlichen Specialforschung. Anstoss und Grund-

** Delregert (II. 478) ist Döbrökör im Comitat Tolna. Desznye (IV. 550) Dezna im Comitat Arad. Das Einberufungsschreiben zum Reichstage (17. Juni 1561) ist später mitgetheilt, als die Aufschiebung dieses Reichstages vom 10. Juli (IV. 480, 478).

lage hierzu boten die reichhaltigen Documenten-Publicationen der ungarischen Academie der Wissenschaften; dann auch die rührige Thätigkeit der «historischen Gesellschaft». Seitdem besitzen wir nicht blos eine Reihe bahnbrechender monographischer Arbeiten, sondern es ist auch die Aussicht geboten, dass man an die längst ersehnte *kritische Ausgabe der ungarischen mittelalterlichen Chroniken*, namentlich aus der Árpádenzeit, Hand anlegen werde, und dies um so früher, da es an einzelnen, schätzenswerthen Vorarbeiten hierzu schon jetzt nicht mehr fehlt.

Zu den fleissigsten und tüchtigsten «Pfadfindern» historischer Einzelforschung gehört der Academiker FRIEDRICH PESTY, der seit Jahren an einer urkundlichen Geschichte der südungarischen Comitate arbeitet und von dem man in naher Zukunft sowohl ein Diplomatarium als die Geschichte des im Jahre 1873 wieder aufgelebten Severiner Comitates erwarten darf. Seine beiden oben verzeichneten academischen Abhandlungen sind werthvolle Abfälle dieser grösseren Arbeiten.

Die Abhandlung über «die ehemaligen Walachendistricte des Severiner Comitats» führt uns interessante administrative Bildungen aus dem 14. und 15. Jahrhunderte vor. Auf urkundlicher Basis weist nämlich FRIEDRICH PESTY nach, dass schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf dem Territorium des heutigen Severiner Comitats, später auch im jetzigen Krassóer und Temeser Comitate «Walachen-Districte» mit besonderen administrativen Privilegien bestanden und sich zum Theil bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts forterhalten haben. Am ausgebildetsten erscheinen diese «Walachen-Districte» in der Mitte des 15. Jahrhunderts, wovon eine Urkunde des König Ladislaus V. (aus Wien datirt) den Beweis liefert. Darin sind a c h t solche «Walachen-Districte» angegeben; dem Namen nach waren es folgende: Halmos (oder Halmágy), Karansebes, Lugas, Mihâld (Mehadia), Krassofő (ehemalige Ortschaft an der Karasquelle), Borzafő (am Ursprunge des Berzavaflusses gelegen), Komjáth (verschwundene Ortschaft südwestlich von Karansebes) und Illyéd (heute Illadia). Der Verfasser bestimmt hierauf Lage und Umfang, sowie auch die amtlichen Vorsteher der einzelnen Districte, insoweit diese Momente aus den vorhandenen Quellen eruirbar waren und erörtert dann auch die administrativen Vorrechte der genannten Districte. Wir lernen diese Privilegien aus der obcitirten Urkunde des Königs Ladislaus V. vom Jahre 1457 kennen, da gerade dieses Diplom die Freiheiten der Walachen-Districte bestätigt. Vor Allem ist daraus zu ersehen, dass die «walachischen Edelleute, Knesen und übrigen Einwohner» der Districte zur «Treue gegen den König und die heilige Krone des Landes» verpflichtet und ermahnt werden, «die Grenzen des Landes zu vertheidigen und die Eingangspässe zu bewachen». Die Einwohner der «Walachen-Districte» waren also eine Art von Grenzmiliz, denen hier an exponirter Stelle die Bewachung des Landes gegen die Einbrüche der Türken und Rumänen anvertraut war. Der Herr Verfasser hat diese Seite der «Walachen-Districte» leider nicht näher untersucht. Für jene obigen Verpflichtungen bestätigt nun König Ladislaus ihnen nachstehende Rechte:

1. Einem Fremden (extraneo) kann der König keine Güter oder Grundstücke verleihen, ausgenommen solchen Männern, welche ihrer treuen Dienste wegen durch die Walachen und Edelleute hierzu für würdig befunden wurden. Dieses Privilegium dehnte später der politische Erbe der «Walachen-Districte», das Severiner Comitat, dahin aus, dass der König solchen Personen, die im Comitate keinen Grundbesitz hatten, auch kein Gut verleihen könne. 2. Niemand, selbst der König nicht, kann die Dorfschaften sowie die acht Districte von einander trennen. Wie es scheint, wurden die «walachischen Besitzungen» als integrirende, unlösbare Theile der betreffenden Districte betrachtet; es bestand somit hier ein «Gemeinbesitz» im Sinne der slavischen Communionen. 3. Die acht Districte sollen einen gemeinsamen Grafen (comes) erhalten, der über sie richtet und von welchem die Appellation an den Landesrichter (judex curiae) und eventuell an den König geht, falls die Parteien mit dem Urtheile unzufrieden sind. 4. Wenn aber der Obergespan oder Vicegespan (comites et vicecomites) Strafgelder eintreiben wollen, so dürfen sie die Pferde, Schafe und Waffen des Exequirten nicht confisciren. 5. Auch dürfen die Strafgelder nur so eingehoben werden, wenn der Executor mit dem Stuhlrichter der Walachen auf dem Schauplatze erscheint. 6. Die walachischen Edelleute und Knesen sind steuerfrei und sowohl ihr Vermögen als das ihrer Unterthanen (jobbágyok) gegen Sequestration geschützt und fremder Gerichtsbarkeit enthoben. 7. Die walachischen Edelleute der Districte werden als wirkliche Edelleute des Landes anerkannt. 8. Die Processe gegen die Unterthanen der walachischen Edelleute werden vor diesen Edelleuten selbst; die Processe gegen die Edelleute und Knesen aber vor ihrem Obergespan geführt. Das sind die Privilegien der «Walachen-Districte», welche hauptsächlich auf die Erhaltung und Untheilbarkeit des Besitzes, auf den Ausschluss fremder Eindringlinge sowie auf den Schutz der Widerstandsfähigkeit der Districtsbewohner abzielten. Allerdings haben sich nicht alle Privilegialpunkte verwirklicht, so z. B. sucht man vergebens nach einem gemeinsamen Obergespan der «Walachen-Districte», ebenso fand die Appellation der Prozesse keineswegs an den Landesrichter, sondern an die Bane von Severin, Karansebes, Lugos oder an die Temeser Obergespäne statt. Doch hatten diese acht Walachen-Districte ihren gemeinsamen Gerichtsstuhl in Karansebes und entwickelten sich auf dem Gebiete dieser Districte gewisse Rechtsgewohnheiten, namentlich in Betreff des Besitzerwerbes, auf welche in den Urkunden die Berufung geschieht. Der Verfasser obiger Abhandlung beleuchtet diese Zustände actenmässig und behandelt in besonders eingehender Weise den Karansebeser District als den wichtigsten unter den acht Walachen-Districten. Der Raum verbietet uns eine weitere Detaillirung des Inhaltes dieser überaus lesenswerthen Abhandlung, welche in mehr als einer Hinsicht einer Entdeckung an Werth gleichkommt. Dieselbe ist nebenbei eine documentarische Widerlegung jener erst in allerjüngster Zeit erhobenen Anklage, dass das «römische Wesen» im «alten Dakien bis auf unsere Zeiten geknechtet und vergessen» geblieben und gegen die Rumänen oder Walachen «Schin-

dereien der Magyaren und anderer Ungarn» verübt worden wären. (Vergl. die Schrift von Dr. JULIUS JUNG: «Römer und Romanen in den Donauländern». Innsbruck, 1877, p. II und S. 312.)

Von nicht minderem Werthe ist die oben verzeichnete zweite academische Abhandlung desselben Verfassers. Der historische Horizont derselben ist zugleich ein weiterer, umfassenderer. Wir betreten jene kampferfüllte Zeit des 15. Jahrhunderts, in welcher die Nachbarreiche Serbien und Ungarn ihre letzte Kraft daran setzten, um ihr staatliches Dasein gegen die heranwogende Sturmfluth der Osmanen zu vertheidigen. Es gelingt weder dem Einen noch dem Andern. Serbien geht im Todeskampfe voran, Ungarn folgt nach; vielleicht wäre es gelungen, dem gemeinsamen Feinde erfolgreich die Stirn zu bieten, wenn sie in aufrichtiger Eintracht und gegenseitiger Hilfe zu einander gestanden hätten. Aber gerade die lange, trauererfüllte Regierungszeit des letzten serbischen Despoten, Georg Brankovics, zeigt in erschütternder Weise die verderblichen Folgen der Uneinigkeit, des mangelnden Vertrauens, des Egoismus und der intriguenreichen Politik, womit die leitenden Männer beider Staaten einander zu überlisten, zu übervortheilen suchten. Herr FRIEDRICH PESTY liefert zur Charakteristik der handelnden Personen dieser Zeit, insbesondere zur Kennzeichnung des serbischen Despoten Georg und seines berühmten Zeitgenossen, Mitkämpfers und wiederholten Gegners, Johann Hunyadi, zahlreiche, dankenswerthe Beiträge. Der eigentliche Zweck der Abhandlung besteht in dem urkundlichen Nachweise über die Besitzungen, welche der genannte Fürst von Serbien in Ungarn hatte, über die Zeit, *wann*, und die Art und Weise, *wie* er selbe erhalten, und welchen Schicksalen dieser umfangreiche Güterbesitz unterworfen war. Dabei findet der Verfasser wiederholt Gelegenheit, landläufig gewordene historische Irrthümer an der Hand der Urkunden zu berichtigen. So weist derselbe gleich im Eingange nach, dass die allgemeine Ansicht, König Sigismund habe in dem Vertrage mit dem Despoten Stefan Lazarevics, abgeschlossen im Jahre 1426 zu Totis, sich verpflichtet, für die ihm zu übergebenden serbischen Festungen und Schlösser an Brankovics, dem Erben und Nachfolger Stefan's, ungarische Güter in Tausch zu geben, — dass diese Ansicht eine durchaus irrige sei. Denn die Vertragsurkunde enthält hiervon kein Sterbenswörtchen; ferner wird nachgewiesen, dass die Verleihung von ungarischen Gütern und Herrschaften an den Despoten Georg Brankovics zu einer Zeit und unter solchen Titeln geschah, wodurch die Mahnung an Tausch überhaupt ausgeschlossen ist. Man kennt zudem keinen Donationsbrief, der Brankovics mit einem Male in den Besitz jener grossen Herrschaften in Ungarn setzt, in welchem der ungarische Chronist Thuróczy uns denselben vorführt. Herr PESTY führt nun im Einzelnen den Nachweis, dass ein Theil der bei Thuróczy genannten Güter bereits der Despot Stefan Lazarevics besessen hatte, von dem sie also auf seinen Nachfolger Georg Brankovics, seinen Schwestersohn, erblich übergingen; andere Güter gelangten 10—12 Jahre nach der Besitznahme Belgrads durch die Ungarn in den Besitz Georgs, und einzelne derselben

erhielt der Serbenfürst von ganz anderen Herrschern. Die Idee eines «Tausches» ungarischer Güter gegen serbische Schlösser und Festungen muss also ganz fallen gelassen werden. Dagegen hält auch Herr PESTY an der Anschauung fest, dass König Sigismund bei Uebernahme der vertragsmässig ihm zufallenden befestigten Plätze in Serbien den Despoten dadurch an die ungarische Krone, deren Vasall er geworden, zu fesseln suchte, dass er ihm in Ungarn weitläufige Besitzungen verlieh. Die Wechselfälle, denen sowohl diese verliehenen als auch die anderartig erworbenen Güter des serbischen Fürsten ausgesetzt waren, bespricht nun unsere Vorlage, die insbesondere auch die Beziehungen des Despoten Georg zu Johann Hunyadi aufhellt und somit auch für die politische Geschichte dieser Zeit werthvolle Beiträge liefert. Wir müssen leider verzichten, ihm auf das Gebiet dieser Einzelheiten zu folgen. Nur einige Bemerkungen seien uns noch gestattet. Auf Seite 31 charakterisirt der Verfasser das Verhalten des Despoten vor und nach der unglückseligen Schlacht bei Várna im Jahre 1444 und sagt, dass dieses Verhalten «vom moralischen Gesichtspunkte nicht im Geringsten vertheidigt werden könne». Vom «moralischen» Gesichtspunkte allerdings; allein vom politischen? Und doch konnte es dem Serbenfürsten nur darauf ankommen. Sowohl für die damalige Haltung Georg's wie auch für seine gesammte spätere Politik scheint B. v. KÁLLAY in seiner «Geschichte der Serben» (Budapest, 1877) das Richtige getroffen zu haben, wenn er (Band I, Seite 168 der deutschen Ausgabe) sagt: «Vom serbischen Gesichtspunkte kann das Verhalten des Despoten nicht so streng verurtheilt werden. Er strebte ohne Zweifel nach Wiederherstellung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Den Türken half er niemals in ihren Kriegen; sondern suchte sie durch Unterhandlungen und Versprechungen zurückzuhalten und als ihm das nicht gelang, stellte er sich ihnen mit dem Schwerte entgegen. Da er sich hierzu jedoch zu schwach fühlte, suchte er natürlich Bundesgenossen im Westen und wandte sich in dieser Beziehung an seinen nächsten Nachbar, an Ungarn. Doch hatte er vor dem Anwachsen der ungarischen Macht gleichfalls Besorgniss; denn diese konnte der serbischen Unabhängigkeit ebenso gefährlich werden, wie die Macht der Osmanen. Daraus erklärt sich das Schwankende und Intriguante im Betragen des Brankovics» . . . . . «Brankovics handelte als guter Patriot» . . . . Es war das überhaupt eine unselige, traurige Zeit, der selbst die leuchtende Heldengestalt Hunyadi's nur vorübergehende Lichtblicke verleihen konnte. Dass auch dieser Heldengestalt menschliche Flecken anhafteten, lehren uns auch die hier vorgeführten Daten; und wenn wir dem Verfasser völlig beistimmen, dass das 90jährige Leben des Despoten «keine wahre Perle seines Zeitalters» bilde, so sei doch auf die alte Wahrheit hingewiesen, welche da verkündet: Jedermann ist im Wesentlichen das Kind seines Jahrhunderts. Bezüglich des angeblichen Briefes Ulrichs von Cilley an Brankovics, worin Ersterer seinem Schwiegervater die Köpfe der beiden Söhne Hunyadi's versprochen haben soll, erlauben wir uns die Bemerkung, dass die Existenz eines solchen Briefes,

trotz der Behauptung des Bonfinius, sehr zweifelhaft, ja höchst unwahrscheinlich ist. Den Beschluss der interessanten, inhaltreichen Abhandlung bildet eine Untersuchung über die Fortdauer und Bedeutung der Würde eines «serbischen Despoten» in Ungarn, welche Würde später zu einem blossen Titel herabsinkt und endlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gänzlich verschwindet. Wir scheiden voll Befriedigung von PESTY's Abhandlung und freuen uns stets diesem trefflichen Forscher auf dem Gebiete unserer historischen Literatur zu begegnen.

ORTVAY's Abhandlung über «die Ortslage von Margum und Contra-Margum» ist der Antrittsvortrag eines fleissigen jungen Academikers, der sich mit besonderer Vorliebe der alten Topographie Ungarns zugewendet hat. In der gegenwärtigen Abhandlung corrigirt er einen in unserer einheimischen historischen Literatur ziemlich verbreiteten Irrthum über die Lage der römischen Stadt Margum, die angeblich in Südungarn, im sogenannten «Banate», an der Stelle oder doch in der Nähe des heutigen Gross-Becskerek im Torontáler Comitate gelegen sein soll. Die Correctur dieses Irrthums erscheint aber deshalb wichtig, weil sich an Margum hervorragende historische Erinnerungen knüpfen. Bei Margum wurde nämlich die Entscheidungsschlacht zwischen Carinus und Diokletian geschlagen und damit das Schicksal des römischen Weltreiches entschieden. Hier schloss «die Geisel Gottes», der Hunnenkönig Attila, jenen Friedensvertrag mit Byzanz, der das stolze Byzantinerthum in die Fesseln des Barbaren schlug; und bei Margum, wo schon im 5. Jahrhundert ein christlicher Bischof seinen Sitz hatte, kämpfte der letzte Sprössling Attila's, Mundo, siegreich gegen Sabinianus. Margum beherrschte ganz Mösien. Es ist also ein welthistorischer Punkt, um dessen topographisch-genaue Bestimmung es sich hier handelt. Dr. ORTVAY ging hierbei wohl vorbereitet und mit einem stattlichen literarischen Apparate ausgerüstet zu Werke. Die Abhandlung zerfällt in sechs Capitel und erörtert vor allem die Entstehung und Bedeutung der »Margum-Frage», worauf nachgewiesen wird, dass Margum nicht im heutigen Ungarn, sondern in Mösien, auf dem rechten Ufer der Donau, gelegen war. Im weitern Verlaufe geht nun der Verfasser den fehlerhaften Angaben über die örtliche Lage Margums in der allgemeinen Fachliteratur nach und da scheint es uns, als ob er des Guten fast zu viel gethan habe. Wohin würde man kommen, wenn selbst bei Specialuntersuchungen die irrthümlichen Angaben bis auf die Schulbücher und Schulatlanten herab aufgesucht werden sollten? Der wichtigste Theil ist das fünfte Capitel, in welchem der Verfasser die Ortslage von Stadt und Castrum Margum auf Grund persönlicher Forschungen an Ort und Stelle bestimmt. Darnach lag das Castrum von Margum im heutigen Serbien an der Mündung des Morawaflusses, und zwar auf dem linken Ufer dieses Flusses, wo heute die Ruinen der Feste Kulitsch sich befinden. Die Civitas Margum hatte jedoch eine andere Lage. Dr. ORTVAY verdankt deren Entdeckung einem glücklichen Ungefähr. Er nahm nämlich seinen Weg entlang der Morawa aufwärts

gegen Süden. Zwischen der Dampfschiffsstation Dubrawitza und der Morawa liegt ein Nussbaumwäldchen, das von den Umwohnern «oraš« (d. i. «Stadt») genannt wird. Als unser Autor dahin kam, verständigten ihn serbische Hirten, tiefer im Walde würden seit einigen Tagen grössere Ausgrabungen vorgenommen. Hier nun befand sich unser Autor seiner Ansicht nach auf den Ruinen der Civitas Margum. Man hatte das Terrain an ungefähr acht Punkten aufgegraben und traf überall auf römische Baureste: an einer Stelle wurde ein vollständiges römisches Zimmer ausgegraben; Bautrümmer bedeckten in ganzen Hügeln den grasüberwachsenen Boden. Die Entfernung des Ortes von der Morawamündung und der Donau beträgt ungefähr eine Meile, was mit den Quellenangaben übereinstimmt. Im Schlusscapitel untersucht Dr. ORTVAY die Daten bezüglich der Lage von Contra-Margum. Darnach lag dieser Ort jedenfalls im heutigen Ungarn, also am linken Donauufer, und zwar in der Nähe des heutigen Ortes Kubin (Temeser Comitat) zwischen dem Donauarm Dunawatz und dem Ponyawitza-Flüsschen, wo die Ruinen des späteren Schlosses von Kubin liegen.

Die vierte Abhandlung führt uns in die «prähistorische» Zeit zurück. Diese «vorgeschichtliche Periode» des Menschengeschlechtes hat in den letzten Jahren auch in Ungarn eifrige und glückliche Pfleger gefunden. Ueber den grossen Erfolg der einschlägigen Forschungen legen die reichen Schätze unseres Nationalmuseums, die im vorigen Jahre von dem archäologischen Congresse mit Recht bewundert wurden, vollgiltiges Zeugniss ab. Der Verfasser der verzeichneten Abhandlung über die «prähistorischen Ansiedelungen im Torontáler Comitate» hat sich bereits durch eine Reihe topographischer, historischer und ethnographischer Arbeiten über Südungarn einen geachteten Namen erworben. In dem vorliegenden Schriftchen lenkt er die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf eine Anzahl «tumuli», die entlang der Theiss im Torontáler Comitate das Dasein vorhistorischer Niederlassungen bekunden. Einer besonders eingehenden Untersuchung unterzog SZENTKLÁRAY die Hügeln bei Borjas, etwa eine Stunde Weges südwestlich von Türkisch-Becse (Torontaler Comitat) gelegen. Hier findet sich eine prähistorische Erdveste, deren einschliessende Schanzen wohl erhalten sind, und auf deren etwa 30 Joch umfassendem Terrain zahlreiche Reste aus der späteren «Steinperiode» aufgefunden wurden. Einen Theil dieser Fundstücke übersandte der Autor dem Budapester Nationalmuseum, der grössere Theil wurde der Sammlung der «südungarischen historischen und archäologischen Gesellschaft« in Temesvár einverleibt. Allein dieser Tumulus bei Borjas ist nur e i n e r von den zahlreichen Hügeln entlang der Theiss und im Innern des Torontáler Comitats. So zählt man an den Theissufern nicht weniger als 192 grössere Hügel und 15 Hügelreihen; nimmt man die noch weiter einwärts liegenden dazu, so macht dies mehr als 200 aus. Andere Hügel und Hügelreihen findet man auf dem Territorium der Ortschaften Türkisch-Kanischa, Josefowa, Szanád, Csóka, Padé, Monostor, Hegyes, Bocsár, Beodra, Karlowa, Franyowa, Türkisch-Becse, Kumánd,

Ellemér, Tarras, Mellencze, Aradacz, Gross-Becskerek, Écska, Perlas u. s. w. Für den Archäologen bietet sich also hier ein ergiebiges Feld der Forschung, das noch zum grössten Theile unbeachtet geblieben ist. Dr. SZENTKLÁRAY hat das Verdienst, durch seine eingehendere Darstellung der Erdveste von Borjas die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf diesen Landstrich hingelenkt zu haben. Prof. J. H. SCHWICKER.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am *1. October* fand eine Sitzung der *philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen* Classe statt, in welcher das correspondirende Mitglied ALEXIUS JAKAB den *ersten Theil* einer längeren Arbeit vorlegte: «*Studien zur Rechtsgeschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert.*» Der bisher vollendete Abschnitt der Arbeit behandelt die Errichtung der Székler Militärgrenze und die Erhebung Siebenbürgens zum Grossfürstenthun. Die «Literarischen Berichte» werden diese auf neuem archivalischem Quellen-Material beruhende interessante Arbeit vollständig mittheilen.

Am *8. October* hielt die *mathematisch-naturwissenschaftliche* Classe eine Sitzung mit folgenden Vorträgen:

I. Dr. LUDWIG THANHOFFER (als Gast) las eine Studie: «*Ueber die Entzündung.*» Die Hauptergebnisse der auf selbständiger Forschung beruhenden Arbeit fassen wir in folgenden Punkten kurz zusammen: 1. Die Blutgefässe, selbst die Bluthaargefässe (Capillargefässe) am Rande der Hornhaut (cornea) liegen in perivasculären Hohlräumen. Diese Hohlräume stehen einerseits mit den Saftlücken der Cornea, andererseits mit den in die Hornhaut eindringenden und sich darin verzweigenden Nerven führenden und mit Endothel-Zellen gefütterten Canälen in Verbindung, das heisst, diese münden ineinander. — 2. Die Einwanderung bei der Entzündung geschieht nur von der Peripherie aus und durch die perivasculären Lymphräume und kann auch in den Nerven führenden Canälen stattfinden. — 3. Wenn die Hornhaut am Rande mit Nadeln geritzt wird, wandern in die entzündeten Hornhäute, in die Nervengänge und in andere Stellen der bekannten Wege Wanderzellen ein, welche die schwarzen Prismen-Körperchen der in der Hornhaut befindlichen Episcleral-Körperchen an sich nehmen; nach Einreiben von Carminpulver finden wir neben den schwarzen Pigment-Körperchen auch Carmin-Körperchen in den Wanderzellen der Cornea. — 4. Die Theilung der Wanderzellen, welche schon STRICKER, KLEIN und RANVIER behauptet hatten, wurde durch die Untersuchungen des Verfassers bestätigt. — 5. Nach der durch Aetzung mit Höllenstein verursachten Entzündung in der Hornhaut und nach der Entfernung des gebrannten Epithels bleiben auf der vorderen Oberfläche der Cornea zierliche epithelartige Zeichnungen zurück, deren Entstehung noch zweifelhaft

ist. — 6. Während der Entzündung findet in den gefässlosen Geweben die Vermehrung der Bindegewebs-Körperchen, sowie auch die Einwanderung statt. Ebendasselbe ist in den mit Gefässen versehenen Geweben der Fall. — 7. Die Haemoglobin-Reaction auf Eosin, wie sie zuerst Wissoczky bewiesen hat, tritt wirklich ein, nur ist das Präparat nicht haltbar. Wird aber das Präparat früher durch einige Secunden in Ueber-Osmiumsäure (1 %) und erst nachher in Eosin gebracht, so wird es haltbar. In dem Schwanze der Froschlarven und in dem Gekröse sowie im grossen Netze von neugeborenen Meerschweinchen zeigen sich die entstehenden Gefässe sehr schön und die Blutkörperchen in ihnen werden glänzend und roh kupferfarbig, ebenso die die Gefässe umgebenden Haematoblasten. — 8. Während der Entzündung verändern sich auch die Nerven; dieselben werden durch Wanderzellen und durch die sich mehrenden Kerne der Nervenhüllen verworren und verschwinden später. Mit der Zeit nehmen die Plätze derselben auslaufende und in einander mündende lange Zellen ein, welche theils Wanderzellen, theils Cornea-Körperchen ähnlich sehen und wahrscheinlich die Regeneration der Nerven beginnen. — 9. Wenn wir die Gefässe des Frosches durch das Herz desselben so lange mit destillirtem Wasser ausspritzen, bis durch die geöffneten Venen reines farbloses Wasser herausfliesst, das heisst, bis darin kein Blut ist, so kann das Thier fünf Minuten, eine Viertel- bis eine halbe, ja eine ganze Stunde, öfter mehrere Stunden, in einzelnen Fällen ein bis zwei Tage leben; wenigstens zeigt es die Erscheinungen des Lebens. Wenn wir nun auf der Cornea eine Entzündung hervorrufen, so zeigt sich zwar keine Einwanderung, aber die Cornea-Körperchen mehren sich auf die gewöhnliche Art. — 10. Es scheint, dass die Vermehrung der Kerne in den Cornea-Körperchen deren Zugrundegehen anzeigt, während die Einwanderung wahrscheinlich mit der Regeneration der Cornea-Körperchen zusammenhängt.

II. Dr. Josef Krenner, Professor am Polytechnicum, las: «*Ueber Verespataker Goldbleche.*» Das Siebenbürger, speciell das Verespataker Gold kommt bekanntlich in papierdünnen Lamellen von ziemlicher Grösse vor, die in den Sammlungen unter dem Namen «Goldblech» gezeigt werden. Die Schönheit dieser Gebilde wird nicht wenig erhöht durch einen eigenthümlichen damastartigen Schimmer, welcher durch kleine, dreieckige, in paralleler Stellung in das Goldblech eingewirkte Pyramiden erzeugt wird. Diese Goldbleche sind oft von sechsseitiger Gestalt mit doppelter Facette auf jeder Seite. Da das Siebenbürger Gold in dickeren, sechsseitigen Tafeln vorkommt, in denen eine Combination von Hexaeder und Oktaeder erkannt wurde, so hielt man, trotz der widersprechenden Lage der Pyramiden, auch die Goldbleche für solche. Vortragender, welcher im Auftrage der königl. ungar. naturwissenschaftlichen Gesellschaft mit der Untersuchung der heimischen Goldgebilde beschäftigt ist, gelangte zu dem merkwürdigen Ergebnisse, dass diese Tafeln nichts weiter sind, als in der Richtung der trigonalen Achse verkürzte Deltoidikositetraeder. Diese Thatsache zum Ausgangspunkte nehmend, war derselbe im Stande, bei vielen, wegen ihres

complicirten Baues bisher unverständlich gewesenen Goldgeweben Siebenbürgens das Bildungsgesetz derselben zu eruiren.

III. Professor KOLOMAN SZILY legte eine Arbeit der Observatoren an der Budapester Landes-Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Dr. LUDWIG GRUBER und IGNAZ KURLÄNDER, vor: «*Definitive Bahnbestimmung des Cometen 1874, V.*» Der fünfte Comet des cometenreichen Jahres 1874 wurde am Marseiller Cometensucher von BORELLI den 24. Juli d. J. entdeckt. Seine Beobachtungen erstrecken sich von der Entdeckungszeit bis zum 20. October, woselbst seine Lichtstärke bereits so sehr abgenommen hat, dass er nur mehr an den grösseren Instrumenten des Continentes gesehen und beobachtet werden konnte. Während der 88tägigen Sichtbarkeit wurden in Helligkeit wie überhaupt im Aussehen des Cometen an verschiedenen Sternwarten merkliche Schwankungen constatirt. Ausser dem eigentlichen Kernpunkte des Cometen zeigten sich noch andere nebelartige Condensationen, welche dem Cometen ein granulirtes Aussehen verliehen. Dieser Umstand dürfte das Pointiren desselben Punktes von Seite der verschiedenen Beobachter nicht unwesentlich erschwert haben und auch nicht ohne Einfluss auf die Sicherheit der Bahnbestimmung geblieben sein. Im Ganzen konnten 111 verwendbare Positionen einer genauen Bahnrechnung zu Grunde gelegt werden, dieselben rühren von den Sternwarten: Hamburg, Leipzig, Kremsmünster, Wien, Kiel, Berlin, Strassburg, Marseille und Washington her.

Als Ausgangspunkt für die Rechnung stand das von Herrn GRÜTZMACHER in den «Astronomischen Nachrichten Nr. 2014» mitgetheilte genäherte elliptische Elementensystem zu Gebote; vorher jedoch schien es zum Zwecke einer grösseren Conformität wünschenswerth das gesammte Beobachtungsmaterial, so weit nämlich dasselbe in extenso vorlag, mit Zugrundelegung derselben Constanten einer neuen Reduction zu unterziehen. Eine erste Vergleichung des obbenannten Systems mit den Beobachtungen wollte jedoch eine möglichst günstige Erledigung der Rechnung im Wege der Differential-Gleichungen nicht in Aussicht stellen, indem die in GRÜTZMACHER's Elementensystem zurückbleibenden Fehler kaum als den ersten Differential-Quotienten proportionale Aenderungen angesehen werden können. Nach Bildung von vier verbesserten Oertern wurde demnach mit Hilfe der Variation der mittleren Distanzen eine zweite, dem scheinbaren Laufe des Cometen sich besser anschmiegende Bahn abgeleitet und diese dann der weiteren Verbesserung unterworfen.

Die Bahn ist durch folgende Bestimmungstücke gegeben:

$$
\begin{aligned}
T &= 1874.\ \text{Aug.}\ 26{\cdot}8803\ \text{m. Brl. Z.} \\
\Pi' &= 335^\circ\ 44'\ 41''5 \\
\Omega' &= 279\ \ 11\ \ 56\,0 \quad \text{Aequator } 1874{\cdot}0 \\
i' &= 39\ \ 51\ \ 10{\cdot}0 \\
e &= 0{\cdot}999\ \ 1991 \\
\log q &= 9{\cdot}992\ \ 4040
\end{aligned}
$$

Fünf Normal-Oerter, deren Bildung bei der zeitlichen Vertheilung der Beobachtungen als zweckentsprechend erachtet wurde, boten die Mittel zur weiteren Verbesserung. Diese lauten in geocentrischen Coordinaten wie folgt:

			α		δ	
			h m s			
I. Aug.	7·0 m.	Brl. Z.	14 53 54·173	(Gew. 8)	+ 67° 34′ 12″·94	(Gew. 8)
II. »	21·0	»	13 19 42·069	(» 8)	+ 73 3 0·66	(» 7)
III. Sept.	7·0	»	10 52 15·544	(» 5)	+ 73 47 19·12	(» 5)
IV. »	24·0	»	8 58 46·967	(» 6)	+ 69 2 22·47	(» 5)
V. Oct.	11·0	»	7 39 24·931	(» 6)	+ 61 32 36·42	(» 5)

Aus den hieraus aufgestellten 10 Bedingungsgleichungen finden sich nach der Methode der kleinsten Quadratsummen die wahrscheinlichsten Elementen-Correctionen:

$$\begin{aligned} dT &= +\overset{d}{0}{\cdot}001\ 6613 \\ d\Pi' &= -1''{\cdot}04 \\ d\Omega' &= +18{\cdot}64 \\ di' &= -39{\cdot}23 \\ de &= -0{\cdot}000\ 5395 \\ d\log q &= -0{\cdot}000\ 0141 \end{aligned}$$

Die Correctionen in Verbindung mit obigem Systeme liefern die definitiven äquatorialen Elemente, welche die fünf Normal-Oerter mit Zurücklassung folgender Fehler (im Sinne Beob.—Rechn.) darstellen:

	$d\alpha \cos\delta$	$d\delta$
I.	— 0^{s}02	+ 0″3
II.	+ 0·06	+ 0·1
III.	— 0·11	— 1·0
IV.	+ 0·01	+ 0·3
V.	0·00	+ 0·1

Um die Rechnung Galle's Cometen-Cataloge conform einzurichten, soll hier gleich das definitive System in Bezug auf die Ekliptik angesetzt werden:

T = 1874. Aug. 26. 21^{h} 54^{m} 15^{s} mittl. Pariser Zeit
Π = 344° 8′ 19″·1
Ω = 251 29 58·0 } Ekliptik 1847·0
i' = 41 49 38·1
e = 0·998 6596
$\log q$ = 9·992 3899
$\log \mu$ = 9·252 2909

Eine Identität mit einem früheren Cometen ist nicht wahrscheinlich.

IV. Universitäts-Professor Dr. JOSEF SZABÓ hielt einen Vortrag über einen *radial-faserigen Serpentin von Eisenstein aus Moravicza im Krassóer Comitate*. Derselbe kommt als Begleiter vom Magnetit und Ludwigit im körnigen Kalke des Danieli-Berges im westlichen Erzzuge vor. Die Härte 3—4; das specifische Gewicht 2·5. Der Dünnschliff zeigt eine homogene Masse, welche sich anisotrop verhält. Die chemische Analyse hat Dr. K. HIDEGH ausgeführt; Kieselsäure 42·33, Eisenoxydul 1·88, Manganoxydul-Spuren; Magnesia 43·08, Wasser direct bestimmt 13·63, Summe 100·92. Diese Zahlen stimmen sehr nahe überein mit den percentischen Werthen, welche MERTZ bei der Analyse von Schweizerit und von strahligem Chrysotil von Zermatt erhalten hat.

Am *15. October* fand eine Sitzung der *linguistisch-belletristischen* Classe statt, in welcher das ordentliche Mitglied Professor HERMANN VÁMBÉRY eine Studie über den *turkomannischen Dichter Makhdumkuli* las. Dieselbe basirt auf einem turkomannischen Divan-Fragment, dem einzigen bekannten schriftlichen Sprachdenkmal der Turkomannen, dessen Handschrift Vortragender vorlegt und der ungarischen Akademie der Wissenschaften zum Geschenk macht. Die Turkomannen, welche die noch heute von ihnen bewohnten Steppen bereits vor mehr als tausend Jahren bewohnten, sind, dem Zeugnisse ihrer Sprache zufolge, den Seldschuken, beziehungsweise den Osmanen am nächsten verwandt. Vortragender geht nach einigen sprachvergleichenden Bemerkungen auf das Leben des turkomannischen Dichters Makhdumkuli über, welches sich in romantisches Dunkel hüllt. Er scheint dem Stamme Göcklen angehört und seine Bildung von den unter den Zeltbewohnern nie fehlenden Derwischen erhalten zu haben. Die Gedichte des von ihm stammenden Divan-Fragments handeln grossentheils von der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge, doch finden sich darunter auch ethische und erotische Lieder. Das meiste Interesse bieten diejenigen Gedichte, in welchen sich die Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens abspiegeln. Die Handschrift, welche ein Unicum in Europa ist, erstreckt sich auf 260 vollbeschriebene Seiten, welche von orthographischen Fehlern und unverständlichen Stellen wimmeln.

Am Schlusse der Sitzung legte der Classensecretär PAUL GYULAI den von der linguistischen Commission der Akademie ausgearbeiteten *Entwurf eines neuen Statuts, betreffend die Principien und Regeln der ungarischen Rechtschreibung*, vor, welcher in dieser und einigen folgenden Sitzungen berathen und mit unwesentlichen Aenderungen acceptirt wurde. Der Entwurf verzichtet auf eine gründliche, nach strengen Principien folgerecht umgestaltende Reform der ungarischen Orthographie und beschränkt sich lediglich auf eine durch die Fortschritte der Sprache und der Literatur gebotene Revision des bestehenden Usus.

22. October. Sitzung der *philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen* Classe.

I. Das ordentliche Mitglied Professor GUSTAV WENZEL las eine historische Studie über: «*Vier Bischöfe aus dem Hause Thurzó de Bethlen-*

falva im 16. Jahrhundert», deren Hauptinhalt wir im Folgenden zusammenfassen: 1. SIGMUND THURZÓ, nacheinander Syrmier, Neutraer, Siebenbürger, schliesslich Grosswardeiner Bischof, war ein hervorragender Diplomat aus der Schule des Königs Mathias. Er leitete von 1500 ab, als königlicher Secretär, Ungarns internationale Beziehungen zu Frankreich und Venedig, trat nach dem Ableben der Königin Anna von seinem Staatsamte zurück, ging 1507 als Gesandter nach Rom, zog sich hierauf in sein Bisthum zurück und starb 1512. — 2. JOHANN THURZÓ, Bischof von Breslau, Erstgeborener des berühmten Kammergrafen Johann Thurzó d. Aelt., war gleich ausgezeichnet als gewissenhafter Bischof, Staatsmann, Gelehrter und Beschützer der Künste und Wissenschaften. Nach dem Tode des Königs Mathias vertrat er die Interessen Ungarns in Schlesien in edelster Weise und starb 1520. — 3. STANISLAUS THURZÓ, ein jüngerer Bruder des Vorigen, 1490-1540 Bischof von Olmütz, krönte Ludwig II., Maria, Ferdinand I. und dessen Gemahlin mit der böhmischen Königskrone, war ein strenger Hüter der Kirchendisciplin, ein Feind der Picardisten und Wiedertäufer, ein Beschützer der Wissenschaften und Künste, der Begründer der humanistischen Bildung in Mähren. — 4. FRANZ THURZÓ, 1534 Bischof von Neutra, ein hervorragendes Administrationstalent, war ein Mündel des Judex Curiae und königlichen Statthalters Alexius Thurzó. Er resignirte auf seine Bischofwürde, trat zum lutherischen Glaubensbekenntnisse über und verheirathete sich zweimal. Er war Präsident der ungarischen, später der kaiserlichen Kammer, Obergespan von Árva und königlicher Oberstthofmeister. Aus der Ehe mit seiner zweiten Gattin, Katharina Zrinyi, der Tochter des Helden von Szigetvár, entsprosste der berühmte Palatin Georg Thurzó. Er starb 1579.

II. Das correspondirende Mitglied THEODOR ORTVAY las eine Studie über: «*Form, Richtung, Ausdehnung und Uferhöhen-Verhältnisse der ungarischen Donauinseln.*» Nach gewöhnlicher Annahme haben sämmtliche Donauinseln eine längliche *Form*. Diese Ansicht ist unrichtig. Die Donauinseln theilen sich in solche von regelmässiger und in solche von unregelmässiger Form. Die regelmässig geformten laufen oben und unten spitz zu, die unregelmässig geformten zeigen die verschiedenste Gestalt, von der polygonen angefangen bis zur unregelmässigen Kreisform. Ungefähr die Hälfte der Donauinseln ist regelmässig geformt; die andere Hälfte lässt wegen der zu grossen Bildungsdivergenzen keine gemeinsame Charakteristik zu. — Die *Richtung* der regelmässig geformten Inseln entspricht stets der Richtung des Stromes. Die Axe, welche beide Spitzen verbindet, ist bald eine gerade, bald eine gebogene, bald eine gebrochene. Die Richtung der unregelmässig geformten Inseln ist in der Mehrzahl der Fälle undeterminirbar. — Die genaue Bestimmung des *Umfanges* der Donauinseln ist theils wegen der mangelhaften Vermessungen, theils wegen der fortwährenden Umfangsveränderung derselben unausführbar. Die Zahl der catastralisch vermessenen Inseln beläuft sich auf 667. Das Gesammt-Areale derselben beträgt 296,111 Hektaren (514,564 Joch). Das Gesammt-Areale der catastralisch nicht vermessenen Inseln kann, mit den Untiefen und

Sandbänken zusammengenommen, auf etwa 316,503 Hektaren (550,000 Joch) veranschlagt werden. Das Gesammt-Areale der sämmtlichen Donauinseln zusammengenommen beträgt 1·17 % des Gebietes von Ungarn und Siebenbürgen und 0·98 % des Gesammtgebietes der ungarischen Krone. Die kleinste der vermessenen Inseln hat einen Umfang von 719 □Meter (1/8 Joch), die grösste von 188,519 Hektaren (327 Joch). Ueber die Hälfte der Inseln bleibt unter 57 Hektaren (100 Joch) zurück. Die zahlreichsten haben einen Flächeninhalt von 1—5 Joch. — Die *Uferhöhen-Verhältnisse* anlangend sind die Inseln an ihrem unteren Ende regelmässig niedriger als an ihrem oberen Ende. Die Inselufer mit dem Stromufer verglichen, fallen die höchsten Punkte vorwiegend dem Stromufer zu, während die tiefsten Punkte in grösserer Anzahl an den Inselufern zu finden sind.

In der Gesammtsitzung am *29. October* hielt das ordentliche Mitglied Professor Eugen v. Hunyady die Denkrede über das auswärtige Mitglied Jean Victor Poncelet, welche wir vollständig mittheilen.

5. November. Sitzung der *mathematisch-naturwissenschaftlichen* Classe.

I. Das correspondirende Mitglied Anton v. Kerpely hielt seinen Antrittsvortrag mit einer Abhandlung «*Ueber die Beziehungen zwischen der chemischen Beschaffenheit und der Härte des Eisens*». Vortragender untersuchte 21 verschiedene Eisen- und Stahlschienen auf ihre Härte und chemische Beschaffenheit. Die Härte wurde auf electromagnetischem Wege bestimmt. Aus der Vergleichung der Härte und chemischen Beschaffenheit ergab sich mit ziemlicher Gewissheit, dass in erster Reihe der Kohlenstoff eine Steigerung der Härte bewirkt. Aehnlich Mangan, Phosphor und Kupfer, wogegen Schwefel entschieden eine Verringerung der Härte verursacht. Das Silicium vermehrt oder vermindert die Härte je nach dem Kohlenstoff- und Mangan-Gehalt des Eisens, so zwar, dass es dieselbe in kohlenstoffreichen manganhältigen Eisensorten, also im Stahl, vermindert, in kohlenstoffarmen und manganfreien Eisensorten dagegen erhöht.

II. Professor Karl Than legt eine «*Analyse des Erdő-Bényer Mineral-Wassers*», ausgeführt von Dr. Gustav Rick, vor. Die untersuchte Quelle befindet sich im Gebiete der Ortschaft Erdőbénye in der Hegyalja und entspringt aus Trachytgestein. Das Wasser hat einen zusammenziehenden Geschmack und enthält Eisen und Alaun unter seinen Hauptbestandtheilen.

III. Professor Dr. Baron Roland Eötvös legt eine Abhandlung des Dr. Isidor Fröhlich über «*die Verwerthung des Princips vom Verharren der Energie*» vor. Dr. Fröhlich führt das Princip der verharrenden Energie in die Theorie der Diffractions-Erscheinung ein, welche sich bisher einzig auf das Huyghens'sche Princip gestützt hatte, wobei allerdings das Verhältniss der Intensitäten der einzelnen gebeugten Lichtbündel zu einander theoretisch bestimmt werden konnte, das Verhältniss der Intensität des gebeugten Lichtes zu derjenigen des einfallenden aber unbekannt blieb. Diesem Mangel eben sucht Fröhlich durch Einführung des Princips der Energie in diese Theorie abzuhelfen.

IV. Nicolaus Konkoly machte kürzere Mittheilungen, die Bestrebungen des Auslandes *auf dem Gebiete der Astronomie* betreffend. Er bespricht zunächst das im Bau begriffene astrophysikalische Observatorium zu Potsdam, dessen Einrichtung, die für dasselbe bestellten Instrumente, den bereits diensthuenden Spectral-Apparat (angeblich den grössten in Europa), den Spectral-Photometer von Dr. Vogel, den Spectral-Photographen und andere Apparate. Sodann erwähnt er die für die Observatorien zu Bonn, Düsseldorf und Strassburg angeschafften Refractoren und Meridiankreise, endlich die Halbprismen des Dr. Christie in Greenwich, die Vor- und Nachtheile ihrer Construction auf mathematischem Wege nachweisend.

V. Professor Koloman Szily legt eine Abhandlung Ludwig Gruber's «*Ueber die November-Sternschnuppen*» vor, welche, nach Angabe der bei der Untersuchung leitend gewesenen Grundsätze, das gesammelte und benützte Beobachtungs-Material darlegt.

12. November. Sitzung der *linguistisch-belletristischen* Classe.

I. Professor Emil Thewrewk las eine Abhandlung: «*Ueber den Festus-Codex der Corvina-Bibliothek*». Einen ausführlichen Auszug dieser Abhandlung dem nächstfolgenden Hefte der «Literarischen Berichte» vorbehaltend, registriren wir hier nur das Endresultat, in welchem dieselbe gipfelt. Diesem nach ist die in Rede stehende Handschrift kein eigentlicher Corvina-, sondern vielmehr ein Sforza-Codex aus der Zeit zwischen 1447 1466. Derselbe ist sehr fehlerhaft, weil der Abschreiber den Inhalt des Werkes nicht verstanden hat. Der Mutter-Codex gehört zu den sehr lückenhaften und war keiner der bekannten Codices. Derselbe ist übrigens nachträglich corrigirt worden und hiedurch sind in die hier behandelte Handschrift einige auffallend gute Lesarten gekommen, welche bei einer neuen Edition des Festi-Epitome berücksichtigt werden müssen.

II. Die Verhandlung über die revidirten Regeln der ungarischen Rechtschreibung wurde fortgesetzt.

19. November. Sitzung der *philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen* Classe.

I. Anton Poór hielt einen Vortrag «*Ueber Enea Silvio Piccolomini*». Nach einer längeren biographischen Einleitung beleuchtet der Vortrag das Verhältniss Enea Silvio's zu unserem Vaterlande, wie sich dasselbe in den vom Verfasser als Quelle benutzten fünfthalbhundert Briefen Enea's abspiegelt. Die anfängliche Voreingenommenheit des Italieners Ungarn gegenüber schwindet allmälig, sowie derselbe Gelegenheit gewinnt, mit den Verhältnissen unseres Vaterlandes und dessen bedeutenderen Männern, mit einem Dionys Széchy, Johann Vitéz, Nicolaus Liszti, mit denen er häufig correspondirte, bekannt zu werden. Anfangs erstreckte sich seine Urgenz nur auf Ladislaus Posthumus und dessen Partei. In Rom, wo die Humanisten die Sympathien für Ungarn nährten und eine ganze Literatur entstanden war, welche die Unterstützung Ungarns zum Zwecke hatte, verspottete man Enea noch als Deutschen, weil er nicht anerkennen wollte, dass Uladislaus, dem König von Ungarn, unter allen Fürsten der Welt der

erste Rang gebühre. Aber bald that Enea es in der Würdigung Ungarns allen seinen Genossen zuvor. Als Gesandter des heiligen Stuhles mit den ungarischen Grossen fortwährend in Berührung stehend, wurde er der begeistertste Dolmetsch der Idee, deren Held und Märtyrer er schliesslich wurde. «Ich fürchte», schrieb er in einem Briefe an den König von Arragonien, «dass Ungarn fällt und dieses edle Land durch das Schwert des Feindes verwüstet wird. Wenn Gott dies zugiebt, so stürzt die Schutzmauer unserer Religion ein und die Türkenhorden brechen, sobald der Weg offen steht, in Italien ein.» — Als er am 18. December 1456 zum Cardinal ernannt wurde, schrieb er an Vitéz: «Nachdem wir in diese Würde eingesetzt sind, werden wir stets vor Augen behalten, wie viel wir Ungarn, dessen König und Dir zu verdanken haben.» In der That ist er dieses Versprechens stets eingedenk geblieben. Je länger er in Rom blieb, desto eingehender und eifriger beschäftigte er sich mit Ungarn. Die Abhandlung reicht bis zur Erhebung Enea Silvia's auf den päpstlichen Thron. Aus der hiernach folgenden Periode erwähnt der Schluss der Abhandlung nur, dass noch der letzte Gedanke Pius II. Ungarn gewesen sei, denn er verfügte, dass sein gesammtes hinterlassenes Vermögen — 40,000—48,000 Dukaten, die er zur Fortsetzung der Türkenkriege gesammelt hatte — dem Könige von Ungarn zugesendet werden möge.

II. Dr. Emerich Henszlmann las «*über den Leutschauer Hochaltar*». Dieser ist nach Prof. Henszlmann's Untersuchungen kein Werk des Meisters Veit Stoss, wie bisher allgemein angenommen worden. Ein jüngst entdeckter Grabstein nennt den Meister Wilhelm, einen geborenen Leutschauer, als Verfertiger des berühmten Hochaltars. Die Bilder können nicht vor 1509 gemalt worden sein, da ihre Originale von Lucas Cranach dem Aelteren erst 1509 publicirt wurden.

29. November. Gesammtsitzung der Academie der Wissenschaften.

K. Keleti hielt die Denkrede über Alexius Fényes. Der Redner vindicirt Fényes unverjährbare Verdienste um das Vaterland, nach dem Ausspruche Engel's, welchem zufolge die Vaterlandsliebe aus der Kenntniss des Vaterlandes entspringt, zu welcher Kenntniss Fényes durch seine — in den 30er Jahren beginnende und in den 40er Jahren culminirende — Wirksamkeit auf dem Felde der Statistik und der Landesbeschreibung von Ungarn in ausserordentlichem Maasse beigetragen hat.

Im Jahre 1807 zu Csokalj im Biharer Comitate geboren, absolvirte Fényes seine Studien in Debreczin, Grosswardein und Pressburg, lebte nach abgelegtem Advocaten-Rigorosum zwei Jahre lang in Pest und machte dann Reisen in Ungarn. Hiebei ward in ihm der Wunsch rege, die Verhältnisse des Vaterlandes zu ausführlicher Darstellung zu bringen. Die erste Frucht seines auf die Verwirklichung dieses Wunsches gerichteten Strebens war seine «Statistische und geographische Beschreibung Ungarns» («Magyarország statisztikai és geographiai leirása»), 1836-1840, dann seine «Statistik Ungarns» («Magyarország statisztikája»), 1840. Beide Werke wurden mit dem grossen akademischen Preise ausgezeichnet. Diesen

Werken folgte zuerst eine «Beschreibung Ungarns» («Magyarország leirása»), 1847, und dann, als Anfang eines riesig angelegten Werkes, die Monographie des Komorner Comitates. Die Fortsetzung des grossen Werkes wurde durch die Dazwischenkunft der 1848er Ereignisse vereitelt. In diesem Jahre wurde Fényes Präsident des statistischen Landesbureaus. Mit dem Falle der Revolution sank auch sein Stern. Als erstes Product seiner literarischen Thätigkeit, auf die er fortan ausschliesslich angewiesen war, erschien sein «Geographisches Lexicon von Ungarn», 1851. Im Jahre 1854 veröffentlichte er eine Beschreibung des türkischen Reiches und eine Geschichte des russisch-türkischen Krieges, im Jahre 1857 eine Statistik der österreichischen Monarchie, 1860 eine Broschüre über das ungarische Element und dessen Gegner. Gleichzeitig betheiligte er sich an der Organisirung der Ungarischen Assecuranz-Gesellschaft. 1863 übernahm er die Redaction der amtlichen Zeitung («Sürgöny»). Er starb 1876. Fényes wurde 1838 zum correspondirenden, 1858 zum ordentlichen Mitglied der ungarischen Akademie gewählt. Er hat sich als Bahnbrecher der ungarischen statistischen und geographischen Literatur ein unvergängliches Verdienst erworben.

3. December. Sitzung der *mathematisch-naturwissenschaftlichen* Classe.

I. Professor Koloman Szily legt eine polemische Abhandlung des Klausenburger Professors Moriz Réthy unter dem Titel: «*Gegenbemerkungen auf Ludwig Martin's Bemerkungen über M. Réthy's Berechnungen der Propellerflächen*» vor, welche eine seit Jahren laufende Polemik fortsetzt.

II. Professor Dr. Josef Szabó legt eine Abhandlung des königl. ungar. Montan-Bezirks-Geologen Alexander Gesell «*Ueber die geologischen Verhältnisse der Vörösvágás-Dubniker Opalgruben*» vor. Es ist dies der wissenschaftliche Theil eines im Auftrage des königl. ungar. Finanzministeriums ausgearbeiteten und mit schön ausgeführten Karten ausgestatteten Werkes. Derselbe enthält historische Daten über den Opal, über den alten Bau der Opalgruben, eine ausführliche Beschreibung der gegenwärtig im Bau befindlichen Lipanka-Grube u. A. m. Den geologischen Bemerkungen entnehmen wir, dass der Opal nicht blos an eine einzige Trachytgattung gebunden ist und in einzelnen Nestern vorkommt. Die Bildung des Opals dauert auch gegenwärtig noch fort.

10. December. Sitzung der *linguistisch-belletristischen* Classe.

I. Ferdinand Barna las eine Abhandlung: «*Benennungen einiger prähistorischer Culturobjecte im Ungarischen.*» Vortragender folgert aus dem ungarischen Worte «*agyafurt*», d. i. *schädeldurchbohrt*, dass in prähistorischer Zeit auch bei den Ungarn die Sitte der Schädeldurchbohrung bestanden haben müsse. Das Wort *vas*, welches jetzt im Ungarischen *Eisen*, im Finnischen aber *Kupfer* bedeutet, müsse im Zusammenleben beider Nationen die *Bronze* bezeichnet haben und nach der Trennung beider Nationen, beim Uebergange in die Eisenzeit, von der ungarischen zur Bezeichnung des Eisens, von der finnischen zur Bezeichnung des Kupfers verwendet worden sein. Das ungarische Wort *ezüst*, d. i. Silber, entspreche

dem gleichbedeutenden sürjänischen *ezis*, während *alu*, welches bei den Vogulen Silber bedeutet, im Ungarischen *ólom*, d. i. Blei, und *ón*, d. i. Zinn, wieder zu erkennen sei. — Das namentlich bei den Széklern gebräuchliche ungarische *lófő* und das gleichbedeutende finnische *hevonpää*, wörtlich = Pferdehaupt, bedeute bei beiden Völkern einen *Reiterhäuptling*, und dürfe durchaus nicht als Spottname der Székler in der Bedeutung «pferdeköpfig» aufgefasst werden. Der ungarische Ausdruck «*kutyafejü tatár*», d. i. hundsköpfiger Tatare, und der analoge finnische, soll von den Ungarn und Finnen zur Bezeichnung der Mongolen, resp. zur Unterscheidung derselben von *anderen* Tataren gebraucht worden sein. Endlich sollen die Wörter *szász*, d. i. Sachse, und *kalmár*, d. i. Krämer, schon aus uralten Berührungen der Ungarn mit den Sachsen Norddeutschlands datiren.

II. Aron Szilády legte den *ersten* Band des von ihm im Auftrage der Academie herausgegebenen «*Régi magyar költők tára*» (Corpus veterum poetarum hungaricorum) vor, dessen eingehendere Besprechung wir einem folgenden Hefte der «Literarischen Berichte» vorbehalten.

17. December. Gesammtsitzung der Academie.

Karl Galgóczy hielt die Denkrede auf das correspondirende Mitglied Dr. Franz Entz. — Franz Entz, Sohn des gleichnamigen Zalaer Comitatsphysicus, wurde am 6. December 1805 zu Sümeg geboren, nach frühzeitigem Verluste seiner Eltern jedoch in Pressburg erzogen, von wo er, 1825, nach Beendigung der Mittelschulen, nach Pest kam, um sich hier dem Studium der Medicin zu widmen, welches er 1831 in Wien zum Abschluss brachte. Von hier kam er als Herrschaftsarzt zuerst auf die niederösterreichischen, sodann auf die böhmischen, endlich auf die ungarischen Herrschaften des Fürsten Philipp Batthyányi. Hier wohnte er bis 1848 zu Mező-Komárom, wo er sich neben seiner ärztlichen Praxis theoretisch und practisch mit der Garten-, insbesondere Obst- und Reben-Cultur befasste. Nach dem ungarischen Freiheitskampfe, in dem er als Honvéd-Oberarzt diente, gab er die ärztliche Praxis auf und gründete 1850 in Pest mit mehreren Theilnehmern eine Nutzgärtnerei und Baumschule, welche er 1853 mit einer Gärtner-Bildungsanstalt verband. Daneben war er im Fache der Gärtnerkunst auch literarisch thätig und wurde 1858 auf Grund seiner diesbezüglichen Verdienste zum correspondirenden Academie-Mitgliede gewählt. Im Jahre 1860 organisirte er neben der Ofner Rebenschule des ungar. landwirthschaftl. Vereines eine Winzerschule nnd wirkte fortan als Director beider Anstalten 16 Jahre hindurch, bis ihn (1876) ein hartnäckiges Augenübel nöthigte, von diesem Amte zurückzutreten und sich nach seinem Weingarten in Promontor zurückzuziehen, wo er am 9. Mai 1877 starb. Von seinen literarischen Arbeiten erwähnen wir das im Jahre 1868 mit einem Preise von 100 Dukaten ausgezeichnete Werk: «Der neuzeitliche ungarische Landwirth» (Ujabbkori magyar gazda); «Hefte für Gartencultur» (Kertészeti füzetek) 1854-1866; «Oenologische Hefte» (Borászati füzetek) 1869-1873; «Oenologische Blätter» (Borászati lapok) 1874 bis 1876.

KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Bericht von Dr. Adolf Dux.

(Aufgabe der Kisfaludy-Gesellschaft. — Belletristische Vorträge. — Uebersetzungen. — Hero und Leander in der Volkspoesie. — Gustav Steinacker. — Petrarca und Alexander Kisfaludy. — Petöfi's Jugendleben und Wanderjahre. — Beziehungen der Kisfaludy-Gesellschaft nach aussen.)

Bei Gelegenheit dieses ersten übersichtlichen Berichtes über die Wirksamkeit der «Kisfaludy-Gesellschaft» sei zunächst daran erinnert, dass diese Gesellschaft die Aufgabe hat, das Interesse des ungarischen Publicums für die poetische und schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes, der alten und neuen Zeit anzuregen und wach zu erhalten, in allen diesen Beziehungen ermunternd zu wirken, und schliesslich das belletristische Ungarn nach innen und aussen zu repräsentiren. Diesen Zwecken kommt die Kisfaludy-Gesellschaft durch ihre monatlich einmal (am letzten Mittwoch eines jeden Monats) gehaltenen Sitzungen nach, in welchen poetische Originalarbeiten, metrische Uebersetzungen, literaturgeschichtliche und ästhetische Abhandlungen, von Mitgliedern oder empfohlenen Externen herrührend, vorgelesen werden, und über laufende Angelegenheiten Bericht erstattet wird. Der letzte Zeitraum* der Wirksamkeit der Kisfaludy-Gesellschaft, über den wir nun zu berichten haben, brachte in erster Reihe eine stattliche Anzahl von Gedichten, originale und übersetzte, welche in den ordentlichen Monatssitzungen vorgelesen wurden. Dieser Theil der Vorträge mag im Einzelnen mitunter als zu leichtwiegend erscheinen, bietet jedoch im Ganzen manches interessante, mit den Zwecken der Kisfaludy-Gesellschaft wohl übereinstimmende Moment dar. So z. B. verriethen einige Originalgedichte von Julius Indali (extern), die am 28. April vorgelesen wurden, ein sympathisches Talent. — Eine Ballade: «Szép Batóné» (die schöne Frau Baló) von Josef Kiss (extern), am 28. März vorgelesen, zeigt uns den schon von früher her vortheilhaft bekannten Verfasser auf gewohnter Spur. Denn wie in einer Partie seiner gesammelt vorliegenden Gedichte, so hat er das jüdische Element in seiner Berührung mit dem ungarischen Volksleben oder vielmehr als integrirenden Bestandtheil desselben auch in dem hier genannten Gedichte zum Gegenstande, in welchem dargestellt wird, wie eine ländliche Potiphar einen schönen jüdischen Krämer, der sich weigerte ihr zu Willen zu sein, durch ihren greisen Gatten erschlagen lässt. — Am 28. December wurden drei Balladen von der begabten Dichterin Flora Majthényi, und ein Gedicht von Aladár Benedek (beide extern) verlesen. — Seitens der Mitglieder Koloman Tóth und Victor Dalmady gelangten

* Februar bis December 1877. — Ueber das erste Vierteljahr der Sitzungen der Kisfaludy-Gesellschaft berichtete das erste Heft der «Literarischen Berichte» S. 114.

in den Sitzungen am 25. April, 30. Mai und 26. September mehrere stimmungsvolle Gedichte, und vom Secretär der Kisfaludy-Gesellschaft, AUGUST GREGUSS, mehrere seiner neuen geistvollen Fabeln zum Vortrage, ein Genre, das er seit einigen Jahren mit Lust und Liebe pflegt. — WILHELM GYŐRY führte in der Sitzung am 25. April zwei jüngere Uebersetzer ein, indem er von den Externen SIGMUND NAGY und LEOPOLD PALÓCZY metrische Uebertragungen vorlas, und zwar von Ersterem Gerok's «Ewige Jugend» und von dem Anderen Gedichte aus dem Schwedischen und Dänischen, von Valerius, Runeberg, Öhlenschläger und Tegner: Die letzteren Uebersetzungen sind ohne Zweifel dem Impuls zu verdanken, den WILHELM GYŐRY (Mitglied der Academie und der Kisfaludy-Gesellschaft) mit seinen gediegenen ungarischen Bearbeitungen Runeberg's u. A. gegeben hat. — Auch manches andere, wichtigere Moment aus dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur gelangte im Laufe des Jahres zur Kenntniss der Gesellschaft. EUGEN SZEMERE (extern) hat drei Lustspiele des Terenz übersetzt, und die Mitglieder ANTON ZICHY und ALEXANDER BAKSAY gaben (in der Sitzung am 30. Mai) über diese Arbeit ein günstiges Gutachten ab. — JOHANN ANTAL (extern), Pfarrer zu Német-Csernye, hatte seinerzeit eine Dante-Uebersetzung eingesendet, die dem Mitgliede KARL SZÁSZ zur Beurtheilung zugewiesen wurde Dieser findet in seinem am 27. Juni vorgelegten Berichte den Versuch theilweise anerkennenswerth, aber doch verfehlt, da der Verfasser ungereimte Terzinen gebraucht und den Vers mangelhaft behandelt. In derselben Sitzung wurde eine andere Dante-Uebersetzung, der Gesang «Francesca». von KARL SZÁSZ, und ein Fragment aus dem neugriechischen Drama: «Galathea» des Wasiliades, von BENJAMIN v. KÁLLAY übersetzt, vorgelesen. — Am 31. October las das Mitglied ALEXANDER BAKSAY seine Uebersetzung des ersten Gesanges der Iliade — in gereimten Alexandrinern — vor, also in einer Versgattung, in welcher alle volksthümlichen ungarischen Epen geschrieben sind. In dieser Popularisirung des Homer verflacht sich zwar mancher Ausdruck, doch Vieles ist recht glücklich wiedergegeben und im Ganzen machte die vorgelesene Probe einen vortheilhaften und ersichtlich angenehmen Eindruck. — Am 28. November überreichte ANTON ZICHY ein Probeblatt aus CSALOMJAI's Uebersetzungen der Horaz'schen Epistel «*Ad Pisones*». Csalomjai (Stefan Pajor) hat bereits sämmtliche *Briefe* des römischen Klassikers in ziemlich gelungener ungarischer Uebersetzung mit Beifügung des lateinischen Textes herausgegeben. Anton Zichy, der sich längere Zeit ähnlichen Aufgaben mit Vorliebe gewidmet hat, sprach sich anerkennend auch über den jetzigen Versuch des fleissigen Kunstgenossen aus, und erhöhte das Interesse daran durch die Vergleichung mit zwei andern (noch nicht veralteten) Uebersetzungen, mit jenen des verstorbenen GREGOR CZUCZOR und des noch wirkenden Veteranen GABRIEL FÁBIÁN. Anton Zichy benutzte die Gelegenheit um einiges auch aus seinem eigenen Portefeuille zum Besten zu geben. Als passende Einleitung und Erläuterung der Horaz'schen Poetica las er den Anfang der vierten Satire (eigentlich Sermo) über Lucilius und die alten Schriftsteller vor, deren grösserer Theil leider

verloren gegangen ist, obwohl sie in ihrer Zeit ziemlich populär war. In logischem Zusammenhange mit dieser Einleitung steht die zehnte Satire, welche Zichy dem ganzen Inhalte nach mit einigen Erläuterungen vorlas. Er schloss sich an Mommsen an, indem er sein Bedauern ausdrückte, dass die ganze Reihe der von Horaz in diesem Stück Literaturgeschichte erwähnten römischen Schriftsteller seit jener Zeit dem Orcus verfallen ist. — An belletristischen Productionen in Prosa wurden vorgelesen am 28. März d. Jahres: «Es ist doch gut, dass ich nicht Controlor geworden bin», Humoreske von ALEXANDER BALÁZS; am 25. April: «Das blaue Zimmer», Lustspiel in 1 Act von ÁRPÁD BERCZIK; am 30. Mai ein Capitel aus einem Roman: «Der grösste Narr», von EUGEN RÁKOSI; am 26. September eine humoristische Plauderei unter dem Titel: «Selig sind die Reichen, denn ihrer ist das Himmelreich», von ADOLF FRANKENBURG; und am 28. December eine kleine ungarische Dorfgeschichte von Dr. ADOLF ÁGAY, der hiermit seinen Sitz als jüngst gewähltes Mitglied der «Kisfaludy-Gesellschaft» einnahm.

Die *Abhandlungen* betreffend, erwähnen wir zunächst, dass Graf ANTON SZÉCSEN, der eben kurz vorher zum Mitglied gewählt worden war, sich schon in der Sitzung am 28. Februar seinen Antrittsvortrag zu halten beeilte. Er las die neueste Arbeit, die er eben fertig hatte, eine Studie über den Herzog von Wellington, die zwar nicht mit ihrem Inhalt, wohl aber mit ihrer schönen Form sich in den Rahmen der Kisfaludy-Gesellschaft einfügt. — Hieran schliessen wir die Vorträge, die sich gleichfalls mehr oder weniger ausserhalb des Kreises der ungarischen Literatur bewegen. — In der am 30. Mai gehaltenen Sitzung wurde eine Studie über das Vorkommen der Sage von «Hero und Leander» in der Volkspoesie verschiedener Völker, von LUDWIG ABAFI (extern), vorgelesen, der hier unter Anderem auch eine ungarische Volksballade in einer Version anführt, in welcher der Held sein tragisches Ende in den Wellen der *Donau* findet. Die Studie gipfelt in der Ansicht, dass der in Rede stehende Stoff auf mythischer Grundlage beruhe. Dafür spreche schon der Umstand, dass das Ereigniss in keiner einzigen Volksballade an einen bestimmten Ort gebunden ist. Die ungarische Ballade verlegt dasselbe an die Donau oder an das Meer, die deutsche an das Meer oder an tiefe Wasser, die schottische an den Fluss Clyde u. s. w. Einen bestimmten Ort erwähnt keine, und die Erzählung ist so allgemein gehalten, dass in den meisten dieser Balladen die Personen gar nicht genannt werden. Dies, sowie der Umstand, dass wir demselben Gegenstande bei zahlreichen Völkern begegnen, berechtigt zu der Annahme, dass es sich hier um eine allgemeinere Idee handle. Auf eine nähere Bestimmung derselben erstreckt sich indess die Studie nicht, die hingegen andererseits den Stoff durch weite Gebiete der Volkspoesie verfolgend, zahlreiches einschlägiges Material nachweist.

Die Sitzung am 28. November war dem Andenken GUSTAV STEINACKER's geweiht, der Zeit seines Lebens bemüht gewesen war, die Kenntniss der ungarischen Poesie durch Uebersetzungen in Deutschland zu

vermitteln, und den die Kisfaludy-Gesellschaft in Anerkennung dessen 1875 zum «auswärtigen Mitgliede« wählte. — Der Verfasser dieses Berichtes, ordentl. Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, welcher in der im Juni l. J. gehaltenen Sitzung mit dem Auftrage beehrt worden war, die Denkrede zu halten, skizzirte das reich bewegte Leben des Verewigten und betonte vorwiegend einerseits dessen Beziehungen zu Ungarn, andererseits die den Bestrebungen der Kisfaludy-Gesellschaft verwandten Momente in der Wirksamkeit Steinacker's, von dem er unter Anderem sagte: «In seiner pädagogischen Thätigkeit begegnen wir ihm theils auf unserem heimatlichen Boden, theils manifestirt er auch in ihr den ästhetischen Zug seines Wesens; in seinen deutschen Originalgedichten gibt er theils ungarische patriotische Gesinnungen kund, theils führt er uns darin nach einem Orte, der uns als classische Stätte der modernen Poesie vertraut und ein Gegenstand hoher Verehrung ist; in seinen Bestrebungen, die deutsche Kirchenverfassung in liberaler Richtung zu ändern, bezieht er sich auf das Vorbild, das ihm die protestantische Kirchenverfassung Ungarns darbietet.» — Hiermit sind die Grundzüge der Denkrede gegeben, der wir übrigens im Nachstehenden die wesentlichsten biographischen Daten entnehmen.

Gustav Steinacker, am 1. März 1809 in Wien geboren, begann 1822, als seine Eltern nach Pest übersiedelten, seine Studien am evang. Lyceum in Pressburg, die er dann in Rosenau und Käsmark fortsetzte. Eine Zeit lang hielt er sich in Nagy-Bajom auf, um sich die ungarische Sprache vollkommen anzueignen. — Nachdem er 1835 seine theologischen Studien an der Universität zu Halle absolvirt hatte, kam er nach Pest und wirkte von nun an bis 1846 in Ungarn, zuerst als Privaterzieher, dann als Leiter einer weiblichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Debrezin, zuletzt als evang. Pastor in der oberungarischen Bergstadt Gölnitz. Während dieser Zeit war er auf dem pädagogischen, religiös-politischen und schöngeistigen Felde unausgesetzt literarisch thätig. In letzterer Beziehung sind zu nennen: die Uebersetzungen der Romane «Abafi» und «Zrinyi der Dichter», von Nikolaus Jósika, und die Anthologie ungarischer Lyriker, die Steinacker unter dem Titel: «Pannonia» (1840) herausgab. — In Triest, wo er 1846 Pastor der evang. Gemeinde wurde, ist er bekanntlich 1852 durch einen einfachen Statthaltereibefehl abgesetzt worden. Hierauf bewarb er sich in Hannover um die Pastorstelle an der Kreuzkirche und ward auch in der That mit Stimmenmehrheit gewählt, aber von der Orthodoxie als unkirchlich verketzert, und zu dem nöthigen Colloquium nicht zugelassen. — Von 1854—1857 war er wieder als Leiter einer weiblichen Lehr- und Erziehungsanstalt in Weimar, von 1857 bis an sein Lebensende († 7. Juni 1877) als Pastor in Buttelstedt bei Weimar thätig. Poetische Productionen «Weimars Genius» 1857), eifrige Wirksamkeit im Interesse der Verbreitung der Fröbel'schen Erziehungsprincipien, und der Einführung des Synodalwesens an Stelle des Consistorialwesens in der Weimar'schen Kirchenverfassung sind von seinem Eintritte in Weimar angefangen zu verzeichnen. Sein letztes Werk war die Sammlung seiner metrischen Uebersetzungen

aus dem Ungarischen, die unter dem Titel: «Ungarische Lyriker» 1875 erschienen ist.

Mehrere Vorträge hatten Gestalten aus dem Gebiete der ungarischen Literaturgeschichte zum Gegenstande. In der Sitzung am 28. März wurde eine Original-Handschrift ALEXANDER KISFALUDY's vorgelegt, die KOLOMAN SÜMEGI für das Archiv der Kisfaludy-Gesellschaft gespendet hat, und welche eine Rede des berühmten Dichters enthält. Dieselbe wurde nebst einer orientirenden Einleitung des Spenders vorgelesen, welcher darin nachweist, dass diese Reliquie sich auf die Vorbereitungen zur Eröffnung der ungarischen Academie beziehe. — Der Palatin Erzherzog Josef, der nach §. 2 des XI. Gesetzartikels 1825—27 die Protection der Academie übernommen hatte, ernannte am 30. November 1827 eine aus 22 Gelehrten und Schriftstellern bestehende Commission, welche den vom Reichstag im Princip angenommenen Statuten-Entwurf des neuen Institutes definitiv ausarbeiten sollte. Diese Commisisou, deren Präsidium der Palatin dem Grafen Josef Teleki übertrug, ward von demselben auf den 11. März 1828 einberufen, und in ihrer Sitzung am 15. März hielt ALEXANDER KISFALUDY, eines der hervorragendsten Commissionsmitglieder, die hier erwähnte Rede, die bisher unbekannt war. Dieselbe ist einerseits ein Nachhall der durch Josef II. herauf beschworenen nationalen Reaction, andererseits ein Ausdruck der Begeisterung, welche seit dem Reichstag von 1825—27 Viele mit der Zuversicht auf eine bessere Zukunft der ungarischen Nation erfüllte. — In der Form schwülstig, hat sie keinen anderen Werth, als den eines Beitrags zur Biographie des Dichters und zur nationalen Culturgeschichte. ALEXANDER KISFALUDY sagte indess auch selbst von sich, dass er kein Redner sei.

Mit ALEXANDER KISFALUDY als Dichter beschäftigt sich eine am 31. Octotober vorgelesene Abhandlung von Professor ALEXANDER IMRE (extern). Dieselbe, ein abgerundeter Theil einer umfassenderen Arbeit über den Einfluss der italienischen Poesie auf die ungarische, behandelt eben dieses Thema mit Bezug auf ALEXANDER KISFALUDY, mit welchem eine neue Epoche der ungarischen Liebespoesie begann. — Auf diesen Dichter hat die italienische Dichtung einen solchen Einfluss geübt, dass sein Talent sich dadurch entwickelte, dass er ein Schüler der italienischen Poesie genannt werden kann, — wenn auch andererseits feststeht, dass die ältere ungarische Volkspoesie und STEFAN GYÖNGYÖSI ihn anzogen, und die ungarische Geschichte, sowie die politischen Ereignisse seiner Zeit ihm Stoffe darboten. — Gleich der erste Kritiker von ALEXANDER KISFALUDY's «Himfy szerelmei» suchte darin die Spuren PETRARCA's, und dies umsomehr, da man wusste, dass der ungarische Dichter in der österreichischen Armee gedient, und in Mailand, sowie in der Gegend von Vaucluse gelebt habe. — KISFALUDY selbst verwahrt sich zwar gegen Vergleichungen, gesteht aber doch zu, dass Petrarca in grossem Maasse auf ihn gewirkt habe. «In meiner Blütheperiode — schreibt er — lebte ich als Kriegsgefangener gerade in der Gegend, wo die süssen schmerzlichen Gesänge Petrarca's alle Herzen mit Liebe erfüllt hatten, wo die ganze Landschaft auch heute noch Liebe

athmet; und dort schrieb ich in trauriger Einsamkeit die Poesie meines Lebens.» Uebrigens meinte er, dass seine Gedichte ohne den Einfluss Petrarca's noch origineller gewesen wären, — dass er Poesie genug in sich hatte, um aus sich allein schöpfen zu können. — Der Verfasser zieht mit eingehendstem Fleiss Form und Inhalt der Gedichte Petrarca's und Kisfaludy's, die Umstände, unter deren Einfluss sie dichteten, sowie die geistige Individualität der Beiden in Erwägung, um zu entscheiden, inwieweit Petrarca auf Kisfaludy von Einfluss, und inwiefern Letzterer original gewesen sei. «Bei einem Theil der Gesänge Petrarca's ist — obgleich sie 500 Jahre alt — die Objectivität auffallender und so auch die Verständlichkeit grösser, trotzdem der italienische Dichter hinsichtlich seines Gegenstandes und seiner Sprache uns fremd, — Kisfaludy hingegen uns seelenverwandt und Fleisch von unserem Fleisch ist. Indem jener objectiver, ist er zugleich abwechslungsreicher. Was ich hier Objectivität nenne, mag das Ergebniss nicht wirklicher Berührungen, fingirter Zusammenkünfte u. s. w. sein; aber sie ist vorhanden und wirkt, wie wenn sie auf realen Vorgängen beruhen würde. — Doch dieser Unterschied ist nur bei einem Theile der Lieder KISFALUDY'S zu dessen Nachtheil wahrnehmbar. In einigen seiner Lieder und Gesänge ist mehr Objectivität oder kann eine realere Grundlage vorausgesetzt werden. — Auch PETRARCA spricht von «mia Italia», gedenkt seiner Freunde ORSO, SENUCCIO, COLONNA, sowie einiger Städte Italiens; aber viel objectiver und zur Sache gehörig ist, wie KISFALUDY in seinen Gesängen «Der schönen Tochter Hunnia's», des Krieges, des Geschickes der Menschheit gedenkt, wie er Badacsony (Ort am Plattensee) erwähnt. Und in den letzten 20 «Liedern», sowie in ein zwei «Gesängen» lassen die Gefühle des Heimgekehrten, sich der Geliebten Nähernden, von ihr sein Glück Erflehenden, um sie Bekümmerten so reale Momente vermuthen, oder sind diese so glücklich fingirt, dass diese Gedichte vollkommen real, frei von aller Abstraction und Affectation sind. In den Details könnten sie einfacher, minder blumenreich sein; aber wir fühlen in ihnen wirklichere Wärme, und in der erdichteten Realität sehen wir auch den Dichter selbst, hören wir nicht blos seine Stimme, die auch einem Anderen angehören könnte. Und wenn auch beide, der italienische und der ungarische Dichter, beschuldigt werden können, dass sie manchmal von nicht gefühlter Liebe gesungen haben, so ist der ungarische wenigstens in einem Theile seiner Lieder, besonders in denen von seiner «glücklichen» Liebe, aufrichtig.» — Die beiden Dichter hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Bildung mit einander vergleichend, sagt der Verfasser unter Anderem: «Der ungarische Dichter besass gleich anderen jungen Edelleuten seiner Zeit einige historische Kenntnisse, und war mit fragmentarischen Kenntnissen aus dem Bereich neuerer Sprachen und Literaturen, der Mythologie und Alterthumskunde, mit Ideen und Formen aus älteren und neueren ausländischen und einigen vaterländischen Dichtern ausgerüstet. Uebrigens wollte er, keiner Schule, keiner Theorie huldigend, seine Dichterseele sich frei bewegen lassen. Dies zeigt sich auch in seinen Werken, in denen keine Spur von höheren Ideen

und Gedankenflügen, noch von einem durch Realien bereicherten Gedächtniss vorhanden ist; nur die Kundgebung des gesunden einfachen Hausverstandes, patriotischen Feuers und der Liebesglut ist darin zu finden. Einige darin vorkommende Spuren von höherer Reflexion sind vielleicht auf den Einfluss der Ausländer, und besonders des italienischen Dichters zurückzuführen.» — — «Dass man KISFALUDY's Dichtungen liebte, wenn auch vielleicht nicht in dem Maasse, wie geglaubt wird, hatte Gründe genug. Die Männer zog sein ungarisches Wesen, sein patriotischer Geist an (besonders in seinen «Sagen»); die Frauen liebten die Huldigung, die er ihrem Geschlecht darbrachte, die sie von einem ungarischen Sänger niemals wahrgenommen hatten; die studirten Leute liebten seine zwar alltäglichen, aber interessanten Reflexionen; die Aesthetiker vom Schlage KAZINCZY's aber befriedigte die gehobene Stimmung, die auf dem ungarischen Parnass bisher nicht vernommen worden war.»

In der Sitzung am 27. Juni wurden Aufzeichnungen MICHAEL KEMÉNY's (extern) über das *Jugendleben Alexander Petőfi's* vorgelesen. Der Verfasser ist kein Literaturforscher von Fach; was er jedoch hier bietet, sind werthvolle Beiträge zum Lebensbilde des Dichters, den er von den Knabenjahren her kannte, und mit dem er auch später wiederholt in intime Berührung kam. — In den Jahren 1835—38 besuchte er das Gymnasium in Aszód, also zu der Zeit, als auch Petöfi dort studirte. Dieser fiel ihm schon damals mit seinem entschiedenen Wesen auf. Sogar Professor STEFAN KORÉNY, ein eifriger, gerühmter Lehrer, und nach Allem, was wir hier über ihn erfahren, ein tüchtiger Pädagoge, gerieth PETŐFI's decidirtem Willen gegenüber nicht selten in Verlegenheit. Leibesstrafen, damals noch ein sehr gebräuchliches Disciplinarmittel in den Gymnasien, wendete KORÉNY selten an, wohl aber liess er die Schuldigen gern knieen oder ihre Schuld im Carcer verbüssen, und so musste auch PETŐFI bald, nachdem er nach Aszód gekommen war, wegen irgend einer Unterlassung knieen. Aber kaum hatte er einige Minuten in der unbequemen Stellung zugebracht, als er mit entschiedenem, fast gebieterisch verlangendem Ton bat, der Professor möge ihm erlauben sich auf seinen Platz zu setzen; er werde sich diese Unterlassung nie wieder zu Schulden kommen lassen. — «Wirklich nicht?» fragte KORÉNY überrascht und ihn starr anblickend. — «Nein!» antwortete PETŐFI in kräftigem Tone. — «Nun gut, so stehe auf, vergiss aber nicht, was du jetzt versprochen hast.» — PETŐFI gab von nun an nie wieder Anlass, ihn wegen irgend einer vernachlässigten Aufgabe zu bestrafen. Ueberhaupt gehörte er zu den besten Schülern in Aszód, wo er 1835—36 die «Grammatik», 1836-37 und 1837—38 die «Syntax» mit ausgezeichnetem Erfolg absolvirte und ausser der Schule gern las. — KORÉNY verstand es seine Schüler an Fleiss und Thätigkeit zu gewöhnen; er liess sie viel in lateinischer, ungarischer und deutscher Sprache arbeiten, und kaum gab es unter ihnen einen «Syntaxisten», der nicht in den drei Sprachen mindestens orthographisch zu schreiben gewusst hätte. Privatim unterrichtete er seine Schüler im Clavierspiel, in der französischen und slovakischen Sprache, und so lernte

PETŐFI bei ihm, wenn auch mit wenig Neigung, Clavierspielen; zeichnen hatte er schon früher können und schreiben konnte er so schön, dass viele seiner Mitschüler sich auf ihre Bücher und Hefte Titel und Namen von ihm schreiben liessen.

Bei den Spielen der Jugend zeichnete PETŐFI sich durch Gewandtheit, Kraft und Kühnheit aus. Im Laufen, Klettern und beim Ballspiel that Niemand es ihm zuvor. — Einmal gingen die jungen Studentchen ihrer Zehn in den Wald auf Vogelfang. Sie waren noch fern von dem Walde und kein Baum stand in der Nähe, auf den sie sich hätten flüchten können, als ein Stier, der sich von der Heerde getrennt hatte, in schräger Richtung sich näherte. Alle waren voll Schrecken, nur PETŐFI, der einen Spazierstock mit einem Beilkopf zu tragen pflegte und denselben auch damals bei sich hatte, blieb ruhig; er rief ihnen zu, sie sollten sich nicht fürchten, er werde sich dem Stier in den Weg stellen und ihn mit seinem Beil auf die Kniee schlagen, — «wie es die Metzger machen», fügte er, der Sohn eines Metzgers, hinzu. — Der Stier kam indess gar nicht in die Nähe der jugendlichen Gesellschaft, und so hatte PETŐFI keine Gelegenkeit, dass Metzger-Kunststück zu zeigen. Aber an Muth und Geschicklichkeit hätte es ihm dazu nicht gefehlt. — An den Balgereien und Neckereien jedoch, in die sich die Studenten mit Handwerksgesellen und Juden einzulassen pflegten, betheiligte PETŐFI sich niemals. Die Idee der Gleichheit, der er später so schwungvollen Ausdruck verlieh, mag schon damals sein junges Herz beseelt haben. — Auch einen Liebeshandel hatte er bereits in Aszód. Er und zwei gute Freunde von ihm machten drei kleinen Schulmädchen den Hof. PETŐFI's Angebetete war EMILIE CANERINYI, Tochter einer evang. Pastorswittwe, der er durch den kleinen Bruder des Mädchenschullehrers Billetdoux zu schicken pflegte. Sie lebt heute noch, gleichfalls als Pastorswittwe. Als Professor KORÉNY von diesen Liebeshändeln erfuhr, mussten die drei Seladons auf einer besondern Bank sitzen. Auch die Leidenschaft für's Theater legte PETŐFI bereits in Aszód an den Tag. So oft Schauspieler sich dort aufhielten, steckte er fortwährend unter ihnen. Er hatte schon damals Lust Bühnenkünstler zu werden. Indess sollte er vorläufig noch seine Studien fortsetzen, und so ging er Ende August 1838 nach Schemnitz, um dort «Rhetorik» und «Poesie» (die 5. und 6. Classe des Gymnasiums) zu absolviren.

Hier hatte er schon den Ruf eines begabten Dichters. Die ausgezeichnetsten unter den älteren Studenten, darunter LUDWIG SZEBERÉNYI, damals drittjähriger «Philosoph» und Präsident des ungarischen Selbstbildungsvereines, schlossen Freundschaft mit ihm und lobten seine Gedichte. Dies nährte und steigerte sein Selbstgefühl, so dass ihm die fortwährend Mahnungen enthaltenden Briefe seines Vaters unerträglich wurden. Dieser hatte in Folge der grossen Ueberschwemmung im Jahre 1838 bei seinen Schuldnern in Pest den grössten Theil seines Vermögens eingebüsst, sein Gemüth war in Folge dessen gedrückt, und die daher in verdriesslicher Laune geschriebenen Briefe seines Vaters brachten es endlich dahin, dass

PETŐFI im Februar 1839 Schemnitz verliess und nun sein drangsalvolles Wanderleben begann, das von seinem 16. bis zu seinem 21. Jahre dauerte.

Im September 1839 war er in Ödenburg als Student, aber noch im Herbst desselben Jahres wurde er Soldat. Als solcher kam er 1840 auf einige Tage nach Pressburg, wo er seinen Freunden unter Anderem klagte, dass die Corporäle am rohesten gegen gewesene Studenten verfahren. Im Frühling 1841 kam er bereits mit «Abschied» nach Pressburg, und jetzt machte er schon Witze über sein Soldatenleben; schaudernd aber sprach er von den Gelegenheiten, wo er beim Spiessruthenlaufen mitwirken und blutenden Herzens auf den wundgerissenen Rücken des Delinquenten mit zuschlagen musste.

Jetzt wollte er durchaus nur Schauspieler werden; die Freunde aber drangen in ihn, lieber nach Hause zu gehen und sich mit seinem Vater auszusöhnen. Er versprach dies endlich und machte sich zu Fuss auf den Weg. Die Freunde, darunter der Verfasser dieser Mittheilungen und MICHAEL ESZTERGÁLYI, einer der oben erwähnten drei jugendlichen Seladons in Aszód, begleiteten ihn eine Stunde weit und übergaben ihm dann in einem versiegelten Couvert das bescheidene Reisegeld, das sie unter sich für ihn zusammengelegt hatten. Sie fürchteten, er werde das Geld nicht annehmen und baten ihn daher, den «Brief» erst in seiner nächsten Raststation zu öffnen. PETŐFI antwortete, er nehme den Brief nicht an, wenn er nicht auch den Dolch bekomme, den ESZTERGÁLYI besass und um welchen er öfter vergebens gebeten hatte. Die jungen Leute hatten in ihrer Schwärmerei gefürchtet, PETŐFI werde den kleinen Dolch einmal gegen sich selbst wenden, und dies war der Grund, weshalb ihm die Bitte wiederholt abgeschlagen worden. Jetzt thaten sie ihm seinen Willen und gaben ihm das Geld und den Dolch.

PETŐFI ging wirklich nach Hause, wo er zwei Monate blieb, und dann nach Pápa, wo er 1841—42 «Logik» absolvirte. Im nächsten Jahre jedoch gab er, da es ihm an Subsistenzmitteln fehlte, das Studium auf und wurde nun endlich Schauspieler. Als solcher kam er im Sommer 1843 nach Pressburg, um bei der Gesellschaft GABRIEL FEKETE'S Engagement zu suchen, die während des Reichstages in der alten Krönungsstadt Vorstellungen gab. Seine Hoffnung schlug indess fehl, und so wohnte er einige Tage bei seinen Freunden in Pressburg. Der Dichter ALEXANDER VACHOT verschaffte ihm ein Engagement bei dem Redacteur IGNAZ NAGY, für den er Romane übersetzen sollte, und schickte ihn mit einer Reisezehrung im Betrage von 30 fl., die er für ihn gesammelt hatte, nach Pest. Hier bekam er von dem genannten Redacteur einen Vorschuss, brachte aber das Geld mit guten Freunden bald durch, während die Uebersetzung («Robin Hood» und noch ein anderer Roman, der im Ungarischen den Titel «Koros hölgy» — «Eine alte Dame» — hat) langsam von statten ging. Der Verasser dieser Mittheilungen, der damals in Pest (als Hauslehrer bei dem Porcellanhändler Daniel Wanko) wohnte, rieth ihm sich auf's Land zurückzuziehen, damit er da ungestört arbeiten könne. PETŐFI willigte ein, doch

sollte der Freund vorher zu IGNAZ NAGY gehen und einen weiteren Vorschuss für ihn verlangen. Herr KEMÉNY that dies, und NAGY, der den Boten gar nicht kannte, gab ihm gleichwohl hundert Gulden «Schein» (vierzig Gulden C.-M.) und fragte nur, ob PETŐFI vielleicht krank sei. Mit dem so grossmüthig gewährten Vorschuss zog PETŐFI sich nach Gödöllö zurück, und da brachte er die Uebersetzung der beiden Romane in kurzer Zeit fertig. Jetzt hätte er nur noch hundert Gulden (Schein) zu bekommen gehabt, NAGY gab ihm aber das Doppelte. PETŐFI war hierüber voll überschwänglicher Freude, und jetzt, da er sich so reich sah, beschloss er sich wieder der Schauspielkunst zuzuwenden, und zu diesem Zwecke nach Torda in Siebenbürgen zu gehen, von wo er nicht eher wieder zurückkehren wollte, als bis er ein berühmter Schauspieler geworden wäre. Diesen Entschluss liess er sich nicht ausreden, und unser Gewährsmann besorgte mit ihm die nöthigen Einkäufe. Sie kauften zwei Tricots, einen Attila, einen Frack und ein Paar schwarze Beinkleider, damit PETŐFI nicht, wie die andern armen Schauspieler, sich, um auftreten zu können, die nöthigsten Kleidungsstücke ausborgen müsse. Nachdem nun die Einkäufe besorgt waren, wurde die Abreise beschlossen. Das nächste Ziel war Mezö-Berény, wo PETŐFI bei seinem Freunde, dem Maler ORLAI, einige Tage zubringen wollte. Am Abend vor der Abreise feierte er noch mit einigen Freunden im Stadtwäldchen ein Abschiedsfest, und am andern Tage besass er von seinem ganzen früheren «Reichthum» nur mehr wenige Gulden. Auf dem «Heumarkt» fand man damals immer einige Bauernwagen aus dem Békéser Comitat, die leer zurückkehrten, und mit einem solchen — zu jener Zeit eine beliebte Reisegelegenheit armer Studenten — fuhr PETŐFI nach Mezö-Berény, wo er nicht einige Tage, sondern den ganzen Herbst zubrachte. Dann schlug er seinen Weg über Debrezin ein, aber krank und bar aller Mittel, musste er in dieser Stadt bleiben.

An eine Fusswanderung aus jener Zeit mag er gedacht haben, als er das vergangene Elend mit dem Sonnenschein späteren Glücks vergoldend, schrieb:

„Welcher Wechsel, welcher Wandel!
Solch ein Wetter war's, wie heut',
Just so frostig und so stürmisch,
Eben solche Regenzeit.

Nie vergess' ich's, selbst der Tag ist
Mir noch wohl erinnerlich,
Als ein kranker Jüngling durch den
Schlamm auf öder Strasse schlich.

Abgehärmt, in dünnen Kleidern,
Wie er matt die Füsse hebt,
Schien's, als ob ein herbstlich kahler
Baum zum Wandern wär' belebt.

Immer ging er, immer vorwärts;
Fand er einen Scheideweg,
Fiel's ihm niemals ein zu fragen:
Welches ist der rechte Weg?

Gleichviel war's ihm, ob er hierhin
Oder dorthin lenkt den Fuss;
Denn in keiner warmen Stube
Harrte sein ein warmer Gruss.

Willst du wissen, süsses Weibchen,
Was aus ihm geworden sei?
Jeden Kummers ist er ledig,
Und von allem Elend frei.

Doch du brauchst d'rum nicht zu fürchten,
Dass dem Leben er entflohn,
Denn des Himmels Seligkeiten
Fand er hier auf Erden schon —
Hier in diesem trauten Zimmer,
Hier an deinem rothen Mund,
Mit dem besten kleinen Weibchen
In der Liebe sel'gem Bund."

In Debrezin verbrachte PETŐFI den in seinem Leben so denkwürdigen Winter 1843—44 voll des grössten Elends, aus welchem sein Freund ALBERT PÁKH ihn rettete. Dieser redete ihm zu, seine Gedichte zu sammeln und in Pest einen Verleger zu suchen. So kam PETŐFI im Frühling 1844 nach Pest, und sein erster Weg war wieder zu unserem Gewährsmann, bei dem er sich in abgerissenen Kleidern und in einem kurzen grauen Kragenmantel einstellte. Die Beiden begaben sich sogleich zu einem gemeinschaftlichen Freunde, der eine gutbezahlte Erzieherstelle innehatte und ihn mit Kleidern versah. Hier erzählte PETŐFI, was er in Debrezin und auf der eben beendeten Reise gelitten, und voll begeisterten Lobes sprach er von den Erlauer Seminaristen, die ihn, sowie er seinen Namen nannte, wärmstens aufnahmen. Bei ihnen ruhte er von den Mühseligkeiten seiner Wanderung aus, sie nöthigten ihm Geld auf und verschafften ihm überdies auf eine Strecke Weges eine Fahrgelegenheit. Mit aller Unmittelbarkeit der echten Dichterseele giebt er den wohlthuenden Eindruck, den er in Erlau empfing, in seinem Gedicht «Egri hangok» («Erlauer Klänge») wieder, dessen erste drei Strophen, als geeignetste Illustration des berührten Moments hier eine Stelle finden mögen:

„Schnee auf Erden, Schnee am Himmel .....
Sei es d'rum, bin dennoch froh!
Ist ja nichts daran zu wundern,
Winters ist es immer so!
Freilich wüsst' ich nicht einmal, dass
Winter draus,
Schweifte manchmal nicht mein Blick zum
Fenster 'naus.

Denn hier sitz' ich warm und wohlig,
In der Freundschaft sichrer Huth,
Ein Glas um das andre füllend
Mit Erlauer Rebenblut.
Guter Wein und gute Freunde,
Willst du mehr?
Lust durchfluthet uns so mächtig,
Wie ein Meer!

Trüg' mein Frohsinn Samenkörner,
Würd' in's Schneefeld ich sie sä'n,
Und ein Wald voll blüh'nder Rosen
Müsst' im Winter d'raus ersteh'n!

Und mein Herz, wenn ich es werfe
Himmelan,
Zieht als Sonne, welterwärmend,
Seine Bahn! —"

PETŐFI ging mit den ersten gesammelten Ergebnissen seiner Poesie zu dem Verleger Geibel, dieser aber sagte zu ihm, er wäre längst ein Bettler, wenn er alle Gedichte, die man ihm anträgt, herausgeben würde. Wüthend kam der Dichter zurück, schleuderte das Manuscript auf den Tisch und schwor, dass er zu Niemandem mehr betteln gehen werde. Mit vieler Mühe vermochten die Freunde ihn dazu, sein Glück bei VÖRÖSMARTY zu versuchen; wenn der berühmte Dichter ihn empfiehlt, so werde er bald einen Verleger finden. Von diesem zweiten Gange kehrte PETŐFI freudestrahlend zurück. VÖRÖSMARTY hatte seine Gedichte gelesen, hatte ihn sogar des Vertrauens gewürdigt, ihm einige seiner eigenen Productionen mitzutheilen und ihm einen Verleger versprochen. — Und VÖRÖSMARTY löste auch seine Zusage mit bestem Erfolge; denn auf seine Empfehlung übernahm es der «Nemzeti kör» (Nationalclub), die Gedichte PETŐFI's zu verlegen, und unser Gewährsmann war es, der dieselben dann für die Druckerei in's Reine schrieb. — Zu eben jener Zeit wurde PETŐFI von EMERICH VAHOT als Mitredacteur der belletristischen Zeitschrift «Divatlap» engagirt. Bis zum Erscheinen dieses Blattes reiste er auf einige Zeit nach Hause zu seinen Eltern, — triumphirend, dass er nun eine Stellung und Erwerb habe und Ruhm ernten werde. — Von da an leuchtete sein Stern auf, um nicht wieder zu erlöschen. Sein Herz «zieht als Sonne welterwärmend seine Bahn». —

Um schliesslich auch die Beziehungen der Kisfaludy-Gesellschaft nach aussen zu kennzeichnen, theilen wir zunächst mit, dass die Sitzungen derselben jederzeit von einer zahlreichen Zuhörerschaft, worunter viele Damen, besucht werden. Die Theilnahme des Publicums giebt sich auch sonst wiederholt kund. — So sind im Laufe dieses Jahres die Herren Graf TIBOR KÁROLYI, Baron JOHANN KEMÉNY, MORIZ WAHRMANN, Marquis PALLAVICINI und JULIUS LÁNYI der Kisfaludy-Gesellschaft (mit dem Beitrage von je 100—200 fl. für den Fond derselben) als «gründende Mitglieder» beigetreten. In der Sitzung am 26. September wurde die Reliquiensammlung der Kisfaludy-Gesellschaft durch ein Miniaturbildniss des Dichters DANIEL BERZSENYI und ein in Oel gemaltes Porträt der Gattin FRANZ KAZINCZY's, geborne Gräfin Sophie Török, bereichert. Beide Gegenstände sind von den Kindern BERZSENYI's an Franz v. Pulszky gesendet worden, damit er sie einem öffentlichen Institute zukommen lasse. Er übergab sie der Kisfaludy-Gesellschaft. — Der «Shakespeare-Memorialverein» wandte sich im März l. J. an die Kisfaludy-Gesellschaft mit dem Ansuchen, für das am Geburtsort des grossen Dichters zum Andenken desselben zu erbauende Theater in Verbindung mit einer Bibliothek und Denkmäler-Collection in Ungarn Beiträge zu sammeln. Dieser Aufforderung kam die Kisfaludy-Gesellschaft

durch die Uebersendung ihrer ungarischen Shakespeare-Ausgabe und eines Betrages von 100 fl. nach, der unter den Mitgliedern derselben, ferner des Nationaltheaters und des Volkstheaters in Budapest und des Nationaltheaters in Klausenburg gesammelt worden war. — Als eines der hervorragendsten Momente ist schliesslich zu erwähnen, worüber wir bereits in dem zweiten Artikel dieses Heftes berichteten, dass die Kisfaludy-Gesellschaft in diesem Jahre ihre neue Bücherverlags-Unternehmung in's Leben gerufen hat.

REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

— 1877. Zweites Halbjahr. —

Budapesti Szemle. (Budapester Revue [zweimonatlich], im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften red. von PAUL GYULAI. Budapest, Verlag von Moritz Ráth. Neue Folge, 5. Jahrgang, 1877.)

28. Heft (Juli-August): AUG. PULSZKY, Frankreich vor der Revolution. — JOH. XÁNTUS, einige Wochen auf der Insel Ceylon. — KARL SZÁSZ, die neue Folge der «Legende der Jahrhunderte«. — LUDW. LÁNG, über die Speculation. — Graf ANTON SZÉCSEN, historische Studien. — LUDW. ERDY, musikalische Revue. — Der fünfte Gesang aus Dante's «Hölle», übersetzt von KARL SZÁSZ. — GUST. HEINRICH, Lessing's Faust. — Kleinere Anzeigen.

29. Heft (September-October): A. KECSKEMÉTHY, die zeitgenössische Presse in Nordamerika. — W. PISTORY, der Einfluss der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen auf das menschliche Leben. — G. BELÉNYESI, das Pendel des Philosophen. Novelle aus dem Englischen. — G. BALLAGI, Englands Agricultur-Verhältnisse und die neuesten Bewegungen der englischen Arbeiter. — G. BOISSIER, die Opposition unter den Cäsaren. — KOL. SZILY, unsere naturwissenschaftlichen Bestrebungen während des letzten Decenniums. — A. NEMÉNYI, die Männer der dritten Republik. — Gedichte von JOS. LÉVAY und G. VÁRNAI. — GUST. HEINRICH, amerikanische Humoristen. — PAUL GYULAI, unsere neueren poetischen Erzählungen. — Vier junge Lyriker. — Anzeige von Th. CARLYLE'S «The early kings of Norway».

30. Heft (November-December): Die heutigen Verhältnisse in den Staaten des Westens. — «Galatea», Trauerspiel von Vasiliadis, aus dem Neugriechischen übersetzt von BENJ. KÁLLAY. — ALEX. HEGEDÜS, über die Zuckerfrage. — FRANZ SALAMON, die römischen Eroberungen in Ungarn. — GEORG SZATHMÁRY, Bulgarien. — Gedichte von KARL SZÁSZ und JOS. LÉVAY — JOH. TÉLFY, die dramatische Literatur der Neugriechen. — *Literatur:* FRAKNÓI's ungarische Reichstagsacten. — DICKENS' David Copperfield. — HELMÁR's Schrift über Bonfini.

Nyelvtudományi közlemények. (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von PAUL HUNFALVY. Budapest, XIII. Band, 1877.)

3. Heft: HERMANN VÁMBÉRY: Etymologisches Wörterbuch der türkisch-tatarischen Sprachen (Fortsetzung und Schluss).

Archaeologiai értesítő. (Archäologische Zeitschrift, Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von Dr. Emer. Henszlmann und Baron Alb. Nyáry.)

6. Heft (Juni): Franz Pulszky, die Ueberreste der «Corvina». — Joh. Vajdovszky, über die jüngst entdeckten Decken-Wandgemälde im Sanctuarium der Zsegrаer Kirche. — Béla Radvánszky, das Reitersiegel des Palatins Philipp Drugeth vom Jahre 1324. — Archäologische Literatur. — *Feuilleton:* Numismatische Beiträge; siebenbürgische Goldschmiede-Arbeiten des 15.-16. Jahrhunderts; vaterländische wissenschaftliche Anstalten und Funde; Ausland; archäologische Bibliothek.

7. Heft (Juli): Alexius Jelecsik de Csetnek, die prähistorischen Ansiedelungen Ungarns. — Karl Pulszky, der Raub der Persephone. — Béla Rudnay, das Wappen des Geschlechtes der Divék. — Archäologische Literatur. — *Feuilleton:* Numismatische Beiträge; aus der Schatzkammer des ungarischen National-Museums von B. Czobor; der St. Andreä-Pomázer Steinberg von L. Thallóczy u. s. w.

8. Heft (October): Emerich Henszlmann, Reisenotizen. — Stefan Rakovszky, Beiträge zur Geschichte der Stadtthurm-Uhren. — Emerich Nagy, zwei Siegel aus der Zeit vor dem Tartareneinfalle. — *Feuilleton:* Numismatische Beiträge von Hpl.; archäologische Aehrenlese aus Pressburg und Umgegend von W. Deák; Goldschmiede-Meisterstück im Tyrnauer Stadtarchiv von L. Tallóczy; Rákóczy's Federbusch von K. Thaly; alte Glockeninschrift von Fl. Römer u. s. w.

9. Heft (November): Franz Pulszky, Emer. Henszlmann, Bericht der ungarischen archäologischen Commission in Betreff der neuen Wappen der Comitate Maros-Torda und Szolnok-Doboka in der Sitzung vom 23. October 1877. — Emer. Henszlmann, Reisenotizen. — Emer. Nagy, die Siegel des Landesrichters Stefan und des Obergespans Demeter. — L. Th—y, archäologische Literatur. — *Feuilleton:* Numismatische Beiträge von Hpl.: zwei interessante Alterthümer von Fl. Römer; Anna Bornemisza und die Siebenbürger Goldschmiede von L. Thallóczy u. s. w.

10. Heft (December): Kol. Thaly, numismatische Beiträge zur Geschichte der Rákóczy'schen Bewegung. — Emer. Nagy, drei Siegel aus dem XIII. Jahrhundert. — B. Czobor, archäologische Literatur. — Miscellen. — Bibliographie.

Mathematikai és természettudományi közlemények. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen, mit Rücksicht auf die vaterländischen Verhältnisse. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von Josef Szabó, Budapest, XIV. Band, 1877.)

6. Heft: Friedr. Hazslinszky, die Brandpilze Ungarns.

7. Heft: Dr. Moritz Staub, die floristischen Verhältnisse Fiumes und seiner nächsten Umgegend.

8. Heft: Dr. Vincenz Borbás, Beiträge zur näheren Kenntniss der Sommerflora der Inseln Arbe und Veglia.

Nemzetgazdasági szemle. (Nationalöconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der nationalöconomischen und

statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY, Budapest, 1877, I. Jahrgang.)

3. Heft (Juli-September): ALEX. MATLEKOVICS, das Appreturverfahren und der Schutzzoll. — BENJ. KÁLLAY, das Bankiergeschäft und die Bankfrage vor der Gründung der englischen Bank. — EMIL THALY, unser Getreideexport und die Exportfähigkeit unserer Eisenbahnen. — Dr. BÉLA WEISS, neuere Richtungen in der englischen Volkswirthschaftslehre. — KORNEL MUDRONY, die Stellung der vaterländischen Industrie. — LUDWIG LÁNG, geschichtliche Entwickelung des ungarischen Gewerbelebens. — LUKAS EISENSTÄDTER, Besitzgemeinschaft unter den russischen Bauerngemeinden. — Dr. GÉZA BALLAGI, über die Communalsteuern. — *Vermischtes:* Adolf Thiers von A. GYÖRGY: der zweite Congress der österreichischen Volkswirthe von L. LÁNG; die Statistik Rumäniens von Dr. B. WEISS; die Abänderung des inländischen Telegraphentarifs von A. RÁCZ; die directen Steuern in Oesterreich von R. DOBNER; die ungarische Volkswirthschaftslehre unter den französischen Volkswirthen (Pesti Napló); der fransösische und englische Geldmarkt von L. LÁNG; über Theissregulirung von M. DÉKÁNY; das ungarische Goldrenten-Anlehen von A. GYÖRGY; vom Socialisten-Congress; die british association; die englische Socialwissenschaft; vaterländische Fachliteratur und öffentliches Leben: «financial opinion». — Bibliographie.

4. Heft (October-December): JUL. KAUTZ, unsere hervorragendsten National-Oeconomen. I. Gregor Berzeviczy. — LAD. KORIZMICS, Finanzzölle. — RUD. DOBNER, der Reformentwurf der directen Steuern in Oesterreich. — B. WEISZ, Colbert. — IGN. DARÁNYI, die Angelegenheiten des Theissthales. — KARL HERRICH, Zollstudien. — Verhandlungen der statistischen und nationalöconomischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften. — Kleinere Mittheilungen: IS. MÁDAY, Beiträge zum landwirthschaftlichen Unterricht und dessen Unterstützung durch den Staat. — JUL. LÁNCZY, Verwaltungsgerichtsbarkeit. — SAM. BORSZÉKY, Privilegien. — ANDR. GYÖRGY, die Sanirung der Kaschau-Oderberger Bahn. — Vermischtes. — Bibliographie.

Földtani közlöny. (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären der Gesellschaft, BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT. VII. Jahrgang, 1877.)

7. und 8. Heft: *I. Abhandlungen:* Jos. SZABÓ, der Wehrlit von Szarvaskő. — LUDW. LÓCZY, über eine eigenthümliche Thalbildung des Bihar-Gebirges. — *II. Literatur:* E. SUESS, das Gold in Europa (S. S.) — Dr. A. KOCH, geologische Beschreibung des rechtseitigen Theiles der Donau-Trachytgruppe. (B. J.) — *III. Vermischtes*: Erdbeben in Südamerika; columbiumhältige Mineralien; Jahresversammlung der deutschen geologischen Gesellschaft. — *IV. Vereins-Angelegenheit:* Fachsitzung vom 6. Juni.

9. Heft: *I. Abhandlungen:* Dr. FRANZ HERBICH, geologische Beobachtungen in dem Gebiete der Kalkklippen am Ostrande des siebenbürgischen Erzgebirges. — GUSTAV LISZKAY, der Tetradymit-Fundort zu Zsubkó. Erzlager der Umgegend von Zsarnócza. Ein neuer Asbest-Fundort. Pyrolusite in Theissholz. Theissholzer Marmorgattungen. — *II. Literatur:* ROSENBUSCH, mikroskopische Physiographie der massigen Gesteine. Stuttgart, 1877. (B. J.) — *III. Vermischtes*: Wichtige paläontologische Funde. (B. J.) u. s. w.

Természettudományi közlöny. (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der k. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOLOMAN SZILY und JULIUS PETHŐ, vom 1. März ab: KOLOMAN SZILY und JOSEF PASZLAVSZKY. IX. Band, 1877.)

7. Heft (Juli): JOH. HUNFALVY, die allmäligen Erhebungen und Senkungen der Erde. II. Schluss. — ALEX. CSERHÁTI, die Farbenänderung als natürliches Schutzmittel (nach G. Seidlitz). — Besprechung der in den naturwissenschaftlichen Soiréen gehaltenen Vorträge. (Kleinere Mittheilungen wie in den früheren Heften.)

8. Heft (August): LUDW. GRUBER, von den Sternsystemen. — Die Bedeutung des Bodens bei Typhus- und Cholera-Epidemien. — Besprechung der naturwissenschaftlichen Soirée-Vorträge. (Kleinere Mittheilungen wie oben.)

9. Heft (September): LUDW. LÓCZY, über die in der Baráthegyer Höhle gefundenen Thier- und Menschenreste. — Ein glücklicher König. Aus dem Nachlass des Grafen Koloman Lázár. (Kleinere Mittheilungen wie oben.)

10. Heft (October): H. L. F. HELMHOLTZ, wissenschaftliche Charakteristik (nach Clerk Maxwell). — MICH. DÉRER, Ungarns Eisensteine und Eisenproducte. — Ueber die ansteckende Blutzersetzung. (T. K.) (Kleinere Mittheilungen wie oben.)

11. Heft (November): THOM. KOSUTÁNYI, die Gegenwart und Zukunft der ungarischen Tabake. — JOH. HUNFALVY, die Löss-Ablagerungen im nördlichen China. — OTTO HERMANN, Naturgeschichte. — Nationalgeist. (Kleinere Mittheilungen wie oben.)

12. Heft (December): KOL. SZILY, zum hundertsten Hefte. — JOH. HUNFALVY, die Löss-Ablagerungen im nördlichen China (Schluss). — Das Leuchten abgestorbener Organismen. — Der Todesbote. Aus des Graf K. Lázár hinterlassenen Schriften. — Nekrolog der 1876 verstorbenen Gelehrten. (Kleinere Mittheilungen wie oben.)

Egyetemes philologiai közlöny. (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], red. von EMIL THEWREWK und GUSTAV HEINRICH, I. Jahrgang, 1877.)

7. Heft: EUG. ABEL, neuere Hesiod-Literatur, I. — JOS. SZINNYEI, Plautus und Lessing. — Aus Orpheus' «Argonautica», übersetzt von STEF. SZABÓ. — JOH. SZAMOSI, über den indogermanischen Nominativ. — *Literatur:* PET. HATALA'S arabische Grammatik und HAUPT'S «Opuscula». — *Vermischtes:* Aus Griechenland von JOH. TÉLFY. — Die Palatina-Bibliothek von A. BÁSZEL. — Ein zweiter Anakreon von E. THEWREWK. — Ueber Homann's Pindar-Ausgabe von EUG. ABEL.

8. Heft: HEINR. MARCZALI, Anonymus Belae regis notarius. — GUST. HEINRICH, die deutschen Bearbeitungen der Nibelungensage. — EUG. ABEL, neuere Hesiod-Literatur, II. — Schiller's «Taucher», übersetzt von JOH. WIGAND. — *Literatur:* IHNATKÓ's Zigeuner-Grammatik. — O. MÜLLER'S griechische Literaturgeschichte. — ROHDE'S griechischer Roman u. s. w. — *Vermischtes:* Uebersetzungen aus Meleagros, Catullus und der lateinischen Anthologie.

9. und 10. (Doppel-) Heft: EMER. PIRCHALA, die Catull-Handschriften. — EUG. ABEL, Wolf und die classische Philologie. — G. HEINRICH, neueste Tristan-Literatur. — D. ANGYAL, zwei altenglische Balladen, übersetzt und eingeleitet. — STEF. TAMASKÓ, eine Berzsenyi'sche Ode, lateinisch. — *Literatur* (Anzeige von Programmabhandlungen, von Dr. IGN. BARNA'S

Virgil-Uebersetzung, von neugriechischen Werken u. s, w.). — *Vermischtes* (neueste Erscheinungen der ausländischen, besonders der deutschen Literatur).

Századok. («Jahrhunderte.» Zeitschrift [Monatsschrift] der ungarischen historischen Gesellschaft. Red. von Alexander Szilágyi, Vereins-Secretär. Budapest, 1877.

7. Heft: L. Hegedüs, zur Erinnerung an Aug. Szalay. — Em. Szalay, die archäologische Sammlung Aug. Szalay's. — B. Czobor, die mittelalterlichen Burgen Ungarns. — J. Gyárfás, die schwarze Armee. — G. Wenzel, das Familien- und häusliche Leben Wladislaus II. — A. Károlyi, ungarische Husaren im schmalkaldischen Kriege. — *Literatur:* Brutus ed. F. Toldy. — Kleinere Mittheilungen. — Vereinsangelegenheiten.

8. Heft: Arn. Ipolyi, die historische Entwickelung der Industrie in Ungarn. — Graf A. Szécsen, über die Memoiren Val. Esterházy's. — Kol. Thaly, Rede auf der Pressburger Wanderversammlung der historischen Gesellschaft. — Wolfg. Deák und Alfx. Szilágyi, Berichte über diese Wanderversammlung.

9. Heft: Ant. Edelspacher, Ibn Dustah. — B. Czobor, die mittelalterlichen Burgen Ungarns, II. — G. Wenzel, das Familien- und häusliche Leben Wladislaus II. — *Literatur:* Arn. Ipolyi, Veresmarty's Leben, besprochen vom Grafen Ant. Szécsen. — Kleinere Mittheilungen: Ein Brief Ludwig Kossuth's über die ersten vier Hefte der «Századok».

10. Heft: Ant. Edelspacher, Ibn Dustah, II. — Flór. Römer, die Statuten der ungarischen Zünfte. — G. Wenzel, das Familien- und häusliche Leben König Wladislaus II. — A. Károlyi, ungarische Husaren im schmalkaldischen Kriege, II. — Kleinere Mittheilungen. — *Literatur:* Brutus ed. F. Toldy, II. — Monographie des Pester Comitates. — Vereins-Angelegenheiten.

Figyelő. (Der Beobachter, Monatsschrift für Literaturgeschichte, red. von Ludwig Abafi. Budapest, Verlag von L. Aigner, 1877, III. Bd.)

III. Band, 2. Heft: L. Abafi, Hero und Leander. — Lad. Fejérpataky, theologische Literatur unter den Árpáden. — H. Károly, Programm-Abhandlungen. — Kol. Thaly, zur Literatur des Rákóczy'schen Zeitalters. — Em. Békesi, ein unbekanntes Wörterbuch. — K. Kárpáti, die Venus von Murány in der ungarischen Poesie. — D. Véghely, ein Idyll von Lad. Amadé. — Briefe von literarhistorischer Bedeutung. — Literarhistorisches Repertorium von Jos. Szinnyei. — Kleinere Mittheilungen.

3. Heft: Aug. Helmár, Heltai's «Ungarische Chronik». — V. Vajda, Anton Szirmay und seine «Hungaria». — Lad. Fejérpataky, Rechts- und Naturwissenschaften unter den Árpáden. — L. Abafi, Lad. Ormós. — Jos. Szulik, zwei Schriftsteller aus der Kalocsaer Diöcese. — J. Haraszti, zur Volkspoesie. — Fr. Kozma, aus Kazinczy's Kreis. — L. Felméri, aus Eman. Mikó's Briefen. — L. Abafi, ein Brief Jos. Dessewffy's an Graf Stef. Széchenyi. — Repertorium.

4. Heft: Kol. Thaly, Bacsányi's Grab in Linz. — Lad. Fejérpataky, Geschichtschreibung unter den Árpáden. — Emil Békesi, zur Geschichte der Schrift in Ungarn. — R. Stachovics, zur ungarischen Volksdramatik. — L. Abafi, Clemens Mikes. — G. Bartók, ein Brief B. Lad. Amadé's an Graf Jos. Esterházy. — Literarisch werthvolle Briefe. — Repertorium.

5. Heft: Emil Békesi, die Zeit und Heimat des ältesten ungarischen Sprachdenkmals. — L. Abafi, Clemens Mikes. — Ant. Pfeiffer, Janus Pannonius. — Lad. Fejérpataky, Geschichtschreibung unter den Árpáden.

— R. Stachovics, Beiträge zur ungarischen dramatischen Volkspoesie. — Gust. Heinrich, Grillparzer's Bánk-bán-Tragödie. — Theod. Tipray, die literarhistorische Ausstellung des National-Museums. — L. Abafi, Ignaz Zsoldos. — Repertorium. — Kleinere Mittheilungen.

Magyar könyvszemle. (Ungarische Bücherrevue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums [Bibliothekar: Dr. Wilhelm Fraknói]. Budapest, 1877, II. Jahrgang.)

5. Heft (September-October): Die ungarische historische und literarhistorische Ausstellung des National-Museums. — Die Bibliothek des ungarischen National-Museums im Jahre 1876/77. — Die ungarische Literatur im Jahre 1877. — Vaterländische nichtungarische Literatur. — Ausländische Werke, welche Ungarn betreffen. — Vermischtes.

6. Heft (November-December): Fl. Römer, Beiträge zur Geschichte der «Corvina». — Ludw. Thallóczy, ein Beitrag zur Geschichte der «Corvina» aus dem XVII. Jahrhundert. — Jos. Szinnyei, Entwurf zu einer «Biographie ungarischer Schriftsteller». — Theod. Tipray, Beiträge zur Zigeuner-Literatur. — Karl Szabó, ein Colligatum der Bibliothek der ungarischen Academie. — Ständige Rubriken.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

(Zusammengestellt von Theodor Tipray.)

Ábrányi Kornél. A magyar dal és zene sajátságai. Nyelvi, zöngidomi, harmoniai s műformai szempontból. I. rész. (Ábrányi Cornel. Die Eigenthümlichkeiten des ungarischen Liedes und der ungarischen Musik. Aus dem Gesichtspunkte der Sprache, Harmonie und Kunstform. I. Theil.) Universitätsdruckerei. Gr. 8. 148 S. — 1 fl. 80 kr.

Ábrányi Kornél. Zenészeti aesthetika elméleti s gyakorlati szempontból tárgyalva. Az orsz. m. kir. zeneakadémia használatára. I. rész. (Ábrányi Cornel. Musikalische Aesthetik aus theoretischem und practischem Gesichtspunkte behandelt. Zum Gebrauche der königl. ungar. Landes-Musikacademie. I. Theil.) Universitätsdruckerei. Gr. 8. 150 S. — 1 fl. 50 kr.

Ipolyi Arnold. A magyar iparélet történeti fejlődése. (Ipolyi Arnold. Die geschichtliche Entwickelung des ungarischen Gewerbelebens.) Separat-Abdruck aus dem Organe des ungar. historischen Vereins «Századok». Athenaeum. 8. 49 S.

Konkoly Miklós. Hulló csillagok megfigyelése a magyar korona területén. I. rész. 1871-1873. (Konkoly Nicolaus, Beobachtung der Sternschnuppen auf dem Gebiete der ungarischen Krone. I. Theil. 1871-1873.) Abhandlungen aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Bd, 1. Heft. Academie. 8. 85 S. — 20 kr.

Közlemények, archaeologiai. A hazai műemlékek ismeretének előmozdítására. XI. köt. (uj folyam VIII.) II. füzet. 1. Általános jelentés a pestmegyei pilisi és váczi járások egyes községeiben kutatott műemléki adatok dolgában. 2. Liptómegye középkori építészeti műemlékei. 3. Léta vagy

* Fortsetzung aus dem dritten Hefte der «Literarischen Berichte».

Ghyczy vár. (Mittheilungen, archäologische. Zur Beförderung der Kenntniss der vaterländischen Kunstdenkmäler. XI. Bd. [Neue Folge VIII.] II. Heft. 1. Allgemeiner Bericht über die Angaben in Betreff der in den einzelnen Gemeinden des Piliser und Waitzner Bezirkes der Pester Gespanschaft erforschten Kunstdenkmäler. 2. Mittelalterliche architectonische Kunstdenkmäler des Liptauer Comitates. 3. Léta oder Ghyczyvár (Burg). Academie. 4. 68. S.

Nyelvemléktár. Régi magyar codexek és nyomtatványok. Kiadja a. m. t. Akademia nyelytudom. bizottsága. Szerk. BUDENZ J., SZARVAS G., SZILÁDY A. V. köt. Érdy-codex. II. fele. Közzéteszi WOLF GYÖRGY. (Magazin der Sprachdenkmäler. Alte ungarische Codices und Drucke. Herausgegeben von der sprachwissenschaftlichen Commission der ungar. Akademie. Redigirt von J. Budenz, G. Szarvas, A. Szilády. V. Bd. Érdy-Codex II. Hälfte. Mitgetheilt von Georg Wolf.) Akademie. 8. 532 S. — 2 fl.

RÉVÉSZ IMRE. Adalékok a magyar ref. egyház zsinat-tartási ügyének multjához. (Révész Emerich. Beiträge zur Vergangenheit der Synodal-Angelegenheit der ungarischen reformirten Kirche. Debreczin, Verfasser.) 8. IV, 44 S.

SALAMON FERENCZ. A magyar hadi történethez a vezérek korában. (Salamon Franz. Zur ungarischen Kriegsgeschichte im Zeitalter der Herzoge.) Verbesserte Ausgabe aus den «Századok». Athenaeum. 8. 35 S. — 20 kr.

SZABÓ JÓZSEF. A Wehrlit szarvaskőről. (Szabó Josef. Ueber den Wehrlit-Hornstein.) Separat-Abdruck aus der «Geologischen Zeitschrift«: August-Nummer des Jahrganges 1877. Druckerei der Gebrüder Légrády. 8. 12 S.

P. SZATHMÁRY KÁROLY. Az emberi mivelődés története. 1—3. köt. egybek. (P. Szathmáry Karl. Geschichte der menschlichen Bildung. 1., 2., 3. Bd. in Einem.) Athenäum. 8. 698 S., mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen, genealogischen und chronologischen Tabellen und 8 lithographirten Bildern. — 5 fl.

Ifj. SZINNYEI JÓZSEF. A magyar irodalomtörténet-irás ismertetése. (Szinnyei Josef jun. Zur Geschichte der ungarischen Literaturhistorik.) A. Rudnyánszky. 8. IV, 95 S.

TODD ALPHEUS. A parliamenti kormányrendszer Angliában, 's annak eredete, kifejlődése és gyakorlati alkalmazása. Ford. Dapsy László. (Todd Alpheus. Das parlamentarische Regierungssystem in England und dessen Ursprung, Entwickelung und practische Anwendung. Uebersetzt von Ladislaus Dapsy. III. Bd.) Academie. 8. 628 S.

WENZEL GUSZTÁV. Magyarország városai és városjogai a multban és jelenben. Tanulmány az összehasonlító jogtudomány szempontjából. (Wenzel Gustav. Ungarns Städte und Stadtrechte in der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Studie aus dem Gesichtspunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft. Abhandlung aus dem Kreise der socialen Wissenschaft. IV. Bd. 9. Nummer.) Academie. 8. 59 S. — 40 kr.

ZLAMÁL VILMOS. Részletes állatkór- s gyógytan, különös tekintettel a járványos kórokra és az állatorvosi rendészetre. (Zlamál Wilhelm. Ausführliche Veterinär-Pathologie und Therapie, mit besonderer Rücksicht auf die epidemischen Krankheiten und auf die thierärztlichen Polizei-Verordnungen.) Athenaeum. 8. XIV, 648 S. — 5 fl. 50 kr.

INHALTS-VERZEICHNISS.

ERSTES HEFT:

Seite

I. Einleitung, von Paul Hunfalvy 3

II. Skizze der Culturzustände Ungarns, von Dr. Wilhelm Fraknói 12

III. Die ungarische Academie der Wissenschaften, von Dr. August Greguss 59

IV. Die ungarische Sprachwissenschaft, von Paul Hunfalvy 75

V. Kurze Sitzungsberichte. *(Academie der Wissenschaften:* Logische Studien. — Die Besitzverhältnisse des Georg Brankovics in Ungarn. — Die Flecken der Sonne im Jahre 1876. — Ein neuer mikroskopischer Apparat. — Die Malpighi'schen Pyramiden der menschlichen Niere. — Ein etymologisches Lexicon der türkisch-tatarischen Sprachen. — Zum richtigen Gebrauch des ungarischen Hilfszeitwortes. — Die Bedeutung der Grundbuch-Institution. — Die Einnahme von Grosswardein im Jahre 1660. — Franz Deák. — Bedingungsgleichungen der sechs auf einem Kegelschnitt gelegenen Punkte. — Die Sommerflora der Inseln Veglia und Arbe. — Die Brandpilze auf dem Weizen. — Neue Fundorte des Cölestin in Siebenbürgen. — Die Sternschnuppen der Jahre 1874-1876. — Eranos und die Eranisten. — Anthropologische Vorurtheile. — Die diplomatische Thätigkeit des Alfons Carillo in den Jahren 1594-1598. — Moriz Czinár, der Lehrer Franz Deák's. — *Kisfaludy-Gesellschaft:* Aus einem Epos: «Salamon». — Die Wirksamkeit der Gesellschaft im Jahre 1876. — Baron Sigmund Kemény, der Dichter und Staatsmann. — Der Herzog von Wellington. — *Naturwissenschaftliche Gesellschaft:* Die Wirksamkeit der Gesellschaft im Jahre 1876. — Die ungarischen Kalksteine. — Einfluss physiologischer Zustände auf den Athmungsprocess) 107

ZWEITES HEFT:

Seite

I. Die Entwicklungs-Geschichte der Reformideen in Ungarn, von Dr. Julius Lánczy 129

II. Unsere Thätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im letzten Jahrzehnt, von Koloman Szily 196

III. Ungarn und Rumänen, von P. Hunfalvy 224

IV. Kurze Sitzungsberichte *(Historische Gesellschaft:* Biographische Daten über den Grafen Emerich Mikó. — Die Kalandsbruderschaften. — Ueber Dr. Julius Jung's «Römer und Romanen in den Donauländern». — Das Archiv des Markgrafen Georg von Brandenburg. — *Academie der Wissenschaften:* Der röthliche Schimmer des verfinsterten Mondes. — Gegen die chinesisch-ungarische Sprachverwandtschaft. — Craneologische Mittheilungen. — Die Wirkungen der Zinnverbindungen und der Vanadsäure auf thierische Körper. — Die floristischen Verhältnisse bei Fiume. — Die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern. — Zur Mythologie der Mordwinen) 237

V. Bibliographie 256

DRITTES HEFT:

I. Ungarn und Serben, von Paul Hunfalvy 273

II. Die Geologie in Ungarn, von Dr. Josef Szabó 297

III. Die heimgekehrten Bände der «Corvina», von Dr. Gustav Heinrich 321

IV. *Literatur:* «Das ungarische Unterrichtswesen am Beginne des Jahres 1875» und «Josef Körösi, die Sterblichkeit in Budapest», besprochen von Prof. Joh. Heinrich Schwicker 341

V. Kurze Sitzungsberichte. *(Academie der Wissenschaften:* Die chemische Energie der Körper, besonders des Knallgases. — Die chemische Beschaffenheit der Peptone. — Die Lichenen in Südungarn. — Die Geschwindigkeit der Wellenbewegung in biegsamen Schnüren. — Der phonetische Werth der sogenannten weichen Aspiraten im Altindischen. — Ein Triennium academischen Lebens und Wirkens. — Graf Emerich Mikó. — Die

Seite

ungarische Poesie zur Zeit des Königs Mathias. — Ueber Wirkungen in die Ferne. — Alexander Bertha, ein Günstling und Vertrauter Széchenyi's. — Zur geologischen Kenntniss der Karpathen. — Nummuliten-Bildungen. — Das Dihydroxyphaenilethan. — Zur Classification der Trachyte. — Die Structur der Dentinzähne. — Die Herstellung eines Gewichts-Kalorimeters. — Shakespeare's Fühlen und Denken. — Principien und Regeln der ungarischen Rechtschreibung. — Die Tagebücher und Manuscripte Stefan Széchenyi's. — *Historische Gesellschaft:* August Szalay. — Die ungarischen Husaren im schmalkaldischen Krieg. — Zunftgepflogenheiten in Siebenbürgen. — Das Erdödy'sche Archiv. — Topographische Aufnahmen und Beschreibungen ungarischer Schlachtfelder. — *Naturwissenschaftliche Gesellschaft:* Versuche über die Wärmeleitungsfähigkeit des Wasserstoffes, über die Constanz der Materie und die Diffusion der Gase. — Ueber die Empfindlichkeit mancher Gasflammen für den Schall. — Gymnospermia bei einer Tulpe. — Die Umwandlung der galvanischen Energie durch die Gramme'sche Methode. — Die Bestimmung der temporären Härte des Trinkwassers. — Bestimmung des Arsens. — Eigenthümliche Thalbildungen im Bihargebirge. — Eine Bergrutschung in Altofen) 363

VI. Die k. ungar. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. 382

VII. Revue ungarischer Zeitschriften, 1877, I. Semester 385

VIII. Ungarische Bibliographie 395

VIERTES HEFT:

I. Der Anthropologen- und Archäologen-Congress in Budapest, von Paul Hunfalvy 401

II. Die ungarische Dichtung der Gegenwart, von Dr. Adolf Dux . 420

III. Zum ungarischen Strafgesetz. Exposé von Dr. Theod. Pauler . 442

IV. Zur Erinnerung an J. V. Poncelet, von Dr. Eug. Hunyady . . . 458

V. *Literatur:* 1. Ungarische Reichstags-Acten, ed. Dr. Wilhelm Fraknói, angezeigt von Dr. H. Marczali 470

2. Fr. Pesty, die ehemaligen Walachen-Districte des Severiner Comitates. — 3. Derselbe, die Besitzverhältnisse des serbischen

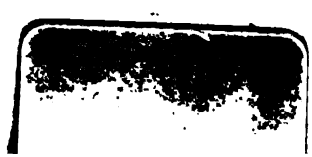
Seite

Despoten Georg Brankovics in Ungarn. — 4. Theodor Ortvay, Margum und Contra-Margum. — 5. Dr. Eug. Szentkláray, prähistorische Ansiedlungen in Torontál. Angezeigt von Prof. J. H. Schwicker 480

VI. Kurze Sitzungsberichte. *(Academie der Wissenschaften:* Die Székler Militärgrenze. — Ueber die Entzündung. — Ueber Verespataker Goldbleche. — Definitive Bahnbestimmung des Cometen 1874, V. — Ein radial-faseriger Serpentin von Eisenstein aus Moravicza. — Der turkomannische Dichter Makhdumkuli. — Die Revision der ungarischen Rechtschreibung. — Vier Bischöfe aus dem Hause Thurzó. — Die ungarischen Donauinseln. — Jean Victor Poncelet. — Die Beziehungen zwischen der chemischen Beschaffenheit und der Härte des Eisens. — Das Erdő-Bényer Mineralwasser. — Das Princip vom Verharren der Energie. — Die Bestrebungrn des Auslandes auf dem Gebiete der Astronomie. — Die November-Sternschnuppen. — Der Festus-Codex der «Corvina». — Enea Silvio Piccolomini. — Der Leutschauer Hochaltar. — Alexius Fényes. — Die geologischen Verhältnisse der Vörösvágás-Dubniker Opalgruben. — Die Benennungen einiger prähistorischer Culturobjecte im Ungarischen. — Corpus veterum poetarum hungaricorum. — Franz Entz . . 487

VII. *Kisfaludy-Gesellschaft:* Originale und übersetzte Dichtungen. — Hero und Leander in der Volkspoesie. — Gustav Steinacker. — Petrarca und Alexander Kisfaludy. — Petőfi's Jugendlebeu und Wanderjahre. — Zwei Gedichte Petőfi's. — Beziehungen der Kisfaludy-Gesellschaft nach Aussen 498

VIII. Revue ungarischer Zeitschriften, 1877, II. Semester 510

IX. Ungarische Bibliographie 515

X. Inhaltsverzeichniss des I. Bandes der «Literarischen Berichte» 517